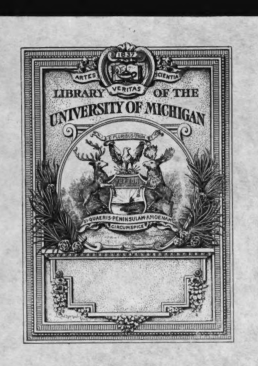


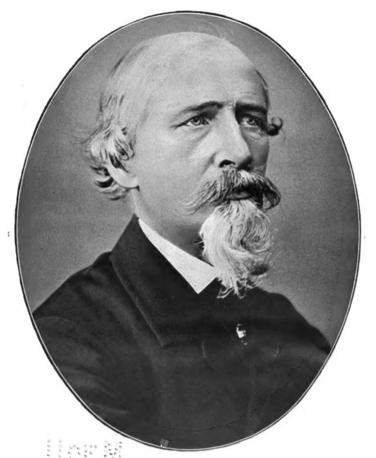
Emanuel Geibel, Sänger der Liebe, Herold des Reiches

Karl Theodor Gaedertz


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Emanuel Geibel.



Treu der Deine

Emanuel Geibel.

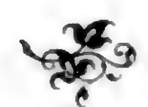
1870.

Aus: Gaedertz, Emanuel Geibel.

Leipzig, Georg Wigand.

Emanuel Geibel

Sänger der Liebe, Herold des Reiches.



Ein deutsches Dichterleben

von

Karl Theodor Gaedertz.

Mit Abbildungen und Faksimiles.



Leipzig,
Georg Wigand.

1897.

Druck von Julius Mäser in Leipzig.

Dem erhabenen Andenken

Wilhelms des Großen

Deutschen Kaisers und Königs von Preußen

zur Hundertjahrfeier 1897

huldigend gewidmet

vom Verfasser.

Vorwort.

Meine vor zehn Jahren erschienenen „Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten“, deren Widmung Seine Majestät der Kaiser und König Wilhelm I. anzunehmen geruhten, sind lange vergriffen. Dieselben unverändert wieder herauszugeben, hinderte eine überraschend reiche Fülle bisher ungedruckten Stoffes, der von allen Seiten herzuströmte. So gedieh unter Zugrundelegung des alten Textes ein neues Werk, welches dem erhabenen Andenken des hochseligen Monarchen zu widmen in Gnaden mir gestattet worden ist.

Geibels persönliche und poetische Beziehungen zum preußischen Herrscherhause durfte ich zum erstenmal authentisch schildern nach den im Geheimen Civilkabinett aufbewahrten Schriftstücken, auch sonst aus diesbezüglichen Zuwendungen von Allerhöchster und hoher Stelle schöpfen.

„Mit voller Anerkennung des treuen und wahren Bildes, welches Sie von dem dahingeschiedenen Dichter der Nachwelt überliefern“, hat Kaiser Wilhelm der Große seiner Zeit die „Denkwürdigkeiten“ entgegengenommen, und Kaiserin Augusta „in pietätvoller Erinnerung Meiner Beziehungen zu dem verstorbenen Dichter in aufrichtiger Teilnahme“. Kronprinz Friedrich Wilhelm bemerkte bei der Manuskript-Vorlage: „Es ist Aufgabe objektiver biographischer Arbeit, Leben und Wirken ihres Helden soweit zur Veranschaulichung und Darstellung zu bringen, als es zu voller Würdigung und richtiger Beurteilung desselben im Interesse des litterarischen Verständnisses der Mit- und Nachwelt erforderlich erscheint.“

Durch so hohe Zustimmung freudig gehoben, ließ ich diese ausführliche Monographie allmählich heranreifen, für welche u. a. Briefe und Gedichte aus dem Nachlaß des hochseligen Kaisers Friedrich mir noch anvertraut wurden.

Geschlossen haben sich inzwischen auf immerdar die Augen des ersten deutschen Kaisers aus dem Hause Hohenzollern, Seiner hochherzigen Gemahlin, Seines heldenhaften Sohnes, heimgegangen ist kürzlich auch Ernst Curtius und manch' andere hervorragende Persönlichkeit, die der Kaiserlichen und Königlichen Familie wie ihrem Sänger nahe gestanden und meiner Forschung Förderung und Gunst erwiesen haben.

Ihr Blick kann leider nicht mehr auf dem jetzt fertigen Buche ruhen.

Dasselbe ist als Quellenwerk zu betrachten. Ich ging von dem Grundsatze aus, durchweg nur dargebotenes Neues oder selbst Entdecktes zu bringen; und da dieses Eigene auch das Wichtigste und Bedeutendste umfaßt, so darf der Leser sicher sein, alles Wissenswerte beisammen zu finden. Mit manchen Einzelheiten halte ich freilich einstweilen zurück, da die Zeit ihrer Veröffentlichung mir noch nicht gekommen zu sein scheint. Die einschlägige Litteratur ist mir natürlich bekannt; sie bietet viel Schönes und Erhebendes, aber auch Einseitiges und Falsches. Letzteres habe ich berichtigt oder mit Stillschweigen übergangen und meine in verschiedenen Punkten abweichenden Ansichten nicht zu ändern vermocht. Ich konnte z. B. Geibels Jugendliebe Cäcilie schlechterdings nicht nebenher behandeln. Seine eben erschienenen Nachlaßgedichte bekunden, daß ich daran recht gethan. Im übrigen bemühte ich mich bei meinem Gange durch Geibels Leben, sobald ich auf schon Bekanntes traf, mit kurzer Andeutung über die Sache hinwegzugehen, malte auf dem vorhandenen Untergrunde manch' kleines Bild, das uns die Person des Dichters deutlicher zeigt, und flocht ungedruckte Briefe hinein, sowie zahlreiche noch nicht publicierte Gelegenheitspoesien, ihre Entstehung nachweisend.

„Der Haß ist parteiisch", sagt Goethe, „aber die Liebe noch viel mehr." Sie erblickt selbst in Nebensächlichem, an sich Unbedeutendem etwas, das wert des Erwähnens und Aufbewahrens. Doch bestrebte ich mich, keine auf das

Kleinliche und Leere ausgehende Nachstreife zu geben; konnte ich ja aus dem Vollen schöpfen, wie wohl bisher noch kein anderer Autor.

Schließlich über die Faksimiles und Porträts einige erläuternde Worte.

Unter den vielen Autographen ein paar besonders charakteristische herauszusuchen, war nicht leicht. Mich beseelte der Wunsch, die beiden Hauptrichtungen Geibels, seine lyrische und politische, hier handschriftlich vor Augen zu führen. Dieser Gesichtspunkt ließ mich ein inniges, schwermütiges, melodiöses Minnelied und zwei kraftvolle, gedankenreiche, patriotische Distichen wählen, das erstere aus der Sammlung des Herrn Lieutenant Hellmuth v. Lucius, die letzteren von Frau Geheimrat Ilse Warnecke geb. v. Landwüst mir zur Verfügung gestellt aus dem von ihrem verstorbenen Gatten nach 1870/71 angelegten Album mit den Wappen und selbstgeschriebenen Wahlsprüchen sämtlicher Fürsten, Feldherren und führenden Geister, die sich um die Einigung der deutschen Stämme zum festen Bunde in Krieg und Frieden verdient gemacht haben. Zur Erklärung des Geibelschen Wappens erinnere ich an seinen Vers: „Das Zeichen der Familie die rot' und weiße Lilie."

Für unsern Dichter sind von größter Tragweite gewesen die wenigen, inhaltsschweren Federstriche, welche König Wilhelm auf die Immediateingabe der Fürstin zu Carolath-Beuthen vom 27. August 1868 geschrieben hat und zwar noch an dem Tage, an welchem das Gesuch nach Babelsberg gelangte. Diese eigenhändige Niederschrift des hochseligen Monarchen in getreuem Faksimile-Abdruck bringen zu dürfen, verdanke ich dem Wohlwollen des Geheimen Kabinettsrats, Wirklichen Geheimen Rats Herrn Dr. v. Lucanus.

Mit Teilnahme und nicht ohne Rührung wird man auch die ehrenden Zeilen betrachten und lesen, welche Kronprinz Friedrich Wilhelm, unser edler Kaiser Friedrich, beim Ableben Emanuel Geibels an Ernst Curtius gerichtet hat.

Was nun die Bildnisse betrifft, so zeigt das eine den Kopf des jungen Geibel aus dem Jahre 1840 nach einer wahrscheinlich von Hermann Kretzschmar in Athen angefertigten Zeichnung, kurz vor der Rückreise nach Deutschland. Das zweite Porträt, nach einer Photographie von Linde in Lübeck, stammt aus dem Jahre 1870. Die Unterschriften datieren aus der nämlichen Zeit. Mich leitete bei der Wahl dieser Bilder, abgesehen von ihrer bezeugten Aehnlichkeit, auch noch die Erwägung, daß es Geibels Verehrer und Verehrerinnen interessieren werde, seine Gesichtszüge gerade aus diesen bedeutenden Epochen kennen zu lernen: so sah der Jüngling und verliebte Lyriker aus, da er zuerst seine „Gedichte" in die Welt schickte und gleich die Herzen der Frauen und Jungfrauen entzückte, und so schaute der gereifte Mann und glühende Patriot drein, dessen „Heroldsrufe" den deutschen Einheitsgedanken von hoffnungsvollen Träumen bis zur historischen Verwirklichung preisen.

„Man nannte ihn den Poeten der Backfische", sagt in seiner deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts Heinrich v. Treitschke, der ihn ebenda aber auch bezeichnet als den „glücklichen Sängerherold des neuen Reiches."

Emanuel Geibel selbst drückt sich über die beiden Seiten seines Dichterberufes folgendermaßen aus:

Rosen gewann ich mir einst von den Frau'n als Sänger der Liebe;
Jetzt von der Eiche zum Schmuck gönnt mir, ihr Männer, ein Reis!
In der Zerstückelung Zeit das Panier aufwerfend der Hoffnung,
Dreißig Jahre getreu rief ich nach Kaiser und Reich.

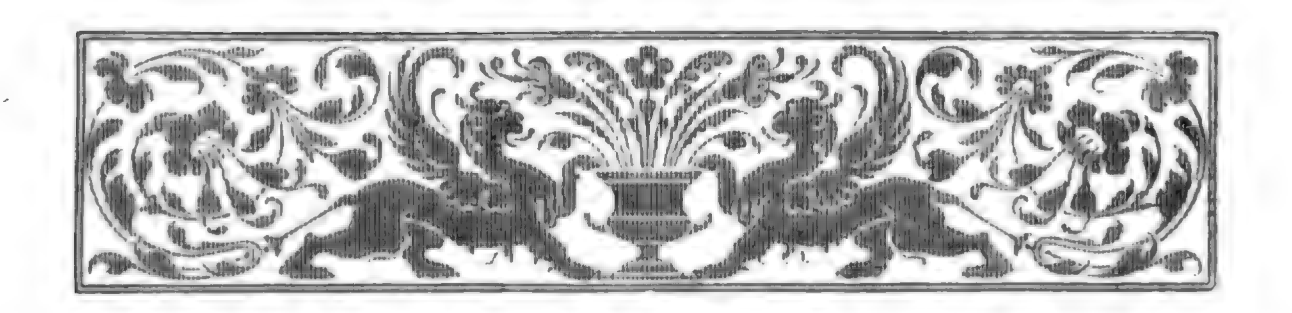
Berlin, 22. März 1897,
am Tage der Enthüllung des Nationaldenkmals
für Kaiser Wilhelm den Großen.

Dr. Gaedertz.

Inhalt.

Anhang.

Abbildungen und Faksimiles.



Vater und Mutter.

Im Jahre 1798 am 11. Juni wurde ein blutjunger Geistlicher, der zweiundzwanzig Lenze zählte, als Nachfolger im Amte von Otto Friedrich Butendach zum Pastor der kleinen, evangelisch reformierten Gemeinde Lübecks erwählt: Johannes Geibel. Derselbe, geboren zu Hanau am 1. April 1776, hatte nach Absolvierung seiner theologischen Studien auf der hessischen Landesuniversität Marburg kurze Zeit in Kopenhagen eine Hofmeisterstelle bekleidet und auf Empfehlung des Bischofs von Seeland, Friedrich Münter, die Berufung nach der alten Hansestadt erhalten.

Bei seinen großen Geistesgaben, persönlicher Liebenswürdigkeit und stattlicher Erscheinung, konnte es ihm nicht fehlen, daß er bald Herz und Hand einer anmutigen Jungfrau aus vornehmer Lübeckischer Familie gewann. Elisabeth Luise Ganslandt[1]), am 19. Mai 1778 geboren, ward in der St. Marienkirche den 30. Dezember 1798 als Eheweib ihm angetraut.

---

[1]) Deren Eltern waren: Röttger Ganslandt, geb. den 26. Jan. 1740, Kaufmann in Lübeck, verheiratet am 6. April 1772 mit Johanna Wilhelmine Souchay, des Esaias Souchay Tochter, geb. den 22. Dez. 1746, starb den 25. Okt. 1818.

Im Kopulations-Register [1]) heißt es darüber:

392. Laus Deo. 1798

Decbr.
d. 30t. Dom. Den Sonntag nach
Heiligen Weyn-Feste u.
am Heiligen Drey
Cönigs Feste
zum ersten u. zweten Mahl.
Prediger der reformirten
Gemeine
Herr Johannes Geibel
und
Elisabeth Louise Ganslandt
durch Cons. des Herrn Cons.
Lembke Magnif:
werden Hochzeit machen bey der
Madame Ganslandt
in der Fischstraße und
sodann durch den Herrn v. d.
Hude Copul. werden.

Das junge Paar bezog das der reformierten Gemeinde gehörende und noch heute unversehrt gebliebene ehemalige Pastorat, in der unteren Fischstraße 106 (jetzige Nummer 25) — zwischen Marienkirche und Trave — belegen: ein altes, in sechs Stockwerken aufsteigendes Gebäude mit oben flach abgeschnittenem Giebel, in der Mitte die Hausthür, das Portal von tüchtiger Steinmetzarbeit reich und künstlerisch verziert, als schönster Schmuck, als Symbol gleichsam, zwei Genien, die in ihren Händen Palmen und Kränze hochhalten: die Wohnstube mit einundachtzig Fensterscheiben, die Diele — mit der alten Wanduhr — geräumig, im Hofe ein grünender Weinstock.

Das Praktische und Emsige, welches den Lübeckerinnen eigen zu sein pflegt, vereinte sich mit dem Netten und Adretten der Fran-

[1]) Trau / oder | Abstündigungs-Buch | angefangen von | A. Klüver | Ao 1773. primo Jan. Fortgesetzet von | Johann Jacob Bousset | als | erwehlter Küster unter Gottes Segen von Ultimo December 1788 | bis den 31. Decbr 1801 beendiget von Reinhd Hinrh Schmidt.

zösinnen bei Frau Luise, die mütterlicherseits aus der vom Loire-gestade nach Frankfurt am Main und Lübeck übergesiedelten Emigrantenfamilie Souchay de la Duboissière stammte. Eine thätige Hausfrau und zärtliche Mutter, stets heiteren Gemütes, sang sie den Kindern gern Romanzen mit Klavierbegleitung vor, beteiligte sich an ihren geselligen Spielen und Spaziergängen und pflanzte in die empfänglichen Herzen Liebe zur Natur.

Johannes Geibel, tiefreligiös, doch nichts weniger als Pietist, besaß eine bedeutende Schriftkenntnis, hinreißende Rednergabe und eine ernste, seelenvolle Persönlichkeit, welche ihren Zauber auf niemanden verfehlte.

Aus meiner Knabenzeit erinnere ich mich seiner noch lebhaft, schreibt mir mein Freund und Landsmann Theodor Souchay[1]). Eine hohe, kräftige Greisengestalt, mit scharfblickendem und doch mildem Auge, das edle Antlitz umrahmt von silberweißen Locken, so sehe ich ihn im Geiste durch die Straßen wandeln und in den schattigen Promenaden der Wälle sowie in den schönen Alleen vor Lübecks Thoren, ehrfurchtsvoll gegrüßt von allen Seiten, von jung und alt. So sehe ich ihn noch auf der Kanzel und am Altar stehen und in gewaltiger, poetischer Rede mit einer Ueberzeugungstreue, ohne jeglichen Zelotismus, zündend auf die Herzen seiner andächtigen Zuhörer wirken. In hohem Maße gesteigert wurde diese Wirkung durch sein sonores und wohllautendes Organ. Seine ganze imposante Erscheinung glich einem Helden im Priestergewande. Und er war ein Held. Das bewies er in jener Zeit des ersten Napoleonischen Kaiserreiches, nachdem Preußen in der Schlacht bei Jena zu Boden geworfen war, und nach der Schlacht in Lübecks Mauern, welche Blücher, auf Irrwegen von Jena flüchtend, gegen

---

[1]) Dessen Großvater mütterlicherseits war Bruder der Pastorin Geibel und hatte eine geborne Croll zur Frau, die Schwester meiner Großmutter Senatorin Gaedertz sowie meiner Großtante Konsulin Marty, deren Sterbehaus auch das Emanuel Geibels geworden ist. Die Geschwister, Mitglieder der reformierten Gemeinde, verehrten in dem alten Geibel ihren Seelsorger und standen in regem, freundschaftlichem Verkehr mit demselben.

die Franzosen verlor. Der Marschall Davoust führte damals seine bekannte Gewaltherrschaft in Hamburg und Lübeck als Statthalter Napoleons. Wer sich irgendwie Widersetzlichkeiten erlaubte oder sein politisches Mißtrauen erwarb, war entweder ein Kind des Todes oder einer sehr harten Haft gewiß. Er hatte befohlen, daß in allen Kirchen in das Gebet nach dem Gottesdienste ein Passus eingefügt werde, welcher den Kaiser und seine Regierung dem Schutze und der Gnade des Höchsten empfahl. Während diesem peremptorischen Befehl nun von sämtlichen Geistlichen Folge geleistet wurde, that Geibel es nicht. Die reformierte Gemeinde war zwar nicht groß, und man kümmerte sich im allgemeinen wenig um sie, aber die feinen Spürnasen der französischen Polizei erfuhren doch bald diese Unterlassungssünde, und die Sache kam vor Davoust. Geibel wurde sofort citiert. Der Marschall fuhr ihn barsch an und fragte ihn, ob er wohl wisse, daß sein Leben auf dem Spiel stehe, wenn er den Anordnungen der Regierung trotze. Geibel antwortete in kühler Gemütsruhe, das wisse er wohl, allein er könne in diesem Falle doch nicht nach Vorschrift handeln, ohne seine Ehre als Deutscher einzubüßen. Davoust solle sich denselben Fall einmal umgekehrt denken in seinem Vaterlande Frankreich, und ob er dann Respekt vor einem französischen Prediger haben könne, welcher den Feind und Eroberer in sein Gebet schlösse? Als tapferer Soldat könne er diese Frage mit gutem Gewissen wohl nicht bejahen, ohne sich bloßzustellen. Er möge mit ihm machen, was er wolle; so lange er auf der Kanzel, bete er nicht für den Feind seines Vaterlandes. Habe er die Wahl zwischen Ehrlosigkeit und Tod, so ziehe er den letzteren vor; denn wenn die Geistlichen keinen moralischen Mut bekundeten, was könne man dann von ihrer Gemeinde verlangen? — Diese furchtlose Antwort imponierte dem französischen Marschall so sehr, daß er Geibel ohne weiteres entließ und ihn nicht mehr belästigte.

Gerade durch diese schweren Zeiten, in den Schreckenstagen von 1806 und in den folgenden sechs Jahren eines unheimlichen Drucks der Fremdherrschaft, war der junge Prediger mit seiner

neuen Heimat eng verwachsen, so eng, daß er eine ehrenvolle Berufung nach Bremen ausschlug.[1]) In seiner am 30. November 1806 bei der Wiedereröffnung des Gottesdienstes nach der Schlacht bei und in Lübeck gehaltenen Predigt, die er unter dem Titel „Ermunterung zur Verläugnung des ungöttlichen Wesens“ zum Besten der durch die Kriegsübel verarmten Einwohner in den Druck gab, dankte er dem Höchsten, der zu rechter Stunde erschienen als Retter, als Helfer; prophetisch schaute er, wie all die Leiden die Herzen zerbrochen hätten, wie das himmlische Saatkorn aufginge in denselben. „Ist's ein Traum, was mit Wonne des Himmels mich erfüllt? ist's Wahrheit? O Christen, laßt zur Wahrheit es uns machen!“

Als im Frühling 1813 die drei Schwesterstädte sich erhoben und ein Freikorps, die hanseatische Legion, ausrüsteten, war es Johannes Geibel, der auf dem Markte zu Lübeck die von den Frauen heimlich gestickten Fahnen (als Feldzeichen das hanseatische Kreuz, rot auf weißem Grunde) weihte, mit denen die Freiwilligen auszogen. An sie richtete der begeisterte Vaterlandsfreund einen poetischen Aufruf, zu singen nach der Melodie „Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark.“

---

[1]) Ich entnehme diese interessante Thatsache einem ungedruckten Briefe des Lübecker Buchhändlers Bohn an seinen Schwager Frommann in Jena, den Freund Goethes: „Geibels Manuskript habe ich noch nicht, trotz alles Treibens. Er hat einen Ruf nach Bremen bekommen, weiß sich nicht zu raten, ob er ihn annehmen soll, und in dieser Ungewißheit wird er nicht korrigieren mögen. Ein großer Verlust wäre es, ginge er fort, — ich mag gar nicht daran denken.“ Noch viel weniger hätte er ahnen können, daß dem evangelischen Geistlichen später ein Sohn geboren werden sollte, dessen Vaterstadt andernfalls Bremen gewesen sein würde, ein Sohn, auf den Lübeck stets mit Stolz blicken wird. Johannes Geibel stand mit bedeutenden Bremern, u. a. mit dem Bürgermeister Smidt und dem Prediger Gottfried Menken in naher Verbindung. Außer dieser Bemühung vom Herbst 1806, ihn nach Bremen zu ziehen, erfolgte 1814 noch ein Antrag nach auswärts („wohin?“ bemerkt das Kirchenbuch), den Pastor Geibel ebenfalls ablehnte, wofür ihm in Anerkennung seiner seltenen Eigenschaften das Gehalt bedeutend erhöht wurde, auf 4000 Mark Courant. Zweimal drohte also uns Lübeckern die Gefahr, Emanuel Geibel nicht unseren engeren Landsmann nennen zu dürfen.

[illegible]

[illegible]

Und wir, wir [illegible]
Und schweigen, [illegible]
Nein! Fluch dem Knecht, der's länger trägt,
Daß Willkür uns in Fesseln schlägt!
Wir sind an Kraft noch reich.

Reich sind wir: denn mit uns ist Gott!
Er ist der Schwachen Arm.
Er macht uns alle felsenfest,
Daß jeder gern sein Leben läßt,
Von Bruderliebe warm.

Gott ist mit uns, mit uns ist Gott!
Fort, Brüder, in die Schlacht!
Gott selbst zieht kämpfend vor uns her,
Wir streiten nur zu seiner Ehr':
Durch uns wirkt Seine Macht.

Für Freiheit, ha! groß wird das Herz,
Für Gott, fürs Vaterland!
Was ist uns Müh', was alle Not?
Wer Gott lebt, dem stirbt selbst der Tod.
Wir stehn in Gottes Hand.

Gott, unserm Gott, sei Lob und Ehr,
Ihn preise alle Welt!
Er kommt in schweren Wettern her,
In Frost und Hungersnot naht Er,
Und Roß und Wagen fällt!

Gott, unserm Gott, sei Lob und Ehr,
Ihn preise unser Mut!
Der Frevler fällt, Sein Volk ersteht,
Wird neubelebt, Sein Odem weht!
O, unser Gott ist gut.

Mit Gott bau'n wir das Vaterland,
Im Vaterland Sein Reich.
Drum, Brüder, auf! ein heil'ger Krieg
Ist unser Krieg, Gott giebt den Sieg,
Gott hilft und schützet Euch!

Und hebt zum Streite ihr den Arm,
Erhebt das Herz zu Gott!
Den Frieden Gottes in der Brust,
Erkämpft ihr so des Friedens Lust!
Erhebt das Herz zu Gott!

Zwei Monate nach der einmütigen deutschen Erhebung kamen die Franzosen zurück. Geibel wurde nun als Verräter geächtet und mußte im schwedischen Hauptquartier Zuflucht suchen.

Ja, als Seelsorger und Patriot hat derselbe großen Segen gestiftet, die Kirchenordnung seiner Gemeinde eingerichtet und ein neues Glaubensleben in der alten Hansestadt angebahnt. Ernst Curtius' Vater gehörte zu den lebendig Ergriffenen und konnte seine amtliche Stellung als Syndikus benutzen, um seinem Freunde fest zur Seite zu stehen, wenn pedantische Beschränktheit ihn etwa in seiner anregenden Wirksamkeit hemmen wollte.

Dabei war der alte Geibel auch, wie wir schon sahen, dichterisch veranlagt. Ich habe früher sogar behaupten hören, er sei in noch höherem Grade Poet gewesen, als sein Sohn Emanuel. Das ist natürlich sehr übertrieben. Auf dem Felde der geistlichen Liederdichtung hat er einzelnes verfaßt, das an Paul Gerhard und Philipp Nicolai erinnert und in verschiedenen Gesangbüchern einen Platz gefunden hat.

Geh auf, du heller Morgenstern;
Erleucht' uns, ew'ges Licht des Herrn,
Du Anfang aller Dinge!
Das Leben bist du, bist das Licht,
Das herrlich unsre Nacht durchbricht:
Dein hohes Lob erklinge.
Kräftig, stille,
Herz durchdringend,
Tod bezwingend
Wirkt dein Leben,
Uns Gefallne zu erheben. —

Wie oft habe ich dieses Lied zu Lübeck in der Kirche mitgesungen! Der Geist der alten Sänger war in ihm neu erwacht.

Predigten und Schriften theologischen Inhalts sind von Johannes Geibel erschienen, zumal bei Gelegenheit des bekannten Verfahrens der Herzoglich Braunschweigischen Regierung wider seinen Sohn Karl. Im Manuskript existiert noch manches Gedicht und zwar, meines Wissens, durchweg geistlichen Charakters. Wohl eines seiner ältesten ist das folgende:

Wahrheit kommt vom Himmel nieder
Auf des Lebens öden Strand,
Bringt auf sonnigem Gefieder
Kunde her vom bessern Land,
Facht der Sehnsucht heilig Feuer
Uns im tiefsten Busen an.
Da erwacht ein Geist, ein neuer,
Der sich selbst nicht fassen kann.
Er durchbricht das enge Leben,
Das ihn noch gefangen hält:
Wunderbare Arme heben
Ihn in eine Wunderwelt;
Töne, die er nie vernommen,
Dringen in sein Leben ein,
Herrliche Gestalten kommen
Glänzend wie der Sonnenschein.
Und der Vorwelt Geister gehen
Liebend zum Entzückten hin,

Lehren einfach ihn verstehen
Der Natur geheimen Sinn.
Und ihm sinkt der Zukunft Schleier,
Und prophetisch wird sein Wort;
Näher strebt der Geist und freier
Zu dem Quell des Lebens fort.
Willst du dieses Wunder schauen?
Gieb in Demut nur dich hin;
Kämpf' und dulde mit Vertrauen,
Und verkläret wird dein Sinn.
Wahrheit wird sich mit dir einen,
Gotteskraft in Glück, in Not;
Blumen blühen dann aus Steinen,
Und verschwunden ist der Tod.

Auf einem vergilbten Blättchen steht das Lied:

Im rosigen Lenze des Lebens
Da war mir das Herz so reich,
Ich lebte im kindlichen Glauben
Und fühlte den Engeln mich gleich.

Da kamen die Freuden geflogen
Und schmückten mit Blumen mein Haupt,
Gesucht hab' ich nimmer die Freuden,
Geliebt hab' ich nur und geglaubt.

Doch nun ist mir Alles entschwunden,
Es ist mir die Welt so alt,
Des Glaubens Farb' ist verblichen,
Das Leben trocken und kalt.

Es wogen die Sorgen im Busen,
Es darbet das liebende Herz,
Nur Sehnsucht ist mir geblieben;
Was heilet den sehnenden Schmerz?

Da droben über den Sternen
Da weilet der Friede nur,
Da fließet die Quelle der Freude,
Dort, dort ist der Seligen Flur.

O trage mich, ihr himmlischen Mächte,
Hinauf zum [illegible] Land,
Daß Liebe den Suchende finde,
Den Vater im heimischen Land.

Jacobis Philosophie brachte ihm die ersehnte Heilung. Davon zeugt ein anderes Poem, dessen Versmaß und Ton Emanuel bei Abfassung seiner Ballade „Schön Ellen“ vorgeschwebt haben mögen; es betitelt sich

Rettung:

Wild brausten die Stürme der Zeit daher,
Es türmten sich Wogen auf Wogen:
Ein gräßlicher Schaum war das Lebensmeer,
Der Himmel von Wettern umzogen:
Da schwebte ich hin auf leckem Schiff,
Umringt von tausend Gefahren;
Hier droheten Klippen und dort ein Riff,
Dort Ungeheuer in Scharen.

Und immer stieg und stieg die Not,
Verzweifelnd sank ich darnieder:
Zerrissenen Herzens rief ich: O Gott!
O Gott! hilf du mir doch wieder!
Ein Sternlein laß leuchten in dieser Nacht,
Gebeut den wilden Gewalten!
Dann sei dir mein Leben zum Opfer gebracht,
Dann will ich an dich nur mich halten.

Und plötzlich verstummte der Stürme Wut,
Hell ward es am Himmel droben,
Zum Spiegel geebnet die kochende Flut;
Das Herz ward wieder gehoben.
Ich stand und sah ein Eiland grün,
Auf ewigen Felsen gegründet,
In himmlischen Farben und Düften blühn,
Laut ward mir der Friede verkündet.

„Komm," rief es mir zu, „komm eilend ans Land
Und ruhe von deinen Mühen!
Hier findest du Brüder, dir alle verwandt,
Hier Glauben und Liebe dir blühen;
Hier wird mit der Wahrheit die Seele erquickt,
Hier tröstet die Hoffnung die Herzen,
Und alle, von ewigen Gütern beglückt,
Erfreun sich der Früchte der Schmerzen.

Wir dienen hier alle einem Herrn,
Der liebend sich uns erworben!
Wer sollte dem Hohen nicht dienen gern,
Der für uns alle gestorben?
Durch ihn sind wir versöhnt mit Gott,
Er gab mit Menschen uns Frieden;
Er lebt! und bei ihm ist nicht Not und nicht Tod,
Mit ihm ist schon Himmel hienieden."

Ich folgte dem Ruf, dem Himmelsgesang,
Und fühlte mich neugeboren,
Der Geist des Friedens mich innig durchdrang,
Den längst in der Welt ich verloren.
Jetzt war ich in der Kirche des Herrn,
Auf ewigen Felsen gebauet,
Und in mir strahlte von neuem der Stern,
Den einst als Kind ich geschauet.

O kommet doch, ihr, von des Lebens Mühn
Und heißen Kämpfen ermüdet!
Bei ihm wird euch Ruh und Erquickung blühn,
Kein Sturm, kein Wetter hier wütet.
Kommt! Sanft ist sein Joch und leicht seine Last:
Wollt ewiges Heil ihr verscherzen?
Seht! Er, deß Macht die Welten umfaßt,
Er bittet um euere Herzen.

Als weitere Proben von Geibels Begabung auf dem Felde der geistlichen Lyrik teile ich hier aus seinen Manuskripten zwei formvollendete Sonette mit:

Das Harmoniechord.

Sind es Stürme, die mit mächt'gen Schwingen
Doch harmonisch mir das Ohr berühren?
Hör' ich Glocken, die zum Tempel führen,
Feierlich in heitern Höhen klingen?

Sind es Wellen, die durch sanftes Ringen
Mit den Blumen tief das Herz mir rühren,
Lassen Geister sich hier um mich spüren,
Deren Stimmen meinen Geist durchdringen?

Oder sind's der Engel heil'ge Chöre,
Die bald stark, bald sanft des Lammes Ehre
Preisen dort im ew'gen Sonnenscheine?

Wunder sind es, die entzückt ich höre!
Alles ist's — doch weiß ich nur dies eine —
Daß in Sehnsucht nach dem Herrn ich weine.

Das Wort.

Mir hat in meines Schmerzes bittern Tagen
Des Fackel-Jünglings Mund dies Wort gegeben:
„Die Ewigkeit ist alles, nichts das Leben."
Und gläubig eilt' ich's in die Brust zu tragen.

Seitdem begann die Mitternacht zu tagen.
Ich fühlte gleich des Frühlings Düfte weben,
Des Trostes Hauch vom Himmel niederschweben,
Und stummer wurden Seufzer-Laut und Klagen.

Jetzt steh' ich fest dem Schicksal, aufgerichtet
Das Haupt zu dem, der über Sternen richtet,
Der meiner Schmerzen bangen Kampf geschlichtet.

Und aufwärts, aufwärts will die Seele streben,
Denn sie hat ganz dem Wort sich hingegeben:
„Die Ewigkeit ist alles, nichts das Leben."

Diese innigen Verse sind unterzeichnet: Lübeck, den 14. April 1825

Goethes Mignon singt: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn?“ und Geibel fragt in einem 1830 verfaßten Liede:

Kennst du den Born, aus dem die Jugend quillet,
Der ewig frisch das Erdenthal durchfließt?
Der Sehnsucht weckt und alle Sehnsucht stillet
Und Gottes Frieden in das Herz ergießt?
Kennst du den Born? Es ist das Wort vom Leben,
Das Gott in seinem Sohne uns gegeben.

Trinkst du des Borns, so wird dein Auge helle;
Du siehst in Gottes Vaterherz hinein,
Und aus der Liebe Meer kommt warm die Welle
Und macht dein sündbeflecktes Leben rein.
Trinkst du des Borns, so wirst du — sonst verloren —
Zu Gottes Kind erneuet, neugeboren.

Der Dichter führt in fünf weiteren Strophen aus, wie ein Trunk aus diesem Born neue Kräfte schafft, zur Liebe und zum Guten treibt, die Schmerzen kühlt, des Todes Stachel benimmt, den Geist zu stillem Werke anregt und ewige Jugend verleiht:

Drum sei ein Kind und glaube treu dem Worte,
Das dir der Vater in dem Sohne spricht;
Die Liebe lieb', hoff' alles von dem Horte!
Die ew'ge Liebe täuscht den Glauben nicht.
O trink des Borns! Im Glauben, Lieben, Hoffen
Ist ew'ge Jugend dein, der Himmel offen.

In einem ebenfalls nur handschriftlich erhaltenen Liede ruft er mahnend:

Wachet! denn ihr wißt die Stunde,
Da der Herr erscheinet, nicht.
Plötzlich, hört's aus seinem Munde!
Kommt er, wie des Blitzes Licht.
Von der Engel Schar umgeben
Wird er sichtbar niederschweben,
Nicht, wie einst, in Dürftigkeit,
Nein, in Gottes Herrlichkeit.

Die Posaune wird erschallen,
Und zu ihm, der sie erkennt,
Werden die Erwählten wallen,
Nimmer nun von ihm getrennt.
Aber seine Feinde zittern
Bleich vor seinen Zorngewittern,
Nun verstummt ihr frecher Spott,
Denn der Menschensohn ist Gott.

Wachet! auch die Todesstunde,
Die bestimmte, wißt ihr nicht!
Bald erstarrt die Red' im Munde
Und erlischt der Augen Licht.
Heil dann dem, der sich bereitet,
Der stets betet, wacht und streitet;
Ihm geht in der Todesnacht
Auf der ew'gen Sonne Pracht.

Als Johannes Geibel nach fast fünfzigjähriger seelsorgerischer Thätigkeit Ostern 1847 sein Amt niederlegte und am 11. April seine Abschiedspredigt hielt, worin er die Worte des den Aeltesten zu Ephesus Valet sagenden Paulus (Apostelgeschichte 20, 32) auf seine Lage anwandte, empfand man den Verlust des hochverdienten Greises auf das Tiefste. In vielen schwierigen Lagen und Zeiten war er ja Lehrer und Freund, Ratgeber und Vorbild gewesen nicht nur seiner Gemeinde, sondern der ganzen Stadt, auch als Freimaurer, als Meister der St. Johannis-Loge zum Füllhorn. Dem Doktor der Theologie und Pastor der reformierten Gemeinde widmete das geistliche Ministerium eine ehrenvolle Adresse.

Zeichen der Liebe wurden ihm von hoch und niedrig. Ein treuer Teilnehmer an seinen Bibelstunden pries ihn in einem tiefempfundenen Liede als ihren Vater, als den Mann, durch den der Herr sie hingeführt zur Quelle aller Wahrheit, zur heiligen Schrift, zum Lichte und zur Klarheit. Seine Anhänger brachten ihm ein auf ihren Wunsch von Emanuel gedichtetes Ständchen, gesungen nach der Melodie „Ein' feste Burg 2c.“:

Verzage nicht, du kleine Schar,
Halt' fest am guten Glauben,
Halt' fest und laß dir nimmerdar
Den Geist der Freiheit rauben!
Wie die Feinde droh'n,
Sie tragen's nicht davon,
Unser Schwert das Wort,
Die Bibel unser Hort,
So stehn wir wohlgerüstet.

Sie möchten gern den heil'gen Geist
In ihre Satzung fassen,
Der sich doch ewig frei erweist
Und predigt auf den Gassen;
Menschenwitz und -Rat,
Reichtum, Gewalt und That,
Priestertum und Ehr',
Kriegsvolk wie Sand am Meer:
Drauf steht ihr stolzer Glaube.

Doch der die Mauern Jerichos
Anblies mit seinem Munde,
Daß vor der Kriegsposaune Stoß
Sie barsten bis zum Grunde,
Der durch Knabenhand
Den Riesen überwand,
Der über Gideon
Hieß stille steh'n die Sonn',
Er ist mit unsern Fahnen.

Drum sei getrost, du Häuflein klein,
Ob alle Welt auch tobet,
Das Reich muß dir beschieden sein,
Dir hat's der Herr gelobet.
Christus das Panier,
So steh'n, so siegen wir.
Drum mit hellem Klang
Stimmt an Triumphgesang:
Gott in der Höh' sei Ehre!

Die heißesten Segenswünsche begleiteten den Scheidenden bei der Uebersiedelung nach Detmold zu seinem dort als Prinzenerzieher wirkenden, ältesten Sohne Friedrich. Als dieser im Sommer 1849 durch einen plötzlichen und frühzeitigen Tod ihm entrissen wurde, trug sich der tiefgebeugte, vereinsamte, rasch alternde Vater mit dem Gedanken an seine, schließlich erst vier Jahre später erfolgte, Rückkehr nach dem lieben Lübeck, und hier starb er bald darauf — sein treues Weib war ihm bereits am 7. April 1841, am Dienstage vor Charfreitag, vorausgegangen — den 25. Juli 1853. Sein müder Leib wurde auf dem St. Lorenzkirchhofe vorm Holstenthore der Erde übergeben. Dicht neben den Erbbegräbnissen der verschwägerten Familien Croll, Gaedertz und Ganslandt erblickt der Wanderer ein einfaches, schwarzgußeisernes Kreuz, worüber ein Rosenstock (Gloire de Dijon), früher eine Traueresche, die Zweige neigt; auf dem epheuumrankten Rasenhügel niedrige Monatsrosen und vier kleine Lebensbäume an den Ecken: das ist der ganze Schmuck. Auf dem Kreuze aber steht zu lesen:

Johan^s^ Geibel, weiland Pastor der
evangelisch reformirten Gemeinde
zu Lübeck geb: d: 1. April 1776. gest:
d: 25. Juli
1853.

Aus der Jugendzeit.

An reichem Kindersegen pflegt es in einem Pfarrhause selten zu fehlen, auch das Geibelsche litt daran keinen Mangel.

Der eine Zeitlang in Lübeck wohnende Philosoph Suabedissen schrieb an Wilhelm Grimm: „Ich lebe viel mit Geibel. . . . Er ist zu seltener Gediegenheit der Ueberzeugung gelangt, ganz Theo-

loge oder vielmehr Christologe, und in seinem Hause ein Patriarch in der Mitte seiner acht blühenden Kinder, vier Söhne und vier Töchter."

Unter diesen Sprößlingen des glücklichsten Ehebundes war der zweitjüngste Emanuel, berufen, der Stolz zu werden nicht nur seiner Angehörigen und seiner Heimat, sondern des deutschen Vaterlandes.

Im Lübeckischen Geburts-Register findet sich über dies freudige Ereignis die folgende Eintragung:

Nr. 613.

> Heute den Vier und Zwanzigsten October Eintausend Achthundert und Funfzehn in der Kanzley der Stadt Lübeck erschien Herr Johannes Geibel Ehrn Pastor bey der hiesigen reformirten Gemeinde in der Fischstraße wohnhaft und zeigte an: daß seine Ehefrau Elisabeth Louise gebohrne Ganslandt am siebenzehnten October Nachts Zwölf Uhr ein Kind männlichen Geschlechts gebohren habe, das die Vornamen Franz Emanuel August erhalten solle, und hat Herr Comparent diesen Geburtsact mit mir unterschrieben.
>
> Johannes Geibel. C. H. Lembke secr.

Die in das Geburts- und Taufregister der evangelisch-reformierten Gemeinde zu Lübeck geschehene Eintragung ist von Geibels Vater, als Pastor derselben, vollzogen und hat nachstehenden Wortlaut:

> Franz Emmanuel (!) August Geibel, Sohn von Unterzeichnetem, und Elisabeth Louise geb. Ganslandt, wurde geboren den 17. October 1815, und getauft den 10. November. Gevattern waren: Hr. Franz Hinrich Pauli sen.; Hr. Generalconsul von Aderkass und Hr. August Ganslandt. — J. Geibel.[1])

Freiherr von Aderkaß hieß Emanuel. Somit erfahren wir, daß die Wahl der drei Vornamen zurückzuführen ist, und zwar in direkter Reihenfolge, auf die drei Paten, speziell der Rufname

---

[1]) „Die Richtigkeit dieses Auszuges bescheinigt mit Beidrückung des Kirchensiegels Lübeck den 28. Oktober 1889. W. Deiß, Pastor."

O tragt mich, ihr himmlischen Mächte,
Hinauf vom irdischen Tand,
Daß Liebe der Liebende finde,
Den Vater im heimischen Land.

Jacobis Philosophie brachte ihm die ersehnte Heilung. Davon zeugt ein anderes Poem, dessen Versmaß und Ton Emanuel bei Abfassung seiner Ballade „Schön Ellen" vorgeschwebt haben mögen; es betitelt sich

Rettung:

Wild brausten die Stürme der Zeit daher,
Es türmten sich Wogen auf Wogen;
Ein gräßlicher Schaum war das Lebensmeer,
Der Himmel von Wettern umzogen:
Da schwebte ich hin auf leckem Schiff,
Umringt von tausend Gefahren;
Hier droheten Klippen und dort ein Riff,
Dort Ungeheuer in Scharen.

Und immer stieg und stieg die Not,
Verzweifelnd sank ich darnieder;
Zerrissenen Herzens rief ich: O Gott!
O Gott! hilf du mir doch wieder!
Ein Sternlein laß leuchten in dieser Nacht,
Gebeut den wilden Gewalten!
Dann sei dir mein Leben zum Opfer gebracht,
Dann will ich an dich nur mich halten.

Und plötzlich verstummte der Stürme Wut,
Hell ward es am Himmel droben,
Zum Spiegel geebnet die kochende Flut;
Das Herz ward wieder gehoben.
Ich stand und sah ein Eiland grün,
Auf ewigen Felsen gegründet,
In himmlischen Farben und Düften blühn,
Laut ward mir der Friede verkündet.

„Komm,“ rief es mir zu, „komm eilend ans Land
Und ruhe von deinen Mühen!
Hier findest du Brüder, dir alle verwandt,
Hier Glauben und Liebe dir blühen;
Hier wird mit der Wahrheit die Seele erquickt,
Hier tröstet die Hoffnung die Herzen,
Und alle, von ewigen Gütern beglückt,
Erfreun sich der Früchte der Schmerzen.

Wir dienen hier alle einem Herrn,
Der liebend sich uns erworben!
Wer sollte dem Hohen nicht dienen gern,
Der für uns alle gestorben?
Durch ihn sind wir versöhnt mit Gott,
Er gab mit Menschen uns Frieden;
Er lebt! und bei ihm ist nicht Not und nicht Tod,
Mit ihm ist schon Himmel hienieden.“

Ich folgte dem Ruf, dem Himmelsgesang,
Und fühlte mich neugeboren,
Der Geist des Friedens mich innig durchdrang,
Den längst in der Welt ich verloren.
Jetzt war ich in der Kirche des Herrn,
Auf ewigen Felsen gebauet,
Und in mir strahlte von neuem der Stern,
Den einst als Kind ich geschauet.

O kommet doch, ihr, von des Lebens Mühn
Und heißen Kämpfen ermüdet!
Bei ihm wird euch Ruh und Erquickung blühn,
Kein Sturm, kein Wetter hier wütet.
Kommt! Sanft ist sein Joch und leicht seine Last:
Wollt ewiges Heil ihr verscherzen?
Seht! Er, deß Macht die Welten umfaßt,
Er bittet um euere Herzen.

Als weitere Proben von Geibels Begabung auf dem Felde der geistlichen Lyrik teile ich hier aus seinen Manuskripten zwei formvollendete Sonette mit:

Das Harmoniechord.

Sind es Stürme, die mit mächt'gen Schwingen
Doch harmonisch mir das Ohr berühren?
Hör' ich Glocken, die zum Tempel führen,
Feierlich in heitern Höhen klingen?

Sind es Wellen, die durch sanftes Ringen
Mit den Blumen tief das Herz mir rühren,
Lassen Geister sich hier um mich spüren,
Deren Stimmen meinen Geist durchdringen?

Oder sind's der Engel heil'ge Chöre,
Die bald stark, bald sanft des Lammes Ehre
Preisen dort im ew'gen Sonnenscheine?

Wunder sind es, die entzückt ich höre!
Alles ist's — doch weiß ich nur dies eine —
Daß in Sehnsucht nach dem Herrn ich weine.

Das Wort.

Mir hat in meines Schmerzes bittern Tagen
Des Fackel-Jünglings Mund dies Wort gegeben:
„Die Ewigkeit ist alles, nichts das Leben."
Und gläubig eilt' ich's in die Brust zu tragen.

Seitdem begann die Mitternacht zu tagen.
Ich fühlte gleich des Frühlings Düfte weben,
Des Trostes Hauch vom Himmel niederschweben,
Und stummer wurden Seufzer-Laut und Klagen.

Jetzt steh' ich fest dem Schicksal, aufgerichtet
Das Haupt zu dem, der über Sternen richtet,
Der meiner Schmerzen bangen Kampf geschlichtet.

Und aufwärts, aufwärts will die Seele streben,
Denn sie hat ganz dem Wort sich hingegeben:
„Die Ewigkeit ist alles, nichts das Leben."

Diese innigen Verse sind unterzeichnet: Lübeck, den 14. April 1825

Goethes Mignon singt: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn?“ und Geibel fragt in einem 1830 verfaßten Liede:

Kennst du den Born, aus dem die Jugend quillet,
Der ewig frisch das Erdenthal durchfließt?
Der Sehnsucht weckt und alle Sehnsucht stillet
Und Gottes Frieden in das Herz ergießt?
Kennst du den Born? Es ist das Wort vom Leben,
Das Gott in seinem Sohne uns gegeben.

Trinkst du des Borns, so wird dein Auge helle;
Du siehst in Gottes Vaterherz hinein,
Und aus der Liebe Meer kommt warm die Welle
Und macht dein sündbeflecktes Leben rein.
Trinkst du des Borns, so wirst du — sonst verloren —
Zu Gottes Kind erneuet, neugeboren.

Der Dichter führt in fünf weiteren Strophen aus, wie ein Trunk aus diesem Born neue Kräfte schafft, zur Liebe und zum Guten treibt, die Schmerzen kühlt, des Todes Stachel benimmt, den Geist zu stillem Werke anregt und ewige Jugend verleiht:

Drum sei ein Kind und glaube treu dem Worte,
Das dir der Vater in dem Sohne spricht;
Die Liebe lieb', hoff' alles von dem Horte!
Die ew'ge Liebe täuscht den Glauben nicht.
O trink des Borns! Im Glauben, Lieben, Hoffen
Ist ew'ge Jugend dein, der Himmel offen.

In einem ebenfalls nur handschriftlich erhaltenen Liede ruft er mahnend:

Wachet! denn ihr wißt die Stunde,
Da der Herr erscheinet, nicht.
Plötzlich, hört's aus seinem Munde!
Kommt er, wie des Blitzes Licht.
Von der Engel Schar umgeben
Wird er sichtbar niederschweben,
Nicht, wie einst, in Dürftigkeit,
Nein, in Gottes Herrlichkeit.

Die Posaune wird erschallen,
Und zu ihm, der sie erkennt,
Werden die Erwählten wallen,
Nimmer nun von ihm getrennt.
Aber seine Feinde zittern
Bleich vor seinen Zorngewittern,
Nun verstummt ihr frecher Spott,
Denn der Menschensohn ist Gott.

Wachet! auch die Todesstunde,
Die bestimmte, wißt ihr nicht!
Bald erstarrt die Red' im Munde
Und erlischt der Augen Licht.
Heil dann dem, der sich bereitet,
Der stets betet, wacht und streitet;
Ihm geht in der Todesnacht
Auf der ew'gen Sonne Pracht.

Als Johannes Geibel nach fast fünfzigjähriger seelsorgerischer Thätigkeit Ostern 1847 sein Amt niederlegte und am 11. April seine Abschiedspredigt hielt, worin er die Worte des den Aeltesten zu Ephesus Valet sagenden Paulus (Apostelgeschichte 20, 32) auf seine Lage anwandte, empfand man den Verlust des hochverdienten Greises auf das Tiefste. In vielen schwierigen Lagen und Zeiten war er ja Lehrer und Freund, Ratgeber und Vorbild gewesen nicht nur seiner Gemeinde, sondern der ganzen Stadt, auch als Freimaurer, als Meister der St. Johannis-Loge zum Füllhorn. Dem Doktor der Theologie und Pastor der reformierten Gemeinde widmete das geistliche Ministerium eine ehrenvolle Adresse.

Zeichen der Liebe wurden ihm von hoch und niedrig. Ein treuer Teilnehmer an seinen Bibelstunden pries ihn in einem tiefempfundenen Liede als ihren Vater, als den Mann, durch den der Herr sie hingeführt zur Quelle aller Wahrheit, zur heiligen Schrift, zum Lichte und zur Klarheit. Seine Anhänger brachten ihm ein auf ihren Wunsch von Emanuel gedichtetes Ständchen, gesungen nach der Melodie „Ein' feste Burg &c.“:

Verzage nicht, du kleine Schar,
Halt' fest am guten Glauben,
Halt' fest und laß dir nimmerdar
Den Geist der Freiheit rauben!
Wie die Feinde droh'n,
Sie tragen's nicht davon,
Unser Schwert das Wort,
Die Bibel unser Hort,
So stehn wir wohlgerüstet.

Sie möchten gern den heil'gen Geist
In ihre Satzung fassen,
Der sich doch ewig frei erweist
Und predigt auf den Gassen;
Menschenwitz und =Rat,
Reichtum, Gewalt und That,
Priestertum und Ehr',
Kriegsvolk wie Sand am Meer:
Drauf steht ihr stolzer Glaube.

Doch der die Mauern Jerichos
Anblies mit seinem Munde,
Daß vor der Kriegsposaune Stoß
Sie barsten bis zum Grunde,
Der durch Knabenhand
Den Riesen überwand,
Der über Gideon
Hieß stille steh'n die Sonn',
Er ist mit unsern Fahnen.

Drum sei getrost, du Häuflein klein,
Ob alle Welt auch tobet,
Das Reich muß dir beschieden sein,
Dir hat's der Herr gelobet.
Christus das Panier,
So steh'n, so siegen wir.
Drum mit hellem Klang
Stimmt an Triumphgesang:
Gott in der Höh' sei Ehre!

Die heißesten Segenswünsche begleiteten den Scheidenden bei der Uebersiedelung nach Detmold zu seinem dort als Prinzenerzieher wirkenden, ältesten Sohne Friedrich. Als dieser im Sommer 1849 durch einen plötzlichen und frühzeitigen Tod ihm entrissen wurde, trug sich der tiefgebeugte, vereinsamte, rasch alternde Vater mit dem Gedanken an seine, schließlich erst vier Jahre später erfolgte, Rückkehr nach dem lieben Lübeck, und hier starb er bald darauf — sein treues Weib war ihm bereits am 7. April 1841, am Dienstage vor Charfreitag, vorausgegangen — den 25. Juli 1853. Sein müder Leib wurde auf dem St. Lorenzkirchhofe vorm Holstenthore der Erde übergeben. Dicht neben den Erbbegräbnissen der verschwägerten Familien Croll, Gaedertz und Ganslandt erblickt der Wanderer ein einfaches, schwarzgußeisernes Kreuz, worüber ein Rosenstock (Gloire de Dijon), früher eine Trauuresche, die Zweige neigt; auf dem epheuumrankten Rasenhügel niedrige Monatsrosen und vier kleine Lebensbäume an den Ecken: das ist der ganze Schmuck. Auf dem Kreuze aber steht zu lesen:

Johan$\underline{s}$ Geibel, weiland Pastor der
evangelisch reformirten Gemeinde
zu Lübeck geb: d: 1. April 1776. gest:
d: 25. Juli
1853.

Aus der Jugendzeit.

An reichem Kindersegen pflegt es in einem Pfarrhause selten zu fehlen, auch das Geibelsche litt daran keinen Mangel.

Der eine Zeitlang in Lübeck wohnende Philosoph Suabedissen schrieb an Wilhelm Grimm: „Ich lebe viel mit Geibel. . . . Er ist zu seltener Gediegenheit der Ueberzeugung gelangt, ganz Theo=

loge oder vielmehr Christologe, und in seinem Hause ein Patriarch in der Mitte seiner acht blühenden Kinder, vier Söhne und vier Töchter."

Unter diesen Sprößlingen des glücklichsten Ehebundes war der zweitjüngste Emanuel, berufen, der Stolz zu werden nicht nur seiner Angehörigen und seiner Heimat, sondern des deutschen Vaterlandes.

Im Lübeckischen Geburts-Register findet sich über dies freudige Ereignis die folgende Eintragung:

Nr. 613.

> Heute den Vier und Zwanzigsten October Eintausend Achthundert und Funfzehn in der Kanzley der Stadt Lübeck erschien Herr Johannes Geibel Ehrn Pastor bey der hiesigen reformirten Gemeinde in der Fischstraße wohnhaft und zeigte an: daß seine Ehefrau Elisabeth Louise gebohrne Ganslandt am siebenzehnten October Nachts Zwölf Uhr ein Kind männlichen Geschlechts gebohren habe, das die Vornamen Franz Emanuel August erhalten solle, und hat Herr Comparent diesen Geburtsact mit mir unterschrieben.
>
> Johannes Geibel. C. H. Lembke secr.

Die in das Geburts- und Taufregister der evangelisch-reformierten Gemeinde zu Lübeck geschehene Eintragung ist von Geibels Vater, als Pastor derselben, vollzogen und hat nachstehenden Wortlaut:

> Franz Emmanuel (!) August Geibel, Sohn von Unterzeichnetem, und Elisabeth Louise geb. Ganslandt, wurde geboren den 17. October 1815, und getauft den 10. November. Gevattern waren: Hr. Franz Hinrich Pauli sen.; Hr. Generalconsul von Aderkass und Hr. August Ganslandt. — J. Geibel. [1])

Freiherr von Aderkaß hieß Emanuel. Somit erfahren wir, daß die Wahl der drei Vornamen zurückzuführen ist, und zwar in direkter Reihenfolge, auf die drei Paten, speziell der Rufname

[1]) „Die Richtigkeit dieses Auszuges bescheinigt mit Beidrückung des Kirchensiegels Lübeck den 28. Oktober 1889. W. Deiß, Pastor."

auf den Kaiserlich russischen Generalkonsul von Aderkaß, der in seinem gastlichen Hause oft und gern die angesehensten Gemeindemitglieder um sich vereinigte.

Demnach fällt die Behauptung in sich zusammen, daß „nicht ohne Beziehung auf die vaterländische Siegesfeier die frommen Eltern ihrem Sohne den biblischen Namen Emanuel (Gott mit uns) beilegten."

Wir haben den ehrwürdigen Pastor als begeisterten Patrioten kennen gelernt. Daher ist es begreiflich, daß gleichzeitig mit dem großen Freudenfeste zur Erinnerung an die Leipziger Schlacht, an die Niederwerfung Bonapartes, an Deutschlands Befreiung — 18. Oktober — im Familienkreise auch Emanuels Wiegenfest gefeiert wurde. So bildete sich allmälig die Mythe vom 18. Oktober als dem Geburtstage des Dichters. Dieser selbst hat jedoch bei offiziellen Anlässen, der Wahrheit gemäß, den 17. Oktober als solchen ausdrücklich anerkannt, z. B. in seinem eigenhändig geschriebenen Curriculum vitae, das er bei der philosophischen Fakultät der Universität Jena im Jahre 1838 zwecks Erlangung der Doktorwürde einreichte.[1])

---

[1]) Vergl. meinen Aufsatz in der „Gegenwart", 2. Mai 1885, der dem Hohen Senat von Lübeck nicht scheint zu Gesichte gekommen zu sein, da auf dem vom Staate errichteten Grabdenkmal des Dichters das falsche Geburtsdatum stehen geblieben ist. Meiner späteren Veröffentlichung des Auszuges aus dem Geburts- und Taufregister der evangelisch-reformierten Gemeinde fügte ich folgende Erwägung hinzu: „Die amtliche Eintragung ist auch dadurch interessant, daß der Vater und Pastor eine und dieselbe Person sind. Hätte Geibels Familie das Monument gesetzt, wir würden in der irrigen Angabe eine — verzeihliche — pietätvolle Rücksichtnahme auf die private Geburtstagsfeier erblicken, aber da es nun einmal von dem Hohen Senat der freien und Hansestadt gewidmet worden ist und das von Obrigkeitswegen Bestimmte naturgemäß als zu Recht bestehend gilt, so wollen wir wünschen und hoffen, daß die historische Wahrheit hier endlich siege." Darauf schrieben die Lübeckischen Blätter (30. Nov. 1890): „Nach dieser amtlichen Urkunde des eigenen Vaters Geibels hat allerdings die von Dr. Gaedertz aufgestellte Forderung ihre volle Berechtigung .... Die Aenderung wird sich leicht an der Inschrift des Grabdenkmals vornehmen lassen, wie ein anderer Irrtum

Nur in einer Urkunde, nämlich in dem oben mitgeteilten Kanzleiprotokoll, findet sich der Zusatz „Nachts zwölf Uhr," alle übrigen bezeichnen ohne weiteres den 17. Oktober, keine einzige den 18. als Geburtstag. Unser Dichter selbst singt:

Im Weinmonde des Jahrs, da man achtzehnhundert und fünfzehn
Schrieb und des Leipziger Siegs Feier zum andern beging,
Ward ich geboren zur Welt in mitternächtiger Stunde.
Klar durchs Fenstergewölb blickten die Sterne herein.
Froh des Gottesgeschenks empfing mich die liebende Mutter,
Und im stillen Gebet hielt mich der Vater empor,
Während die Glocke vom Thurm zu Sankt Marien mit zwölffach
Dröhnendem Schlag den Beginn grüßte des festlichen Tags.

Also auch nach der Auffassung des Dichters ist er *vor* zwölf Uhr zur Welt gekommen. Erst nach vollzogener Entbindung, als der Vater das Knäblein in die Höhe heben durfte, ertönte der erste der zwölf Glockenschläge vom Turm, den Beginn des nächsten, neuen Tages ankündigend. Darnach hat sich Emanuel Geibel schon etwa eine halbe Stunde vor Anbruch des 18. Oktobers am Leben befunden! — „Aber die Dielenuhr des Hauses hatte bereits zwölf geschlagen," eifern allen Ernstes einige Geibelsche Verwandte und Verfechter des traditionellen 18. Oktobers. Dann ging selbige zu früh; maßgebender ist doch wohl die Kirchturmsuhr, maßgebend sind doch wohl die übereinstimmenden amtlichen Dokumente.

Uebrigens sind solche Differenzen nicht selten; man denke an Schillers, Ludwig Schröders, Ifflands, Leopold von Rankes Geburtstage. Ein Beispiel aus neuerer Zeit bietet Fürst Bismarck, der zu Gunsten meiner Ansicht entschied, und zwar in Betreff seines Sohnes, des jetzigen Oberpräsidenten Grafen Wilhelm. Am 2. August

---

in derselben bereits seinerzeit berichtigt worden ist. — Daß auch die Inschrift der Erinnerungstafel am Geburtshause in der angegebenen Weise Berichtigung erfahren müsse, ist nur eine Folgerichtigkeit. Gerade in solchen Denkmälern soll die unverfälschte geschichtliche Wahrheit herrschen." Gleichwohl hat bis jetzt noch keine Korrektur des Datums stattgefunden, während die neuesten Auflagen mehrerer Litteraturgeschichten und Konversations-Lexika bereits den 17. Oktober als Geburtstag Geibels angeben.

1852 schrieb der damalige Bundestags-Gesandte Otto von Bismarck an den General von Gerlach: „Der Sohn ist geboren, gerade als es zum letztenmale Mitternacht schlug. Ist das am 1. oder 2. August? Darüber muß abgestimmt werden, er schrie in dem Uhrschlage." Und — der 1. August ward festgesetzt als wirklicher Geburtstag!

Genug, unser Emanuel war geboren und entwickelte sich prächtig, der kleine, stämmige, wilde Knabe mit den schönen Gesichtszügen, blauen Augen und mit dem vollen, kastanienbraunen, lockigen Haar. Die ersten acht Lebensjahre durfte er in ungebundenster Freiheit genießen. Der Gang vom Elternhaus in der unteren Fischstraße, die Trave und den Hafen mit seinen Kauffahrteischiffen entlang, durch den Schwibbogen des altertümlichen Holstenthores nach den mit prachtvollen Bäumen gezierten Wällen, über die sogenannte Puppenbrücke zum äußeren Thore hinaus, wo damals die kleine reformierte Kirche stand; ferner häufige Spaziergänge zur idyllisch am Ufer gelegenen Lachswehr: — das sind die Stege und Wege aus des Dichters frühestem Jugendparadies. Dann kam der Ernst des Lebens: er wurde Ostern 1824 als Schüler in die sechste Klasse des Katharineums aufgenommen und trat schon Ostern darauf in die fünfte, welche er drei Semester besuchte, während er in der vierten, dritten und zweiten je zwei Jahre saß. In Prima blieb er drittehalb Jahre bis Ostern 1835 und zwar zuletzt als primus omnium.

Die Akten des Gymnasial-Archivs liefern dankenswerte, von dem jetzigen Direktor Schubring zusammengestellte Aufschlüsse über Geibels Schulzeit, welche sich in zwei Abschnitte gliedert nach dem Wechsel der beiden Direktoren. Der alte Göring ließ sich Ostern 1831 pensionieren; ihm folgte Michaelis Friedrich Jacob, als Emanuel eben in die zweite Ordnung von Sekunda versetzt war. Die Zeugnisse des ersten Abschnittes von sieben und einem halben Jahre sind sehr ausführlich und geben ein treffliches Bild seiner geistigen Entwickelung. Interessant ist es z. B., wie plötzlich in Untersekunda ein männliches Kraftgefühl, eine derbe Festigkeit und Selbstbeherr-

schung in die Erscheinung trat. Sein Interesse wendete sich, seiner Beanlagung entsprechend, nicht allen Unterrichtsgegenständen gleichmäßig zu; seine Lieblingsfächer waren Deutsch und Lateinisch, auch das Griechische und die Geschichte. Den neueren Sprachen widmete er erst gegen Ende der Schulzeit mehr Aufmerksamkeit, zur Mathematik scheint er weniger Neigung gehabt zu haben. Daß seine Auffassung richtig, leicht und treffend war, darin waren alle Lehrer einig, welche seine Denkthätigkeit oft geradezu überraschte. Der häusliche Fleiß richtete sich vorwiegend auf die schriftlichen Arbeiten. Es scheint ihm dabei weniger auf Fertigkeit und formale Gewandtheit, als auf langsames, sicheres und gründliches Fortschreiten, auf Verstand und Sorgfalt angekommen zu sein. Schon in Quarta heißt es, daß seine schönen Anlagen sich mächtig entfalten. In Tertia werden die besondere Sorgfalt, die Gedanken und der Ausdruck in den deutschen Arbeiten hervorgehoben; in der Gabe der Darstellung übertreffe er die meisten Schüler seiner Klasse. Folgende Stellen aus den Zeugnissen von Untersekunda sind von Professor Kunhardt geschrieben. „Im deutschen Stil mit Liebe arbeitend und mit Geist. Die Aufmerksamkeit in den deutschen Sprachübungen vorzüglich gut. Seine fast zu frühzeitige und zu weitgehende Belesenheit in modernen Schriften verleidet ihm die Trockenheit des Grammatischen; er scheint aber treffliche Anlagen zu ästhetischer Bildung zu haben.“ — „Kräftig ist sein Fleiß im deutschen Stil; selbst in den Stunden macht er aufgegebene Fabeln u. dgl., die andere kaum in Prosa zu stande bringen, in ziemlich gelungener metrischer Einkleidung. Fortschritte tüchtig im deutschen Stil, auch in allem, wo Urteil und Geschmack in Anspruch genommen wird. Im Lateinischen ziemlich befriedigend.“ — „Sein Fleiß war im Ganzen regelmäßig und angestrengt; er hat einen sehr empfänglichen Sinn für alles ästhetisch Ansprechende, auch für die Energie der lateinischen Sprache. Im deutschen Stil hat er alle übertroffen; etwas zum Uebertriebenen hinneigend sind seine phantasiereichen Darstellungen, nie blieb er eine Antwort schuldig. Fortschritte sehr erfreuliche und viel versprechende, die lateinischen

Exercitien nähern sich merklich der Korrektheit, es gelingen ihm auch die Uebersetzungen. Die Ueppigkeit in Behandlung derjenigen deutschen Stoffe, welche die Phantasie und das Gefühl anregen, ist ein erfreuliches Zeichen seiner geistigen Fülle. Als Beleg von der Energie seiner Einbildungskraft und der Leichtigkeit seines Versbaues kann eine von der ganzen Klasse mit Verwunderung gehörte Darstellung der Empfindungen des Germanikus beim Anblick des römischen Lagers im Teutoburger Walde dienen."

Im zweiten Abschnitt von Geibels Schulleben, wo die Entfaltung des Knaben zum Jünglinge und die geistige Ausreifung vor sich ging, sind die Zeugnisse bedauerlicherweise kurz und einsilbig abgefaßt. Aus der Obersekundaner-Zeit liegen dagegen schriftliche Beweise vor, daß er dem unter seinen Mitschülern gegründeten wissenschaftlichen Vereine angehörte, in welchem allwöchentlich Vorträge, Disputationen und Kritiken stattfanden. In seinem ersten Semester in Prima bildete sich die alte Bekanntschaft mit seinem Nachbar Ernst Curtius zu vertrauterer Freundschaft aus. Es war dies das einzige Halbjahr, da beide die nämliche Klasse besuchten; denn Ostern 1833 verließ letzterer das Gymnasium. Sie lasen sich zusammen in Goethe ein und schwärmten für Uhlands deutsche Volksweisen. Mit wahrer Freude gedachte Curtius bis zuletzt der Abendstunden, in denen sie aus den engen Straßen der hochgegiebelten Vaterstadt hinaus auf die dichtbelaubten Wälle gingen, sich des Anblicks der alten Kirchen freuten, über Wiese und Wald den Blick schweifen ließen und sich einander die Dichterverse vorsagten, welche sich ihnen eingeprägt hatten.

Im November 1834 unterzog sich Geibel der Entlassungsprüfung, obligatorisch für solche, welche sich um Stipendien bewerben wollten. Sie forderte vier schriftliche Arbeiten, eine lateinische: De Nemesi sive divina justitia, eine griechische: Uebersetzung von Sallusts Catilina Kap. 1 und 2, eine französische: Frédéric Barberousse, und eine deutsche: Ueber die Grenzen der epischen und dramatischen Poesie in Rücksicht auf Inhalt und Form. Sie zeigen eine schöne Handschrift, sind aber nicht umfangreich.

Der Anfang der deutschen lautet: „Alle Poesie kann von dreierlei Art sein, lyrisch, episch oder dramatisch. Das lyrische Gedicht ist das Erzeugnis des Augenblicks, es ist der reine Erguß dessen, was uns durchdringt und bewegt. Wenig deshalb bedarf hier der Dichter der eigentlichen poetischen Schöpferkraft, der Phantasie; er braucht nichts zu bilden und zu ordnen, sondern nur auszusprechen, was in ihm ist. Die Form allein hat er zu überwinden, und selbst diese kann ihm, da sie für das Lied teils so mannigfach, teils so fügsam und nachgiebig ist, nur geringe Schwierigkeiten in den Weg legen. Fast jeder Mensch hat daher eine Lebensperiode, in welcher er, des inneren Dranges voll, im lyrischen Gedichte sein Gefühl ergießt und seine Lieblingsgedanken der Melodie des Wortes anvertraut, aber thöricht wäre es, ihn deshalb schon Dichter zu heißen. Ganz anders jedoch, wie mit der Lyrik, verhält es sich mit dem Epos und Drama." Eine mündliche Prüfung scheint er nicht gemacht zu haben. Die größere Dissertation, wie sie die Abgehenden zu liefern pflegten, ist schon in dem Katalog als nicht mehr vorhanden bezeichnet, auch der Entwurf seines Prüfungs- und Abgangszeugnisses nicht aufzufinden. Nachdem am Freitag den 10. April 1835 nachmittags von 3—5 Uhr die Prima noch im Griechischen und Englischen geprüft war, fand am Montag den 13. April nachmittags 3 Uhr die Schulfeier statt. Nach der Versetzung der Schüler der ersten Klasse „trug der primus omnium Emanuel Geibel eine kurze deutsche Abhandlung über das von ihm selbst gewählte und bearbeitete Thema vor: Ueber die Phantasie und ihre Anwendung und Gesetze in den Künsten, und nahm zugleich im Namen der Abgehenden von der Schule Abschied."

Johannes Classen, sein Lieblingslehrer und väterlicher Freund, der inzwischen entschlafene ausgezeichnete Pädagog, schrieb mir als Ergänzung hierzu: „Noch sehr wohl erinnere ich mich dieser frei gesprochenen Abschiedsrede. Sie machte auf alle Anwesende einen großen Eindruck durch die Wärme des Vortrags und den Schwung der Worte. Emanuel war uns Lehrern ein sehr lieber und anziehender Schüler wegen der Lebendigkeit seiner Teilnahme und

seines vorherrschend regelmäßigen Fleißes. Die griechischen Dichter zogen ihn vorzugsweise an. Seine deutschen Arbeiten waren nicht sehr eingehend und ausführlich, aber immer von selbständigen Gedanken und Empfindungen erfüllt und meistens in gehobenem Ausdruck geschrieben. Bei allen seinen Mitschülern, seinen Altersgenossen, wie auch bei den jüngeren, stand er in vorzüglichem Ansehen und war bis zuletzt allgemein sehr beliebt. Das sprach sich namentlich darin aus, daß er bei den Schulfesten im Riesebusch zu Schwartau zum Anführer einer der mit einander kämpfenden Parteien gewählt wurde und sich energisch dabei beteiligte. — Er hat schon auf der Schule viele Beweise seines poetischen Talentes gegeben; doch blieben diese von uns Lehrern absichtlich mehr unbeachtet."

Geibel selbst gesteht, daß er insonderheit Friedrich Jacob und Johannes Classen, deren vertrauten Umganges er sich erfreuen durfte, immerwährenden Dank schulde. Der erstgenannte interpretierte den Tacitus, Cicero und Horaz und machte ihn bekannt mit dem Geist und Wesen der römischen Klassiker, brachte ihm auch Gewandtheit im Lateinisch Sprechen und Schreiben bei. Letzterer behandelte die griechischen Schriftsteller Thukydides, Demosthenes und Sophokles, erschloß ihm die Kenntnis hellenischer Geschichte und Kunstdenkmäler, aber zugleich in den deutschen Stunden die Schönheit unserer Sprache und Dichtung. Der Unterricht dieser beiden Männer hat auf ihn den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt und die herrlichsten Früchte getragen.

In Geibels letzte Gymnasiastenjahre fällt auch die Genesis seiner ersten Liebe, welche auf sein Herzensleben und auf seine Poesie von großer Einwirkung werden sollte.

Anno 1824 war die verwittwete Frau Cäcilie Wattenbach geb. von Hennings nach dem Tode ihres Gatten Paul Christian, eines angesehenen Hamburger Kaufmannes, nach Rundhof in Angeln gezogen, weil der Besitzer des Gutes, Herr von Rumohr, mit deren Schwester vermählt war. „Wir Kinder sind dort aufgewachsen," — so berichtet mir Professor Wilhelm Wattenbach — „darunter Cäcilie, geb. den 6. November 1815. Wir waren die beiden Jüngsten, und

des Unterrichts wegen siedelte meine Mutter 1832 nach Lübeck über. Hier war die Syndica Curtius ihre Jugendfreundin, was uns gleich zu freundschaftlichem Umgange, namentlich auch mit Ernst, führte. 1833 kam Johannes Classen, der sich kurz darauf mit meiner Schwester Karoline verlobte und Ostern 1834 Hochzeit machte. Bei ihm war Markus Niebuhr in Pension, bald auch noch andere, und das führte zu häufigerem Verkehr mit Schülern. So lernte ich Emanuel kennen, der dann oft abends kam. Wir drei, er, Cäcilie und ich, wurden von dem alten Geibel, den wir alle sehr verehrten, konfirmiert."

Am 6. November 1833 machte die Frau Pastorin Geibel eine Gratulationsvisite bei Wattenbachs aus Anlaß der Verlobung Karolinens mit Classen. Emanuel ließ es sich nicht nehmen, seine Mutter zu begleiten, um dem geliebten Lehrer seine Glückwünsche darzubringen. Wie erstaunte er, als er in dem ihm noch fremden Familienkreise plötzlich das Mädchen als Schwester der Braut begrüßen konnte, welches er etliche Tage vorher zuerst auf der Straße gesehen, in grauem, blauseiden gefüttertem Mantel und braunem Velbelhut, blondhaarig und blauäugig, mit den entzückendsten kleinen Händen und Füßen (er selbst erfreute sich solcher, weshalb er bei Damen sehr darauf achtete), eine liebreizende Erscheinung, von der er die letzten Nächte geträumt! Das leicht entzündbare Herz des achtzehnjährigen Primaners hatte Feuer gefaßt. Als er die holde Jungfrau — Cäcilie — erröten sah, und beide zum ersten Male mit einander sprachen, da war's um ihn geschehen; als er nun gar erfuhr, daß sie selbst auch heute ein Fest feiere, ihren Geburtstag, da kamen ihm seine Wünsche aus doppelt voller Seele. Nimmer vergaß er dieser Stunde, und mit tiefer Wemut gedachte er noch im spätesten Alter dieser Begegnung, dieses frühen, ahnungsvollen Erwachens, dieses ersten schönen Traumes seiner Jugend.

Fortan war Emanuel ein oft und gern gesehener Gast im Wattenbachschen Hause und verfaßte auch zum Polterabend des jungen Paares ein kleines Spiel. Ueber die Entstehung dieses Erstlingsschwankes verbreitet Licht ein an Cäciliens ältere Schwester

Sophie, gerichtetes Billet: „Da Sie gestern Abend ein aufführbares Polterabendspiel zu wünschen schienen, so habe ich versucht, Ihnen ein solches zu fabrizieren. Wilhelm würde sich vortrefflich zum Pierrot qualifizieren; und, wenn Sie nicht etwa selbst dazu Lust hätten, könnte ja Fräulein Cäcilie die Colombine, Niebuhr den Troubadour und August Boissonet den Arlequin übernehmen. Die Kostümerie, denk' ich, würde sich leicht finden und brauchte ja ohnedies nicht ganz genau dem Charakter der Rollen zu entsprechen." [1])

Prolog.

Oftmals, wenn es uns im Herzen trübe wird und eng und schwer,
Wenn der Kummer uns umlagert und der Sorgen finstres Heer:
Flieh'n wir aus der dunklen Wahrheit in der Dichtung goldnes Land,
Um im Traum das Glück zu finden, das im Wachen uns entschwand.
Aber auch in heitern Stunden, wo das Auge fröhlich glüht,
Wo das sanfte Rot der Freude hell auf unsern Wangen blüht,
Lieben wir hinabzusteigen zu dem Quell der Poesie,
Und die Blumen leuchten schöner, die das Leben uns verlieh.

So denn hoffen wir auch heute, heute, da nach langer Zeit
Ihr im frohvertrauten Kreise wieder hier versammelt seid,
Durch der Bilder muntern Wechsel, durch des Reimes frischen Klang
Auszuschmücken jene Freude, die von selbst der Brust entsprang.
Zwar nicht groß ist, was wir bieten, 's ist ein anspruchsloses Spiel,
Doch zufrieden, denk' ich, seid ihr, wenn's den Augenblick gefiel;
Blüh'n doch selbst im schönen Frühling Rosen nicht an jedem Strauch,
Auch die still bescheidnen Veilchen weckt der sommermilde Hauch,
Nicht allein die Nachtigallen singen in des Lenzes Duft,
Lerchen auch und Finken schmettern ihre Lieder durch die Luft.

Und so wag' ich denn die Bitte, was wir fehlen, zu verzeih'n,
Und den bunten Spielen freundlich ein geneigtes Ohr zu leih'n.

Pierrot (tritt ein und verbeugt sich).

Ihr schönen Damen und feinen Herrn,
Herbeigeeilt von nah und fern,

---

[1]) Das kleine Stück wurde damals nicht aufgeführt, wohl aber später, 1847, bei Otto Speckters Polterabend in Hamburg, wo Geibel selbst seine Verse als Troubadour recitierte.

Die ihr versammelt in diesem Saal,
Ich grüß euch schönstens allzumal,
Insonderheit aber das junge Paar,
Das morgen tritt zum Traualtar.

(zum Brautpaare.)

Den besten Wunsch entbiet' ich euch hier,
Aus vollem Herzen kommt er mir:
Mögt ihr für immer bei Braten und Wein
Vergnügt und ohne Sorgen sein! —
Zwar sagt ich gerne noch manches mehr,
Doch ist mir die Zung' ein wenig schwer;
Auch sah ich drauß' in der Dämm'rung vorhin
Meinen guten Freund, den Arlequin.
Der hat, so wie er es immer macht,
Sein schön Colombinchen mitgebracht;
Und noch ein anderer seltner Gesell
Harret begierig an dieser Schwell;
Die alle haben gewandtere Zungen,
Haben oft gesprochen und oft gesungen
Und möchten auch euch ein Verschen weihn.
Seid ihr's zufrieden?

(gegen die Thür gewandt.)

So tretet ein!

Arlequin, Colombine, der Troubadour kommen.

Arlequin.

Fern aus dem Süden
Kommen wir her,
Ueber die Berge,
Ueber das Meer,
Bringen euch tausend
Grüße von dort,
Flatternder Lieder
Tönendes Wort.

Colombine.

Kennt ihr Italiens
Seliges Land,
Ewig vom blauen
Aether umspannt?

Schwellende Früchte
Winken im Grün.
Flammende Rosen
Duften und glühn.

Arlequin.

Myrten umkränzen
Jegliches Thal,
Immer geweckt vom
Sonnigen Strahl.
Schneeige Tauben
Nisten darin,
Hegen und nähren
Liebenden Sinn.

Colombine.

Himmel und Erde
Lieben sich dort,
Grüßen und träumen
Ewiglich fort.
Lieder und Küsse
Klingen und wehn;
Könnt ihr die Sprache
Der Liebe verstehn?

Arlequin.

Und auch die Menschen
Lernen sie gern,
Folgen der Liebe
Segnendem Stern,
Ehren des süßen
Zaubers Gewalt;
Seelen und Seelen
Finden sich bald.

Colombine.

Glühende Wangen,
Klopfende Herz,
Ahnendes Hoffen,
Sehnender Schmerz;

Thränen im Auge,
Wonn' in der Brust, —
Kennt ihr der Liebe
Selige Lust?

Emanuel als Troubadour deklamierte darauf Verse, die ein sehr bezeichnendes Selbstbekenntnis enthalten:

Lied des Troubadour.

Der Frühling kommt mit seiner Sonne,
Er grüßt die Welt mit warmem Strahl,
Er füllt mit wunderbarer Wonne
Die weite Flur, das grüne Thal;
Die Lerche breitet ihre Schwingen
Und wagt sich kühn ins Blau hinauf;
Der Himmel tönt, die Wälder klingen,
Und alle Blumen wachen auf.

Und so ist auch in heil'ger Stunde,
Von höhern Sonnen angeglüht,
In eures Herzens tiefstem Grunde
Ein sonnenheller Lenz erblüht;
Da klingen tausend sanfte Lieder,
Und tausend Blumen sind erwacht;
Die Seele breitet ihr Gefieder
Empor zur ew'gen Himmelspracht.

Doch ach! der Erde Lenz muß welken,
Des flücht'gen Reizes bald beraubt,
Es weicht der Purpurglanz der Nelken,
Die Rose senkt im Sturm das Haupt;
Der Sonne goldne Schimmer fliehen,
Die stummen Wälder steh'n verdorrt,
Und in die warme Heimat ziehen
Die Nachtigallen wieder fort.

Doch, was dem Himmel selbst entstammet,
Kann nicht von ird'scher Dauer sein;
Was euch im tiefsten Busen flammet,
Glüht ewig fort im Rosenschein;

Ob auch die Fluren sich verfärben,
Ob auch das letzte Blatt sich senkt,
Die wahre Liebe kann nicht sterben,
Weil sie der Tau von oben tränkt.

So kündet es mit freud'gem Ahnen
Der Gott, der mir im Busen spricht;
Denn selbst betrat ich noch die Bahnen
Der Liebe, die ich singe, nicht.
Und auch — o wollt mir nichts erwidern —
Von solchen Früchten goldgesäumt,
Von leisen, süßen Wiegenliedern
Hab' ich in stiller Nacht geträumt.

Der lustige Pierrot beendet alsdann, während die andern sich entfernen, das Spiel mit folgenden Worten:

Nur wenig verstand ich von diesem zwar,
Doch ist es, so scheint's, euch allen klar;
So dank' ich denn für ein geneigtes Gehör,
Ein andermal, denk' ich, bringen wir mehr.
Für heute aber bring' ich dem Paar
Meinen alten Wunsch noch einmal dar:
Mögt ihr für immer bei Braten und Wein
Vergnügt und ohne Sorgen sein!

Geibel schloß auch mit dem vier Jahre jüngeren Wilhelm Wattenbach, geb. 22. September 1809, Freundschaft. Ihn weihte er ein in seine stille, aber hell lodernde Neigung zur Schwester und schrieb ihm eines Tages ins Album:

Wie des Altars weiße Kerze
Sich im eignen Schimmer tötet,
Während sie des Tempels Bilder
Noch mit heil'gem Lichte rötet:

Also muß in seiner Liebe
Mein entflammtes Herz verglühen,
Während hell aus seinem Innern
Gold'ne Liebesstrahlen blühen.

Seid zufrieden, Herz und Kerze!
Könnt ihr Schöneres erwerben,
Als in eurer höchsten Wonne
Aufzuleuchten und zu sterben?

In das Poesiebuch der älteren Schwester Sophie Wattenbach, die er ebenfalls zur Vertrauten gemacht zu haben scheint, trug er damals zwei Gedichte mit symbolischer Bedeutung:

I.

Frühling herrscht durch alle Räume,
Quellen sprudeln, Blumen blühn,
Selbst in meine dunklen Träume
Webt sich junges Hoffnungsgrün.

Nebelgraus ist bald verzogen,
Sonnenglanz durchbricht die Nacht,
Und der siebenfarb'ge Bogen
Leuchtet auf der Wolken Pracht.

Frisch, mein Herz! Ins neue Leben
Wage mutig dich hinein,
Und vergessen und vergeben
Wird die alte Sünde sein.

II.

Ein Samenkorn wohl manchen Tag
Einsam und heimlich schweigend lag.

Da zieht der Frühling das Land herauf,
Da wachet es in dem Körnlein auf.

Die enge Hülle, die hält es nicht,
Und grüne Strahlen schießen ans Licht.

O sprich, weht draußen der scharfe Wind,
Der das junge Leben knicket geschwind?

O sprich, oder ob die Sonne lacht,
Die es blühen und Früchte tragen macht?

Im Winter versammelte der Theetisch die Unzertrennlichen. Die Damen holten nach dem Abendbrot ihr Nähzeug hervor und nahmen teil an den heiteren Gesprächen und lustigen Zukunftsplänen der jungen Männer. Im Frühling und Sommer wurden gemeinschaftliche Spaziergänge und Ausflüge in die anmutige Umgebung der Stadt gemacht nach der Lachswehr, nach den Fischerbuden, Israelsdorf, Gothmund und Waldhusen. Ein Pfingsten 1834 unternommenes Picknick im Riesebusch begeisterte unseren Emanuel zu folgender Elegie:

Hellfreundlich strahlt in meiner Erinnerung
Ein Tag vor allen. Denk' ich des Tages nur,
So fließt's wie Morgensonnenschimmer
Mild und erwärmend mir durch die Seele.

Es war um Pfingsten. Prangend im Blätterschmuck
Erhob der Wald sich. Quellen durchrauschten ihn
Voll Lebensfreude, und die Vögel
Grüßten den wiedergekehrten Frühling.

Durch grüne Zweige schaute das Himmelblau
Ins Thal hernieder sonnig und wolkenlos,
Ich aber ruhte mit den Freunden
Unter den Buchen auf weichem Rasen.

Und schöne Mädchen waren uns zugesellt
Mit blauem Aug' und goldenem Lockenhaar;
So mischt man morgenrote Rosen
Unter das dunklere Laub des Lorbeers.

Da flogen rasche Scherze von Mund zu Mund,
Und Lieder klangen, Kränze belohnten sie,
Und lustig aus dem dürren Reisig
Loderten immergeschürte Flammen.

So schwanden bald die flüchtigen Stunden hin,
Der Mond ging auf, er trennte die Fröhlichen;
Doch ich erlebt' auf meinem Lager
Träumend den glücklichen Tag noch einmal.

Ja, wahrhaft glückliche Tage flossen ihm dahin in der Wattenbachschen Familie, im Umgange mit Curtius, Niebuhr und dem älteren Clasen. Durch die beiden letzteren wurde auch eine folgenschwere Bekanntschaft angeknüpft, nämlich diejenige mit dem geschätzten Kunsthistoriker Karl Friedrich von Rumohr. Derselbe lebte damals auf seinem Gute Rothenhausen unweit Lübeck und verkehrte gern mit Clasen und mit jüngeren Leuten: sie waren oft seine Mittagsgäste, auch Geibel. Rumohr zeigte dann seine reichhaltigen Mappen, zu denen er höchst interessante und belehrende Erläuterungen gab.

So war ein Jahr dahingegangen und der 6. November abermals wiedergekehrt. Zu diesem Tage, dem Wiegenfeste Cäciliens, hatte ihr glühender Verehrer eine sinnige Huldigung sorgfältig vorbereitet. Zwölf Quartblättchen heftete er zusammen und schrieb darauf eine Auswahl seiner Erstlingsgedichte, welche er mit einer Widmung überreichte, die folgendermaßen anfängt:

Zu des schönen Tages Feier
Winden wollt' ich einen Kranz,
Blumen sucht' ich . . . [1])

Wie stolz und glücklich dünkte er sich, als Fräulein Wattenbach, „seine liebe, teure Cecile," wie er sie später nannte, das Heftchen mit holdem Lächeln und dankbarem Händedruck annahm! Die erste Dedikation, das erste Werkchen, wenn auch nicht mit gedruckten Lettern hergestellt, wenn auch bloß handschriftlich: — es lag doch ein ganz eigener Zauber in diesem Geschenke für den Geber sowohl wie für die Empfängerin! Und letztere hat das unscheinbare Büchelchen aufbewahrt wie ein Heiligtum, nur die Vertrautesten einen Blick hineinthun lassen. Der zum größten Teil in die ge-

---

[1]) Offenbare Anlehnung an den Hamburger Dichter Johann Diederich Gries, dessen Lyrik er, wie wir später noch wiederholt sehen werden, genau kannte. Gries beginnt einen Festgesang: „Zu des schönsten Tages Feier" und schreibt einer Freundin ins Stammbuch: „Schöne Blumen möcht' ich hier Deinem Kranze weihen 2c."

sammelten Werke nicht aufgenommene Inhalt ist übrigens unverfänglicher Natur; keine leidenschaftlichen Liebesergüsse, wie man wohl vermuten könnte, verraten die vierzehn Lieder und Gedichte. Den Reigen eröffnet das nachmals von Reißiger komponierte Lied „An den Schlaf“ (Komm, geliebte Nacht, ergieße deinen milden Sternenschein). Darauf folgen, ein wenig an das „Nachtlied“ (Ges. Werke I. S. 16) erinnernd, „Der Engel der Ruhe“ und „Das Märchen.“ Des Dichters Liebe berühren allein und verkünden gleichsam durch die Blumensprache drei Strophen.

Allgemeinere Seelenstimmungen sprechen sich in den Gedichten aus, welche betitelt sind: „In den Bergen,“ „Der Kirchhof“ und „Trost.“ Die alte Sage von der „Loreley“ wird neu besungen (durchaus verschieden von „Unter der Loreley.“ Ges. Werke II. S. 9) und das romantische „Zigeunerleben“ (verändert, ebenda I. S. 4 und 5). Aber nicht nur Spanien und zumal Sevilla schwebte ihm damals schon als Ziel seiner Sehnsucht vor — aus dieser Zeit stammt gleichfalls „Der Zigeunerbube im Norden“ —, sondern auch, wie das Polterabendspiel zeigte, Italien und speziell Venedig. Für beide Städte war er wohl weniger durch Reiseschilderungen begeistert, als durch den Zauber, mit dem die Poesie sie umwoben hat. Bei dem Namen Venedig dachte er immer an die herrlichen Sonette Platens, welche er auswendig wußte. Seine Phantasie schwärmte von dieser Lagunenstadt, die er in „Drei Sonette“ besang, von denen nur das letzte „Abendfeier“ Aufnahme in die Werke (I. S. 63 und 64) gefunden hat. Merkwürdig klingen die Verse, in denen „Der Mönch“ sich seiner Jugendzeit entsinnt.

Die kleine, sehr gemischte, zum Teil offenbar unter dem Einfluß Byrons und der sentimentalen Lyrik Heines verfaßte Sammlung beschließt das „Lied des Todesengels.“

In demselben Novembermonat 1834 bestand Geibel das Abiturientenexamen. Der kommende Winter verfloß in alter Weise. Mehr und mehr bildete der Wattenbachsche Kreis den Anziehungspunkt für den jungen, verliebten Poeten. Einen besonders fröhlichen Abend, am 7. Februar 1835, brachte er mit Cäcilie in der Familie

Boissonnet zu, welche, aus Lyon gebürtig, der französischen Kolonie angehörte. Sie führten dort „Die großen Kinder," Lustspiel in zwei Aufzügen von Müllner, auf und stellten Bruder und Schwester vor. Noch im hohen Alter gedachte Geibel dieser gemeinsam verlebten Stunden mit schmerzlicher Wonne, und ihn überwältigte einmal förmlich die Erinnerung, als er seine Tochter zufällig über dem Lernen einer kleinen Rolle für ein Festspiel traf. „Ich mußte ihr von jenem glücklichen Abend erzählen, den wir bei Boissonnets mit einander verschwärmten. Wie steht das alles noch frisch und farbig vor meiner Seele! Cäcilie zuerst in amaranthfarbener Seide, dann im weißen Kleide mit schwarzem Sammetgürtel. Das ist neben dem 6. November, da ich zuerst mit ihr redete, vielleicht in meiner ganzen Jugend der Tag gewesen, an dem ich des reinsten, völlig wolkenlosen Glückes genoß, und ich habe ihn lange Zeit hindurch alljährlich ganz im stillen festlich begangen."

Als nun die Stunde schlug, wo er der Heimat, dem Elternhause, dem Freundes- und Bekanntenkreise, darunter dem alten, seine Dichtungen und seine Entwickelung mit Interesse verfolgenden Fräulein Trinette Claudius, Tochter des Wandsbecker Boten, vor allem aber seiner Jugendliebe Valet sagen sollte, als am 21. April 1835 die Reise nach Bonn am Rhein angetreten wurde, — bis Hamburg mußte er sich der Frau Bürgermeister von Lübeck anschließen, damit das treubesorgte Mutterherz den Liebling wenigstens bis dort in sicherer Begleitung wußte, — da trug er kurz vorher in Cäciliens grünes Poesiebuch zwei Gedichte ein, die, schon zu Pfingsten bezw. im Herbst entstanden, einerseits seine wahre Religiosität, andererseits seine frühe Sehnsucht nach Kaiser und Reich zu tiefempfundenem Ausdruck bringen:

I.

Siehst du, Herz, den Frühling wallen
Leuchtend über Berg und Flur?
Hörst du seine Stimmen schallen
Durch die blühende Natur?

Gottes Geist ist ausgegossen,
Und das Leben ist erwacht,
Auf dem Feld die Blumen sprossen,
Aus der Brust entweicht die Nacht.

Geist des Herrn, so komm hernieder
Aus des Himmels blauen Höh'n,
Laß durch meine Seele wieder
Deine Feuertaufe weh'n,
Deines Tempels Heiligtume
Bau sie auf in meiner Brust,
Daß darin des Glaubens Blume
Blüh' in sel'ger Himmelslust!

Wie der Sonne goldne Klarheit
Niederstrahlt ins blaue Meer,
Also leuchtet deine Wahrheit
In die Brust mir licht und hehr;
Deiner Liebe Feuer brenne
Mir im Herzen ewig fort,
Und mein schwacher Blick erkenne
Täglich mehr dein Gnadenwort.

Aber einst, wenn meinen Tagen
Naht das letzte Abendrot,
Wenn die Pulse matter schlagen,
Gieb mir Kraft zu Kampf und Tod;
Zu des Friedens heil'gen Palmen
Führe gnädig du mich dann,
Daß ich dort mit höhern Psalmen
Deine Wunder feiern kann.

II.

Des Festes Jubel ist verklungen,
Da fern das Abendrot zerfließt,
So sei das letzte Lied gesungen,
Das jede Feier würdig schließt.
Drum füllt die glänzenden Pokale
Noch einmal schäumend bis zum Rand
Und bringt, den Vätern gleich, beim Mahle
Den letzten Trunk dem Vaterland.

O Deutschland, welchem deiner Söhne
Wird tönend nicht das Herz durchbebt,
Wenn nur dein Blick in voller Schöne
Vor seinem Geist vorüber schwebt!
Und doch ist's nicht die alte Feier,
Und doch ist's nicht die alte Lust,
Es wehrt ein trüber Nebelschleier
Dem Sonnenschein in unsrer Brust.

Denn ach, die Bande sind zersprungen,
Die von der Weichsel bis zum Rhein
Das ganze deutsche Land umschlungen
Zu starkem, innigem Verein.
Es stiegen von dem heil'gen Throne
Die alten Herrscher hoch und hehr,
Im Staube liegt die schönste Krone:
Wir haben keinen Kaiser mehr.

Wohl heißt ihr thöricht es, zu schwärmen
Noch immerdar vom alten Reich,
Doch nennt, ein deutsches Herz zu wärmen,
Mir einen Traum, der diesem gleich;
O laßt uns hoffen, laßt uns trauen,
Ob jetzt auch Nacht den Blick umhüllt,
Daß wir es sterbend einst noch schauen,
Wie unsre Sehnsucht sich erfüllt!

Stellt auf des Drachenfelses Klippe
Mich hin im Abendsonnenschein,
Den vollen Becher an der Lippe —
Und unter mir den grünen Rhein;
Und rings umher in prächt'gem Bogen,
So weit der Himmel es umspannt,
Mit Bergen, Wald und Saatenwogen
Das schöne deutsche Vaterland!

Da will ein großes Lied ich stürmen,
Bis rings die Welt es widerhallt,
Bis sonnenhell von allen Türmen
Die eine deutsche Fahne wallt,

Bis unterm Donner der Geschütze
Bei seines Volkes Jubellied
Im Purpurkleid auf weißem Rosse
Zu Achens Dom der Kaiser zieht.

Dann magst du deinen Strahl mir schicken,
Du bist willkommen, bleicher Tod:
Ich sah mit meinen letzten Blicken
Des deutschen Reiches Morgenrot.
Mein Leib darf sich des Hügels freuen,
Denn über ihn weht deutsche Luft,
Und meines Volkes Mädchen streuen
Mir Eichenkronen auf die Gruft.

Was es für ein Fest war, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen: vermutlich der 18. Oktober 1834, der diesmal besonders feierlich im Geibelschen Elternhause begangen wurde im Hinblick auf Emanuels bevorstehende Reise an den Rhein. Diese fröhliche Aussicht begeisterte unsern Poeten, welcher im Sommer den Harz besucht hatte und zum Kyffhäuser gewallfahrtet war, zu dem schwungvollen Liede und machte ihn zum Propheten; wunderbar hat sich historisch entwickelt und erfüllt, was er mahnend und ahnend in Hoffnung sang.

In der Charfreitagsnacht 1835 schrieb er seiner Cäcilie den Erinnerungsvers:

Wenn einst den Blick auf dieses Blatt du senkest,
Betracht' es still, als wär's der Leichenstein,
Der meine Asche deckt, und denke mein
Mild, wie du der Verstorbenen gedenkest.

Die Wahl dieses Byronschen Spruches für die Geliebte ist psychologisch merkwürdig; übrigens hatte Geibel die gleichen Worte schon Ostern 1833 seinem Freunde Ernst Curtius beim Abgange zur Universität mit auf den Weg gegeben.

Höchst bezeichnend ist auch seine Scheu, dem angebeteten Mädchen seine knospenden Liebesgefühle direkt zu offenbaren; die-

selben legte er vielmehr auch jetzt — wie bereits früher — in des Bruders Stammbuch nieder, durch drei Abschiedslieder, welche eigentlich der Schwester galten.

I.

So soll ich von ihr scheiden
Und fortziehn in die Welt —
Sei still, sei still, mein Herze,
Und thu, was Gott gefällt.

Laß ab, laß ab vom Klagen,
Es wird schon gut so sein;
Sieh! Hoch am blauen Himmel
Da glänzt des Vollmonds Schein.

Und was ist alles Scheiden,
Wenn sie dich lieb behält —
Sei still, sei still, mein Herze,
Und thu, was Gott gefällt.

II.

Die Stunde schlägt, die Zeit ist hin,
Leb wohl, lieb Schwesterlein!
Und wenn ich nicht mehr bei Dir bin,
So denke freundlich mein.

O weine, weine nicht so sehr,
Uns trennt ja nur der Raum,
Und sehn wir uns auch nimmermehr,
Wir grüßen uns im Traum.

Der Wind von Norden braust und schwillt,
Es strömt die Regenflut,
Laß strömen, laß brausen noch so wild,
Wir stehn in Gottes Hut.

Der führt die rechte Bahn uns fort,
Ob wir's auch nicht verstehn,
Und giebt uns hier einst oder dort
Ein frohes Wiedersehn.

III.

Du drücktest mir die Hand, und Gottes Frieden
Erglänzt' in Deinem Auge, da wir schieden;
So glänzt der Mond, wenn er vom Himmelsbogen
Sich widerspiegelt in den blauen Wogen.

O bleib mir gut! Es soll im Weltgetriebe
Mich rein erhalten Deine reine Liebe;
Wenn Nacht und Sünde droh'n von allen Seiten,
Soll sie, ein lichter Engel, fest mich leiten.

Und willst Du meinen letzten Wunsch erfüllen,
Bete für mich auch, betest du im stillen;
Der Vater droben läßt ja gern geschehen,
Was seine Kinder für einander flehen.

Und nun leb wohl, und sollt' ein leises Singen
Sanftwiegend einst in Deinen Traum erklingen,
So denk', es seien meine sehnsuchtsvollen
Gedanken, die von fern Dich grüßen wollen.

Emanuel an Cäcilie.

1834.

Widmung.

Zu des schönen Tages Feier
Winden wollt' ich einen Kranz,
Blumen sucht' ich aller Orten
Farbenhell voll Duft und Glanz,

Veilchen, blau und frühlingsheiter,
Rosen, rot wie Morgenlicht;
Aber ach, der Herbst war kommen,
Und die Blumen fand ich nicht.

Wolle mir darum nicht zürnen,
Scheint die Gabe dir zu klein;
Nur von bunten Liederblüten
Kann der Kranz gebunden sein.

An den Schlaf.

Komm, geliebte Nacht, ergieße
Deinen milden Sternenschein,
Nah', o Schlummer, dich und schließe
Mich in deine Wogen ein;
Laß mich ruh'n in deinem blauen
Unermeßlich weiten Meer,
Deine Inseln laß mich schauen,
Deiner Träume stilles Heer.

Wunderbar aus dunklen Fluten
Tauchen sie im schönen Kranz,
Leis' umweht von duft'gen Gluten,
Ueberstrahlt von Mondesglanz.
Helle Zauberschlösser winken
Durch ihr schattig dunkles Grün,
Und die goldnen Quellen blinken,
Und die Wunderblumen blühn.

Freundlich ernste Angesichter
Grüßen uns am schönen Strand,
In dem Spiel der Mondeslichter
Dünken sie uns wohlbekannt;
Der Erinnrung Blumen sprießen
Uns im Herzen unbewußt,
Und geliebte Tote schließen
Weinend wir an unsre Brust.

Komm, ersehnter Schlaf, und trage
Aus des Lebens düstrem Port
Mich mit sanftem Wogenschlage
Zu den sel'gen Inseln fort;
Oder sendest du den Bruder:
Sei willkommen, schöner Tod,
Führe still mit leisem Ruder
Mich hinaus ins Morgenrot.

Der Engel der Ruhe.

Der Mond scheint durch die Bäume,
Kein Vöglein singet mehr,
Die Blumen selber schlummern,
Und still ist's weit umher.

Da schwebt ein bleicher Engel
Ueber die fernen Höh'n,
Sein Aug' ist blau und heilig,
Sein Antlitz lilienschön.

Den armen müden Menschen
Lächelt er freundlich zu,
Und wo er Thränen siehet,
Da bringt er süße Ruh.

Die kranken Herzen alle
Singt er in Schlummer ein,
Und wenn sie wieder erwachen,
Muß es im Himmel sein.

Das Märchen.

In alten schönen Zeiten,
Da ich ein Kind noch war,
Da klang in meinem Herzen
Ein Märchen wunderbar.

Draus schauten mit funkelnden Augen
Vieltausend Blumen hervor,
Draus sang mit schmelzender Stimme
Ein Nachtigallenchor.

Nun ist es anders worden:
Die Jahre rauschten daher,
Das Märchen hab ich vergessen
Und find' es wohl nimmermehr.

Blumen.

Mir ist das Herz so schwer geworden,
So schwer geworden über Nacht,
Ich sinn' und sinn' und kann's nicht finden,
Was hat mein Herz so schwer gemacht?

Fast muß ich glauben, daß der Frühling
Hineingehaucht mit Klang und Lust,
Und daß ein Wald von bunten Blumen
Emporgeblüht in meiner Brust.

Und sieh, so ist's! In meinem Herzen
Steht Blumenstern an Blumenstern;
Die will ich dir, mein Kindchen, schenken,
Du hast ja sonst die Blumen gern.

In den Bergen.

Von den weißen Lämmerwolken
Schwindet schon der gold'ne Schein,
Schatten liegt auf allen Gipfeln,
Und die Berge schlummern ein.

Alles still in weiter Runde,
Nur im Thal das Mühlrad geht,
Und am Bach die schlanken Erlen
Flüstern noch ihr Nachtgebet.

O da dehnt sich mir die Seele,
In die Ferne schweift mein Sinn;
Und das alte Liedchen summ' ich
Leise, leise vor mich hin.

Der Kirchhof.

Grün umkränzt mit dunklen Linden
Steht der Friedhof tief im Thal,
Freundlich auf des Kirchleins Fenstern
Spielt der Abendsonnenstrahl.

Wie so still die Gräber liegen
Ueberdeckt mit Frühlingsgrün;
Wie so friedlich auf den Hügeln
Rot und weiß die Rosen blühn!

Halbversunk'ne Kreuze winken
Ernst und freundlich, wie zur Ruh,
Und die Abendglocken klingen
Sanft ein Schlummerlied dazu.

Gerne träumet hier die Seele,
Träumt von alter schöner Zeit,
Träumt von sel'ger Zukunft Stunden —
O, die Zukunft ist nicht weit.

Eine milde Todesahnung
Strömt ins schmerzensmüde Herz,
Und das Auge blickt in Thränen,
Aber hoffend himmelwärts.

Trost.

Und ist auch der Himmel von Wolken grau,
Hoch droben leuchtet das ewige Blau.

Und ist auch die Erde winterlich weiß,
Der Frühling schlummert tief unter dem Eis.

Und ist auch voll Gram und Kummer dein Herz,
Es blühet die Freude aus Nacht und Schmerz.

Die Lureley.

Die Nacht ist still, die Nacht ist lau,
Hell schwimmt der Mond im Wasserblau;
Da fährt der Knab' in frohem Mut
Hinab des Rheines dunkle Flut.

Und wie er kommt zum Lurleystein,
Da sitzt eine Jungfrau im Mondenschein;
Ihr Aug' ist blau und himmelklar,
Im Winde wallet ihr goldnes Haar.

Sie singet selt'ne Melodien,
Das klingt, wie wenn fern die Schwäne ziehn,
Das lockt so süß, das haucht so mild,
Und ist doch so wild, so sehnsuchtswild:

„Mein Schloß liegt tief im grünen Rhein,
Der goldne Vollmond glänzt hinein;
O komm' und tauche mit mir hinab,
Du süßer, heißgeliebter Knab'."

Dem Knaben schwillt die junge Brust
Von dunklem Sehnen, von ahnender Lust;
Es singet und winket das holde Weib,
Und er schlingt ihr den Arm um den blühenden Leib.

Da küsset sie glühend ihn auf den Mund
Und zieht ihn küssend hinab in den Grund.
Fort brausen die Wasser, die Flut geht hohl;
Fahr wohl, mein Knabe, fahr ewig wohl!

Zigeunerleben.

Im Schatten des Waldes, im Buchengezweig
Da regt sich's und raschelt's und flüstert zugleich;
Da flackert's von Flammen durchs Dunkel der Nacht:
Um bunte Gestalten in seltsamer Tracht.

Das ist der Zigeuner lebendige Schar
Mit blitzenden Augen und nächtlichem Haar,
Gesäugt an des Niles geheiligter Flut,
Gebräunt von Hispaniens südlicher Glut.

Ums lodernde Feuer im schwellenden Grün
Da lagern die Männer verwildert und kühn,
Da kauern die Weiber und rüsten das Mahl
Und füllen geschäftig den alten Pokal.

Und Sagen und Lieder ertönen im Rund,
Wie Spaniens Gärten so blühend und bunt,
Und magische Sprüche für Not und Gefahr
Verkündet die Alte der horchenden Schar.

Schwarzäugige Mädchen beginnen den Tanz;
Da sprühen die Fackeln im rötlichen Glanz,
Heiß lockt die Guitarre, die Cymbel erklingt,
Wie wilder und wilder der Reigen sich schlingt.

Dann ruhn sie ermüdet vom wirbelnden Reihn,
Es rauschen in Schlummer die Bäume sie ein,
Und die aus der glücklichen Heimat verbannt,
Sie schauen im Traume das südliche Land.

Doch wenn nun im Osten der Morgen erwacht,
Verlöschen die schönen Gebilde der Nacht;
Laut scharret das Maultier bei Tagesbeginn,
Fort ziehn die Gestalten. — Wer sagt dir, wohin?

Venedig.

I.

Oft war ich sonst befangen und verdrossen,
Wenn in der Heimat unter Sturmestoben
Am Himmel düstre Wolken sich erhoben
Und mir den Blick ins stille Blau verschlossen.

Hier sind die trüben Nebel rings zerflossen,
In ew'ger Feier prangt der Aether droben,
Von Himmelblau und Sonnengold gewoben,
Und hat auch mir sich in die Brust ergossen.

Und sieh, mein Herz, aus dem im dunklen Norden
Ein Mißklang oftmals sich emporgerungen,
Hier ist es still und sanft und rein geworden;

Und was in wildem Brausen sonst erklungen,
Das tönt in weichen, ruhigen Akkorden,
Vom südlich blauen Himmelsduft durchdrungen.

II.

Der Markusplatz.

Wenn längst die Sonnenrosse schon die langen
Goldlichten Mähnen in der Meerflut baden
Und über den beruhigten Gestaden
Des Himmels Sterne schweigend aufgegangen:

Durchwandl' ich gern, von halbem Traum befangen,
Des Markusplatzes stolze Kolonaden,
Wo zum Genuß mich tausend Freuden laden,
Im Strahl der Lampen tausend Wunder prangen.

In buntem Strudel flutet dann die Menge
An mir vorüber, Männer, Kinder, Frauen,
Und durch die Wirbel schweben Zitherklänge.

Und auch manch rasches Mädchen läßt sich schauen,
Schön, wie des Landes Blumen und Gesänge,
Mit sanftem Blick und hochgewölbten Brauen.

III.

Abendfeier.

Ave Maria! Meer und Himmel ruhn,
Von allen Türmen weht der Glocken Ton.
Ave Maria! Laßt vom ird'schen Thun,
Zur Jungfrau betet, zu der Jungfrau Sohn!
Der Engel Scharen selber knieen nun
Mit Lilienstäben vor des Vaters Thron,
Und durch die Rosenwolken wehn die Lieder
Der sel'gen Geister feierlich hernieder.

O heil'ge Andacht, welche jedes Herz
Mit leisen Schauern wunderbar durchdringt!
O sel'ger Glaube, der sich himmelwärts
Auf des Gebetes weißem Fittich schwingt!
In milde Thränen löst sich da der Schmerz,
Indes der Freude Jubel sanfter klingt.
Ave Maria! Erd' und Himmel scheinen
Bei diesem Wort sich liebend zu vereinen.

Der Mönch.

Schon malt die weißen Wände meiner Zelle
Die Abendsonne wie mit gold'ner Glut,
Der Himmel draußen schwimmt in Purpurhelle,
Und weit hinaus erglänzt des Meeres Flut.
Da ruh' ich sanft; die müden Sinne laben
Sich gern an der Erinnerung Rosenschein,
O, schön ist auch das Los, geliebt zu haben,
Wer einmal glücklich war, muß stets es sein.

Und ich war glücklich. In der Jugend Tagen
Hab' ich genossen, was das Leben bot,
Es hat ihr Herz an meiner Brust geschlagen,
Und küssen durft' ich ihrer Lippen Rot.

Nun hat man lange ihren Leib begraben,
Ich trat gebeugt in diese Hallen ein;
Doch schön ist auch das Los, geliebt zu haben,
Wer einmal glücklich war, muß stets es sein.

Ich denk' an euch zurück, ihr schönen Stunden,
Die mir des Lebens reinste Lust gewährt,
Und alles, was ich einst bewegt empfunden,
Empfind' ich neu, zu heitrer Ruh verklärt.
Wohl sind sie schön, der Liebe junge Gaben,
Das holde Bangen und die süße Pein;
Doch schön ist auch das Los, geliebt zu haben,
Wer einmal glücklich war, muß stets es sein.

Mein Haupt ist weiß und schwer. Die müden Glieder
Verlangen nach der letzten stillen Ruh;
Fast ist's, als rauschte mit dem Goldgefieder
Mir schon den Gruß der bleiche Engel zu.
Ich bin bereit. Sie mögen mich begraben,
Führt lächelnd doch der Tod zu ihr mich ein: —
O, selig ist das Los, geliebt zu haben,
Wer einmal glücklich war, muß stets es sein.

Lied des Todesengels.

Der Mond steht hoch im Himmelsblau,
Die Bäume neigen sich leis im Wind,
Auf roten Rosen perlt der Tau;
Die Stund' ist kommen, mein Kind.

Es zieht der Schwan auf stillem See,
Er singet von Sehnen und Todeslust:
Mach' auf, mach' auf, ich bringe kein Weh,
Ich lächle dir Ruh' in die Brust!

O fürchte dich nicht! Mein Hauch ist süß,
Will einmal nur küssen die Lippen dein,
Will sanft dich tragen ins Paradies —
Schlaf' ein, mein Kind, schlaf' ein!

Student zu Bonn am Rhein.

„Ob nicht in Einem meiner Enkel ein Baumeister steckt? Das war einst mein Traum; aber Beispiel und Verhältnisse trieben mich in die Theologie und von da weiter," dies interessante Bekenntnis hat Geibel in einem Briefe vom 1. November 1877 niedergelegt. Ein Baumeister! Nun, in anderem Sinne, als er's ursprünglich dachte, ist er ein solcher geworden für die deutsche Litteratur.

Gleich dem zweitältesten Sohne Karl sollte auch Emanuel nach dem Wunsche des Vaters Prediger werden und womöglich dereinst sein Amtsnachfolger bei der reformierten Gemeinde in Lübeck.

Dem befreundeten Bonner Professor Konsistorialrat Friedrich Bleek, Dekan der evangelisch-theologischen Fakultät, schrieb der alte Geibel am 21. April 1835: „Mein Emmanuel (!) ist heute morgen abgereiset, um bei Euch in Bonn seine akademischen Studien zu betreiben. Ich weiß, daß ich ihn Dir ganz ans Herz legen darf, und bitte Dich, Du wollest meine Stelle bei ihm vertreten. Hoffentlich wird er Dir keine Sorge machen und mit Liebe und Dank Deinen väterlichen Rat befolgen. Er ist von guter Natur, von ausgezeichneten Fähigkeiten und wohl vorbereitet. Was er bisher mit Ernst ergriffen hat, das hat er auch sich aneignen können. Er nimmt die Liebe seiner Lehrer und namentlich des Professor Classen mit, der, wie er hier treulich sich seiner angenommen hat, ihm auch einige Empfehlungsbriefe mitgegeben. Von politischer Schwindelei ist er ganz frei, weil er ihre Nichtigkeit erkennt. Aber er ist ein entschiedener Poet, und gerade das, wie herrlich es ist, kann für ihn eine gefährliche Klippe werden. Wird das Flügelroß nicht von kräftigem, klarem Geiste geleitet, so geht

es mit Jedem durch, der seinen Rücken besteigt. Da ich nun nichts kenne, was den Geist kräftig macht, als Religion, und was ihm zur Klarheit verhilft, als Wissenschaft, und da nach meiner innigen Ueberzeugung die Theologie, im höchsten Sinne des Wortes, allein die wahre Wissenschaft ist, so wünsche ich natürlich, daß er Theologie studieren möge. In dieser Hinsicht ist er noch unentschieden, seine Neigung gehet zur Philologie. Fürs Erste mag er dieser Neigung folgen, denn auch als Theologe muß er Philologe sein. Aber kannst Du, können Andere auf ihn wirken, daß er die Bedeutung der Theologie erkennt, so wird dadurch ein sehnlicher Wunsch meines Herzens befriedigt. Ich habe ihm zur Pflicht gemacht, im ersten halben Jahre ein exegetisches, ein philosophisches und ein historisches, und dann ein philologisches, sowohl griechisches als lateinisches, Kollegium zu hören. Ich denke, er wird sich mit Dir darüber besprechen. — Doch Du wirst ihn ja selbst sehen und dann am besten beurteilen können, was ihm dienlich ist. Da er auf der Reise einen Tag in Hamburg und zwei in Detmold bei seinem Bruder sich aufzuhalten gedenkt, so hoffe ich, daß er am 2. Mai etwa in Bonn ankommt."

Heiter und im besten Sinne wohlgemut fuhr währenddessen der angehende Bruder Studio zur alma mater. Von dieser Stimmung zeugt ein humorvolles

Wanderlied.

Fröhlich in die Welt hinein,
In die blaue Ferne!
In der Frühlingssonne Schein
Wand're ich so gerne.
Strömt der Regen auch einmal,
Bald schon lockt der gold'ne Strahl
Mich zum Weiterziehen.

An der Thems', am Seinestrand
Wechseln die Minister,
Schmauchend ziehn durchs deutsche Land
Burschen und Philister.

Burschentum und Rauchtabak,
Wellington und Polignac
Sollen mich nicht stören.

Blütenpracht und Silberquell,
Bunte Blumenauen,
Regenbogen farbenhell,
Alles läßt sich schauen.
Frisch drum in die Welt hinein!
Leben will ich, fröhlich sein,
Niemand soll mir's wehren.

Manches feiste Mönchlein baut
Kritische Systeme,
Mancher alte Kater miaut,
Daß die Liebste käme.
Laßt den Mönch Systeme baun,
Laßt den Kater drein miaun!
Will sie dran nicht hindern.

Recensent, der schlimme Feind,
Schnitzet seine Feder,
Spricht, wie bös er's mit mir meint,
Witzelnd vom Katheder.
Laßt den Recensenten schrein,
's wird nicht so gefährlich sein,
Ruhig schreit' ich fürder.

Von des Himmels blauem Zelt
Lacht die Sonne heiter,
Und durchs grüne Saatenfeld
Zieh' ich singend weiter.
Vorwärts! In die Welt hinein!
Leben will ich, fröhlich sein,
Niemand soll mir's wehren.

Des Vaters ernste Warnungen vor der „gefährlichen Klippe“ hinderten nicht, daß Emanuel während seines kurzen Aufenthaltes bei seinem Bruder in Detmold ein äußerst charakteristisches Gedicht zum Vortrag brachte, betitelt

Sängerloos.

Der Sänger steht am Rand der Fluten,
Die treue Zither in der Hand,
Da dämmert fern in dunklen Gluten
Vor ihm empor der Liebe Strand.
Und in der Wogen Purpurschimmer
Stürzt sich der kühne Jüngling fort
Und ringt, ein muterfüllter Schwimmer,
Mit aller Kraft zum hellen Port.

Und sieh, die blauen Wogen tragen
Ihn schaukelnd hin in raschem Lauf,
Es krönt der Preis sein mut'ges Wagen,
Das Wundereiland nimmt ihn auf.
Er schauet freudig, was er nimmer
In seiner stillen Brust geahnt,
Daß er zu sel'gem Himmelsschimmer
Sich unbewußt den Weg gebahnt.

Die Blumen hauchen leise Klänge,
Die Quellen rauschen wunderbar,
Geheimnisvolle Geistersänge
Durchziehn die Lüfte duftig klar.
Empor aus blauen Wolken tönen
Die Schwanenlieder liebesüß,
Und hell umstrahlt von allem Schönen
Erschließt sich ihm das Paradies.

Er schaut's, und in des Lichtes Fülle
Will er sich stürzen glutgedrängt,
Da mahnt's ihn, daß die Erdenhülle
Die freie Seele noch umfängt.
Und willig senket er die Flügel
Und läßt vom überkühnen Lauf,
Doch in der Brust krystall'nem Spiegel
Nimmt er das Wundereiland auf.

Und sieh, bald rollen dunkle Wogen
Sich über den erzürnten Strand;
Vom Flutenschwalle überzogen
Versinkt das schöne Wunderland.

Er treibt dahin. In weiter Runde
Ist ihm kein Rettungsport enthüllt,
Doch in des Busens tiefstem Grunde
Trägt er des Paradieses Bild.

Und wie er nun in sel'gem Schauen
Sich in sein eig'nes Selbst versenkt,
Da muß der Trost herniederschauen,
Der ihn mit Himmelsfreuden tränkt.
Es tönt wie kühle Geisterschwingen
Mit sanftem Rauschen um sein Ohr,
Der Blick wird hell, die Pforten klingen,
Und leise zieht es ihn empor.

Am 3. Mai 1835, einem Sonntagmorgen, landete das Dampfschiff, welches den jungen Musensohn von Köln aus Rheinaufwärts brachte, in Bonn. Er ließ sich schon zwei Tage darauf, dem väterlichen Willen gehorsam, als Studiosus der evangelischen Theologie und der Philosophie inskribieren und belegte im Sommersemester bei Nitzsch theologische Encyklopädie und Methodologie, bei Bleek Synopsis der drei ersten Evangelien, bei Brandis Logik, bei Welcker römische Litteraturgeschichte, bei Klausen Sophokles' Aias; im Wintersemester bei Nitzsch christliche Religionslehre, bei Brandis Geschichte der philosophischen Systeme, bei Welcker Mythologie, bei Klausen Aeschylos' Choephoren und römische Lyriker. Doch allmählich wurde das theologische Studium beiseite geschoben, auch das der Philosophie, zu Gunsten der klassischen Philologie. Aus den Quellen der Wissenschaft selbst zu schöpfen, die reiche Fülle des antiken öffentlichen und privaten Lebens in Kultur, Kunst und Litteratur zu genießen, die Macht der griechischen Tragiker, den Zauber der römischen Lyriker auf sich einwirken zu lassen, das war ihm vergönnt an der Hand der beiden letztgenannten Männer, die sich, seinem eigenen Geständnisse nach, die größten Verdienste um ihn erwarben.

Geibel fand gleich eine passende Wohnung im Hause des Uhrmachers und Mitgliedes des evangelischen Presbyteriums, später

nach Herstellung der rheinischen Eisenbahn Bahnhofsinspektors Hoffmann, Sternstraße Nr. 306, eine Treppe hoch nach hinten, wo er eine Stube mit Alkoven mietete, die er während der ganzen Bonner Zeit behielt.

Unterwegs, auf der achtzigstündigen Eilpostfahrt, saß er in demselben Wagen mit dem angehenden Studiosus der Rechte Moritz Koppe aus Wollup, einem Sohne des ausgezeichneten Agronomen und Landesökonomierats Joh. Gottlieb Koppe. Beide teilten sich gegenseitig mit, daß sie soeben die Schule verlassen hätten, um in Bonn ihre Studien zu beginnen, und befreundeten sich in kurzer Frist in dem Grade, daß sie in Köln, wo sie sich einen Tag umsahen, dasselbe Zimmer bewohnten.

„Hier las Geibel einige seiner Gedichte vor," — so schrieb mir der inzwischen entschlafene Königliche Amtsrat Koppe — „und es ist mir noch erinnerlich, daß ‚Der Zigeunerbube im Norden' einen tiefen Eindruck auf mich machte. In Bonn an der Landungsbrücke erwarteten mich drei meiner Berliner Freunde, die Gebrüder Moritz und Julius Sotzmann, Söhne des längst verstorbenen, auch als Kunsthistoriker bekannten Geheimen Ober-Finanzraths Johann Daniel Ferdinand Sotzmann, sowie Max Kahle, mit denen ich sofort in innigen Verkehr trat. Geibel schloß sich uns an.[1]) Im Sommer wanderten wir häufig nachmittags in der herrlichen Umgebung umher. Bei einem dieser Spaziergänge nach Godesberg schüttelte er folgende Verse aus dem Aermel:

---

[1]) Zu diesem Kreise gehörte im Sommersemester 1835 auch vor Allem Heinrich Kruse, ein Sohn des um die pommersche Geschichte verdienten Andreas Theodor Kruse, Altermann des Gewandhauses in Stralsund, der, bald einer der vertrautesten Freunde Geibels, mir über die Bonner Zeit u. a. Folgendes berichtete: Wenn wir Nachts im Kahne, nicht mehr beim ersten Glas, von Plittersdorf nach Bonn zurückfuhren, deklamierte und improvisierte Emanuel unaufhörlich Ottave rime und ganze Sonette. Auch sang er angenehm und mit Empfindung. Wie Komponisten in Tönen, schwelgte er in der Sprache. — Er fiel durch Absonderlichkeiten auf, durch Ausbrüche von Leidenschaftlichkeit, aber Alle stimmten darin überein, daß er ein nobler Charakter war.

Da hab' ich einen Einfall:
Ach, wäre doch der Rheinfall
Kein Wasser-, sondern Weinfall;
Dann wär' er wahrlich mein Fall! [1])

Zu Michaelis 1835 kamen verschiedene Hanseaten, darunter Ihr Vater und Markus Niebuhr, nach Bonn. Sie waren mit Geibel befreundet, und das führte mich mit ihnen zusammen. Da Beide aber, wie es ganz natürlich war, eine starke Anziehungskraft auf ihn übten, verkehrten meine Berliner Kommilitonen und ich im Winter 1835/36 nicht mehr so häufig mit Geibel, blieben aber dauernd in freundschaftlicher Beziehung. Obgleich ich Jura studierte hatte ich doch warmes Interesse für die Philologie, und deshalb ging ich gern auf seinen Vorschlag ein, mit ihm den mir bis dahin unbekannten Aeschylos zu lesen. Wir verabredeten, daß ich jeden Morgen um acht Uhr in seine Wohnung kommen sollte. Einige Wochen wurde das auch regelmäßig durchgeführt. Später fand ich ihn häufig noch im Bette, und es ging dadurch ein erheblicher Teil der für unser gemeinsames Arbeiten bestimmten Zeit verloren. Damit unzufrieden, erklärte ich ihm, daß ich darauf verzichten müsse, ihn täglich morgens aufzusuchen. Er entschuldigte sich, daß er öfter abends bei Professoren in Gesellschaft sei und

---

[1]) Dieses Wortspiel rührt von Johann Dieberich Gries her („Gedichte" Stuttgart 1829. Zweites Bändchen S. 47):

BIBULUS.

Er stand am mächt'gen Rheinfall,
Da kam ihm gleich der Einfall:
O wäre doch der Rheinfall
Kein Wasser- sondern Weinfall!
Dann erst, dann wär' er mein Fall!

Auch Dr. Max Carow schreibt sich die klassischen Zeilen zu. Dieselben sind natürlich auch in das Stammbuch des Rheinfalls eingetragen (vergl. Woldemar Kaden, Das Schweizerland). Kürzlich tischten zum Ueberfluß die „Fliegenden Blätter" in München obige Verse als neu ihren Lesern auf.

sich gerade in den Nachtstunden zu dichterischem Schaffen besonders aufgelegt fühle. In den nächstfolgenden Tagen fand ich ihn zur festgesetzten Stunde bereit, und als ich ihn eines Morgens nicht antraf, sah ich auf seinem Schreibtisch ein von ihm geschriebenes Gedicht liegen, das später unter der Ueberschrift „Apologie“ in seinen Werken (I. S. 15) abgedruckt ist und nicht verfehlte, mich in eine günstige Stimmung zu versetzen. Uebrigens dauerten unsere gemeinsamen Studien nur noch kurze Zeit.“

Den Verkehr mit der Vaterstadt im Sommersemester vermittelte hauptsächlich Geibels Korrespondenz mit Wilhelm Wattenbach, der ihm aus Lübeck treulich berichtete.

Die erste Antwort datiert Bonn, den 25. Mai 1835: „Der Tag ist nun vorüber, Wilhelm, und ich sitze still und allein beim Lampenschimmer auf meinem Stübchen und denke an die Heimat und an all die Menschen, die ich dort gekannt und geliebt. Was könnte ich da Besseres thun, als Dir antworten auf Deinen lieben, gestern angelangten Brief, der, wenngleich manche trübe Nachricht enthaltend, mich dennoch innig erfreut hat, wie ja jedes Wort, das aus der Ferne in meine Einsamkeit herüberklingt, mich wunderbar bewegt. Und gerade Dir muß ich heute schreiben, denn in meinem Herzen regt sich eine schöne Erinnerung an den 25. Mai des vorigen Jahres, wo ich mit Deiner Familie im Riesebusch unter den grünen Bäumen mein fröhlichstes Frühlingsfest feierte. Das Andenken an jenen Tag ist mir von jeher ein liebes gewesen; aber heute, da ich von Euch und Allen, die daran Teil nahmen, so weit entfernt bin, tritt es wie ein schönes Traumbild noch einmal vor meine Seele, und ich versenke mich gern in seinen bunten Schimmer. Da seh' ich uns in lustigem Kreise unter die Buchen gestreckt, scherzend und lachend; die Sonne glänzt durch die Bäume, der Kessel brodelt über den rotzüngelnden Flammen, und Robert der Teufel und Rahel, die ich beide nicht wohl leiden kann, raisonnieren keck und wohlgemut gegen einander los. Der Professor in seinen weißen schimmernden Beinkleidern springt frisch durchs hohe Gras, Paulus der Theologe will den Hügel hinabrennen und fällt

und zappelt gar ergötzlich mit Händen und Füßen, und die Jungen des Direktors mit ihren dummpfiffigen Gesichtern bringen dürren Reisig geschleppt, um das Feuer zu nähren. Aber Cäcilie und Louise von Ahlefeld haben sich still davon geschlichen und im blühenden Grün sich ein freundliches Nest gebaut, um traulich darin zu unterreden und des erquicklichen Nachmittagsschlummers zu genießen. Und sie wollen fast böse werden, als ich sie zu frühe zum Aufbruch wecke; doch ihr Zürnen legt sich bald, und der Apotheker und ich schwatzen ihnen beim Rückwege Allerlei vor von Blau und Rot und Grün und Gott weiß, was des dummen Zeuges noch mehr. Doch wohin gerate ich? Das ist ja alles längst vorbei, und nur der Kranz, den Sophie mir damals gewunden, liegt in diesem Augenblicke vor mir. Schöne vergangene Zeit! Ich wollte, ich könnte sie noch einmal durchleben, ich habe Heimweh nach ihr, wie der Schweizer nach seinen Bergen, und denk' ich an sie zurück, da ist mir, als hört' ich das geheimnisvoll sehnsüchtige Alphorn erklingen, von dem Justinus Kerner singt. Und doch ist es auch hier so schön, besonders in diesen Frühlingstagen, wenn der sonnigblaue Himmel sich wolkenlos über den Rheinesufern wölbt und die blühenden Apfelbäume ihre duftenden Schneegestöber herabschütteln und aus allen Büschen und Sträuchen das Lied der Nachtigallen ertönt.

Aber die Natur muß mir auch alles sein, und doch vermag sie dem durch liebenswürdigen Umgang Verwöhnten nicht das zu ersetzen, was er verlor. Denn die wenigen Kreise, auf die ich hier angewiesen bin, darf ich nur selten besuchen und nicht einmal immer zu reinem Genusse, da bald dieser, bald jener Umstand störend eintritt. Wenn ich aber einsam auf meiner Stube meine theologischen Schmierereien verwünschen möchte oder mich ärgere, daß ich eine Rede des Perikles im Thukydides nicht zu enträtseln vermag, da spring' ich auf und renn' hinaus nach Godesberg in die Trümmer der alten herrlichen Burg, wo das Epheu schwankt und die Luft frei durch die grauen Gemäuer zieht. Da wird mir wieder wohl, und ich sehe die Sonne blutrot untergehen in leuch-

tende Wolken und kehre im Mond- und Sternenschein beim Spätgeläut der freundlichen Dörfer umher in die Stadt zurück.

Das Leben und Treiben der hiesigen Studenten will mir im allgemeinen nicht gefallen. Leere Renommisterei und unbegrenzte Genußsucht, geistige Beschränktheit und bewußte Rohheit scheinen die Grundzüge nur zu Vieler zu sein. Von wissenschaftlichem Ernste habe ich außerhalb des Kreises, in den Alexander von Campe freundlich mich einführte, nur wenige Spuren gefunden. Du weißt es selbst, daß ich weder auf der einen Seite die Freude verachte, noch auf der anderen eine allzu große Feinheit und Zierlichkeit verlange, wie Deine Schwester mir Schwarz auf Blau aufrichtigst testiert hat,[1] allein Excesse, wie ich sie hier schon habe ansehen müssen, haben mir doch das Blut ins Gesicht getrieben. — Campe hat unter Ernsts Einfluß sich sehr glücklich entwickelt, er ist einer der gemütvollsten Menschen geworden, die ich kenne, und es läßt sich gut mit ihm leben. Ueberhaupt unterscheiden sich, wie ich schon bemerkte, Alle, die man bei ihm trifft, und mit denen er in genauer Verbindung steht, gar sehr von dem gewöhnlichen Haufen der Bonnenser Studenten. Da ist noch ein gemeinsames Streben nach dem Großen und Schönen, ein lebendiger Austausch von Ansichten und Ueberzeugungen, ein reger Sinn, der die Oberfläche durchdringend überall die tiefere Bedeutung zu erfassen sucht.

den 29. Mai.

Was doch alles aus einem unglücklichen hergelaufenen Studiosus der Philologie[2] werden kann! Sogar ein hochzuverehrender Herr Gevatter und Taufpate. Um es unverblümt zu sagen, es ist vor kurzem vom kleinen Buch Hiob die sechste Duodezauflage erschienen, ein kleines allerliebstes Büchlein, und da selbigem zu gebührender Unterscheidung von den übrigen Hiobchen der Name

---

[1]) D. h. schriftlich auf hellblau Papier. Emanuel Geibel gab wenig auf die kleinen Höflichkeiten und nannte sich entschuldigend selber einen „eminenten Grobian".

[2]) Und, in erster Linie, der evangelischen Theologie.

meines Vaters Johannes aufs Titelblatt gedruckt werden sollte, so hatte meine Wenigkeit die Ehre, bei der Taufe dessen, nämlich meines Vaters, Stelle zu vertreten. Nach der Feierlichkeit ging es äußerst fidel zu, der Rheinwein floß in Strömen, der alte Ernst Moritz Arndt wußte eine lustige Geschichte auf die andere vorzubringen, und dem kurzen kugelrunden Bleek glänzte die Freude so hell aus den Augen, daß ich recht meine Lust daran hatte. Auch Tante Lene, die Du aus Bettinas Buch kennen gelernt haben wirst, wohnte dem Feste mit bei und lud mich freundlich ein, sie zu besuchen, was ich auch nicht unterlassen werde.

Wegen Bettina habe ich hier schon mancherlei kleine Streitigkeiten und Wortwechsel gehabt, da man sie im allgemeinen nicht recht anerkennen will. Und wenn die Leute zuletzt gegen die sprudelnde Fülle ihres Geistes, gegen die liebenswürdige Zartheit ihrer Neigung, gegen die Hoheit ihres Enthusiasmus und Vollendung ihres Ausdrucks nichts mehr einzuwenden wissen, dann sagen sie: Ich möchte sie doch nicht zur Frau haben. Ihr guten Seelen! Bettina hat noch nie daran gedacht, euch Heiratsanträge zu machen, und schwerlich wird ihr jemals so etwas in den Sinn kommen.[1]) Bis dahin aber achtet sie, liebt sie, bewundert sie, und wenn euch einmal warm wird im Herzen und das innerste Geheimnis eurer Seele herausspringen will, dann versucht es, ein Werk zu schaffen, das gleich ihren Briefen den Stempel der Göttlichkeit auf der Stirne trägt. Aber ihr könnt es nicht, denn ihr habt nicht so heiß, so innig, so rein geliebt wie sie, und eben weil ihr sie nicht versteht, vermögt ihr sie nicht zu lieben, denn „Verstehen ist lieben."

Was Classens Urteil über Kerners Kakodämonologie betrifft (denn das liegt offenbar der in Deinem Briefe ausgesprochenen Meinung zu Grunde), so kann ich nicht ganz mit demselben übereinstimmen. Ich glaube auch an Kakodämonen und an ihre Ge-

---

[1]) Ihre Ehe mit Achim von Arnim war eine durchaus glückliche gewesen und mit sieben Kindern gesegnet. Arnim starb 1831, 1832 Goethe, Bettina 1859.

walt, sich auf Zeiten des Menschen zu bemächtigen, wenn mir gleich die zusammengeflochtenen Kuhschwänze etwas fabelhaft vorkommen. Classen selbst nannte einst Wallenstein und Cromwell dämonische Naturen, aber was ist das anders, als eine geringere Potenz von dem, dessen Existenz Kerner darzuthun versucht? Ich will es nicht läugnen, daß er, von zu ungeregelter Phantasie und mancher nicht vollkommen begründeten Idee geführt, oft zu weit gegangen ist, aber „durchaus unwürdig“ möchte ich das Buch nicht nennen.[1]) Dazu kommt, daß wir den in Frage stehenden Faktis zu fern sind, um ein nach allen Seiten völlig richtiges Urteil darüber fällen zu können. Willst du einmal über dergleichen einen ergötzlichen Diskurs haben, so bringe Konrad auf dies Kapitel.

Den 30. Mai.

Und wieder ist es Abend geworden, und meine Gedanken flüchten sich aus dem buntverworrenen Getriebe hier in das stille freundliche Asyl der Heimat. Ich habe mich oft über ihre schiefen Türme und schiefen Gesichter lustig gemacht, und doch säh' ich jetzt beide ganz gern einmal. Noch lieber aber möcht' ich auf Eurem hellbefensterten Feenschloß einen Abend mit Euch zubringen, wo über und unter dem Dache die Wolken ziehen. Ich denke mir Euer Leben da draußen, besonders nach Sonnenuntergang, recht hübsch; Euer Theekreis muß sich allerliebst ausnehmen, die helle Lampe auf dem

---

[1]) Classen verdammte nicht das Buch an sich, sondern die Art, wie die Dämonen sich äußern. Gemeint sind „Geschichten Besessener neuerer Zeit. Beobachtungen aus dem Gebiete kakodämonisch-magnetischer Erscheinungen von Justinus Kerner. Karlsruhe 1834.“ Darin S. 20 folg.: Die Historie des Mädchens von Orlach. „Darauf fing es an, allen dreyen Kühen im Stall ihre Schwänze aufs kunstreichste zu flechten, so kunstreich, als hätte es der geschickteste Borstenmacher gethan, und dann die geflochtenen Schwänze wieder untereinander zu verknüpfen. Machte man die Flechten auseinander, so wurden sie bald wieder von unsichtbarer Hand geflochten und das mit einer solchen Geschwindigkeit, daß, wenn man sie kaum gelöst hatte und sogleich wieder in den menschenleeren Stall zurückgekehrt war, die Schwänze auch bereits wieder allen Kühen auf das kunstreichste und pünktlichste geflochten waren, und dies täglich vier bis fünfmal.“

weißbehängten Tische unter den grünen Linden. Da werdet Ihr wohl wieder aus Bettinas herrlichem Buche Euch vorlesen oder andere Goethesche Studien treiben, denn Goethe gehört ja einmal zu den Penaten Eures Hauses. Und mit Recht; je gründlicher und anhaltender ich mit seinen Werken mich beschäftige, desto mehr muß ich ihn achten und bewundern. Seine Schriften sind wie reichhaltige Metallgruben, immer neue Goldadern glänzen im Schacht empor, immer wertvollere Schätze leuchten dem forschenden Auge entgegen. Was mir gestern noch als ein minder gewichtiges Wort erschien, davon erkenne ich, vielleicht durch irgend einen Zufall geleitet, heute die tiefere Bedeutung. Und das alles ist so klar, so in sich abgeschlossen, so voll edler Ruhe und besonnener Mäßigung. Ebenso geht es mir mit Shakespeare und Sophokles, die mir von Tage zu Tage fester ans Herz wachsen, und ich kann wohl sagen, daß diese drei Heroen mir wie freundliche Gesellschafter in meiner Einsamkeit zur Seite stehen.

Tausend Grüße an Deine Mutter, Cäcilie und Sophie, ebenso an Classen und seine Frau, den kleinen blauäugigen Wolfgang nicht zu vergessen. Auch Niebuhr und Röse, wie meine übrigen Freunde bitte ich zu grüßen, die beiden ersteren sollen bald ausführlicher von mir hören. Und nun gute Nacht! — Verzeih' übrigens diesen charakterlosen Brief; ich habe geschrieben, wie ich gesprochen haben würde. Antworte mir bald.

Dein

Emanuel."

Vorzüglich versetzen uns diese Zeilen in die äußeren und inneren Zustände unseres Musensohnes, dessen Gedanken sich viel und gern mit der Heimat beschäftigten. Da tauchte vor allem jenes verflossenen Pfingsten mit Wattenbachs nach Schwartau unternommene Picknick wieder auf, das er auf Cäciliens Wunsch gleich damals in einer Ode besungen hatte, und wozu wir jetzt einen Kommentar erhalten. Der Professor ist Classen, der Direktor Jacob, Paulus der Theologe ist der früh verstorbene Pastor Paul Curtius,

älteren Bruder von Ernst Curtius, der Apotheker Hermann Curtius, ein Vetter von Beiden, später in New-Orleans; wer Robert der Teufel und Rahel konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Nicht nur des schönen Sonntags im Riesebusch erinnert er sich lebhaft, auch der Gemüt und Geist anregenden Theeabende bei Wattenbachs, welche in der Beckergrube, einen Sommer im Gartenhause hinter der Lorenzkirche vor dem Holstenthore wohnten. Hin zu ihnen sehnt er sich, ungeachtet der schiefen Thürme von St. Marien und vom Dom, die übrigens neuerdings mit Müh' und Not gerade gemacht sind. Er läßt sich berichten über ihre Lektüre und giebt seine Ansichten kund. Auch ihn interessiert Justinus Kerner als Dichter und Geisterseher, den er später in Weinsberg aufsuchte; auch ihn fesselt „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" in höchstem Maße. Es freut ihn, die Bekanntschaft einer Persönlichkeit aus Bettinas eben erschienenem Buche[1] zu machen: des Philosophen Jacobi dreiundachtzigjähriger Schwester Helene, von der Nicolovius sagt, sie habe die Tage ihres Bruders verschönert, ihm die Ruhe und Erhebung erhalten, deren er zum Schaffen seiner unsterblichen Werke bedurfte, und vielfach gegeben und empfangen in großem geistigen Verkehr. „Tante Lena" war aus Düsseldorf nach Bonn gereist zur Kindtaufe bei Bleek. Dieser, Holsteiner von Geburt, ein alter Freund von Pastor Geibel, auf dem Gebiete der biblischen Geschichte und Exegese ausgezeichnet, namentlich durch sein Hauptwerk über den Hebräerbrief, lebte in glücklicher Ehe mit Auguste Sethe; bei dem sechsten Sprößling vertrat Emanuel für seinen Vater Patenstelle. Bettina von Arnim begegnete er zwei Semester darauf in Berlin. Doch bei aller Sympathie für ihre ganz eigenartige Erscheinung urteilte er über ihre Publikation, die er jetzt noch, völlig bezaubert, als bare Münze hinnimmt, nachmals nüchterner und kritischer. Die schwärmerische Verehrung für Goethe, welche in dem Wattenbachschen Kreise damals so weit ging, daß

---

[1]) Zweiter Teil, S. 2, 10, 76 folg. und 97. Die hier humoristisch geschilderte Matrone starb am 9. Juli 1837.

Classen[1]) seinen auf den Namen August getauften Sohn stets Wolfgang rief, teilte schon der junge Geibel vollständig.

Das studentische Leben lockte ihn anfangs garnicht, und es war ihm sehr einsam zu Mute. Doch bald trat er in näheren Verkehr mit Moritz und Julius Sotzmann aus Berlin. Namentlich der erste der zwei Brüder, eine leidenschaftliche, zur Melancholie neigende, dichterisch begabte Natur, ein begeisterter Verehrer Lord Byrons, fühlte sich zu Geibel hingezogen, den er seltsamerweise beständig „Viktor" statt Emanuel nennt. „Am meisten gefällt mir," schrieb er seinen Eltern am 6. Mai 1835, „ein junger Mensch aus Lübeck; ich lernte ihn ganz zufällig kennen; am ersten Abend, wo wir bei Freunden waren, saßen wir uns kalt einander gegenüber und sprachen kein Wort zusammen, schlossen aber den Tag darauf die innigste Freundschaft. Es ist ganz merkwürdig, wie man oft zusammengerät, und was Einen an den Anderen fesselt. Fast ohne vorher ein Wort gesprochen zu haben, auf das bloße äußere Ansehen sind wir Freunde geworden, und nun wir uns gegenseitig ausgesprochen, stimmt auch unser Inneres ganz zusammen, und wir mußten die besten Freunde werden."[2])

---

[1]) Johannes Classen bekundete sein lebhaftes Interesse für Goethe bei jeder Gelegenheit; u. a. rührt der zu der am 27. August 1849 im Lübecker Katharineum stattgehabten Goethefeier gesprochene Epilog von ihm her. Seine Schilderung von Goethes Dichten und Denken schließt mit den Versen:

> Er hat den Samen nicht umsonst gestreut:
> Was alle deutschen Herzen heiß ersehnen,
> Daß sich des Vaterlandes Ruhm erneut,
> Es wird, es muß vereinter Kraft gelingen,
> Wenn wir in Goethes Sinne vorwärts dringen.

[2]) Moritz und Julius Sotzmann waren 1814 bezw. 1816 geboren und im Aeußeren wie von Charakter ganz verschieden: Moritz brünett, von dunklem Teint, so daß er oft für einen Ausländer gehalten wurde, war durch und durch Idealist; er beklagte seine Weichherzigkeit, das Fehlschlagen seiner Pläne, seine zerronnenen Entschlüsse, verzweifelte an sich und der Welt, und eine solche Stimmung entlockte ihm auch das Geständnis in einem Briefe an seine Eltern aus Bonn, daß Geibel doch lange der Freund nicht wäre, den er in

Beide machten Pfingsten, keiner von der Absicht des Anderen unterrichtet, eine Rheinfahrt nach Köln. Auf dem Dampfschiffe spielte sich eine ergötzliche Scene zwischen einem alten schläfrigen Herrn und einem lesenden Engländer ab, die Sotzmann mit Humor in seinem Tagebuche schildert; dann heißt es weiter: „Unser Lachen verursachte, daß eine Dame sich umdrehte, die mir bisher den Rücken zugekehrt hatte, und meine Aufmerksamkeit von dem Alten ab auf sich zog. ‚Welche wunderbare Aehnlichkeit!‘ sagte ich und glaubte für mich gesprochen zu haben, aber eine andere Stimme flüsterte mir ins Ohr: ‚mit der schönen Julia‘. Erstaunt wandte ich mich um und sah in die schwärmerischen Züge meines Freundes, des Dichters, der nachmals unter dem Namen ‚Säugetier‘ eine Celebrität geworden ist. ‚Schon seit einer Stunde beobachte ich sie‘, fuhr er fort, ehe ich ihm meine Verwunderung, ihn hier zu finden, auszudrücken vermochte; ‚dieselben herausfordernden feurigen Augen, derselbe üppige und reizende Leib, man möchte toll werden, je länger man sie betrachtet. Was mag sie nur auf das

ihm zu finden gehofft, nachdem er ihn zuvor als einen vernünftigen, klugen, geduldigen Menschen, der zu allem herhalten muß, der nichts übel nimmt und zu den wenigen Leuten gehört, mit denen man sich niemals entzweien kann, geschildert hatte. Julius, blond und von frischer Gesichtsfarbe, war besonnen und Maß haltend, stets die Cautelen des Kopfes und Herzens bewahrend; seine Lehrer hatten ihm horror mathematicus zum Vorwurf gemacht. „Meine Freunde, gleichfalls Juristen“, schrieb er aus Bonn seinem Vater, „sind mir auch darin von Nutzen, daß sie mich manchmal auf Naturwissenschaften und Mathematik hinweisen, die sie mit mehr Eifer und Erfolg als ich getrieben haben; ein anderer Freund, ein Philologe aus Lübeck, könnte, wenn es anders nötig wäre, als Gegengewicht dienen, im Fall ich mich zu sehr auf die Seite der Mathematik neigen sollte, denn er kennt und achtet sie nicht, er ist Poet.“ Das stimmt, denn als ich Geibel gegenüber einmal klagte, wie mein Abiturientenzeugnis durch die Censur „befriedigend“ für Mathematik geschändet sei, tröstete er mich: ihm sei's noch viel schlimmer ergangen, Mathematik sei ihm immer unbegreiflich gewesen und geblieben. — Die „Sotzmänner“ starben frühzeitig in Berlin, Moritz als Gerichtsassessor 1853, Julius als Referendar schon 1843. Ein jüngerer Bruder, Friedrich, welcher als Oberförster a. D. in Charlottenburg lebt, hat die Erinnerungen mir anvertraut.

vor ihr liegende, sanft gerötete Papier schreiben?' — ‚Vielleicht', erwiderte ich ihm, ‚eines Deiner Gedichte, vielleicht gerade das, welches Du an die schöne Julia mit den Worten gerichtet:

Du hast mir viel Unruh' gestiftet,
Mich endlich ins Elend gestürzt,
Du hast mir mein Leben vergiftet
Und meine Tage verkürzt.'

Während wir uns beiderseits noch in allerhand Konjekturen über die schöne Unbekannte erschöpften, schallte die Glocke, und das Dampfschiff landete. Ich warf der jungen Dame einen letzten Blick zu. Auch sie hatte zufällig ihre großen schwarzen Augen auf mich gerichtet; als sie aber merkte, wie ich sie betrachtete, wandte sie ihr Gesicht ab, und ich sah nur noch eine ihrer schwarzen Locken und die Spitzen des Haarbandes unter ihrem Hute hervorgucken. Langsam und nachdenklich schritt ich über ein schmales Brett, das vom Dampfschiff nach dem Ufer führte, drängte mich durch die gaffende Menge der Neugierigen, und als ich mich nun erst nach meinem Freunde, dem Dichter, umschaute, befand ich mich in einer engen Straße Kölns allein."

Heimatlich berührte unseren Geibel der Umgang mit Alexander von Campe, einem Freunde von Ernst Curtius und Mitschüler vom Lübecker Gymnasium. Mit ihm konnte er nach Herzenslust über die alte Hansestadt reden, wodurch sich freilich seine Sehnsucht dahin bald derartig steigerte, daß den kerngesunden Jüngling ein heftiges Fieber beschlich. Was ärztliche Kunst nicht zu Wege brachte, bewirkte sofort ein Schreiben von Wilhelm Wattenbach: Heilung von körperlichem Heimweh, denn darin bestand seine Krankheit.

Im Juli 1835 beantwortete er des Freundes erfrischende Zeilen von der Ostsee also:

„Vielen Dank, lieber Wilhelm, für Deinen ausführlichen Brief, der mir unaussprechlich viel Freude gemacht hat. Ich sah mich da einmal recht zurückversetzt in die alte Zeit, und die alte Zeit war so schön. Lachswehr — Riesebusch — Schulfest — Waisenkinder=

und Schützentage! Welche Masse von Erinnerungen drängt sich auf diese Punkte zurück und von wie verschiedener Art sind diese Erinnerungen! Bald wirbeln sie in buntlustigem Schwarm an mir vorüber, wie eine Schar trunkener Harlekine, bald ziehen sie ernst und still, wie ein Festzug zur Kirche, bald wehen sie leise grüßend vorbei, wie Waldhornklänge durch sonniges Blättergrün. Aber schön sind sie immer, und mein liebster Trost in so weiter Ferne. —

Wie beneid' ich Euch jetzt, Ihr Glücklichen, die Ihr in diesen schwülen Sommertagen den frischen Meeresduft[1]) atmen dürft und Euch hineinstürzen könnt in die grüne wogende See! O könnt' ich auch einmal wieder beim Wellengeräusch auf dem Bollwerk stehen und hinüberschauen zum fernen Horizont, der auf den dunklen Fluten zu ruhen scheint, oder könnt' ich die Dämmerung herabsinken sehen am Strande, die alles in duftiges Blau zerrinnen läßt und selbst die Seele auflöst, daß sie verschwimmt in seligem Halbtraum!

Ich habe in dieser Zeit schlimme Tage gehabt. Dreimal vierundzwanzig Stunden lag ich bei der brennenden Hitze unter den furchtbarsten Kopfschmerzen im Fieber, ohne Schlaf, ja ohne Gedanken nur in dumpfer Empfindung des ununterbrochenen Schmerzes. Da erhielt ich Deinen Brief, und viele andere, und die Freude darüber führte eine rasche Besserung herbei. Jetzt darf ich in den kühleren Stunden schon wieder ausgehen, wenngleich der Besuch der Collegia und anhaltendes Arbeiten mir noch untersagt ist.

Dein Urteil über Hugo P . . . . . . scheint mir ganz richtig. Er ist gewiß ein herzensguter Junge, aber teils eine angeborene Sucht zu genießen, teils der jugendliche Trieb, vor der Welt sich zu machen, führen ihn zu manchem Verkehrten. Dazu kommt, daß er gar keine Grundsätze und gar keine Religion hat. Unselbständig wegen dieses Mangels, hat er sich immer von denen, die ein augenblickliches Uebergewicht über ihn ausübten, leiten lassen und sich

---

[1]) Wattenbachs hatten Ausfahrten nach dem Seebade Travemünde gemacht.

ihnen nachgebildet. Und gerade W . . . ., den ich an und für sich gar nicht verwerfen will, mußte für Hugo der gefährlichste Gesellschafter sein. Von ihm lernte er die vornehm gehaltlosen Phrasen der heimisch-französischen Schule und bildete sich ein, eine Art von Lebensphilosophie zu haben und nach einem System zu handeln, während er doch nur dem eigensüchtigen Begehren nach Genuß gehorchte. Ich hoffe viel von Niebuhrs Einfluß auf ihn. Es wäre schade, wenn er ganz verloren ginge, denn er ist ursprünglich eine edle Seele und ein tiefes, treues Gemüt.

Sehr viel Freude hat es mir gemacht, daß endlich Cäcilie und Mary Gauslandt[1]) sich einander näher gekommen sind. Wenn sie sich recht kennen lernen, so bin ich fest überzeugt, daß sie wahre Freundinnen werden. Mary gehört zu jenen schönen Charakteren, die sich zwar selten und wenigen aufschließen, wenn sie dies aber einmal gethan, einen ganzen Himmel offenbaren. Sie scherzt und lacht gern und schließt sich niemals aus von kindlicher Freude und ungezwungener Heiterkeit; aber ihr Gemüt ist wunderbar tief, ernst, innig und treu.

Daß Du den Jean Paul nicht verdauen kannst, begreife ich sehr wohl. So schön und hinreißend manche seiner erhabenen Stellen sind, so spaßhaft-treu er die verschiedenen Situationen des häuslichen Stilllebens auszumalen versteht, so tritt doch geradezu bald Nebelhaftigkeit der Gestalten, bald wirkliche Verschrobenheit hervor, und auf dem Knüppeldamm seiner Einschachtelungsperioden kann man, wie zwischen Hamburg und Lübeck, mit leichter Mühe den Hals brechen. Ayesha, das Mädchen von Cars, ist nicht übel[2]). Durch lebendige Darstellung und orientalische Färbung hat es mir ganz wohl gefallen (besonders die Stelle des Lanzenschwingerfestes

[1]) Geibels Cousine, die er neben Cäcilie in seinen Jugendliedern besungen hat, bisweilen Beider Gestalten miteinander vermischend. Sie ist vor einigen Jahren hochbetagt in Lübeck verstorben.

[2]) Verfasser ist James Morier. Geibel las den englischen Roman in deutscher Uebersetzung, die gerade erschienen war.

von Türken und Kurden), aber Lord Osmond ist ein langweiliger Schafskopf und kein Held.

Wenn Du die See in kurzem siehst, so grüße sie bestens von mir. Jedenfalls aber grüße Deine Mutter von mir, ebenso Cäcilie, Sophie und Classens mit Wolfgang. Auch Plessens, Campe[1]) und was sonst auf der Schule mich kennt. — Der Himmel segne Deine ebräischen Studien! Nochmals lebe wohl.

Dein

Schreibe bald wieder! Emanuel."

Wattenbach erfüllte diesen Wunsch umgehend am 23. Juli, und der völlig genesene Geibel zögerte nicht mit seiner Erwiderung; ihm war es ein Bedürfnis, mit dem Freunde in lebendigem Gedankenaustausch zu bleiben. So plauderte er, in der ersten August-Woche, frisch von der Leber weg, nach einer novellistisch gefärbten Einleitung, von seinem Ergehen, von der Idee eines realistischen Römerdramas, von der Hoffnung auf ein großdeutsches Kaiserreich:

„Proveniant medii sic mihi saepe dies!

Es war ein freundlicher Sonntagsmittag, die Sommersonne schien hell und warm vom tiefblauen Himmel auf die blanken Dächer vor meinem offenen Fenster, und ich selbst lag in süßem Gefühle der vollkommen wiedergewonnenen Gesundheitsfrische auf meinem Sopha und schaute in die blauen Dampfsäulen, die ich in seliger Zufriedenheit aus dem behaglichen Rohre vor mich hinblies. Die dichten Wolken quirlten auseinander und trieben im lustigen Wirbel hieher und dorthin, und die willig freigelassenen Gedanken wiegten sich auf ihnen fort nach den verschiedensten Richtungen. Hundert bunte Bilder der Vergangenheit, hundert Träume und Luftschlösser für die Zukunft zogen grüßend an mir vorüber, aber alle waren heller und freudiger Art, so daß mir bald gar rosenfarb zu Sinn ward. Da empfing ich Deinen rosenfarbenen Brief, in dem auch so ein Stückchen sonniger Sommerhimmel eingeschlossen

[1]) Der jüngere, Karl, ein Bruder seines Kommilitonen Alexander.

war; er paßte vortrefflich in meine Stimmung, und gern durchzog ich im Geiste mit Dir noch einmal das lebendige Hamburg und die grünschattige Palmaille, gern fuhr ich mit Dir hinaus zur brandenden Nordsee und warf einen Gruß in das lustige Geräusch der weißhäuptigen Wellen.

Aber nicht bloß an jenem Mittage war es mir wohl und froh ums Herz, überhaupt ist seit meiner Genesung der Frühlingshauch jugendlicher Heiterkeit wieder über mich gekommen. Einige Mediziner unter meinen Bekannten behaupten, meine ganze Krankheit sei hauptsächlich ein körperliches Heimweh gewesen, und ich glaube selbst, daß sie Recht haben. Nun ist, Gott sei Dank, diese ungesunde Stimmung überwunden. Damit will ich jedoch nicht sagen, daß ich mich nicht mehr in die freundlich vertraulichen Kreise der Heimat zurücksehnte; aber jenes überspannte Verlangen, das, in den Reiz der Vergangenheit versunken, den Genuß der Gegenwart kaum anerkennen mochte, jener Rausch des Schmerzes, jene leidende Gefühlsschwelgerei sind von mir gewichen, und nüchtern vermag ich mit klaren Augen um mich zu schauen. Selbst die poetische Ader, die ich schon versiegt und ausgetrocknet glaubte, ist mir wieder gesprungen. Von allen Seiten drängen sich mir neue Ideen entgegen, so daß ich vor lauter Entwürfen kaum zur Ausführung des einzelnen zu kommen vermag.

Einen ganz eigentümlichen Genuß gewährt mir jetzt das Studium des Lukretius. Mit steigender Freude lerne ich in ihm den größten Dichter der Römer bewundern. Wenngleich der Stoff, dem er sich in überschwänglicher Begeisterung hingiebt, für das Gedicht unglücklich gewählt erscheint, so entfaltet er doch in der Ausführung eine solche Fülle der Phantasie, einen solchen Reichtum neuer Bilder, einen solchen Ueberfluß natürlicher Kraft, daß sich der künstliche, ängstlich gefeilte Virgil neben ihm ausnimmt, wie sich etwa ein geschnürter Berliner Lieutenant neben der eisernen Riesengestalt eines Götz ausnehmen würde. Ja, was noch mehr ist, selbst in sein System weiß er den Leser auf gewisse Weise mit hineinzuziehen, und je inniger man mit ihm vertraut wird, desto fester

verwickelt man sich in das zauberhafte Goldnetz seiner Ideen. Dabei ist sein Vers, wo er nicht eben philosophische Gegenstände ruhig auseinandersetzt, eigentümlich, unnachahmlich, hinreißend. Das ist nicht der schön sich wiegende Rhythmus des Virgilischen Hexameters, nicht die tanzende Leichtigkeit der Ovidischen Worte, — sondern wir hören die Katarakten des Nils donnern und dazwischen aus den Pyramiden schmetternden Erzklang von Cymbeln und Posaunen. Er müßte sich herrlich zum Helden einer Tragödie gestalten lassen, dieser götterleugnende Lord Byron des Altertums. Die dämonische Glut, die in seinen Adern kocht, der unbegrenzte Enthusiasmus, mit dem er Epikurs Lehre verherrlicht, dazu sein Wahnsinn, sein dunkles Ende, veranlaßt durch magischen Liebestrank, den verschmähte Neigung ihm reicht; ihm gegenüber der kecke, lebenslustige Catull und der ruhig edle Memmius — welch reicher Stoff! Eine schauerlich erhabene Scene müßte es sein, wenn er in düsterer Geisteszerrüttung um die Stunde der Mitternacht in den Tempel dringt, die Marmorsäulen der Götter zu zerstören; dort findet er an den Stufen des Altares die Unglückliche, die ihm den bezauberten Becher mischte, sie will ihn zurückhalten vom frevelnden Werke, aber ein Schlag seiner Keule streckt sie zu Boden, über sie stürzen die zerschmetterten Bilder der Olympier, und auf den Trümmern triumphiert der rasende Sänger. — Doch genug davon! Möge der großartige Vorwurf einen Dichter finden, der seiner würdig; mir ist er zu gewaltig.

Am 6. September, dem Anfangstage unserer Herbstferien, gedenke ich mich auf die Wanderschaft zu machen; wohin? weiß ich selbst noch nicht, jedenfalls aber südwärts. Vielleicht nur nach Frankfurt und Hanau, vielleicht auch weiter hinauf ins schöne Schwabenland, je nachdem Zeit, Geld und Gelegenheit es zulassen. Das letztere ist mein heißester Wunsch. Da wollte ich schwärmen von alter schöner Zeit, die Sonne sollte mir aufgehen auf dem Gipfel der Staufen, und von Hohenzollerns Zinnen wollte ich sie versinken sehen — blutrot in farblose Nebel; ich wollte die heiligen Räume aufsuchen, wo der blonde Konradin mit seinem Friedrich

spielte in blühender Kindheit, und im Kloster zu Lorch auf die steinernen Särge weinen, daß wir keinen Kaiser mehr haben. O, es muß köstlich sein, zu wandeln in einem Lande, wo das Geflüster der Bäume, das Murmeln der Quellen von Sagen und Minneliedern rauscht, wo jeder Trümmerhaufe uns feierlich anklingt, wie eine Memnonssäule. — Doch was rede ich so zu Dir? Du kennst ja nicht jene Sehnsucht nach der großen Einheit und vereinten Größe des Vaterlandes und kannst Dich höchstens für Friedrich Wilhelm begeistern, den guten König, dem seine weißbierbetrunkenen Berliner vor kurzem die Fenster eingeworfen. Glaube darum nicht, daß ich etwas gegen Preußen habe und noch weniger gegen seinen Regenten; es steht großartig da als gewaffnete Macht, und wenn seine Kanonen donnern, so zittert der Horizont von ganz Europa. Aber seine starre Absonderung von Süddeutschland, sein immer engeres Anschließen an Rußland, jenen Sitz der übertünchten nordischen Barbarei, das ist es, was mir nicht gefällt. Je höher Preußen steigt, desto weniger ist an eine Wiedervereinigung des gesamten deutschen Volkes unter ein kaiserliches Haupt zu denken; ach, und mein Herz reißt sich so ungern los von dem schönen Traum eines großmächtigen glorreichen Gesamtreiches. Alter Barbarossa! Wann wird der Adler die Raben vom Gipfel des Kyffhäusers verscheuchen, daß du wiederkehrest?! [1])

---

[1]) Der Abschnitt „Zeitstimmen" in „Heroldsrufe" enthält „Ein Gedenkblatt" überschriebene Verse, die des Dichters nationale Gesinnung besonders schön ausdrücken:

Keinen Hüter fand
Das uralt heil'ge Kleinod unsres Volks.
Die Hand, schon zum Ergreifen ausgestreckt,
Verschloß sich plötzlich, und zu Boden fiel
Des Reiches Apfel . . . O, wann bringt ein Tag
Dem Vaterlande die Gestirnung wieder!

In Bezug auf Preußens Führerschaft sprach sich Geibel dagegen später, in reiferem Alter, enthusiastisch und offen in Wort und Schrift für die glorreiche Erhebung Preußens und dessen Vortritt in Deutschland aus; er kämpfte als der hervorragendste deutsche Lyriker seit Jahren für die preußische Sache.

Ich habe mich in eine ganz elegische Stimmung hineingeschrieben; Du mußt verzeihen, daß ich mich in meinen Briefen so gehen lasse. Sie sollen ja auch nur ein Ersatz sein für das Gespräch, und im Gespräch hast Du gewiß schon ähnliches an mir erfahren, wenn Du des Dienstags abends bei mir saßest am Ofen im Lampenschein. Das waren liebe Stunden, und noch immer denk' ich ihrer mit Freuden.

Doch nun gute Nacht. Grüß die Deinen herzlich, wie meine Freunde und Bekannten und behalte mich lieb!

Dein

Emanuel."

Der sehnsüchtigen Klage nach Kaiser und Reich hat der Dichter häufig Ausdruck gegeben. Schon als Schüler hatte er ja ein deutsch-patriotisches Gedicht verfaßt, am Rhein entstand damals und später manch schwungvolles Lied zu Gunsten des Einheitsgedankens. Wenn der Hanseat als Jüngling auch noch nichts von der Mission Preußens wissen wollte, als erwachsener Mann dachte er darüber anders, und aus ehrlicher Ueberzeugung. Wer erinnert sich nicht der berühmten Begrüßungsverse „Vom Fels zum Meer", gerichtet 1868 an König Wilhelm in Vorahnung der nahen historischen Entwickelung; wen haben nicht die „Heroldsrufe" begeistert? Sie bezeichnen Geibels nationale politische Richtung. Charakteristischer aber hat er sich wohl nie geäußert als bei der Nachricht, das Frankfurter Parlament werde dem König Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone anbieten. Heinrich Schleiden in Hamburg, bei dem Emanuel 1849 als Gast weilte, traf ihn gerade beim Anziehen eines frischen Hemdes; in

Umgekehrt war damals der politische Standpunkt seines Freundes Viktor Aimé Huber. Während dieser schon 1831 kein Hehl daraus machte, was er von Preußen für die Zukunft erwarte, ja Preußen als das Herz und Banner von Deutschland bezeichnete, war, als 1849 der König von Preußen in Frankfurt zum deutschen Kaiser erwählt wurde und die Deputation in Berlin erschien, gerade er derjenige, welcher am lebhaftesten die Ablehnung der angebotenen Krone forderte.

solcher Situation rief Geibel, sich entschuldigend, aus: „Hurrah, Germania zieht auch jetzt ein neues Hemd an!“

Dieser Excurs schien mir nötig zur Beleuchtung obiger Briefstelle. Die damals geplante Reise ins Schwabenland und zu den geschichtlichen Stätten der Hohenstaufen und Hohenzollern unterblieb vorläufig; es fand aber der Ausflug statt nach Frankfurt und Hanau zum Besuch von Verwandten. Bei seiner Rückkunft nach Bonn am Abend des 30. Oktobers 1835 sah er sich angenehm überrascht durch die Anwesenheit zweier Abiturienten vom Lübecker Gymnasium, die der Jurisprudenz sich widmeten: nämlich von Markus Niebuhr, dem Sohne des römischen Historikers, und von Theodor Gaedertz, meinem Vater.

Geibel wurde angestaunt und kaum wiedererkannt von den beiden „Füchsen.“ Wie hatte sich sein Aeußeres verändert! „Er sieht ganz wie ein Künstler aus, wie ein Maler,“ schrieb mein Vater Tags darauf nach Hause. „Er trägt nämlich einen weißen Filzhut mit ungeheuer breitem, abstehendem Rande und — — einen niedlich gepflegten Schnurrbart.“ — Gelber, naturfarbener Rock, schwarze, rotkarrierte Weste, ziemlich weite weiße Hosen, welche ihm um die Beine schlenkerten, vervollständigten seinen Anzug.

Wieder und immer wieder mußten die Zwei ihm erzählen, was sich inzwischen in der alten Travestadt zugetragen und worüber die Briefe ihm nicht erschöpfend genug Kunde gegeben, von den einzelnen Familienereignissen, zumal aus dem Wattenbachschen Kreise. Beim Schlendern durch die Straßen Bonns zog Emanuel meinen Vater vor das Schaufenster einer Pfeifenhandlung, wo sich auf einem Pfeifenkopfe die Abbildung eines reizenden Mädchenantlitzes darbot, und apostrophierte ihn enthusiastisch: „Theodor, sag' mal, ist das nicht Cäcilie?“ Seine Liebe zu ihr war mit nichten erloschen und sollte bald zu hellen Flammen auflodern. —

Die Magenfrage hat allzeit, besonders bei jungen, gesunden Burschen, die eben von den Fleischtöpfen des elterlichen Herdes kommen, eine Hauptrolle gespielt; sie möge darum auch hier zuerst

ihre Erledigung finden. „Ich werde mit Emanuel zusammen auf der Stube essen vom Montag den 2. November an", meldete mein Vater nach Lübeck. Ueberhaupt geben in Bezug auf Geibels damalige Lebensweise die an meinen seligen Großvater Senator Johann Heinrich Gaedertz, in weiteren Kreisen bekannt durch seine Privatgemäldegallerie, gerichteten Briefe wohl die authentischsten Mitteilungen. Es ist gar nicht uninteressant, zu erfahren, wie ein berühmter Mann weiland als Bruder Studio gelebt hat. Die Tagesordnung war die denkbar regelmäßigste. Das Frühstück bestand stets aus einigen Tassen Kaffee und einem Brödchen, das Abendessen gewöhnlich aus Thee und Fleischbutterbrod. Das Mittagsessen ließen sie sich aus einer Restauration kommen. „Von einer Portion speisen Geibel und ich. Es ist gerade so viel, daß ein jeder ebenzu gesättigt wird. Diese regelmäßige Lebensweise wird gewiß für Geist und Körper recht heilsame Folgen tragen. Das Mittagsessen, aus zwei Gerichten außer der Suppe bestehend, finden wir Beide ganz schmackhaft und genießbar, und es steht wirklich nicht dem Lübecker nach. Dazu kommt aber noch die große Wohlfeilheit des Preises. Die Portion kostet sechs Silbergroschen, mithin für einen jeden drei Silbergroschen d. h. vier Schillinge. Kann man wohlfeiler und dabei doch so gut essen?!" — Allein schon am 5. Dezember lauten die kulinarischen Nachrichten anders: „Beim Professor Bethmann-Hollweg waren wir zur Tafel. Er ist großer Freund und Liebhaber von Gemälden und vorzüglich von Kupferstichen. Wir haben uns nicht minder geistig wie körperlich gelabt. Geibel und ich wünschen von Herzen, daß dergleichen Magen-Erfrischungen und Stärkungen bald wieder passieren möchten. Denn, aufrichtig gesagt, das Essen ist doch nicht das Lübecker, was man hier täglich bekommt. Wir Beide haben jetzt an einer Portion tausend genug. Vorzüglich schlecht ist hier der Thee. Rahm kennt man gar nicht, sondern immer und ewig dünne Milch. Ich habe es deshalb vorgezogen, nach Geibels Vorgange, Rum dazu zu gießen. Geibel trinkt Lübecker Thee und zwar schwarzen, der bei weitem besser ist als der hiesige grüne. — Ich muß schließen, denn Geibel schreit jetzt nach Essen!" — Das

Theetrinken mit Rum setzte den wackern Großvater in Sorge: „Junge Leute wissen nicht, was sie sich für großen Schaden dadurch thun. Suche auch Geibel hierauf aufmerksam zu machen, so thust Du ein gutes Werk, eines Freundes wert.“ — Wirklich fiel dieser Rat auf fruchtbaren Boden: „Daß Du hinfüro keinen Rum zum Thee mehr trinken willst und auch Geibel davon abgebracht hast, macht mir viele Freude.“ — Die magere Zeit in Bonn hinsichtlich des Mittagsmahles sollte sich noch zum Schluß in sehr prosaischer Art aufhellen. Die Geschichte, so unwichtig an und für sich, entbehrt doch nicht einer humoristischen Pointe, und gab Geibel später wiederholt Anlaß zu launigen Bemerkungen. Er hatte nämlich schon zu Anfang des Semesters, wie mein Vater mit ihm übereingekommen war, seinem Stiefelputzer den Auftrag erteilt, für Beide dasselbe aus dem „Klotz“ vom Wirte Breuer zu holen. „Wir leben immer in dem Wahn, unsere Magen mit Breuerscher Kost vollzuschlagen. Jede Woche ward dem Stiefelputzer das Geld ausbezahlt, um es dem besagten Gastwirte zu bringen. Kurz vor meiner Abreise nun nach Holland kommt ein Dienstmädchen zu mir auf die Stube mit einer Empfehlung vom Wirte Schmitz: Letzterer bäte mich, die ihm noch schuldigen fünf Thaler zu schicken. Man konnte sich die Sache bald erklären. Geibels Stiefelputzer hatte anstatt von Breuer, wie wir ihm befohlen, von Schmitz die Speisen geholt und die letzten fünf Thaler noch dazu in seine Tasche gesteckt. Und ersteren Betrug hat er nicht etwa nur die zwei letzten Monate getrieben, sondern gleich vom Anfang des Semesters an. Schade, daß wir nie von dem Essen gegessen haben, von dem wir wollten und glaubten!“ —

Dem rohen Studentenleben blieben die Lübecker, welche eng zusammenhielten, gänzlich fern. Keinem stand der Sinn darnach, in den Bierhäusern herumzusitzen, in einem Zuge ganze Flaschen auszuleeren und die Zeit totzuschlagen. „Um einen Einblick in dies Treiben zu thun, habe ich eines Abends mit Geibel eine Kneipe besucht, die für die anständigste und gesittetste hier gilt. Aber wir sind doch nicht ohne Widerwillen fortgegangen.“

Einmal feierte ein Kommilitone aus Pommern in Euskirchens Garten zu Poppelsdorf seinen Geburtstag. Es war eine milde, mondhelle, attische Nacht, die Laube beleuchtet, die Rheinweinbowle mit Rosen bekränzt. Beim allzu reichlichen Zutrinken war Geibel plötzlich verschwunden und entschuldigte sich am nächsten Morgen in folgendem Briefe vom 21. Juni 1835: „Es ist mir lange nichts so leid gewesen, lieber Piper, als daß ich gestern Dir für Deine freundliche Einladung mancherlei Aerger und Verdrießlichkeit bereiten mußte. Aber ich durfte nicht gegen meine innerste Ueberzeugung handeln, und noch immer nicht kann ich die Ansicht gewinnen, daß irgend jemand und unter irgend welchen Verhältnissen das Recht habe, mich zu einem Uebermaße physischer Genüsse zu zwingen, zu einem Uebermaße, das mir auf Geist und Körper gleich nachteilig zu wirken scheint, und dessen Folgen ich nicht einmal für eines freien Menschen würdig erachten kann. Ich bin gern fröhlich beim Weine unter Freunden, aber est modus in rebus; schon der Anblick eines Betrunkenen ist mir widerlich. Leider hat der gestrige Abend mich gelehrt, daß ich auf gesellige Freuden fürs Erste wohl verzichten werden müsse; doch ich will lieber für mich allein leben, als mich allen Euren Herkommen und Gebräuchen, wiewohl ich ihr mannigfaches Gute nicht verkenne, blind unterwerfen. — Grüß die Leute draußen, wenn sie den Gruß eines quasi Verfehmten haben wollen. Mit nochmaligem Dank für alle mir erwiesene Freundschaft und Freundlichkeit

Dein V(iktor?) E. Geibel."

Alles mit Maßen, lautete seine Devise. Im übrigen war niemand mehr Kenner des edlen Rebensaftes und froher Geselligkeit ergeben, als er; einen Philister konnte man ihn wahrlich nicht schelten. Denn:

Ein Herz voll Lieb' und Lebenslust,
Ein deutsches Lied aus freier Brust,
Ein Kelch von Rheinwein schwer,
Bruder, was willst Du mehr?

Und wo der Liebe Rosen glühn,
Da muß ein ew'ger Frühling blühn,
Und goldner Sonnenglanz
Füllet die Seele ganz.

Darum willkommen, Rundgesang!
Willkommen, heller Becherklang!
Bei Lieb' und Lied und Wein
Lasset uns fröhlich sein.

So schrieb er zur Erinnerung demjenigen ins Stammbuch, bei dessen Geburtstagsfeier er sich heimlich davongeschlichen hatte, dem nachmaligen Oberbürgermeister von Frankfurt an der Oder und Oberstiftshauptmann, Geheimrat Alfred Piper.[1])

Geibel verkehrte eine Zeitlang in Bonn mit den Ruländern und veranlaßte auch meines Vaters Aufnahme unter dieselben. Die „Rulandia," nach dem Wirte Ruland in der Stockenstraße benannt, war eine freie Vereinigung von Studierenden, welche nicht nur von Patriotismus und dem Streben nach einem einigen und mächtigen Deutschland beseelt waren und daher mehr oder minder eine

---

[1]) Diesem meinem kürzlich entschlafenen, väterlichen Freunde sind meine plattdeutschen Dichtungen „Julklapp!" (Hamburg. 1879. Zweite veränderte und vermehrte Auflage 1894) gewidmet, worin Geibel, wie er mir damals schrieb, manch' Hübsches gefunden hat. Das Buch enthält u. a. eine Anekdote, welche sich in Lübeck gelegentlich des Fackelzuges zutrug, den die Bürgerschaft zu Ehren des in die Heimatstadt zurückgekehrten Dichters 1868 veranstaltete. — — Ein anderes Albumblatt, welches Geheimrat Piper aufbewahrte, von der Hand Kinkels, lautet:

Neues wollten wir nicht gründen,
Das sich noch nicht fest bewährt:
Nur dem alten uns verbünden,
Das als treu die Zeit gelehrt.

Denke Deines ernsten Freundes und unserer wundersamen Harmonie im Leben und Denken! Gottfried Kinkel.

Der Text bezieht sich auf die Stiftung des bekannten Maikäfervereins in Bonn, der Wiege von „Otto dem Schütz". — Geibel und Kinkel begegneten sich erst später in Bonn 1843 und bald darauf in St. Goar.

damals von unseren Regierungen verfolgte burschenschaftliche Gesinnung verrieten, sondern auch bei ihren Zusammenkünften in der Kneipe, rohem und wüstem Treiben abhold, (wie u. a. alle Zoten dort verbannt waren) einer edleren, heiteren Geselligkeit sich hingaben, wovon der regelmäßige Vortrag eines von einzelnen Mitgliedern verfaßten humoristischen Blattes Zeugnis ablegte.

Am wohligsten und behaglichsten aber fühlte er sich im engsten Freundeskreise; und da mein Vater sich ein gutes Piano gekauft hatte, so kam Geibel nicht bloß jeden Mittag zur gemeinschaftlichen Mahlzeit in dessen Wohnung — Sandkaule Nr. 530 —, sondern nicht selten abends. Dann sang er mit seinem schönen, weichen, klangvollen Bariton deutsche und schottische Volksweisen, die mein Vater auf dem Klavier begleitete, und improvisierte, durch die Musik in dichterische Stimmung versetzt, oder unterbreitete ein neu entstandenes Carmen dem Urteil des Freundes. Häufig erschienen auch Niebuhr, Koppe, Piper und die Gebrüder Sotzmann zu diesen musikalisch-litterarischen Unterhaltungen. Bisweilen gab's Crambambuli, den Geibel vorzugsweise liebte. Da geriet er erst recht in poetische Begeisterung und trug mit einem solchen Feuer und hinreißendem Pathos seine Lieder vor, daß sich mehrere Teilnehmer dieser Abende noch jetzt mit Genuß erinnern und schon damals förmlich und feierlich Abbitte thaten wegen des ihm zuerkannten Spitznamens „Säugetier.“ Diesen aber hatte er sich selbst dadurch zugezogen, daß er einmal geäußert: ein Mensch ohne Sinn für Poesie sei nur ein Säugetier. Drob allgemeines Lachen und Entsetzen. Die Moral von der Geschichte war, daß mehrere Kommilitonen, welche seine Verse nicht gelten lassen wollten, ihn mit letzterem Namen belegten, der bald gang und gäbe für ihn wurde. Mir sind viele Briefe aus jener wie aus späterer Zeit von Studiengenossen zu Gesichte gekommen; da heißt es denn stets: das Säugetier läßt grüßen, das Säugetier hat ein Krokodil besungen, das Säugetier scheint verliebt zu sein :c. Geibel faßte die Sache mit gutem Humor auf und unterschrieb sich oft selber so. Auch hieß er der Ghibellin, weil er von den Ghibellinen, wenn nicht

gar von den Hohenstaufischen Kaisern selbst abstammen wollte, und obendrein hierin eine passende Umgestaltung seines Namens sah.

Bei jenen Zusammenkünften, den sog. „Crambambuli- oder Hampelmann-Abenden," galt der Horazische Grundsatz: Dulce est, desipere in loco. Emanuels Muse trieb hier die heitersten Blüten. So wurden, wie eine Notiz aus dem Bonner Kommersbuch meines Vaters meldet, in besonders animierter Stimmung die ihm von Geibel dedizierten burschikosen Strophen „Zu Lübeck auf der Brücken" gesungen, und zwar nach der Zelterschen Melodie von Goethes „König in Thule." Ein anderes „feuchtfröhliches" Carmen Geibels bewahrt gleichfalls handschriftlich meines Vaters Kommersbuch. Der Titel ist Hampelmannslied, zu singen nach der Weise von Schillers Reiterlied „Frisch auf, Kameraden!" Der Text lautet:

Stimmt an die Lieder, stimmt an, stimmt an
Und jubelt nach Süden und Norden!
Wir sind die Ritter vom Hampelmann,
Die Ritter vom lustigen Orden.
Auf, scherzet und lacht
Und durchschwärmet die Nacht
In der schellenumtönten, buntscheckigen Tracht!

Wir wissen heut nichts von Gram und Schmerz;
Was ist der Klagen auch nütze?
Hier gilt nur regenbogiger Scherz,
Nur die sprühende Flamme der Witze.
In die Becher hinein
Gießt sprudelnden Wein!
Der Lustigste soll unser König sein.

Zwar giebt's hier für Purpurmantel und Thron
Nur tausendfarbige Lappen;
Statt der schweren goldenen Fürstenkron'
Bedeckt ihn die klingende Kappen.
Doch ist auch zur Zeit
Sein Reich noch nicht weit,
Sind die Unterthanen doch fröhliche Leut'.

Und der Tollste, das ist unser Feldmarschall,
Die Flaschen sind seine Haubitzen;
Hoch läßt er zur Decke beim Pfropfenknall
Den Wein, den entfesselten, spritzen.
Die Gläser so blank
Geben Waffenklang,
Und ein Trinklied ist unser Schlachtgesang.

Und die Liebe, die lustig im Herzen brennt,
Sei als Reichsgesetz euch verkündet!
Wer den rosigen Wahn der Verliebtheit nicht kennt,
Ist dem Hampelmann nimmer verbündet.
Vereinigt ja ziehn
Von Rom bis Berlin
Stets Colombine und Harlekin.

Hurrah! Wir Ritter vom Hampelmann,
Wir jauchzen nach Süden und Norden!
Wer noch lachen und trinken und küssen kann,
Der tret' in den lustigen Orden!
In den Becher hinein
Gießt funkelnden Wein:
Auf der Liebsten Wohl muß geklungen sein!

Ueber diese Gesellschaft der Hampelmänner enthält ein Brief Moritz Sotzmanns von Anfang Januar 1836 an seine Eltern folgende gelungene Schilderung: „Ein Vetter von Freund Viktor (Gaedertz aus Lübeck) ist jetzt hier. Am 23. Dezember waren wir von dem Genannten und seinem Vetter zum Crambambuli eingeladen. Man besucht sich hier untereinander nur im Schlafrock und die lange Pfeife im Munde; wir verfehlten nicht, also gerüstet zu erscheinen, da es uns außerdem ausdrücklich anbefohlen war. Wir wurden in einem hell erleuchteten Zimmer empfangen, wo Viktor, theatralisch aufgeputzt, eine ungeheure spitze Papiermütze auf dem Kopf, auf einem schön gepolsterten Throne saß, zu jeder Seite einen Trabanten, wie er geschmückt und mit einem langen Barte versehen, die Hände in Gestalt eines Kreuzes über die Brust geschlagen. Jeder hatte einen hölzernen Hampelmatz an einem Bind-

faden um den Hals. Unter allerhand mystischen Zeremonien wurden wir zum Sitzen eingeladen, und der Großmeister der hiesigen Hampelmannsritter-Kolonie begann nun in einer pathetischen Rede die Geschichte, die Regeln und den Zweck besagten Ordens zu erörtern, der sich von seiner Vaterstadt aus, Lübeck, in Kolonien über ganz Deutschland verbreiten soll. Wir als nicht unwürdige Subjekte, da man einen Ableger auch in der Hauptstadt Preußens zu haben wünscht, wurden in die Mysterien eingeweiht, erhielten die Insignien des Ordens und mit einem alten Pfeifenrohre den Ritterschlag. Darauf wurden verschiedene Ordensübungen angestellt, namentlich ein feierlicher Gesang in kirgisischer Sprache (der unten mitgeteilte) gesungen und ein Tanz aufgeführt, welcher durch Tradition von den alten Saliern her auf den Orden gekommen ist. Darauf setzte man sich mit den hohen Papiermützen um einen Tisch und schritt zur Bereitung des Crambambuli, eines kirgisischen Getränkes; dazu wurde Milchreis mit Zucker und Zimmet gegessen. Ich, als nunmehriger Ritter, — die Ritter führen den Namen Wanst — möchte mich gern in eine weitläufige Geschichte meines geheimnisvollen Ordens auslassen, wenn es mir nicht ein feierliches, bei der Aufnahme abgelegtes Gelübde verböte; Ihr müßt Euch also hiermit begnügen. Wir waren bis zu einem Punkt an jenem Abend recht munter, als wir durch einen etwas derben Spaß, der üble Folgen nach sich zog, auf eine unangenehme Weise in unserer Freude gestört wurden. Viktors Vetter nämlich hatte sich ans Klavier gesetzt und phantasierte, als sich einer der Ritter (Niebuhr), wahrscheinlich vom Crambambuli ein wenig begeistert, ohne daß wir anderen etwas davon merkten, mit einem Glase Wasser hinter den Spielenden schlich und ihm selbiges über den Kopf goß. Dieser sprang natürlich, wie vom Blitze getroffen, auf; es kam zu einem heftigen Wortwechsel, wir hatten Mühe, sie auseinander zu halten, und die Geschichte, die so lustig begonnen, endete mit einer Herausforderung."

Die Freunde erweckten auch eine alte Lübeckische Gymnasiasten-Vergnügung zu neuem Leben: den Kirgisen-Kreis, mit einer

kirgisischen Geheimsprache und der Begrüßung Köke mongöl und Pakelun, die jedem Uneingeweihten unverständlich blieb. Der Forschungsreisende Johannes Menge, welcher behauptete, das Land der Kirgisen besucht und ihre Sprache erlernt zu haben, sowie Konrad Geibel waren die Urheber der lustigen Gesellschaft gewesen. „Die Seele und der Ursprung aller dieser Narreteien ist vornehmlich Emanuels origineller Bruder Konrad," so berichtet mein Vater, „auch das noch in meinen alten Tagen unvergessene Kirgisenlied stammt von ihm und wurde nach der bekannten Melodie aus der Marktscene der Stummen von Portici mit vielen Gestikulationen gesungen:

Airon toki mala
kuni kumis raika tuscha,
Idschimi bumschi kackker
brüd kadmatsch sara satsch biri binka.[1])

[1]) Da es mich reizte, in Erfahrung zu bringen, ob die Sprache wirklich kirgisisch oder nur eine Erfindung Geibels und seiner Genossen sei, wandte ich mich an das Seminar für orientalische Sprachen in Berlin, dessen Direktor Geh. Reg. Rat Prof. Sachau mich an den Kaiserlich russischen Staatsrat Dr. Radloff, Mitglied der Akademie in St. Petersburg, empfahl. Dieser gelehrte Kenner schrieb mir: „Es ist mir schwer, auf Ihre Anfrage eine ganz bestimmte Antwort zu geben. In seiner Gesamtheit scheint mir alles Angeführte die Ausgeburt der Phantasie eines lustigen Jünglings zu sein, der einige ihm bekannte türkische Wörter mit ausgedachten, selbst gebildeten Wörtern verband und so für fremde Ohren unverständliche Redensarten erfand. Unzweifelhaft sind darin verstümmelte türkische (kirgisische) Wörter gemischt. So in der Grußformel köke = kirgisisch kök (Himmel), Pakelun ist vielleicht päk äji (sehr wohl). In dem Liede ist airon = kirg. airan (gesäuerte Milch), mala = kirg. mal (Vieh), kuni = kirg. kün (Tag), kumis = kirg. kymyz (Kumiß), raika = türk. raki (Branntwein), idschimi = türk. idschimi (mein Inneres), sara satsch = türk. sary satsch (gelbes Haar). Vielleicht sind noch mehr Wörter türkisch (kirgisisch), dann müssen sie aber ursprünglich anders gelautet haben. Ob der ursprüngliche Text einen Sinn gegeben, kann jetzt nicht entschieden werden. In der Fassung der Ueberlieferung ist das Ganze als nicht-türkisch zu bezeichnen". Hierzu bemerke ich, daß an der Treue der Ueberlieferung bei dem außerordentlich guten Gedächtnis meines Vaters nicht zu zweifeln ist.

Diesem ist an die Seite zu stellen das Tomitenlied:

Kapuze, Kapuze, Tomite, (bis)
Hepp Zwiebelkunig und Pudelmütz,
Kapuze, Kapuze, Tomitenschütz,
Kapuze, Kapuze, Tomit! (bis)

und so weiter in infinitum, mit allen möglichen und unmöglichen Bewegungen und Variationen. Da ich nach Geibels Abgang von Bonn, Ostern 1836, mit den ‚Trierern,' einer freien Verbindung, welche sich einige Jahre später als das Korps ‚Die Pfälzer' (Palatia) — noch heute existierend — aufthat und damals hauptsächlich aus Osnabrückern und Ostfriesen bestand, verkehrte und in froher Stimmung das mir in succum et sanguinem übergegangene Kirgisentum dort einführte, so erhielt ich von meinen Kommilitonen außer ‚Baron' den Beinamen ‚Kirgise.' Auf unseren gemeinsamen Spaziergängen führten wir unter Absingung des obigen Tomitenliedes den Kirgisentanz aus, namentlich den Venusberg bei Poppelsdorf hinunter, zum allgemeinen Staunen und Kopfschütteln der vorübergehenden Menschen. Ja, tempi passati einer heiteren Studentenzeit." Emanuel hat dies seltsame Treiben in flotten Hexametern, die er in die Heimat schickte, beschrieben.[1])

Die schönen Herbsttage verlockten natürlich auch zu kleinen und größeren Ausflügen. Geibel, der die herrliche Umgegend bereits vom Sommer her kannte, war meistens seinen lieben „Ostseeländern" und „Reichsstädtern" Führer und Cicerone. Von Rolandseck herab genossen sie die himmlische Aussicht, beleuchtet von der untergehenden Sonne. In die Weinberge ging's oft, wo es jedem während der Lese freistand, nach Belieben zu nehmen, weshalb sie nicht die einzelnen Beeren, sondern die ganzen Trauben mit einemmale aßen, was köstlich schmeckte. Eine weite Tour nach der Ahr und dem Laacher See entzückte die Norddeutschen vollends. Die Ahr, ein reißender Strom, ergießt sich unterhalb

[1]) Vergl. das nächste Kapitel über Markus Niebuhr.

Sinzig in den Rhein. Sie wird von ihrem Ursprunge bis zu ihrem Ausflusse fast immer auf beiden Seiten von Bergen umgeben, die bald sich entfernen, bald ganz nahe an einander stoßen. Die Thäler, welche auf diese Weise gebildet werden, sind die romantischsten. Steil erheben sich die Berge in die Wolken, auf der höchsten Spitze oft mit einer alten Burg oder Ruine gekrönt. Sie bestehen meistens aus Schiefer, zuweilen auch aus Tufstein. An allen Ecken und Kanten, wo nur das Gestein hat locker gemacht werden können, finden sich Weinstöcke, die an der Wurzel mühsam mit Mist und zerhacktem Schiefer überworfen sind. Daß die Trauben, welche stets der stärksten und nachhaltigsten Sonnenhitze ausgesetzt sind, einen feurigen Charakter annehmen, ist eine sehr natürliche Folge, so der berühmte Walporzheimer Rotwein, der hier wächst. Auch an Mineralquellen, wie Heppingen und Tönniesstein, ist das Ahrthal reich. Einige Stunden südlich davon liegt ungemein reizend der merkwürdige, unergründlich tiefe Laacher See, welcher, mehrere hundert Fuß über des Rheines Oberfläche, früher ein Krater gewesen sein soll, wie denn überhaupt die ihn rings dicht umgebenden Berge fast ganz aus Lava und anderen Steinen vulkanischen Ursprungs zusammengesetzt sind. Er erhält sein Wasser aus unterirdischen Quellen. An seinem Ufer liegt das alte, ehrwürdige Kloster Laach. Die Freunde konnten sich nicht satt sehen an dieser eigenartigen Scenerie und glaubten, als sie von oben auf den anmutigen See hinabblickten, in der Schweiz zu sein; so wenigstens dachten sie sich die kleineren Schweizer Seen mit ihren Umgebungen.

Ein anderes Mal, an einem kollegienfreien Sonnabend, mieteten sie sich eine Droschke, fuhren früh morgens aus, bei heiterem, einladendem Wetter, besuchten Godesberg und, nachdem sie über den Rhein gesetzt, Königswinter. Nach einem froh zugebrachten Tage und nach manchen Abenteuern langten sie um Mitternacht wieder in Bonn an. „Wie herrlich, wie prachtvoll sich die Berge in ihrer violett-rötlichen Abendbeleuchtung ausnehmen, läßt sich nicht mit Worten beschreiben. Das muß man selbst sehen. In

einer ganz anderen Gestalt zeigte sich das Siebengebirge vor einigen Tagen. Es war völlig mit Schnee bedeckt, und der blaue Himmel spiegelte sich in demselben. Ich konnte mir schon eine Idee machen von den Schweizer Bergen und Gletschern."

Der Winter 1835 zog mit Macht ein, bereits im November herrschte Frost. Am 14., dem Tage der silbernen Hochzeit meiner von Geibel verehrten Großeltern, deren Gesundheit er bei „Moselwein und Apfeltorte" ausbrachte, und wobei er sich im Geiste lebhaft mit meinem Vater unter die Gratulanten mischte, waren die Fenster dicht mit Eisblumen zugefroren und zehn Grad Kälte. So verlebten die Freunde denn wieder gemeinsam, bald auf des einen, bald auf des anderen „Bude" die länger werdenden Abende, wenn nicht eine Einladung bei den Professoren Bleek oder Brandis dazwischen kam. Auch bei den sumptuösen Diners, welche der Jurist von Bethmann-Hollweg, der nachmalige Kultusminister, veranstaltete, trafen sie sich jedesmal.

Geburtstage und sonstige Feste wurden nicht ungefeiert gelassen. Hervorgehoben sei besonders Sylvester 1835. Der Jahreswechsel ward in der Weise begangen, daß sich die intimsten Kommilitonen auf dem Zimmer der „Sotzmänner," Stockenstraße Nr. 1, bei einer dampfenden Bowle vereinigten. Jeder hatte sich verpflichtet, eine selbst verfaßte belletristische Arbeit zum besten zu geben. Geibel holte seine schon im Sommer 1834 entstandene „wundersame Historie vom Heringssalat" hervor, mit Illustrationen von Niebuhr, die — jetzt zu Weihnachten nach der Vaterstadt gesandt — dort das größte Interesse erweckte und Lokalberühmtheit erlangte. In Lübeck existierte nämlich früher unter seiner Leitung ein sogenannter poetischer Verein*), der viel Unsinn und Albernheit, zum Teil geistreich und charakteristisch, schuf. In diesem Geiste war auch jene Novelle gehalten, eine Satire, wiewohl ihr Sujet ein ernstes

[1]) Abbreviert: P. V. Dahinter witterte Direktor Jacob einen „politischen Verein" und veranstaltete eine Untersuchung, welche natürlich für die jugendlichen Dichterlinge und Litteraturfreunde einen höchst gefahrlosen und ehrenvollen Verlauf nahm.

und vernünftiges. Allein die Episoden, welche von Anspielungen auf die damaligen Verhältnisse und Ideen jenes Dichtervereins wimmeln, bilden gewissermaßen die Hauptsache darin. Das Ganze schildert drastisch die tollen Phantasien des stadtbekannten, der Jugend zum Stichblatte des Witzes dienenden Lübeckischen Warensensals Hering, welcher das Mißgeschick hatte, in der St. Marienkirche in eine Orgelpfeife der berühmten großen Orgel hineinzufallen und in derselben eine Nacht einsam zuzubringen.

Die köstliche Geschichte, mit Laune vom Verfasser vorgelesen, erregte größte Heiterkeit unter der kleinen Sylvestergesellschaft, nicht minder die Humoreske meines Vaters „Der englische Lehrmeister in Lübeck." Moritz Zotzmann, der Gastgeber, schrieb seinen Eltern: „Wir waren sehr vergnügt. Da wir das neue Jahr mit dem Glase in der Hand begrüßen wollten und fürchteten, daß uns bis zur erwarteten Stunde der Stoff zum Gespräch ausgehen möchte, so hatte Viktor, der, beiläufig gesagt, ein großer Poet ist, vorher den artigen Vorschlag gemacht, es solle bis dahin jeder eine kleine Erzählung komponieren, die man, sobald eine Pause entstände, vorlesen wollte, was denn auch zur Ausführung gelangte und angenehme Unterhaltung gewährte. Als endlich die große Münsterglocke dumpf die zwölfte Stunde verkündete, tranken wir mit einem sehr netten Kerl, der vielleicht Ostern mit uns nach Berlin kommt, Brüderschaft, schrieen zum Fenster hinaus, und nun begann ich erst meine Geschichte zu lesen; wir hatten gelost, und ich war der letzte gewesen. Erst um drei Uhr morgens trennten wir uns. Am Vormittag des ersten Januars verspürten wir einen leichten Katzenjammer, der sich aber bald legte. Nun ging es in den goldenen Klotz zu Tische. Der Wirt machte sich sehr anständig, indem er Römer hereinbringen ließ und uns mit gutem altem Rheinweine in übermäßig reichen Spenden traktierte. Nachmittags wurde ein tüchtiger Spaziergang gemacht und der Tanz der alten Salier einexerziert."

Wenige Tage darauf traf die durch einen Brief der Pastorin Geibel avisierte und an meinen Vater adressierte gemeinschaftliche

Weihnachtssendung aus der Heimat ein. „Ich mußte selbst nach dem Zoll gehen, nachdem mir vorher angezeigt war, daß ein Packet für mich angekommen. Nachdem der Kontrolleur nichts Steuerbares darin gefunden, hob ich, da kein Packknecht oder Sackträger in der Nähe, die ganze Geschichte mit dem losgerissenen Leinen und Wachstuche auf meine Schulter und trabte meiner Wohnung zu, wo Emanuel schon sehnlichst auf mich wartete. Denn dessen Brief von seiner Mutter war bereits einige Tage früher angelangt, worin geschrieben stand, daß ihm sowohl wie mir aus Lübeck etwas geschickt würde. Das gab einen Jubel über die Geschenke!"

So rasch und frühzeitig der Winter hereingebrochen war, so schnell zog er schon Ende Januar wieder von dannen. Tauwetter trat ein, der Himmel ward heiter und lau die Luft. Der Rhein nahm seinen alten Gang, seine gewohnte Farbe an. Der herannahende Lenz erfüllte alle Freunde mit frohen Empfindungen, nur nicht Geibel. „Er hat seit einer Woche ganz urplötzlich eine fixe Idee. Er will nämlich mit einemmale Ostern nach Berlin und hat deshalb auf der Stelle, damit nicht sein Entschluß wieder geändert werden könne, nach Hause geschrieben. Jeder wundert sich darüber, ich am meisten; mir wäre es sehr lieb gewesen, wenn er noch den Sommer hier geblieben wäre. Doch es ist ja noch gar nicht gewiß! Alles hängt von seinem Vater ab. Alle haben ihm abgeraten und raten ihm noch ab. Während der Sommer in Bonn der angenehmste in der Welt, ist er in Berlin kaum zum Aushalten. Hier hat Geibel viele Bekannte, dort muß er sie sich erst suchen. Er spricht so viel vom Familienleben, das er hier ganz vermisse und für ihn ein Bedürfnis sei; dieses würde er sicher in Berlin ganz nach seinem Geschmacke finden." — In den ersten Tagen des Februars kam die erbetene Erlaubnis. Moritz Sotzmann meldete alsbald seinen Eltern: „Freund Viktor wird auch nach Berlin kommen. Da er erst nach Hause reist, so hat er mich gebeten, seine Sachen derweilen in Empfang zu nehmen." Mein Vater schrieb damals in die Heimat: „Emanuel scheint vor Freude außer sich zu sein und kann kaum Ostern erwarten. Da wird er denn,

ehe er nach Berlin zieht, Lübeck vorher auf sechs bis sieben Wochen frequentieren und manches von sich und von mir Euch erzählen. Seinen großen Backenbart, den er sich inzwischen hat stehen lassen, hat er schon abgenommen, um nicht zu auffallend in seiner Vaterstadt zu erscheinen."

Ja, oft weilte er in Gedanken dort. Wohin sich diese konzentrierten, erhellt aus einer Epistel, die er unterm 27. Februar an Wilhelm Wattenbach richtete:

Stand ich eben lang' an meinem Fenster,
Sah hinauf zum Mond, der durch die Wolken
Wandelte und dann im Blau erglänzte,
Und gedachte, wie ich, wenn er wieder
Ebenso am stillen Himmel strahlte,
In der trauten Heimat weilen würde.

Sieh, da trat ein Bild vor meine Seele,
Einfach, doch erquicklich anzuschauen.
In ein Zimmer sah ich; Bilder hingen
An den Wänden, auf dem Tische glänzte
Still die Lampe und im Kessel summte
Leise, leise sich ein Lied das Wasser.

Und herum im Kreise saßen traulich
Lauter liebe wohlbekannte Menschen,
Freundlich scherzend und ergötzlich plaudernd,
Und auch Dich gewahrt' ich unter ihnen
Und zuletzt nicht minder auch mich selber,
In den Blicken stille Herzensfreude.

Wohl erkennst Du gleich des Bildchens Deutung:
Nimm darum es freundlich hin. Ich kann Dir
Außer ihm und tausend frohen Grüßen
Heute leider Anderes nicht senden.
Nimm es hin und hoffe, wie ich hoffe,
Daß es bald zur schönen Wahrheit werde.

Allmählich fanden die Zurüstungen zur Abreise statt. Die Kündigung seiner Wohnung bei dem braven Hauswirte wurde ihm

dadurch erleichtert, daß auf seine Bitte mein Vater sie mietete. „Ich beziehe zu Ostern eine andere Wohnung, nämlich beim Herrn Hoffmann, Uhrmacher, die Emanuel jetzt noch inne hat und ihm damals bei seiner Ankunft von Professor Bleek empfohlen ward. Diese, an sich sehr gemütlich und nett, wird noch mehr durch eine Tapete gewinnen. Früher war sie nämlich nur geweißt (Kalkwand); jetzt hat Herr Hoffmann mir erlaubt, eine Tapete, die mir gefällt, auszusuchen. Der Preis ist für den Monat nur vier Thaler. Der Mann, soweit ich ihn kenne, und wie Geibel mich versichert, der ihn förmlich lieb gewonnen hat, höchst angenehm, freundlich, zuvorkommend und uneigennützig. Du wirst hoffentlich nichts gegen meinen Umzug einzuwenden haben." Mein Vater hat denn wirklich ein Jahrlang bis zu seinem Abgange nach Göttingen Ostern 1837 in Geibels Stuben gehaust.

Schon am 13. März 1836 konnte er nach Lübeck schreiben: „Emanuel wird nächsten Sonnabend oder Sonntag von hier gehen und den Freitag darauf wahrscheinlich bei Euch eintreffen. Seiner Mutter zu Gefallen wird er nicht als Student, sondern mehr als Privatmann auftreten. Weshalb er seinen Bart, selbst seinen Schnurrbart, in Bonn lassen und mit glattem Kinn und Gesicht vor Euch erscheinen wird." — Darauf antwortete mein Großvater am 22. April: „Geibel ist bei uns gewesen und hat uns Deine Grüße überbracht. Wir freuten uns sehr, einmal etwas Näheres über Dich und Deine Fortbildung zu hören!"

Geibels Abreise traf damals, Niebuhr ungerechnet, meinen Vater wohl am empfindlichsten. Sein Verhältnis zu ihm war von Tage zu Tage immer enger und fester geworden. Beide hatten in allen Dingen treu zusammengehalten. Vor seinem Fortzuge schrieb er ihm folgende übermütige Strophen ins Stammbuch:

Zu Lübeck auf der Brücken
Da stehet ein Merkur,
Der zeigt in allen Stücken
Olympische Natur.

Er wußte nichts von Hemden
In seiner Götterruh,
Drum kehrt er allen Fremden
Den blanken Podex zu.

Mögen Dir diese freilich etwas burlesken Verse mitunter das frohe Bild der Heimat in die Seele rufen, und zugleich damit das ihres Autors,

Bonn den 15ten März 1836 — Deines Freundes und Landsmanns Emanuel Geibel (Ghibellin und Säugetier).

Natürlich ist dieses Blatt sorgsam aufbewahrt worden. Daß der in seiner Art klassische Text in Lübeck bald von Mund zu Mund ging, läßt sich begreifen; er ist im Laufe der Zeit zum Volksliede geworden, hat Nachahmungen und Parodien hervorgerufen, während der Name des Verfassers in den Hintergrund trat.

Fast täglich war Geibel in der Jugendzeit über die 1770 erbaute Holsten- oder Puppenbrücke mit ihren alten, steinernen Statuen geschritten, unter ihnen der den Rücken nach Westen, gegen das damals dänische Holstein, kehrende Gott Merkur, welcher nackt, nur mit Hut und Flügelschuhen bekleidet, dasteht.

Daß dieses kleine, meinem Vater gewidmete Scherzgedicht später die Ursache zur glücklichsten Wendung im Leben unseres Dichters sein sollte, das hat wohl niemand weniger geahnt als Geibel selbst.

Markus Niebuhr und der junge Geibel.

Wohl der intimste Jugendfreund Geibels war Markus Niebuhr.

Bei Berufung des Professors Johannes Classen an das Katharineum zu Lübeck, Ostern 1833, kam auch sein Privatschüler, der junge Niebuhr, dorthin und schloß sich eng an Emanuel Geibel an. Beide besuchten zusammen die Prima des Gymnasiums, studierten zeitweise zusammen in Bonn und Berlin, unzertrennlich

von einander, wie die Dioskuren. Das spätere Leben hat sie zwar nicht entfremdet, aber doch seltener nahe gebracht.

Aus jenen Jahren ihrer innigsten Gemeinschaft und eines fast täglichen direkten persönlichen Umganges wüßten wir nichts oder wenig, hätte nicht Niebuhr damals einer gemeinsamen Freundin häufiger Bericht erstattet und natürlich stets Geibels gedacht. Diese Charakteristik ist durchaus ungeschminkt. Freundesliebe macht ihn nicht blind gegen allerlei Schwächen und Eigenheiten, die mit rückhaltloser Offenheit geschildert und selten entschuldigend gemildert werden. Aber das sind doch nur kleine vereinzelte Schatten im Vergleiche zu dem strahlenden Gesamtlichte, ja, ohne erstere würde letzteres bloß blenden, ohne erstere könnten wir zweifeln an der Echtheit des goldigen Glanzes, der uns mehr und mehr entgegenleuchtet.

Aus diesem Gesichtspunkte sind die nachfolgenden Auszüge aufzufassen; sie datieren von Oktober 1835 bis Juni 1840 und werden bereichert durch zwei Gelegenheitsgedichte Geibels.

Letzterer, der ein Semester eher als Niebuhr die Universität Bonn bezogen hatte, befand sich beim Eintreffen desselben auf einem Ferien-Ausfluge. Niebuhr schrieb am 25. Oktober 1835 aus der rheinischen Musenstadt seiner norddeutschen Freundin: „Geibel ist noch nicht angekommen, was mir sehr leid thut und worüber das Buch Hiob, wie er den kleinen Professor Bleek nennt, sehr aufgebracht ist. Ueber ihn höre ich leider nicht die günstigsten Urteile, und er muß entweder sehr affektiert aufgetreten oder ganz mißverstanden sein; ich habe versucht, die Menschheit für ihn günstiger zu stimmen, will denn versuchen, ihn zur Natur zurückzuführen, und hoffe vielleicht ihm so eine angenehme Zukunft zu bereiten. Ich sehne mich sehr nach ihm und hoffe ihn in Beziehung auf alte Verhältnisse wahr und natürlich wiederzusehen.“

Fünf Tage später war Geibel zurückgekehrt und begrüßte Niebuhr mit unbeschreiblicher Freude. Es begann für die zwei jungen Leute ein vertrauliches Zusammenleben.

Zur Nachfeier des 6. Novembers, Cäciliens Geburtstages, ver-

anstalteten beide, mein Vater als Dritter im Bunde, eine Ausfahrt, von der Geibel an Wilhelm Wattenbach folgende ergötzliche Schilderung gelangen ließ:

Draußen wirbelt der Schnee und legt in bedächtigen Flocken
Sich um Giebel und Dach. Ich aber beim wärmenden Kaffee,
Vor mich blasend den Dampf der vortrefflichen Bremer Cigarre,
Fühle mich wohl und behaglich; und wie ich die Wolken versende,
Fügt sich das Wort mir von selbst zum hexametrischen Rhythmus.

Glückliches Leben in Bonn, seit Niebuhr wiederum hier ist;
Seit sein off'nes Gemüt, sein herzensvertraulicher Umgang
Mir so manches gewährt, was in der vergangenen Zeit ich
Schmerzlich vermißt. Wir sehen uns oft, und wöchentlich mehrmals
Suchen wir abends uns heim, wenn des Tags Arbeiten gethan sind,
So am sechsten November, wo wir Cäciliens Geburtsfest
Mit altrheinischem Wein und gepellten Kartoffeln begingen.

Aber am folgenden Tag, bei sonnigem Wetter des Morgens
Fuhren zum Thor wir hinaus, wir drei Lübecker Genossen:
Niebuhr war auf dem Bock, in braunem kattunenem Schlafrock,
Auf dem Haupte die Mütze, von welcher ich immer noch glaube,
Daß er einem Matrosen sie stahl; wir Andern in weite
Mäntel gehüllt. Hoch keuchte der Gaul, und zu richtiger Zeit noch
Langten wir in Godesberg an im geräumigen Gasthof.
Dort frühstückten wir gut und beschauten des Siebengebirges
Sonnenbeleuchtete Höh'n, die schon rotbräunlich im Herbstschmuck
Niedersah'n in den Rhein. Da wir wieder die Droschke bestiegen,
Kam dem ermutigten Gaedertz der höchst unsinnige Einfall,
Hoch auf den Bock sich zu setzen zur Leitung des störrischen Gaules.
Leider bemerkten wir bald an des Wagens bedenklichem Schwanken,
Wie er des Fahrens durchaus unkundig[1]), und sprangen deswegen
Rasch aus dem Wagen herab, und nimmer gereute der Sprung uns.

---

[1]) Wie ebenfalls Geibel, während Niebuhr mit Pferden umzugehen wußte, da er sein Jahr als Ulan diente. Damals standen in Bonn noch nicht Husaren.

Die Folge war übrigens, daß Geibel und mein Vater Reitstunden nahmen. Ersterem, dem bisher nur mit dem Pegasus vertrauten Poeten, kam dies in Athen sehr zu statten, wo ihm ein Pferd zur Verfügung gestellt wurde.

Denn bei der Krümmung des Wegs stieß mächtig ein Rad ans Gestein, das
Seitwärts lag, und es warf prachtvoll das Gespann in den Dreck um.

Als wir mit einiger Mühe die nicht beschädigte Droschke
Wieder zum Stehen gebracht, fuhr Niebuhr weiter, und bald schon
Langten in Mehlem wir an, das dicht an den Fluten des Rheins liegt.

Dort entstiegen aufs neu wir dem Fuhrwerk, ließen im Kahne
Ueber den Rhein uns schaukeln und eilten sodann in das Städtchen
Königswinter, in dem wir zu Mittag aßen. Nach Tische
Als wir am Ufer des Stroms hinschlenderten, Manches erzählend,
Sank's urplötzlich auf uns, wie echtkirgisische Tollheit,
Daß wir sprangen und hüpften und sangen: Kaputze Tomite! —
Bald darauf ging es nach Haus, und wir langten glücklich in Bonn an.

Bringe den Deinen den herzlichsten Gruß! Und mag es Sophien
Nimmer erzürnen, daß wieder in reiferer Stufe des Alters
Wir die vergangene Tollheit erneut. So kurz ist die Jugend
Und die kindische Freude so süß. Drum fort mit den Sorgen!
Laßt uns heute sie brechen, die sonnigen Rosen des Lebens;
Morgen durchkreuzen vielleicht auf zerbrechlicher Barke das Meer wir.

Am 4. und 5. Dezember 1835 meldete Niebuhr: „Sie verlangen Nachrichten über Geibel, und ich kann Ihnen gute geben. Seine Fehler werden mir allerdings sichtlicher, wie ich ihn lieber gewinne; und lieber gewinne ich ihn täglich wegen mancher vortrefflichen Eigenschaften, so vieler gemeinsamer Erinnerungen, und weil ich einen Bruder hier haben muß; ich habe hier ja keinen Bruder, wie Classen, keine drei Schwestern, wie in Kiel und Lübeck, nur lauter Ohme und Basen, edle, vortreffliche, aber nicht jugendlich und empfänglich genug, um den Bedürfnissen eines in die Welt hineinstürmenden Jünglings zu genügen. Den edlen Kern in Geibel kennen Sie, und dieser edlere Kern keimt und gährt und sprengt die unedle Hülse: Prüfungen und Entbehrungen einer einsam verlebten Zeit haben ihn gereift. . . . Eben ist Geibel fortgegangen; wir waren im Mondschein zusammen in Godesberg, nachher ist er den Abend bei mir geblieben. Wir haben viel von Ihnen ge-

sprochen und allen Ihrigen; jetzt liegen alle Andenken vor mir ausgebreitet, die aus jener schönen Zeit aufbewahrt sind, von welken Blättern bis zum großen Schatze, Ihrem Taschenbuche, und regen manche sehnsüchtige Erinnerung in mir auf."

Oft wird in den nächsten Briefen Geibel kurz erwähnt; so gelegentlich der Klage über große Wäsche im Hause des Professors Brandis, bei dem Niebuhr wohnte: „Da fliehen Musen und Grazien und womöglich ich ihnen nach, zu Geibel." Ein anderes Mal heißt es: „Jüngere Freunde fehlen mir, Geibel ungerechnet"; ferner: „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde habe ich mir mit Geibel zusammen angeschafft."

Als Geibel einst zu einem großen Diner gebeten worden war, ersuchte er Niebuhr um seine Galaweste in folgendem launigem Sonett:

Zu Tisch hat heut mich Herr de Clair geladen,
Drum bitt' ich, Niebuhr, Dich um eine Weste,
Die würdig sei zu glänzen solchem Feste,
Mit kluger Hand gewirkt aus seidnem Faden.

Dann land' ich froh an seiner Gunst Gestaden
Und darf, geschmückt wie jeder sonst der Gäste,
In jenem Trank, den uns die Kelter preßte,
Die trübe Seele frisch und heiter baden.

Nicht wahr, Du scheuchst den bittenden Gesellen
Nicht scheltend fort von Deiner Thüre Pfosten,
Du schickst ihn nur begabt von Deinen Schwellen?!

Dann wird gewiß von Westen und von Osten
Dir auf mein Flehn das Glück sich nah'n mit schnellen
Dampfwageneisenbahnenextraposten.

So verstrich das Wintersemester in Bonn, und Geibel wandte sich heimwärts. Nach fröhlich in Lübeck verbrachtem Ostern bezog er die Universität Berlin und weilte während der großen Ferien abermals in der Vaterstadt. Niebuhr war in Bonn geblieben, wo

er sein Jahr als Freiwilliger abdiente. Der Freundin schrieb er am 25. Oktober 1836: „Sie haben Geibel wiedergesehen, wie ich mir denke, sehr zu seinem Vorteil verändert, wie er mir in einem Briefe erschien, den ich vor dem Manöver erhielt: ruhig, heiter, der Wissenschaft zugewendet. Ihre Schwester schrieb mir, sie könne nicht begreifen, daß er so oft wiederkomme, und für jeden anderen hat sie auch recht. Wenn man aber Geibel kennt mit seiner Bequemlichkeit, ewigen Geldverlegenheit, dann seiner heftig erwachten Liebe zur Vaterstadt, wird man es begreifen. Ihre Schwester meint: die Zeit ginge hin mit Begrüßen und Abschiednehmen; — ist das nicht das Süßeste für Geibel?!"

Das Sommersemester 1837 führte die Freunde in Berlin wieder zusammen. Niebuhr verkehrte bei Arnims und Savigny. „Seit ich hier bin," berichtete er am 22. Juni, „kommt Geibel auch ziemlich oft zu Arnims. Ich las den Töchtern Gedichte von ihm vor, worauf sie sogleich die größte Begier erfaßte, ihn kennen zu lernen; er war nämlich bis dahin nur gelegentlich zu Bettina selbst gekommen, und ich stillte bald ihr Verlangen. Geibel ist ziemlich unverändert, nur fleißiger und fetter. Von manchen Irrtümern ist er zurückgekommen, und ernstliche Arbeit wird wohl helfen, auch andere wegzufegen. ... Er hat so gut wie gar kein Interesse außer für schöne Litteratur. Ich nehme mit ihm an einem litterarischen Abend teil, in dem Kriminaldirektor Hitzig mich eingeführt hat; Dichter und andere schöne Geister, auch Künstler und einzelne gewöhnliche Beamte bilden die Gesellschaft. Da fällt denn natürlich manchmal ein ernsteres Wort als eben Poesie, — über Politik, Geschichte rc. Dann ist Geibel ganz unglücklich und schimpft nachher über die Philister."

Durch Bettina und Savigny erhielt Geibel die Stellung als Erzieher der Söhne des Fürsten Katakazy in Athen. Am 20. März 1838 kündigte Niebuhr der Freundin seine eigene baldige Ankunft in Hamburg und Lübeck an: „In dieselbe Zeit wird wohl Emanuels Durchreise fallen; ich wünsche es sehr, um über manches mit ihm sprechen zu können, wozu ich hier nicht kam, weil er in der höchsten

Unruhe abreiste, aller Geschäfte ungewohnt und daher leicht von ihnen erdrückt. Haben Sie sich nicht sehr über sein großes, kaum verdientes Glück gefreut, und nicht noch mehr wegen dessen, was er dort wird lernen müssen zu seinem unberechenbaren Vorteil, als des Reizes der Annehmlichkeiten seiner Lage? Es war durchaus notwendig für ihn, von hier wegzugehen, mancher Bekanntschaften wegen, die auf die Dauer ihm nicht gut thun konnten, und besonders wegen des trägen Lebens, dem er sich hier hingegeben hatte, und aus dem eigener Wille ihn nicht mehr herausreißen konnte. In vielen Hinsichten hat er hier gewonnen, an Männlichkeit, Erkenntnis seines wahren Wertes: das war aber nicht genug, und das andere konnte ihm Berlin nicht geben, mußte ihm vielmehr schaden. Daß die Veränderung der Scene auf einmal eine so große ist, ist ein wahrer Segen des Himmels: die neuen Eindrücke werden stark genug sein, um ihn aus seiner Apathie zu reißen, und er wird gegen Bedrängnisse seiner Lage, ungewohnte gêne so viel zu kämpfen haben, daß er wach bleiben wird. Für mich selbst thut mir sein Weggang sehr leid, wir sind immer gute Freunde geblieben, und er war hier eigentlich mein einziger, der einzige wenigstens, mit dem ich warm werden konnte. — Bettina hat sich bei Geibels Beförderung wieder ganz in ihrer Vortrefflichkeit gezeigt."

Im Mai 1838 traf unser Prinzeninstruktor in Griechenland ein und sandte enthusiastische Briefe, auch an Niebuhr, welcher am 8. Juli der gemeinschaftlichen Freundin meldete: „Ich denke mir, daß Geibel es besser hat, den ein ernster Beruf seinem Glücke zugeführt hat, und der sich dort das große Geschenk verdienen kann. Die besten Nachrichten von ihm laufen ein. Die Leute haben ihn dort sehr lieb und sind ganz anderer Art, als man nach Erzählungen sich denken mußte. Ein kleines Unglück ist ihm in Deutschland passiert nach seiner Abreise: Manuskript und abgezogene Bogen von dem Liederheft, das gedruckt werden sollte, sind bei dem Brande der Hänelschen Druckerei in Magdeburg mit verbrannt; vielleicht freut er sich einst darüber."

Am 2. Februar 1839 legte Markus Niebuhr ein herrliches Bekenntnis ab, das seine unverfälschte Freundschaft für Emanuel Geibel, sein tiefes Erfassen von dessen ganzer Eigenart, seine Wahlverwandtschaft zu ihm glänzend bezeugt: „Aus der schönen Litteratur komme ich mehr und mehr heraus, und seitdem Geibel nicht mehr in Berlin ist, erfahre ich auch von nichts mehr. Nicht allein als Verbindung mit der schönen litterarischen Welt fehlt mir Geibel, an allen Ecken bedarf ich seiner: als teilnehmenden und mitwissenden Freund, als frohen Gesellen wünsche ich ihn tagtäglich herbei und kann auch nicht den entferntesten Ersatz finden. Gegen Weihnachten hatte ich einen Brief von Geibel, der mir sehr viel Freude machte, obwohl es mir für ihn nicht recht ist, daß er so bald zurückkehrt. Gegen das Leben mit den kleinen Satans und den Aufenthalt in Rußland läßt sich allerdings sehr viel einwenden; daß es aber eine gute Schule dort für ihn ist, zeigt sein Brief, und daß diese noch etwas dauerte, wäre wohl wünschenswert. Mit Brandis wird er die Reise nun doch nicht machen können, denn der bleibt bis zum Herbst auf Wunsch des Königs . . . Geibel steht hier im besten Andenken bei allen. Sein frisches ursprüngliches Wesen mußte hier besonders auffallen und gefallen, besonders da das Gemachte in seinem Wesen sich sehr verloren hatte und nur wieder hervortrat, wo er sich genierte.“

Eine ähnliche, wenn nicht gar potenzierte Begeisterung klingt aus den Zeilen vom 1. Mai desselben Jahres: „Vor einiger Zeit hatte ich einen sehr lieben Brief von Geibel, der mich durch die warme Liebe, die sich darin aussprach, sehr erquickte. Geibel und ich gehören eigentlich zusammen und ergänzen uns vielfach vortrefflich. Wir würden in einem Verhältnis wie Mann und Frau sehr glücklich leben, und ich hoffe noch immer, daß wir wieder vereinigt werden. Ich denke jetzt daran, nach Halle zu gehen, und habe Geibel gebeten, auch dahin zu kommen. In Halle kann er sich recht gut durch sein ingenium ernähren, besser als in Lübeck, und der Aufenthalt dort würde ihm geistig viel wohlthätiger sein, als der in Lübeck; denn da, fürchte ich, wird er schnell Philister, und Anlage hat er viel dazu.“

Am Ende des nämlichen Monats, doch ein Jahr später, hatte Niebuhr, damals Auskultator, eine Landwehrübung in der frucht- und geschichtenreichen goldenen Aue, dem Mittelpunkte Thüringens, mitzumachen. Aus seinem Quartier, dem Dorfe Barnstädt bei Querfurt, schrieb er der Freundin: „Ich bin augenblicklich in tantalischem Zustande; denn ein gestern (29. Mai) angekommener Brief meldet mir, daß Geibel angekommen ist und nur ein paar Tage in Halle bleibt; und nun weiß ich nicht, ob mir der Regiments-Kommandeur Urlaub geben wird, heute Mittag nach dem Exerzieren hinzureiten, was freilich eine etwas strapazante Geschichte ist, denn es sind volle vier Meilen. Aber den guten alten Kerl nicht zu sehen und dann vielleicht wieder ein paar Jahre verstreichen zu lassen, ehe ein Wiedersehen möglich, wäre zu traurig." — Dahinter die Nachschrift vom 4. Juni 1840: „Ich habe es durchgesetzt, den alten Geibel zu sehen, und habe ihn, soweit meine Augen in 24 Stunden reichten, unverändert gefunden. In manchem entspricht dies sehr meinen Wünschen für ihn; in anderem, hoffe ich, hat er sich mehr verändert, als der erste Anblick entdecken läßt. Seine Zukunft ist ihm ebenso dunkel wie vor der Reise; seine Ansprüche jedoch sind ebenso bescheiden geblieben. Zunächst geht er nach Lübeck; dann vielleicht kommt er nach Halle."

Geibel kam bekanntlich nicht wieder nach Halle, Niebuhrs Aufenthalt daselbst war ebenfalls nur vorübergehend; er ging 1841 zur Regierung nach Merseburg, später ins Ministerium nach Berlin, dann in hervorragend politischer Stellung nach Magdeburg, bis er im Herbst 1849 als Chef des Geheimen Civilkabinetts in die nächste Umgebung des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. trat. Im Sommer 1860 erlöste der Tod ihn von einem langjährigen schmerzhaften Leiden.

Das Verhältnis zu dem Freunde seiner Jugend blieb ein ungetrübtes, wenn auch im Laufe der Zeit die persönlichen Begegnungen und Beziehungen seltener wurden. Geibels Briefe an Niebuhr sind, nach der Erklärung seines einzigen Sohnes, des Landgerichtsrats Gerhard von Niebuhr in Bonn, leider nicht aufbewahrt.

Wir lassen uns daher genügen an den Federstrichen, mit denen Markus Niebuhr den jungen Geibel skizziert, und glauben sie schon hier im Zusammenhange, wenn auch unserer biographischen Darstellung vorausschreitend, bieten zu dürfen. Wesen und Charakter des Dichters erscheint uns noch von keiner Seite so zutreffend und menschlich wahr geschildert, wie von diesem vertrauten Alters- und Studiengenossen.

Mitarbeiterschaft am Musenalmanach.

„Vergessen" betitelt sich das erste, überhaupt veröffentlichte Lied von Emanuel Geibel, welches, vermutlich ein Nachklang aus Kuglers Gedichten, wie Goedeke sagt, die leichte Stimmung eines Fortwandernden ausdrückt, vor dem sich ein Vogel ins Blau der Lüfte schwingt; was das Herz gelitten, fliegt mit hinauf. Dies Gedicht schickte unser jugendlicher Minnesänger unter dem Namen L. Horst an die Redaktion des deutschen Musenalmanachs, und er hatte die unnennbare Freude, sein erstes gedrucktes Lied vor sich zu sehen. Es war in dem Jahrgange 1834, der im Herbst 1833 erschien.

Gleichzeitig mit dem Dreizeiler „Vergessen" hatte der damalige Sekundaner des Lübecker Gymnasiums schon am 17. Oktober 1832, seinem siebzehnten Geburtstage, noch neun andere Proben seines lyrischen Könnens für den Musenalmanach bestimmt. In seinen Aufzeichnungen aus der Jugendzeit lesen wir: „Bekanntwerden mit den Gedichten von Kugler (Skizzenbuch), die mir durch Zufall in die Hände geraten; erst dann mit Wilhelm Müller, Uhland, Heine, zuletzt auch Rückert. Mächtiger Eindruck dieser zeitgenössischen Poesie." Eine Bestätigung für Franz Kuglers Einfluß auf die Dichtung und Richtung des jungen Geibel giebt sein an Adalbert von Chamisso, der mit Gustav Schwab den von Amadeus Wendt begründeten Musenalmanach redigierte, gerichteter Brief; derselbe

ist, wie der Stempel auf dem Couvert zeigt, am 18. Oktober 1832 auf die Post gegeben, trägt aber inwendig weder Ort und Wohnung noch Datum, auch nicht den wirklichen Namen des Absenders.

Das interessante Schreiben hat folgenden Wortlaut:

„Geehrtester Herr!

Noch hätte ich nicht gewagt, mit meinen kleinen poetischen Versuchen hervorzutreten und dieselben einem größeren Publikum vorzulegen, hätten Sie nicht selbst freundlich einladend auch den schwächeren Jünger herangewinkt. Doch so nehme ich mir, im Vertrauen auf Ihre Nachsicht, die Freiheit, Ihnen einige Kleinigkeiten zu übersenden, mit der Bitte, sie, falls es ihr Wert zulassen sollte, in den folgenden Jahrgang des deutschen Musenalmanachs mit aufzunehmen.

Vielleicht könnte Ihnen der Ton, in welchem einige dieser Lieder abgefaßt sind, mißfallen, Sie könnten von einem Menschen, der eben erst in das Jünglingsalter eingetreten ist, eine frischere, freudigere Lebensansicht fordern; aber ich konnte nicht anders, ich mußte auch die tieferen Saiten des Schmerzes und der Entsagung anschlagen und empfinden, was Kugler singt: Es wandelt sich die Wunde zum lebendigen Liederquell.

Mit der nochmaligen Bitte um gütige Nachsicht mit den Fehlern und Schwächen meiner Versuche verbleibe ich

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster

Ludwig Horst.“

Eine Erklärung für das Pseudonym „Horst“ habe ich von den wenigen noch lebenden Jugendfreunden Geibels nicht erhalten können; keiner weiß sichere Angaben zu machen, und einige mir mitgeteilte Erläuterungen mit dem vorsichtigen Zusatze „vielleicht“ erscheinen mir denn doch zu gewagt, als daß ich sie der Oeffentlichkeit unterbreiten möchte. „Stroh“ („Horst“ rückwärts gelesen) war es jedenfalls nicht, meinte scherzhaft ein alter Lübecker.

Chamisso sandte die lyrischen Ergüsse kurzer Hand an Schwab, der in dem mit Rückerts Bildnis gezierten und durch ein Sonett von Feuchtersleben auf den Tod Goethes besonders ausgezeichneten Jahrgang des Musenalmanachs für 1834 bloß das Lied „Vergessen“ [1]) gebracht, dagegen die übrigen Lieder beiseite gelegt hat. Sie sind nie gedruckt worden, aber glücklicherweise nicht vernichtet. Der gegenwärtige Besitzer dieser und sonstiger Autographen Geibels, Amtsrichter Emil Landau in Lennep, hat mir den kleinen litterarischen Schatz freundlichst anvertraut.

Bei einem Dichter von der hohen Bedeutung Emanuel Geibels hat das deutsche Volk ein Anrecht auf vollständige Sammlung seiner Geisteswerke. Nicht nur aus diesem rein äußern Gesichtspunkt, sondern auch in der Erwägung, daß vorliegender Cyklus keineswegs minderwertiger als andere gedruckte Jugendgedichte ist, biete ich die Gabe. Zum Neudruck gelangen auch die „Vergessen“ überschriebenen Verse, welche in einem inneren, wenn schon losen Zusammenhange mit den übrigen stehen und daher nicht fehlen dürfen; überdies sind sie nicht in die gesammelten Werke aufgenommen und erscheinen charakteristisch für die von Schwab getroffene Wahl.

Hier der Liederkranz:

Morgenglocken.

Fröhlich steigt empor der Morgen;
Nebel liegt noch überm Thale,
Nur die Bergeshäupter glüh'n
Schon im ersten Sonnenstrahle.

Hörst du wohl mit hellem Tone
Fern die Sonntagsglocken klingen?
Will es dir nicht freudig still
Durch die warme Seele dringen?

---

[1]) Auf der gegenüberstehenden Seite des Almanachs findet man das Erstlingsgedicht von Geibels Freunde und Landsmann Ferdinand Röse, dem Philosophen, mit der Aufschrift: „Der Mond“ und dem Anfang: „Der Vollmond fuhr auf silbernem Kahn“; ein falsches, verschwommenes Bild, denn der Vollmond zeigt nicht mehr die Gestalt eines Kahnes.

Aber horch, der eine Klang
Andre scheint er nachzulocken,
Lerchen schmettern durch die Luft,
Gleich vieltausend Morgenglocken.

Entsagung.

So habt ihr mich denn ausgestoßen,
Ihr eitlen Menschen, stolz und kalt;
Ihr wollt die reine Glut nicht kennen,
Die mir in tiefster Seele wallt?

Ihr wollt das Heilige verspotten,
Das mächtig mir die Brust bewegt,
Und stolz mein Herz mit Füßen treten,
Weil wie das eure nicht es schlägt?

Wohlan, es sei! Ich kann mich trösten,
Bleibt mir doch Freundin die Natur;
Kann ich doch mit den Vöglein leben
Und mit den Blumen auf der Flur;

Kann ich doch auf zum Himmel schauen,
Der ewig blau das All umfließt,
Bis liebend mich die treue Erde
In ihre Mutterarme schließt.

Leben und Tod.

Da, als sie zuerst die Sonne erblickt,
Zuerst die liebende Mutter entzückt,
Hat freudiger Ruf sich erschwungen.

Die Jahre verrauschten in Freud' und Leid,
Da kam der Liebe blühende Zeit,
Da haben sie fröhlich gesungen.

Nun ist sie gestorben in finsterer Nacht,
Und als sie zur Gruft die Leiche gebracht,
Sind hallend die Glocken erklungen.

Im Herbste.

Ist nun schon der Herbst gekommen,
Und der Frühling ist entschwunden,
Und ich habe all die reiche
Lenzeswonne nicht empfunden?

Und die Blumen sind verblühet,
Und es heult der Sturm von Norden —
Und die Liebe ist erloschen,
Und das Herz ist kalt geworden.

Vergessen.

Wie sollte denn auch mein Gemüt
Noch immer traurig sein.
Ist doch der Himmel angeglüht
Vom roten Morgenschein.

Die alte Liebe ist vorbei,
Die hoch mein Herz geschwellt,
Nun schwimm' ich wieder frisch und frei
Durchs bunte Meer der Welt.

Leb wohl! Leb wohl, du Vaterstadt!
Ein Vogel schwingt sich auf,
Und was mein Herz gelitten hat,
Das flieget mit hinauf.

Der Wandersmann.

Es zog seine Straße so fröhlich
Ein junger Wandersmann;
Der sprach um die Mittagsstunde
In einem Wirtshaus an.

Er trank im freundlichen Wirtshaus
Einen Schoppen mit schäumendem Wein;
Da waren zwei blaue Augen,
Da schaut' er zu tief hinein.

Am Abend wandert' er weiter;
Da war ihm das Herz so betrübt.
Warum, das haben wohl Alle
Erfahren, die jemals geliebt.

Abendbild.

Siehst du dort die alte Kirche?
Hörst die Glocken hell und rein?
In den bunten Fenstern spiegelt
Sich der rote Abendschein.

Wandrer ziehen durch die Pforten,
Horchen gerne dem Geläut,
Bis der letzte Strahl versunken
In das Meer der Dunkelheit.

Seltsam flüstern dann die Linden,
Leise Winde säuseln drin;
Ueber halbversunkne Gräber
Wehen Lautenklänge hin.

Erinnerung.

Und das ist dieselbe Stätte,
Wo so fröhlich ich gesungen,
Wo von Lust und Liebeswonne
Meine Zither oft erklungen?

Damals blühten noch die Bäume,
Silbern funkelten die Sterne;
Heute wallen Herbstesnebel,
Dumpfes Läuten schallt von ferne.

Oede.

Was blickst du hinaus auf das weite Gefild?
Da wirbeln ja Schneegestöber so wild.

Was blickst du empor zu des Himmels Bau?
Da ziehen die Wolken so trüb' und grau.

Was blickst du hinab in dein eigenes Herz?
Da ist ja nichts als unendlicher Schmerz.

Bestattung.

Von des Münsters hohem Turme
Ist die Glocke dumpf erklungen,
Schaurig schwimmen ihre Töne
Durch die weiten Dämmerungen.

Der ergraute Priester betet
Seelenmessen am Altare,
Und bei mattem Kerzenschimmer
Schwankt herein die dunkle Bahre.

In die finstre Grabeswölbung
Senken sie die schöne Leiche.
Weh! Nun liegt mein Herz gefangen
Tief im dunkeln Totenreiche.

Die weiße Rose.

Eine weiße dufterfüllte Rose
Hab' ich auf ein liebes Grab gepflanzet,
Auf ein Grab, das alle meine Sehnsucht,
Alle meine Freuden in sich schließet.

Sieh, da ist der Himmel traurig worden,
Hat zum schauervollen Grabeshügel
Sich gestaltet, und als weiße Rose
Steht der Mond auf seiner blauen Wölbung.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß die in diesen Liedern, von denen „Der Wandersmann“ sehr sangbar, herrschenden, vorwiegend trüben Stimmungen ihren Schöpfer glücklicherweise nur vorübergehend drückten. Gewiß waren sie zum Teil eigener Brust entsprungen, d. h. selbst gefühlt, aber zum Teil der Phantasie als Nachklänge fremder Weisen. Die echte Liebe sollte Geibel, wie wir wissen, erst ein paar Jahre später kennen lernen, als das anmutige blondgelockte Mädchenantlitz seiner Sekundanerschwärmerei, Marie Ganslandt, seiner Cousine, bescheiden zurücktrat gegen die unvergleichlich reizende Erscheinung von Cäcilie Wattenbach, deren tief blaue Augen, graziöse Gestalt und lebhaftes Wesen das Herz des Primaners und angehenden Studenten sofort gefangen nahmen und mit unwiderstehlichem Zauber länger gefesselt hielten: Sie wurde seine „blaue Blume,“ ihr verdanken wir die schönsten Minnelieder unseres rasch reifenden Dichters. Beide Mädchen blieben übrigens unvermählt.

Märchenhaft floß der kurze Liebesrausch dahin bis zum Abschiede vom Vaterhause und zum Abgang auf die Universität Bonn, Ostern 1835. Besonders schwer wurde ihm natürlich die Trennung von Cäcilie. In den „Spätherbstblättern“ bekennt er selbst:

Als der Liebsten Gruß und Kuß
Täglich neu mir blühte,
Stumm des Lebens Ueberfluß
Trug ich im Gemüte.

Niemals wollte mir ein Lied
Ihr zum Preis gelingen;
Erst seitdem sie von mir schied,
Lehrt das Leid mich singen.

So entstanden zuerst in Bonn am Rhein, jene innigen Gedichte, welche das Entzücken jeder deutschen Frau und Jungfrau geworden sind.

Im Musenalmanach für 1836 begegnen wir — diesmal nicht mehr pseudonym, sondern unter seinem wahren Namen — der „Gondelfahrt.“ Erfreut über den Abdruck, schickte Geibel an Chamisso und Schwab weitere Beiträge mit folgenden Zeilen:

„Bonn, den 3. März 1836.

Mit dem herzlichsten Danke für die freundliche Aufnahme eines Liedchens von mir in den diesjährigen Musenalmanach nehme ich mir die Freiheit, den verehrten Herren Herausgebern wiederum ein paar poetische Versuche zur Prüfung zu übersenden. Ob und wie weit ein Fortschritt darin zu erkennen sei, wage ich selbst nicht zu entscheiden; denn der Mensch überhaupt, insbesondere aber der Poet, vermag seine eigenen Produkte nicht rein objektiv zu betrachten. Sollte aber, wie ich es wünsche und hoffe, eins oder das andere der beiliegenden Gedichte den Forderungen der Herren Herausgeber entsprechen, so würde die Aufnahme desselben in den nächsten Jahrgang des Musenalmanachs mir zur größesten Freude gereichen.

Ergebenst

Emanuel Geibel.“

Aufnahme fanden zwei Stücke „König Dichter“ und „Rheinsage.“ Manuskript blieb „Ruyters Tod.“ Unter Geibels Jugendgedichten, die meist lyrischer Art sind, nimmt „Der Husar“ einen besonderen Platz ein. Das bunte Lagerbild erinnert an Lenau. Er ist gleichwohl nicht der einzige kriegerische Klang aus seiner Frühzeit. Denn in dem folgenden Poem hat der begeisterte Jüngling den Heldentod Michaels de Ruyter zu besingen versucht. Die Erzählung wird einem ergrauten Invaliden, der lange unter dem genialen niederländischen Admiral gedient, in den Mund gelegt. Allerdings starb de Ruyter den Tod fürs Vaterland; doch nicht in der geschilderten Weise. Ein altes Geschichtswerk meldet: „Am 27. März 1676 kam seine holländisch-spanische Flotte nach Messina, wo das Feuer aller Batterien sowohl aus der Stadt als aus der Citadelle auf sie losdonnerte. Erst am 22. April erfolgte der Angriff auf die Franzosen. Kaum hatte Ruyter eine halbe Stunde gefochten, als ihn eine Kanonenkugel traf, die ihm den linken Vorderfuß wegriß und das rechte Bein zerschmetterte. Dieser Anblick ward für die Mannschaft seines Schiffes eine Reizung mehr, das ihnen so teure Blut an seinen Feinden zu rächen. Und Ruyter rief auch jetzt noch, so oft er eine Kanone losbrennen sah: ‚Recht so, Kinder, das ist der Weg zum Siege!‘ und teilte Befehle aus. Am 29. April 1676 erlag er dem Wundfieber.“ Dagegen flog die Fregatte des holländischen Admirals Jakob von Wassenaer in der Seeschlacht zwischen den Holländern und Engländern am 13. Juni 1665 in die Luft. Möglicherweise hatte der junge Dichter etwas von Wassenaer gehört, ihn mit seinem berühmteren Zeitgenossen Ruyter verwechselt und dann mit poetischer Licenz das gezwungene „In die Luft fliegen“ mit einem freiwilligen vertauscht.

Den geschichtskundigen Gustav Schwab mag diese unhistorische Behandlung bewogen haben zur Ablehnung der an sich schönen Verse:

Ich bin ein alter Seemann von holländ’schem Blut,
Gesegelt weit und breit auf der Meeresflut;
Ich hab’ das Steuer fest geführt in mancher Nacht,
Hab’ treu und brav gefochten zur See in der Schlacht.

Doch wie der Sturm auch brauste, daß tief der Mast sich bog,
Doch wie auch der Kampf mit Wettern mich umzog,
Mein schönstes Angedenken, mein Ehrentag,
Das bleibt, als bei Messina der Welsche uns erlag.

Der tapfere Ruyter war unser Admiral,
Ein hohes Herz voll Ehre, ein Mann wie von Stahl;
Der führt' uns auf den Feind im rechten Augenblick,
Hoch flatterten die Wimpel, hoch scholl die Musik,
Und mit Klang und mit Sang und Kanonendonner drein
Ging's mitten in die Flotte der Spanier hinein:
Da stieß mit hartem Krachen Verdeck an Verdeck,
Hinüber sprangen wir mit blankem Degen keck,
Und ob auch mancher Brave blutig niedersank,
Und ob das wilde Meer auch manchen verschlang,
Wir fochten mutig, bis der Welschen Donner schwieg.
Und unser war die Ehre, und unser schien der Sieg.

Der Ruyter allein war hinter ihrer Flucht;
Da lagen zwei Fregatten noch in sicherer Bucht,
Die schossen rasch hervor und hatten bald mit Hast
Von beiden Seiten unser Admiralschiff gefaßt,
Es konnte nicht vor, es konnte nicht zurück,
Uns aber bangte schon um dieses Tages Glück.
Doch der Ruyter, als rings er umzingelt sich sah,
Da rief er seinen Leuten: Nun singt Viktoria!
Auf, Trommelklang und Pfeifen! Laßt alle Flaggen wehn,
Die Feinde sollen uns als Helden sterben sehn! —
Drauf warf er die Lunte lustig angebrannt
In seine Pulverkammer mit mutiger Hand
Und flog bei Siegesdonner in rotem Flammenschein
Mit den welschen Fregatten in den Himmel hinein.

Ich bin ein alter Seemann von holländ'schem Blut,
Gesegelt weit und breit auf der Meeresflut;
Ich hab' das Steuer fest geführt in mancher Nacht,
Hab' treu und brav gefochten zur See in der Schlacht.
Doch denk' ich an den Ruyter, da wächst mir der Sinn,
Und heißer springt das Blut durch alle Adern hin.
Auf, bringt Syrakuser! Schenkt ein, stoßet an,
Das sei dem Vater Ruyter zur Ehre gethan!

Mit diesem heroischen Thema und kraftvollen Ausdruck kontrastiert merkwürdig die andere, von der Redaktion des Musenalmanachs ebenfalls nicht angenommene Dichtung, deren Gegenstand den jungen Geibel damals ja vornehmlich erfüllte und beseligte.

Der kleine, zur Komposition trefflich geeignete Cyklus lautet:

Der Liebe Leid und Lust.

Das Mädchen spricht:

Wer singt das Herz mir in Schlummer
Mit leisem, süßem Gesang!
Es ist vom Sehnen und Harren
So traurig, so müde, so bang.

Wohl hat mein Leib gelegen
In halbem Schlafe zur Nacht,
Wohl waren die Augen geschlossen;
Mein Herz hat immer gewacht.

Es hat in die Brust mir geklungen,
Es hat sich gehärmt und gesehnt,
Und hat doch immer verstohlen,
Er werde noch kommen, gewähnt.

O Harren, vergebliches Harren!
O wankender, schwankender Sinn!
Mein Lieb hat die Treue gebrochen,
Fahr hin denn, mein Hoffen, fahr hin!

Nun sitz' ich und weine und weine,
Mir klopft es im Busen so bang —
Wer singt das Herz mir in Schlummer
Mit leisem, süßem Gesang?

Der Mond spricht:

Du holdes Mädchen,
O weine nicht,
Und trockne die Thränen
Vom Angesicht.

Und welkt die Rose
Auf herbstlicher Flur,
Der Frühling wecket
Sie schöner nur.

Vertraue den Sternen,
Vertrau der Zeit;
Es weichen die Nebel,
Es flieht das Leid.

So blüht auch Liebe
In neuem Licht;
Drum laß das Klagen
Und weine nicht!

Aus schwarzen Wolken
Nach tiefer Nacht
Da leuchtet die Sonne
In doppelter Pracht.

Ich sing' in Schlummer
Dich leis' und fein,
Mit meinen Strahlen
Wieg' ich dich ein.

Die Lichtelfen:

Webet, webet nur leise,
Daß nicht das Kind erwacht,
Schwebend ziehet die Kreise
Durch das Gedüst der Nacht!
Singet,
Bringet
Goldene Lieder sacht!
Webet, webet nur leise,
Daß nicht das Kind erwacht!

Flüstert, ihr Blütenbäume,
Flüstert im Mondenschein!
Wehet ihr süße Träume
Mild in den Schlaf hinein!
Teilet,
Heilet
Sehnender Liebe Pein!
Flüstert, ihr Blütenbäume,
Flüstert im Mondenschein!

Der Knabe spricht:

Wach auf vom Schlummer,
Du süßes Kind,
Die Lieb' ist kommen,
Wach auf geschwind!

Und hast du indes mich
Treulos gemeint,
Und hast du stille
Um mich geweint:

Die Lieb' ist kommen
Mit raschem Schritt,
Und bringt dir Rosen
Und Küsse mit.

Ich lächl' ins Herz dir
Frieden hinab
Und küsse die Thränen
Dir alle ab.

Nach Blumen hab' ich
So lange gesucht,
Auf grünen Hügeln,
In tiefer Schlucht.

Das Leid entschwindet,
Die Klagen verweh'n,
Die Lieb' allein muß
Ewig besteh'n.

Die Nachtigall am Fenster:

Glück zu! Glück zu!
Und selige Ruh'!
Was bang sich gesehnet, nun ist's vereint.
Ade! Ade!
Du bitteres Weh!
Die Thränen all' sind ausgeweint.

Gute Nacht! Gute Nacht!
Die Ros' erwacht,
Sie ruft mich mit Düften zum Lindenbaum.
Im Vollmondschein
Schlaft ein! Schlaft ein!
Und träumet süßen, seligen Traum!

Lübeck und Berlin.

Sehnsucht trieb den jugendlichen Poeten in die Vaterstadt, Sehnsucht nicht nur nach den Eltern, sondern auch nach dem Wattenbachschen Kreise, nach Cäcilie. In Bonn war sein Verkehr mit den Familien kein zwangloser gewesen, und junge hübsche Mädchen gab es dort damals unter den nicht zahlreichen Professorentöchtern kaum. Wie anders in Lübeck, wo in fast allen Häusern, mit denen seine Verwandten freundschaftliche Beziehungen unterhielten, liebliche Jungfrauen heranwuchsen! Geibels ganze Individualität war auf weiblichen Umgang veranlagt, seine Muse bedurfte dessen, und sein Herz konnte den Augenblick nicht rasch genug herbeiwünschen, wo es ihm wieder vergönnt war, derjenigen ins Auge zu schauen, die er während seines ersten Studienjahres in der Ferne

nimmer vergessen hatte. Aber in den kurzen Ferien kam es, trotzdem sie sich häufig sahen und auf Spaziergängen trafen, zu keiner Erklärung. Doch, auch unausgesprochen, verstanden sich beide. In dieser Zeit schrieb er zwei Gedichte auf lose Blätter, welche, von seiner eigenen Hand mit dem Datum April 1836 bezeichnet, vor mir liegen und seine geheimen Liebesempfindungen offenbaren:

1.

Du neigst das Haupt so leise,
Du blickst mich an so still,
O rede, was dein Auge
Schweigend mir sagen will.

Mir schwillt vor deinen Blicken
Das Herz so unruhvoll;
Ich weiß nicht, ob ich hoffen
Oder verzagen soll.

2.

Vor dem Thore bei den Linden,
Wo die frischen Lüfte wehn,
Dacht' ich heute dich zu finden,
Dacht' ich heute dich zu sehn.

Und ich suchte, und ich spähte
Scharfen Blickes allerwärts,
Jeder grüne Schleier wehte
Grüne Hoffnung mir ins Herz.

Doch umsonst. Du bliebst verborgen,
Und vergebens war mein Gang.
Und bis morgen — ach, bis morgen
Ist es doch noch gar so lang.

Neben dem Wattenbachschen Heim, in der Beckergrube im alten Paulischen Hause, bildete das Nöltingsche Haus, Ecke der König- und oberen Johannisstraße, den Hauptanziehungspunkt.

Beide Stätten haben den lokalen Hintergrund für manches Geibelsche Gedicht abgegeben. Ein Faustabend beim schwedischen Konsul Nölting mit seinen lebenden Bildern stand ihm noch bis ans Ende hell in der Erinnerung. Vor allem blieb ihm der Moment der Gartenscene unvergeßlich, wo Cäcilie, die Sternblume in der Hand, als Gretchen neben ihm stand. Nachher zogen sie sämtlich im Kostüm in den Keller hinunter, um dort das Bild aus Auerbachs Keller zwischen den Fässern zu stellen. Hugo von Pleßen figurierte als Mephistopheles, Jette Nölting als Frau Marthe.

Im Fluge war der Monat verstrichen, die Vakanz vorüber, und es ging nach der preußischen Haupt- und Residenzstadt Berlin. Hier begrüßte den Ankömmling sein Landsmann und einstiger Schulkamerad Ernst Curtius, der schon seit einem Semester Göttingen verlassen und die Berliner Universität bezogen hatte. Er war es, der ihm für griechische Kultur und Litteratur jene Liebe ins Herz pflanzte, welche später die schönsten Früchte trug. Eine freundliche Stube in der Französischen Straße Nr. 54 bei einer verwitweten Frau Busch wurde gemietet und sofort das Belegen der Kollegien besorgt, nämlich bei August Boeckh Metrik, bei Gustav Droysen Aristophanes und Einleitung in die griechische Komödie, bei Karl Lachmann Properz, bei Johann Eduard Erdmann philosophische Unsterblichkeitslehre. In den späteren Semestern verdankte er dem Professor Otto Friedrich Gruppe die gründlichste Kenntnis der römischen Dichter Tibull, Properz und Ovid; und Franz Kugler führte ihn in das Studium der Archäologie ein, wozu die herrlichen Kunstdenkmäler im Königlichen Museum den ersten Anstoß gaben. Die Theologie war somit endgiltig beiseite gesetzt.

Genauer als das gelehrte Berlin lernte Geibel das schöngeistige kennen.

Empfehlungsbriefe öffneten ihm das Haus von Henrik Steffens, Neander und Lachmann; doch zu intimerem Umgange kam's nicht. Gern ging er zu dem Geheimen Oberfinanz-Rat Sotzmann, dessen künstlerische und kunstgeschichtliche Anschauungen und Forschungen ihm von Nutzen wurden, und dessen Uebersetzung eines altfloren-

tiner Schwankes ihn zu seinem „Meister Andrea“ anregte. Die für seine Zukunft wichtigste Bekanntschaft machte er an Frau von Arnim (Bettina), bei der ihn sein Gönner Herr von Rumohr einführte. Vorläufig aber hatte es mit der formellen Antrittsvisite sein Bewenden. Bitter sah sich Geibel getäuscht. Wonach sein Herz sich so sehr gesehnt, traulicher Familienverkehr in töchterreichen Häusern, blieb aus. Ja, mein Vater behielt Recht; der Sommer in Berlin war kaum zum Aushalten, vollends nicht für den Poeten:

Muß doch in dieser Königsstadt am Strand
Der seichten Spree, in diesem ew'gen Sand
Mir ohne Rettung Seel' und Leib verstäuben.

Hätte er nicht Curtius und Kruse vorgefunden, er wäre am liebsten wieder von dannen gezogen. Allein deren ernstere wissenschaftliche Studien und wohl auch die weiten Entfernungen ließen es nicht zu einem so vertrauten Zusammenleben kommen, wie vor allem Emanuel es gewünscht und gehofft hatte.

So oft er Kruses habhaft werden konnte, den er seinen besten Kritiker nannte und daher besonders gern in seine litterarischen Bestrebungen einweihte, schleppte er ihn in seine Wohnung und las von seinen neuesten Sachen vor — in der ihm eigentümlichen, donnerrollenden Weise. Dann senkte er das Haupt, gleichsam den Richterspruch erwartend. „Ich erinnere mich,“ schreibt mir Heinrich Kruse, „daß Emanuel mir einmal ein Gedicht ‚Ave Maria‘ vorlas, welches früher schloß:

Ave Maria! Erd' und Himmel scheinen
Bei diesem Wort sich liebend zu vereinen.

Später begegnete es ihm, wie er selber klagt, daß er zu viel feilte. Diese Verse sind einer schwächeren Lesart zum Opfer gefallen. Ich sagte nichts als ‚Ave Maria‘ mit englischer Aussprache. Es traf ihn wie ein Blitz. Er gestand, daß Byron im Don Juan sein

Vorbild gewesen, und ich gab ihm gern zu, daß sein Gedicht an sich schön sei.“ [1])

Groß war Geibels Freude, als er eines Tages auf der Universität Adolf Friedrich von Schack sah, mit dem er bereits in Bonn, jedoch nur flüchtig, in Berührung getreten und der zur Vollendung seiner juristischen Studien nach Berlin gekommen war. Derselbe hatte eben eine Reise durch Italien, das südliche Frankreich und die Pyrenäen unternommen und war nur durch den damals noch wütenden Karlistenkrieg gehindert worden, weiter in dies sein Lieblingsland vorzudringen. Geibel war unermüdlich, seinen Erzählungen zuzuhören, und sprach oft sein lebhaftes Verlangen aus, jene Gegenden auch kennen zu lernen. Schon von der Schulzeit her hatten ja Sevilla und Venedig seine Phantasie beschäftigt und zu dichterischen Ergüssen begeistert. Als es ihm ein paar Jahre später beschieden war, mehrere Tage in der Lagunenstadt zuzubringen, schrieb er nach dem Platenschen Vorbild einen größeren Sonettenkranz, der anonym in einem Taschenbuch erschien, und noch am Abend seines Lebens verfaßte er für einen Zeichner zur Illustration Distichen über Venedig, welche bisher unveröffentlicht vor mir liegen. Sevilla malte er sich nach dem bekannten Liede von Brentano mit den reizendsten Farben aus, aber auch Don Juan sowie Lope de Vegas „Stern von Sevilla,“ der damals in der Bearbeitung von Zedlitz auf den deutschen Theatern gespielt ward, und für den er eine große Bewunderung hegte, umkleideten diese Hauptstadt der spanischen Romantik für ihn mit einem zauberischen Glanze. Das Verlangen, Spanien zu sehen, hat ihn durch das ganze Leben begleitet, aber es blieb ihm versagt, dasselbe zu befriedigen, wie er denn auch Florenz, Rom und Neapel nie besuchte; in seiner Jugend, als er

---

[1]) Dasselbe stammt übrigens schon aus dem Jahre 1834 und ist enthalten in dem seiner Cäcilie gewidmeten Heftchen als drittes der Venedig besingenden Sonette (S. 47). Der jetzige matte Schluß lautet:

Ave Maria! Wenn die Glocke tönet,
So lächeln Erd' und Himmel mild versöhnet.

[illegible]

[illegible]

[illegible] Geibel zu verbinden. [illegible]

[illegible] wie mir der [illegible] verstorbene Graf Schack erzählte — mehrmals wöchentlich am Abend in einer Berliner Weinstube der Königstraße, im Buderschen Restaurant. Hier wurde der Plan einer Tragödie entworfen und in allen Teilen besprochen: [illegible] übernahm jeder die Ausarbeitung einer Scene, welche bei der nächsten Zusammenkunft vorgelegt werden mußte. Das Stück rückte ziemlich weit vorwärts, blieb jedoch unvollendet. Sie überzeugten sich nämlich, daß die Handlung, welche an einem kleinen italienischen Hofe vorging und auf sehr abgenützten Motiven beruhte, wenig Interesse darbot. Das Manuskript dieses jugendlichen Versuches behielt Geibel, und er zeigte es seinem Mitarbeiter später einmal in München, wo sie es zu ihrem Ergötzen lasen.

Ein anderes Lokal, in welchem die intimeren Freunde häufig zusammenkamen, war die durch das Andenken an den Verfasser der Teufelselixiere und an Devrient geweihte Weinstube von Lutter und Wegner, Ecke der Französischen- und Charlottenstraße. Als sie dort eines Abends um den Tisch bei goldenem Rüdesheimer saßen, fiel allen der faltige Zug des Mißmuts im Antlitze Emanuels auf. Sie schalten ihn, der doch früher so frisch und leichten Sinnes zu sein pflegte, und daß seine Muse ganz und gar feiere. Er aber entgegnete, ihm gehe es wie der Nachtigall: Setze man die ins sandige Meer, dann würde sie auch nicht mit süßem Schall den Staubgewölken ihre Lieder klagen. In Berlin fehle ihm die Natur, Wiese,

Wald und Wasser, der Sonnenaufgang im Gebirge, — kurz, hier könne er nicht Poet sein:

O gebt mir jene schöne Zeit zurück,
Da mich im alten Lübeck schon ein Blick,
Ein Gang ins Freie schon begeistern konnte —
Das schwarze Rathaus, das betürmte Thor,
Die Brücke mit den Bogen und davor
Der Wall, der seine Schattenwipfel sonnte;

Und hohe Kirchen rings voll Orgelklang
Und zack'ge Giebel und den Fluß entlang
Die flaggenden Schiffe mit gewölbten Bugen,
Die einst, soweit des Meeres Woge rollt,
Des Ostens Purpur und des Südens Gold
Zur Königin des Hansabundes trugen.

Und blühende Gärten um die Ufer her
Und wald'ge Hügel und zuletzt das Meer,
Das blau am fernen Horizonte dunkelt.
O lust'ge Fahrt, im leichten Segelboot
Dort hinzugleiten, wenn schon flammenrot
Des Leuchtturms Schimmer auf den Wassern funkelt.

Doch soll ich nicht die Heimat sehn, so laßt
Am Rhein mich wohnen, wo schon einst als Gast
Das alte Bonn mich freundlich aufgenommen;
Wo von der sieben Berge duft'gen Höhn
Die Burgen in des Stromes Spiegel seh'n,
Vom Abendrote feurig angeglommen.

Wo an der sonnenheißen Felsenwand
Der Winzer singend mit geschäft'ger Hand
Die Reben pflanzet und die Trauben schneidet,
Und durch die grüne Flut im Takt gewiegt
Das Dampfschiff seine Silberfurchen pflügt,
Ein Riesenschwan, in tiefes Schwarz gekleidet.

O führt mich dorthin wiederum, da soll
Sich mein Gesang des kühnsten Schwunges voll
Wie eines Adlers Flügelschlag erheben:

Da will ich stolz der Lorbeerkronen Zier
Erkämpfen und aus prächt'gen Liedern mir
Des Dichterfürsten Purpurmantel weben.

Da will ich steigen auf den Drachenstein
Und schauend auf die Berg' und in den Rhein
Vom Gotte trunken in die Harfe schlagen,
Daß alle Herzen rings im deutschen Land
Aufhorchen von des Liedes Ton gebannt,
Und daß es forthallt bis zu späten Tagen.

Doch hier versiegt mein Klang. Mit trägerer Flut
Schon wälzt durch meine Adern sich das Blut.
Ich selbst bin matt, wie soll ich euch entzücken?
O Sand und Staub und Sand ohn' Unterlaß! —
Der Dichter sprach's und nahm das volle Glas
Und schlug es auf den Tisch in hundert Stücken.

Aus dieser schwermütigen Stimmung, in der sich gleichermaßen Sehnsucht nach Lübeck und Rückerinnerung an Bonn ausspricht, riß ihn der Besuch seines Vaters, welcher mit dem jüngsten Sohne Konrad im Juli für mehrere Wochen nach Berlin kam und in demselben Hause Quartier fand. Das übte die heilsamste Reaktion auf sein ganzes Wesen aus.

Jetzt erschloß sich ihm auch ein hochinteressanter Umgang. Pastor Geibel hatte in der preußischen Hauptstadt viele alte Freunde in angesehenen Stellungen, z. B. den Gatten von Goethes Nichte Luise Schlosser, Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, den er schon von Eutin her kannte, und der seit Begründung des Kultusministeriums die rechte Hand des Staatsministers von Altenstein war; ferner den Professor August Twesten, einen geborenen Holsteiner, den trefflichen Verfasser einer „Dogmatik“ und Amtsnachfolger Schleiermachers, sowie namentlich den genialen Naturphilosophen und Romantiker Henrik Steffens, welcher im fünften Bande seiner Erinnerungen „Was ich erlebte“ von seinem Aufenthalt zu Lübeck im Winter 1808 und von dem dort lodernden Haß gegen die französischen Unterdrücker erzählt und dann fortfährt: „Einen

großen Eindruck machte in religiöser Hinsicht der durch die tiefe Treue seiner Gesinnung, sowie durch die Eigentümlichkeit seines Geistes ausgezeichnete Prediger Geibel auf mich. Ich hatte bisher, unter den zeitgemäß Gebildeten, die große Gewalt, welche eine unerschütterliche Sicherheit des Glaubens ausübt, nicht so kennen gelernt; er ist mir seit der Zeit unendlich teuer geblieben, obgleich unsere religiösen Ansichten nicht ganz übereinstimmen."

Zu diesen und anderen bedeutenden und einflußreichen Männern führte nun der alte Geibel seinen Sohn, worüber letzterer im Juli 1836 an Wilhelm Wattenbach folgendes schrieb:

„Bis heute haben Arbeit, Gesellschaften und Sonnenschein mich nicht zum Schreiben kommen lassen, da aber jetzt das schmutzige Regenwetter mich zu Hause hält und mein Vater in der Nebenstube sich zum Lesen hingesetzt hat, so benutze ich den Augenblick, Dir auf Deinen freundlichen Brief zu antworten. Wie es mit meinem Leben in Berlin überhaupt steht, wirst Du wahrscheinlich schon durch die dritte Hand erfahren haben: ich bin im ganzen recht vergnügt, gehe ins Kolleg, wo es, unter uns gesagt, gerade bei den berühmtesten Professoren mitunter ledern genug zugeht, lese den Sophokles, über den ich nicht mit den Schlegelschen Urteilen harmonieren kann, trinke eine kühle Blonde unter den Zelten, bin in geistvollen, geistlichen und geistlosen Gesellschaften, — kurz es steht mit mir, wie es zu Berlin mit den meisten Geschöpfen steht, die da auf zwei Beinen einherschreiten, und denen die Nase mitten im Gesichte sitzt.

Seit mein Vater hier ist, hat freilich alles einen größeren Schwung genommen; ich habe häufig Gelegenheit gehabt, mit den ausgezeichnetsten Männern zusammenzukommen, und manche neue oder nähere Bekanntschaft verspricht mir für die Zukunft viel Angenehmes. Der edle einfache Nicolovius, der geistsprudelnde Steffens, der gelehrte vielgewandte Twesten haben meinen Vater mehrfach besucht und eingeladen, so daß für mich zu interessanter Beobach-

tung mehr als hinreichender Stoff da war. Vor allem hat Steffens einen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht. Er ist Poet durch und durch. Seine Rede ist fast immer die Rede eines Begeisterten; es quillt ihm fortwährend eine solche Fülle von Gedanken empor, daß er kaum Zeit hat, sie mit dem Wort zu bewältigen, und so braust denn der Strom der Sprache dahin, Welle auf Welle, dichtgedrängt, oft die eine von der anderen verschlungen, ehe sie ihr schäumendes Haupt zu senken vermochte. Doch nicht bloß der Reichtum des Geistes ist es, nicht bloß der unendliche Schatz neuer Ideen und Anschauungen, der uns zur Bewunderung des großen Mannes hinreißt; es ist zugleich die schöne Tiefe seines liebevollen Herzens, die wohlthuende Freundlichkeit seines innersten Wesens. — —

„Dienstag den . . .

Soweit war ich mit meiner Schreiberei gekommen, als ich durch einen Besuch gestört wurde. Ich wollte Dir noch viel erzählen von meinen Studien und Bekanntschaften, doch fehlt es mir gegenwärtig an Zeit. Da jedoch mein Vater mir neulich sagte, ich solle in den Herbstferien nach Lübeck kommen, so kann ich dann die Lücken des Briefes mündlich ausfüllen. Die Bestimmung meines Vaters ist mir nicht unerfreulich. Ostern war alles zu stürmisch; ich habe wenig oder nichts von Lübeck gehabt. In der schönen Beruhigung des blauen Spätsommers will ich nun die Heimat noch einmal genießen, um ihr dann auf lange Zeit, vielleicht auf immer Lebewohl zu sagen. Mein Kopf ist jetzt voll von Gedanken für die Zukunft. Doch summt noch immer ein sehnsüchtiger Klang dazwischen von dem Land, wo die Citronen blühen. Grüße die Deinen herzlich, ebenso Classens. Lebewohl: ich kann ja sagen: Auf Wiedersehen!

Solltest Du Rumohr sehen, so bring' ihm meinen herzlichsten Gruß und Dank für den Brief an Bettina."

Lesen wir diese Zeilen: Die darin ausgesprochene Sehnsucht in die weite Welt und den Namen Bettina, so wissen wir, wovon der junge Poet ja noch keine Ahnung haben konnte, daß gerade

letztere zur Erfüllung seines Wunsches nicht lange darauf das Meiste beitrug. Doch vorläufig trieb es ihn nach Lübeck.

Schon standen die großen Sommerferien vor der Thüre. Am 13. August wurden die Kollegien fast alle geschlossen. Wenige Tage darauf weilte Geibel im Schoße seiner Familie. Die Aussicht, bis Ende Oktober in der Heimat bleiben zu können, stimmte ihn vergnügt und heiter. Mit einem Schlage war er wieder der ausgelassene, zu Schelmenstreichen gern aufgelegte Jüngling. Dieser Umschwung zeigt sich am deutlichsten durch einen Vorfall, den ein Brief an meinen damals noch in Bonn studierenden Vater höchst ergötzlich schildert: „Geibel ist gegenwärtig hier in Lübeck. Er läßt Dich grüßen und außerdem noch folgende Geschichte erzählen: Neulich Abend waren wir, einige lustige Burschen und ich, recht fidel gewesen, und der Wein mochte uns schon etwas zu Kopfe gestiegen sein, als wir den Einfall bekamen, den Merkur anzupinseln. Es hatte schon Zwölfe geschlagen. Wir rafften schnell einen großen, an einem Stock befestigten Pinsel und ein Tintenfaß zusammen und zogen so zur Holstenbrücke hin. Als wir am äußeren Thore ankamen, wurde uns bemerkt, die Thorsperre sei angegangen, und niemand könne passieren. Darauf bedeuteten wir der Wache, daß es gar nicht unsere Absicht sei, das Thor zu sprengen. Alsobald traten wir zum Merkur und bekleckſten dessen Hinterbacken. Eben mit diesem Experiment fertig, kam die Patrouille, glaubend, es wolle sich jemand dort ertränken, und fragte: Was machen Sie da? — Es erfolgte keine Antwort. — Sie werden die Güte haben, uns in die Wache zu folgen. — Einer von uns: Mein Herr, ich bin Lübecker Bürger. — Dann gehen Sie, gehen Sie, wohin es Ihnen gefällig! — Finis Ghibellini historiae."

Dieser lustige Streich mußte natürlich meinen Vater, dem das „göttliche" Scherzgedicht dediciert worden, ganz besonders interessieren. Er sah im Geiste, wie halb Lübeck auf den Beinen war, um den angeschwärzten Mercurius in ponte zu beaugenscheinigen, und wie dann unterm Jubel der lieben Jugend die Mohrenwäsche vor sich ging.

Aber nicht nur der Götterbote mußte sich solchen Spaß ruhig

gefallen lassen, sondern auch Se. Magnificenz der präsidierende Bürgermeister Frister, d. h. nicht justement denselben Spaß, doch einen ähnlichen, wohlverstanden! Diesen hochweisen Herrn hatte Studiosus Geibel auf dem Strich. Nachts, aus einer fröhlichen Kneiperei mit etlichen gleichgesinnten Brüdern heimkehrend, entfernten sie von verschiedenen Tabacks- und Cigarrengeschäften die draußen vor den Läden auf einem Postament befindlichen Mohren, um dieselben behutsam in Reih und Glied vor der Wohnung des gestrengen Regenten aufzupflanzen. Welcher Schreck nun für die alte Magd, als diese, nichts Böses ahnend, in jungfräulicher Unschuld am nächsten Morgen die Hausthür öffnet, um den am Griff hängenden Brotbeutel hereinzunehmen und die frischen Zwiebacke und Milchbrote ihrem Gebieter zum Kaffee zu bringen! „O Gott, o Gott, o Gott, wo hew ik mi verschreckt! Herr Börgermeister, o kamen S' doch un kiken S' doch un sehn S' mal, 't is to gruglich! Dor buten steiht 'ne ganze Reeg von luter swarte Gesellen!“ Se. Magnificenz geruhen mit schnell geordneter Frisur und weißem, hochstehendem Halstuche, in Schlafrock und Schuhen vors Portal zu treten: Wehe! Da grinst ihn ein Dutzend Mohren an, ohne die schuldige Reverenz zu machen. Die Bande rippt und rührt sich nicht vom Flecke. Der hohe Herr bläst mächtige Rauchwolken aus seiner Staatspfeife, und die Mohren scheinen höhnisch aus ihren kurzen Kalkpfeifen dasselbe zu thun. „Rieke, das ist ein crimen laesae majestatis. Da soll doch gleich ein Donnerwetter! — — Rieke, wir lassen die Sache doch lieber auf sich beruhen! — — Rieke, pack' Sie die Kerle mit an, es darf kein Aufsehen geben!“ Herr und Magd tragen nun die Schwarzen auf die Diele. Allein, schon war es lebendig geworden in der Nachbarschaft; die Brotfrau hatte geklatscht, und der erste Lübeckische Bürger, das Oberhaupt der Stadt, brauchte für den Spott nicht zu sorgen.

Doch, wie es im Sprichwort heißt: Was sich neckt, liebt sich. Geibels treue Liebe zur Vaterstadt und ihrer großen Vergangenheit kam gerade während jenes Ferienaufenthaltes zu besonders schönem Ausdruck.

Bei der Stiftungsfeier der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit in Lübeck pflegte ein veraltetes, gewöhnlich Heiterkeit erregendes Lied nach der Melodie „Heil dir im Siegerkranz“ gesungen zu werden. Da faßte unser junger Poet den Plan, ein besseres an die Stelle zu setzen, und es gelang ihm das folgende:

Wo volle Becher klingen
In deutscher Männer Kreis,
Da ziemt sich's wohl, zu singen
Dem Vaterland zum Preis;
So sei denn heut aufs neue
Gegrüßt mit Liederschall
O Lübeck, Stadt der Treue,
Du deutscher Freiheitswall!

In deiner Schwestern Mitten
Da magst du treten kühn,
Hast du dir doch erstritten
Den Kranz von Eichengrün;
Und die du drein gebunden
Die rote Rosenglut,
Sie spricht von Kampf und Wunden,
Von edlem Heldenblut.

Das war in alten Tagen,
Als auf Bornhöveds Plan
Den Dänen du geschlagen
In Eisen angethan.
Wie stürzten deine Knaben
So kühn dort in den Tod!
Wie flattert' hoch erhaben
Dein Banner weiß und rot!

Und als vor dreißig Jahren
Die Trommel ging durchs Reich,
Da standen deine Scharen
In Waffen alsogleich.
Sie haben stark gestritten
Durch Nacht und Not zum Sieg,
Und wer den Tod erlitten,
Der fiel in gutem Krieg.

tiner Schwankes ihn zu seinem „Meister Andrea" anregte. Die für seine Zukunft wichtigste Bekanntschaft machte er an Frau von Arnim (Bettina), bei der ihn sein Gönner Herr von Rumohr einführte. Vorläufig aber hatte es mit der formellen Antrittsvisite sein Bewenden. Bitter sah sich Geibel getäuscht. Wonach sein Herz sich so sehr gesehnt, traulicher Familienverkehr in töchterreichen Häusern, blieb aus. Ja, mein Vater behielt Recht; der Sommer in Berlin war kaum zum Aushalten, vollends nicht für den Poeten:

> Muß doch in dieser Königsstadt am Strand
> Der seichten Spree, in diesem ew'gen Sand
> Mir ohne Rettung Seel' und Leib verstäuben.

Hätte er nicht Curtius und Kruse vorgefunden, er wäre am liebsten wieder von dannen gezogen. Allein deren erstere wissenschaftliche Studien und wohl auch die weiten Entfernungen ließen es nicht zu einem so vertrauten Zusammenleben kommen, wie vor allem Emanuel es gewünscht und gehofft hatte.

So oft er Kruses habhaft werden konnte, den er seinen besten Kritiker nannte und daher besonders gern in seine litterarischen Bestrebungen einweihte, schleppte er ihn in seine Wohnung und las von seinen neuesten Sachen vor — in der ihm eigentümlichen, donnerrollenden Weise. Dann senkte er das Haupt, gleichsam den Richterspruch erwartend. „Ich erinnere mich," schreibt mir Heinrich Kruse, „daß Emanuel mir einmal ein Gedicht ‚Ave Maria' vorlas, welches früher schloß:

> Ave Maria! Erd' und Himmel scheinen
> Bei diesem Wort sich liebend zu vereinen.

Später begegnete es ihm, wie er selber klagt, daß er zu viel feilte. Diese Verse sind einer schwächeren Lesart zum Opfer gefallen. Ich sagte nichts als ‚Ave Maria' mit englischer Aussprache. Es traf ihn wie ein Blitz. Er gestand, daß Byron im Don Juan sein

Vorbild gewesen, und ich gab ihm gern zu, daß sein Gedicht an sich schön sei." [1])

Groß war Geibels Freude, als er eines Tages auf der Universität Adolf Friedrich von Schack sah, mit dem er bereits in Bonn, jedoch nur flüchtig, in Berührung getreten und der zur Vollendung seiner juristischen Studien nach Berlin gekommen war. Derselbe hatte eben eine Reise durch Italien, das südliche Frankreich und die Pyrenäen unternommen und war nur durch den damals noch wütenden Karlistenkrieg gehindert worden, weiter in dies sein Lieblingsland vorzudringen. Geibel war unermüdlich, seinen Erzählungen zuzuhören, und sprach oft sein lebhaftes Verlangen aus, jene Gegenden auch kennen zu lernen. Schon von der Schulzeit her hatten ja Sevilla und Venedig seine Phantasie beschäftigt und zu dichterischen Ergüssen begeistert. Als es ihm ein paar Jahre später beschieden war, mehrere Tage in der Lagunenstadt zuzubringen, schrieb er nach dem Platenschen Vorbild einen größeren Sonettenkranz, der anonym in einem Taschenbuch erschien, und noch am Abend seines Lebens verfaßte er für einen Zeichner zur Illustration Distichen über Venedig, welche bisher unveröffentlicht vor mir liegen. Sevilla malte er sich nach dem bekannten Liede von Brentano mit den reizendsten Farben aus, aber auch Don Juan sowie Lope de Vegas „Stern von Sevilla," der damals in der Bearbeitung von Zedlitz auf den deutschen Theatern gespielt ward, und für den er eine große Bewunderung hegte, umkleideten diese Hauptstadt der spanischen Romantik für ihn mit einem zauberischen Glanze. Das Verlangen, Spanien zu sehen, hat ihn durch das ganze Leben begleitet, aber es blieb ihm versagt, dasselbe zu befriedigen, wie er denn auch Florenz, Rom und Neapel nie besuchte; in seiner Jugend, als er

---

[1]) Dasselbe stammt übrigens schon aus dem Jahre 1834 und ist enthalten in dem seiner Cäcilie gewidmeten Heftchen als drittes der Venedig besingenden Sonette (S. 47). Der jetzige matte Schluß lautet:

Ave Maria! Wenn die Glocke tönet,
So lächeln Erd' und Himmel mild versöhnet.

von Gesundheit und Körperkraft strotzte, verhinderten ihn die Verhältnisse daran, nachher machte es ihm sein früh eingetretenes Siechtum unmöglich.

Schack, obgleich als Student der Rechte immatrikuliert, pflegte doch vorzugsweise das Studium der orientalischen Sprachen, gab sich aber zugleich eifrig der poetischen Produktion hin. Letzterer Hang trug dazu bei, ihn noch inniger mit Geibel zu verbinden. Beide hatten gelesen, die englischen Dramatiker aus der Zeit der Königin Elisabeth, wie Rowley und Decker, Beaumont und Fletcher, seien in der Taverne „Zur Meermaid" zusammengekommen, um gemeinschaftlich Schauspiele zu verfassen. In Nachahmung hiervon vereinigten sie sich — wie mir der inzwischen verstorbene Graf Schack mitteilte — mehrmals wöchentlich am Abend in einer Berliner Weinstube der Königstraße, im Buderschen Restaurant. Hier wurde der Plan einer Tragödie entworfen und in allen Teilen besprochen; dann übernahm jeder die Ausarbeitung einer Scene, welche bei der nächsten Zusammenkunft vorgelegt werden mußte. Das Stück rückte ziemlich weit vorwärts, blieb jedoch unvollendet. Sie überzeugten sich nämlich, daß die Handlung, welche an einem kleinen italienischen Hofe vorging und auf sehr abgenützten Motiven beruhte, wenig Interesse darbot. Das Manuskript dieses jugendlichen Versuches behielt Geibel, und er zeigte es seinem Mitarbeiter später einmal in München, wo sie es zu ihrem Ergötzen lasen.

Ein anderes Lokal, in welchem die intimeren Freunde häufig zusammenkamen, war die durch das Andenken an den Verfasser der Teufelselixiere und an Devrient geweihte Weinstube von Lutter und Wegner, Ecke der Französischen- und Charlottenstraße. Als sie dort eines Abends um den Tisch bei goldenem Rüdesheimer saßen, fiel allen der faltige Zug des Mißmuts im Antlitze Emanuels auf. Sie schalten ihn, der doch früher so frisch und leichten Sinnes zu sein pflegte, und daß seine Muse ganz und gar feiere. Er aber entgegnete, ihm gehe es wie der Nachtigall: Setze man die ins sandige Meer, dann würde sie auch nicht mit süßem Schall den Staubgewölken ihre Lieder klagen. In Berlin fehle ihm die Natur, Wiese,

Wald und Wasser, der Sonnenaufgang im Gebirge, — kurz, hier könne er nicht Poet sein:

O gebt mir jene schöne Zeit zurück,
Da mich im alten Lübeck schon ein Blick,
Ein Gang ins Freie schon begeistern konnte —
Das schwarze Rathaus, das betürmte Thor,
Die Brücke mit den Bogen und davor
Der Wall, der seine Schattenwipfel sonnte;

Und hohe Kirchen rings voll Orgelklang
Und zack'ge Giebel und den Fluß entlang
Die flaggenden Schiffe mit gewölbten Bugen,
Die einst, soweit des Meeres Woge rollt,
Des Ostens Purpur und des Südens Gold
Zur Königin des Hansabundes trugen.

Und blühende Gärten um die Ufer her
Und wald'ge Hügel und zuletzt das Meer,
Das blau am fernen Horizonte dunkelt.
O lust'ge Fahrt, im leichten Segelboot
Dort hinzugleiten, wenn schon flammenrot
Des Leuchtturms Schimmer auf den Wassern funkelt.

Doch soll ich nicht die Heimat sehn, so laßt
Am Rhein mich wohnen, wo schon einst als Gast
Das alte Bonn mich freundlich aufgenommen;
Wo von der sieben Berge duft'gen Höhn
Die Burgen in des Stromes Spiegel seh'n,
Vom Abendrote feurig angeglommen.

Wo an der sonnenheißen Felsenwand
Der Winzer singend mit geschäft'ger Hand
Die Reben pflanzet und die Trauben schneidet,
Und durch die grüne Flut im Takt gewiegt
Das Dampfschiff seine Silberfurchen pflügt,
Ein Riesenschwan, in tiefes Schwarz gekleidet.

O führt mich dorthin wiederum, da soll
Sich mein Gesang des kühnsten Schwunges voll
Wie eines Adlers Flügelschlag erheben:

Da will ich stolz der Lorbeerkronen Zier
Erkämpfen und aus prächt'gen Liedern mir
Des Dichterfürsten Purpurmantel weben.

Da will ich steigen auf den Drachenstein
Und schauend auf die Berg' und in den Rhein
Vom Gotte trunken in die Harfe schlagen,
Daß alle Herzen rings im deutschen Land
Aufhorchen von des Liedes Ton gebannt,
Und daß es forthallt bis zu späten Tagen.

Doch hier versiegt mein Klang. Mit trägerer Flut
Schon wälzt durch meine Adern sich das Blut.
Ich selbst bin matt, wie soll ich euch entzücken?
O Sand und Staub und Sand ohn' Unterlaß! —
Der Dichter sprach's und nahm das volle Glas
Und schlug es auf den Tisch in hundert Stücken.

Aus dieser schwermütigen Stimmung, in der sich gleichermaßen Sehnsucht nach Lübeck und Rückerinnerung an Bonn ausspricht, riß ihn der Besuch seines Vaters, welcher mit dem jüngsten Sohne Konrad im Juli für mehrere Wochen nach Berlin kam und in demselben Hause Quartier fand. Das übte die heilsamste Reaktion auf sein ganzes Wesen aus.

Jetzt erschloß sich ihm auch ein hochinteressanter Umgang. Pastor Geibel hatte in der preußischen Hauptstadt viele alte Freunde in angesehenen Stellungen, z. B. den Gatten von Goethes Nichte Luise Schlosser, Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, den er schon von Eutin her kannte, und der seit Begründung des Kultusministeriums die rechte Hand des Staatsministers von Altenstein war; ferner den Professor August Twesten, einen geborenen Holsteiner, den trefflichen Verfasser einer „Dogmatik" und Amtsnachfolger Schleiermachers, sowie namentlich den genialen Naturphilosophen und Romantiker Henrik Steffens, welcher im fünften Bande seiner Erinnerungen „Was ich erlebte" von seinem Aufenthalt zu Lübeck im Winter 1808 und von dem dort lodernden Haß gegen die französischen Unterdrücker erzählt und dann fortfährt: „Einen

großen Eindruck machte in religiöser Hinsicht der durch die tiefe Treue seiner Gesinnung, sowie durch die Eigentümlichkeit seines Geistes ausgezeichnete Prediger Geibel auf mich. Ich hatte bisher, unter den zeitgemäß Gebildeten, die große Gewalt, welche eine unerschütterliche Sicherheit des Glaubens ausübt, nicht so kennen gelernt; er ist mir seit der Zeit unendlich teuer geblieben, obgleich unsere religiösen Ansichten nicht ganz übereinstimmen."

Zu diesen und anderen bedeutenden und einflußreichen Männern führte nun der alte Geibel seinen Sohn, worüber letzterer im Juli 1836 an Wilhelm Wattenbach folgendes schrieb:

„Bis heute haben Arbeit, Gesellschaften und Sonnenschein mich nicht zum Schreiben kommen lassen, da aber jetzt das schmutzige Regenwetter mich zu Hause hält und mein Vater in der Nebenstube sich zum Lesen hingesetzt hat, so benutze ich den Augenblick, Dir auf Deinen freundlichen Brief zu antworten. Wie es mit meinem Leben in Berlin überhaupt steht, wirst Du wahrscheinlich schon durch die dritte Hand erfahren haben: ich bin im ganzen recht vergnügt, gehe ins Kolleg, wo es, unter uns gesagt, gerade bei den berühmtesten Professoren mitunter ledern genug zugeht, lese den Sophokles, über den ich nicht mit den Schlegelschen Urteilen harmonieren kann, trinke eine kühle Blonde unter den Zelten, bin in geistvollen, geistlichen und geistlosen Gesellschaften, — kurz es steht mit mir, wie es zu Berlin mit den meisten Geschöpfen steht, die da auf zwei Beinen einherschreiten, und denen die Nase mitten im Gesichte sitzt.

Seit mein Vater hier ist, hat freilich alles einen größeren Schwung genommen; ich habe häufig Gelegenheit gehabt, mit den ausgezeichnetsten Männern zusammenzukommen, und manche neue oder nähere Bekanntschaft verspricht mir für die Zukunft viel Angenehmes. Der edle einfache Nicolovius, der geistsprudelnde Steffens, der gelehrte vielgewandte Twesten haben meinen Vater mehrfach besucht und eingeladen, so daß für mich zu interessanter Beobach-

tung mehr als hinreichender Stoff da war. Vor allem hat Steffens einen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht. Er ist Poet durch und durch. Seine Rede ist fast immer die Rede eines Begeisterten; es quillt ihm fortwährend eine solche Fülle von Gedanken empor, daß er kaum Zeit hat, sie mit dem Wort zu bewältigen, und so braust denn der Strom der Sprache dahin, Welle auf Welle, dichtgedrängt, oft die eine von der anderen verschlungen, ehe sie ihr schäumendes Haupt zu senken vermochte. Doch nicht bloß der Reichtum des Geistes ist es, nicht bloß der unendliche Schatz neuer Ideen und Anschauungen, der uns zur Bewunderung des großen Mannes hinreißt; es ist zugleich die schöne Tiefe seines liebevollen Herzens, die wohlthuende Freundlichkeit seines innersten Wesens. — —

„Dienstag den . . .

Soweit war ich mit meiner Schreiberei gekommen, als ich durch einen Besuch gestört wurde. Ich wollte Dir noch viel erzählen von meinen Studien und Bekanntschaften, doch fehlt es mir gegenwärtig an Zeit. Da jedoch mein Vater mir neulich sagte, ich solle in den Herbstferien nach Lübeck kommen, so kann ich dann die Lücken des Briefes mündlich ausfüllen. Die Bestimmung meines Vaters ist mir nicht unerfreulich. Ostern war alles zu stürmisch; ich habe wenig oder nichts von Lübeck gehabt. In der schönen Beruhigung des blauen Spätsommers will ich nun die Heimat noch einmal genießen, um ihr dann auf lange Zeit, vielleicht auf immer Lebewohl zu sagen. Mein Kopf ist jetzt voll von Gedanken für die Zukunft. Doch summt noch immer ein sehnsüchtiger Klang dazwischen von dem Land, wo die Citronen blühen. Grüße die Deinen herzlich, ebenso Classens. Lebewohl: ich kann ja sagen: Auf Wiedersehen!

Solltest Du Rumohr sehen, so bring' ihm meinen herzlichsten Gruß und Dank für den Brief an Bettina."

Lesen wir diese Zeilen: Die darin ausgesprochene Sehnsucht in die weite Welt und den Namen Bettina, so wissen wir, wovon der junge Poet ja noch keine Ahnung haben konnte, daß gerade

letztere zur Erfüllung seines Wunsches nicht lange darauf das Meiste beitrug. Doch vorläufig trieb es ihn nach Lübeck.

Schon standen die großen Sommerferien vor der Thüre. Am 13. August wurden die Kollegien fast alle geschlossen. Wenige Tage darauf weilte Geibel im Schoße seiner Familie. Die Aussicht, bis Ende Oktober in der Heimat bleiben zu können, stimmte ihn vergnügt und heiter. Mit einem Schlage war er wieder der ausgelassene, zu Schelmenstreichen gern aufgelegte Jüngling. Dieser Umschwung zeigt sich am deutlichsten durch einen Vorfall, den ein Brief an meinen damals noch in Bonn studierenden Vater höchst ergötzlich schildert: „Geibel ist gegenwärtig hier in Lübeck. Er läßt Dich grüßen und außerdem noch folgende Geschichte erzählen: Neulich Abend waren wir, einige lustige Burschen und ich, recht fidel gewesen, und der Wein mochte uns schon etwas zu Kopfe gestiegen sein, als wir den Einfall bekamen, den Merkur anzupinseln. Es hatte schon Zwölfe geschlagen. Wir rafften schnell einen großen, an einem Stock befestigten Pinsel und ein Tintenfaß zusammen und zogen so zur Holstenbrücke hin. Als wir am äußeren Thore ankamen, wurde uns bemerkt, die Thorsperre sei angegangen, und niemand könne passieren. Darauf bedeuteten wir der Wache, daß es gar nicht unsere Absicht sei, das Thor zu sprengen. Alsobald traten wir zum Merkur und bekleckſten dessen Hinterbacken. Eben mit diesem Experiment fertig, kam die Patrouille, glaubend, es wolle sich jemand dort ertränken, und fragte: Was machen Sie da? — Es erfolgte keine Antwort. — Sie werden die Güte haben, uns in die Wache zu folgen. — Einer von uns: Mein Herr, ich bin Lübecker Bürger. — Dann gehen Sie, gehen Sie, wohin es Ihnen gefällig! — Finis Ghibellini historiae.“

Dieser lustige Streich mußte natürlich meinen Vater, dem das „göttliche“ Scherzgedicht dediciert worden, ganz besonders interessieren. Er sah im Geiste, wie halb Lübeck auf den Beinen war, um den angeschwärzten Mercurius in ponte zu beaugenscheinigen, und wie dann unterm Jubel der lieben Jugend die Mohrenwäsche vor sich ging.

Aber nicht nur der Götterbote mußte sich solchen Spaß ruhig

gefallen lassen, sondern auch Se. Magnificenz der präsidierende Bürgermeister Frister, d. h. nicht justement denselben Spaß, doch einen ähnlichen, wohlverstanden! Diesen hochweisen Herrn hatte Studiosus Geibel auf dem Strich. Nachts, aus einer fröhlichen Kneiperei mit etlichen gleichgesinnten Brüdern heimkehrend, entfernten sie von verschiedenen Tabacks- und Cigarrengeschäften die draußen vor den Läden auf einem Postament befindlichen Mohren, um dieselben behutsam in Reih und Glied vor der Wohnung des gestrengen Regenten aufzupflanzen. Welcher Schreck nun für die alte Magd, als diese, nichts Böses ahnend, in jungfräulicher Unschuld am nächsten Morgen die Hausthür öffnet, um den am Griff hängenden Brotbeutel hereinzunehmen und die frischen Zwiebacke und Milchbrote ihrem Gebieter zum Kaffee zu bringen! „O Gott, o Gott, o Gott, wo hew ik mi verschreckt! Herr Börgermeister, o kamen S' doch un kiken S' doch un sehn S' mal, 't is to gruglich! Dor buten steiht 'ne ganze Reeg von luter swarte Gesellen!“ Se. Magnificenz geruhen mit schnell geordneter Frisur und weißem, hochstehendem Halstuche, in Schlafrock und Schuhen vors Portal zu treten: Wehe! Da grinst ihn ein Dutzend Mohren an, ohne die schuldige Reverenz zu machen. Die Bande rippt und rührt sich nicht vom Flecke. Der hohe Herr bläst mächtige Rauchwolken aus seiner Staatspfeife, und die Mohren scheinen höhnisch aus ihren kurzen Kalkpfeifen dasselbe zu thun. „Rieke, das ist ein crimen laesae majestatis. Da soll doch gleich ein Donnerwetter! — — Rieke, wir lassen die Sache doch lieber auf sich beruhen! — — Rieke, pack' Sie die Kerle mit an, es darf kein Aufsehen geben!“ Herr und Magd tragen nun die Schwarzen auf die Diele. Allein, schon war es lebendig geworden in der Nachbarschaft; die Brotfrau hatte geklatscht, und der erste Lübeckische Bürger, das Oberhaupt der Stadt, brauchte für den Spott nicht zu sorgen.

Doch, wie es im Sprichwort heißt: Was sich neckt, liebt sich. Geibels treue Liebe zur Vaterstadt und ihrer großen Vergangenheit kam gerade während jenes Ferienaufenthaltes zu besonders schönem Ausdruck.

Bei der Stiftungsfeier der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit in Lübeck pflegte ein veraltetes, gewöhnlich Heiterkeit erregendes Lied nach der Melodie „Heil dir im Siegerkranz“ gesungen zu werden. Da faßte unser junger Poet den Plan, ein besseres an die Stelle zu setzen, und es gelang ihm das folgende:

Wo volle Becher klingen
In deutscher Männer Kreis,
Da ziemt sich's wohl, zu singen
Dem Vaterland zum Preis;
So sei denn heut aufs neue
Gegrüßt mit Liederschall
O Lübeck, Stadt der Treue,
Du deutscher Freiheitswall!

In deiner Schwestern Mitten
Da magst du treten kühn,
Hast du dir doch erstritten
Den Kranz von Eichengrün;
Und die du drein gebunden
Die rote Rosenglut,
Sie spricht von Kampf und Wunden,
Von edlem Heldenblut.

Das war in alten Tagen,
Als auf Bornhöveds Plan
Den Dänen du geschlagen
In Eisen angethan.
Wie stürzten deine Knaben
So kühn dort in den Tod!
Wie flattert' hoch erhaben
Dein Banner weiß und rot!

Und als vor dreißig Jahren
Die Trommel ging durchs Reich,
Da standen deine Scharen
In Waffen alsogleich.
Sie haben stark gestritten
Durch Nacht und Not zum Sieg,
Und wer den Tod erlitten,
Der fiel in gutem Krieg.

Drum auf, und woll' in Ehren
Ergraut, auch fürder stehn,
Laß auf den fernsten Meeren
Die luft'gen Flaggen wehn,
Und was in fremden Marken
Ertauscht an Schätzen du,
Das führ' auf tausend Barken
Dem deutschen Herzen zu.

Und in den Mauern drinnen
Da wirk' am frommen Herd,
Dein Sinnen, dein Beginnen
Sei dein und Deutschlands wert:
Dem Recht gieb freie Rede,
Dem Edlen Schirm und Hort,
Dem Schlechten ew'ge Fehde,
Und: Vorwärts sei dein Wort!

So reichet denn zur Stunde
Die Händ' euch insgesammt,
Steht fest in gutem Bunde,
Von Lieb und Mut entflammt.
Wo treu die Herzen schlagen
In fröhlichem Verein,
Da muß es blühn und tagen,
Und Gott wird mit uns sein.

Dieser in seine Gedichte nicht aufgenommene Text, zuerst bei der Stiftungsfeier der Gesellschaft im Jahre 1836 mit Begeisterung gesungen, ist bis auf den heutigen Tag das offizielle Festlied geblieben. Eine vom Professor Mosche eigens dazu verfertigte Komposition wurde jedoch bald durch die leichtere und bekannte Weise „Wohlauf zum fröhlichen Jagen!“ ersetzt.

Von köstlichem Humor legt ein anderes Gelegenheitsgedicht Geibels Zeugnis ab. Dasselbe ist gerichtet an Wilhelm Wattenbach, den er bei seinem Eintreffen in Lübeck nicht mehr vorgefunden hatte. Wattenbach besuchte bereits das akademische Gymnasium in Hamburg

und schickte sich an, die Bonner Hochschule zu beziehen. Zu diesem Schritte gratulierte Geibel dem Freunde mit einem zwischen Scherz und Ernst glücklich die Mitte haltenden Abschiedsgruß [1]):

Ihr Musen, all ihr zarten Neune, bückt heut
Zum Staube die rubinbesetzten Nasen;
Ich will ein Lied von seltener Zerstücktheit
Zum Abschied meinem werten Wilhelm blasen.
Doch sollt' ein Ton phantastischer Verrücktheit
Mit schneidend gellem Laut dazwischen rasen,
Entsetzt euch nicht und laßt mir eure Weihen
Beim Dichten dieser Stanzen angedeihen.

Doch thut ihr's nicht, was ist daran verloren?
Bedarf ich kaum doch so antiker Ware.
Wenn mir neun alte Schachteln Zorn geschworen,
Drum wachsen mir noch keine grauen Haare;
Euch hat Homeros schon zum Dienst erkoren,
Und der ist tot bereits dreitausend Jahre,
Und mit dreitausend Jahren auf dem Rücken,
Wie wollt ihr noch begeistern und entzücken!

Was mich begeistert, das beherrscht der Küper,
Es liegt ins Faß gezwängt im duft'gen Keller,
Du bist es, heißer, rosenfarb'ner Cyper,
Du goldner Rheinwein, süßer Muskateller;

[1]) Das Originalmanuskript umfaßt drei Foliobogen. Auf dem Vorderblatt steht: „Anbei erhältst Du, liebwertester Wilhelm, das versprochene Carmen. Da es jedoch an einiger Langwierigkeit laboriert, so habe ich mich nicht entschließen können, es erst abzuschreiben. Du erhältst also nur die Kladde, die ich mir jedoch später einmal ausbitten möchte, um zu gelegener Zeit Kopie davon zu nehmen. Lebe wohl und grüße die Deinen! E. G." Am Schluß: Scriptum 16. Sept. 1836. — Diese Handschrift gestattet interessante Einblicke in Geibels Gedankenwerkstätte und Methode. Doch gebe ich hier nur die endgiltige Fassung, ohne den ersten Entwurf und die Lesarten zu berücksichtigen. Was die Metrik und den Ton des Ganzen betrifft, vergl. die mehrere Jahre nachher von Geibel und Curtius in Griechenland gemeinsam verfaßte gereimte Epistel an die Familie Wattenbach.

Blinkt ihr mich lockend an, so wird mir hyper-
Poetisch gleich, und Reim auf Reim fließt schneller,
Doch schäumen mir Champagner und Burgunder,
So staunt die Welt ob meines Liedes Wunder.

Drum Klang auf Klang und Zug auf Zug! — Doch plötzlich
Fällt mir es ein, wo bin ich hingeraten?
Vom Abschied wollt' ich singen gar ergötzlich
Und rede nun von Wein und Weinesthaten;
Ja, geht mein Ritt noch weiter so entsetzlich
Verkehrt, so komm' ich noch auf Fisch und Braten,
Von dort auf Freiherrn von Rumohr [1]), und endlich
Verbrenn' am Kochtopf ich die Hand mir schändlich.

Drum umgelenkt mein Roß mit Greifenflügeln,
Hinauf, wo Fackeln gleich die Sterne blinken;
Mit goldnem Ton will ich dich aufwärts zügeln,
Um droben Duft und Aetherglanz zu trinken,
Empor, empor — schon seh' auf Wunderhügeln
Im Mondenlicht ich Marmortempel winken;
Die Rosen glühn, die blauen Seen schmachten,
Und Palmenkronen schimmern wie Smaragden.

So sei denn dir abgeh'ndem Philologen
Aus diesem Land ein Lebewohl gesungen:
Es rauschen drein der Hippokrene Wogen
Von träumerischer Melodie durchdrungen;
Die Sterne rufen selbst vom Himmelsbogen
Ein Abschiedswort dir zu mit goldnen Zungen,
Hell klingt's nach hundert flötenden Präludien:
„Gehab dich wohl, wir segnen deine Studien!"

[1]) Rumohr war nämlich nicht nur ein bedeutender Kunstgelehrter, Autor der epochemachenden „Italienischen Forschungen", sondern auch ein großer Feinschmecker und Verfasser eines vortrefflichen Kochbuches, „Geist der Kochkunst" betitelt. Auf Rothenhausen übte er fürstliche Gastfreundschaft; und es ließ sich schwer entscheiden, ob seine Kunstsammlungen dort, oder Küche und Keller höheres Lob verdienten. Er war in Theorie und Praxis Kenner der Kochkunst. Viele sehr amüsante Geschichten sind über ihn im Umlauf.

Du gehst, um deine Bücherlust zu kühlen;
O thu's, doch wolle nicht in Staub und Lettern,
In Notentand und Wust hinein dich wühlen
Und das, was lebt, zerlegen und entgöttern!
Die Macht einfacher Schönheit lerne fühlen,
Nach großen Thaten spür' in jenen Blättern —
Versuchst du so dein Sehnen zu erfüllen,
Wird sich ein lieblich Wunder dir enthüllen.

Dann dehnen sich, dann streben auf die Zeilen
Und wachsen blühend über dir zusammen,
Du siehst in Laubengänge sie sich teilen,
Drin bunt als Blumen die Vokale flammen;
Es werden die Accente Göttersäulen,
Schön, wie sie nur von Phidias' Meißel stammen,
Und also wandelst, ohne zu ermatten,
Du selig fort in holden Dämmerschatten.

So weit die Wissenschaft — doch auch fürs Leben,
Das nun beginnt entgegen dir zu schäumen,
Dir ein'ge goldne Regeln mitzugeben
Möcht' ich um keinen Preis der Welt versäumen:
Vor allem sei stets klar in jedem Streben
Und wolle nimmer schwärmen, nimmer träumen;
Wozu den Sinn ins weite Blau entfernen?
Noch giebt es keine Brücken zu den Sternen.

Zum zweiten hüte dich vor holden Blicken,
Die lockungsvoll aus Mondscheinaugen glänzen,
Vor Lippen, die dir Schmeichelworte schicken
Und dir des Kusses süße Glut kredenzen;
Kurz — laß dein Herz von Liebe nicht bestricken,
Denn solch ein Wahn kennt kaum des Anstands Grenzen
Ja, Anlaß selbst zum Mord ist er gewesen,
Wie das in Shakespeares Romeo zu lesen.

Zum dritten traue nicht den heißen Weinen,
Und auch nach Punsch bemeistre deine Sehnsucht,
Und ob er noch so purpurn zu erscheinen
Und noch so dufterfüllt dich anzuwehn sucht;

Der Schmach sei eingedenk, wenn auf den Beinen
Trotz aller Müh vergebens man zu stehn sucht,
Weil Rum, Wein, Wasser, Zucker und Citronen
Zu stark gesellt in Kopf und Magen wohnen.

Auch dieses noch verschmähe nicht zu hören:
Ein Wilhelm bist du, zeige drum den Willen,
Setz' auf den Helm, will dir ein Narr ihn stören,
Und halte selbst das Schwert bereit im Stillen!
Nicht taugen jene, die zu jedem schwören,
Dem nur in süßem Ton die Worte quillen;
Ein Wort, und käm' es aus der Weisheit Munde,
Ist nichts, gebricht der Selbsterfahrung Kunde.

Doch halt! gar zu didaktisch wird mein Singen,
Und gerne möcht' ich solchen Ton vermeiden;
Zwar soll nach tiefem Ton der Dichter ringen,
Doch nicht mit dürrer Lehre sich bescheiden.
Es ist sein Amt, was andre trocken bringen,
In edle Formen prächtig einzukleiden,
Daß schön und klar aus goldenem Pokale
Der Purpurwein des Hochgedankens strahle.

Drum nur noch einen Gruß! — Und wenn nun ferne
Dir andre Freunde treulich sich verbünden,
Wenn sich des Glaubens und des Wissens Sterne
Stets leuchtender und klarer dir entzünden:
Dann laß durch Frau Erinnerung dir gerne
Von Lübeck auch manch' alte Sage künden
Und denke des Poeten von der Trave,
Der nun sein Lied schließt. — Vale atque fave!

Hatte Geibel schon nicht den abwesenden Bruder aus den Augen verloren, wieviel weniger konnte er die Schwester desselben, seine Jugendliebe, vergessen! Er empfand es mit namenloser Wonne, daß auch sie ihm gut geblieben. Es begann eine köstliche Zeit, die trotz ihrer dämmerhaften Ungewißheit doch wieder so einzig schön war. Die im April angefangenen Spaziergänge wurden in Begleitung mehrerer Freunde und Freundinnen bald aufs neue aufgenommen.

Hinaus ging es zum Burgthor, die Allee entlang, vorbei an den Landhäusern und Gärten, unterm Schatten der prachtvollen Lindenbäume, und dann ins Gehölz, wo man lustwandelte oder im grünen Moose lagerte. Was in diesen Tagen und Stunden des Jünglings Seele bewegte, hat er damals auf lose Blätter geschrieben und zum Teil durch das Datum gekennzeichnet.

1.

Aus deinen Augen leuchtet
Es still wie Mondenlicht,
Die Mondenstrahlen weben
Sich lieblich zum Gedicht.

Das Lied, das klingt so leise,
So leis und wunderfein,
Von deinem Herzen sagt es
Und von der Liebe dein.

2.

Ich hatt' es fast vergessen,
Was heißet glücklich sein,
Da bricht so unermessen
Der Freude Glanz herein.

Ich schau, wie all mein Sehnen
Erfüllt nun vor mir steht —
O Gott, ich hab nur Thränen,
Doch Thränen sind Gebet.

Den 24sten Aug. 1836.

3.

So lang' der Mond noch drüben lacht
Ueber den Bäumen,
O lasset uns in schöner Nacht
Von Liebe träumen!

Berauschend, wie ein langer Kuß
Sei'n diese Stunden,
Wer weiß, wie bald der Ueberfluß
Des Glücks entschwunden.

O laßt in Lieb' und in Gesang
Uns selig schwärmen! —
Uns bleibt ein ganzes Lebenlang,
Um uns zu härmen.

Den 30sten Aug.

4.

Es wehen Hörnertöne
Wohl durch die stille Luft,
Und Busch und Strom verschwimmen
In Mondes Glanz und Duft.

Will sich der Himmel neigen
Hernieder in mein Herz?
Will meine Seele steigen
Auf Flügeln himmelwärts?

O nein, es sind nicht Flügel,
Es ist der Himmel nicht,
Es ist in meinem Herzen
Der Liebe süßes Licht.

Den 30sten Aug.

5.

Groß und glänzend steigt der Mond
Aus den Wipfeln, aus den hohen,
Fern vom Wall den Fluß herüber
Schallen Hörner und Hoboen.

Und wir wandeln Arm in Arm
An den Gärten fort im Kühlen,
Selig schweigend, denn in Worte
Faßt sich nimmer, was wir fühlen.

Nur zuweilen heimlich will
Der Gedanke mich durchschauern,
Ob die Fülle dieses Glücks
Allzu groß nicht, um zu dauern?

6.

Wie dünkt' ich noch gestern mich Königen gleich,
Wie flog bis zum Himmel mein Sinn,
Ach gestern, ach gestern, wie war ich so reich,
Und heut' ist Alles dahin!

Der Mund, der so hold mir und freundlich gelacht,
Ist plötzlich geworden so stumm,
Ihre Lieb' und mein Glück sind verwelkt über Nacht,
Und ich kann es nicht fassen, warum.

Den 8ten Sept.

7.

Ich habe lange gestanden
Heut' Nacht vor deinem Haus;
Es war so still, so dunkel,
Kein Schimmer glänzt' heraus.

Da ruhtest du wohl glücklich
Auf deines Lagers Flaum
Und dachtest in der Stille
Des blöden Träumers kaum.

Das Laub flog von den Bäumen
Und trieb mir ins Gesicht,
Und als ich sah zum Himmel,
Hing er in Wolken dicht.

Ach Alles, Alles dunkel,
Was einst ich hell gemeint!
Da hab' ich lange gestanden
Und still für mich geweint.

Den 8ten Sept.

8.

Nun muß ich endlich gehen,
Verronnen ist die Frist,
Und soll sie nimmer sehen,
Die all mein Leben ist.

Wie war ich stolz und heiter!
Doch Glück und Glas zerbricht,
In Scheiter ging, in Scheiter
Die frohe Zuversicht.

Das ist's, warum in Schmerzen
Sich meine Seele kränkt:
Ich weiß nicht, ob im Herzen
Sie meiner noch gedenkt.

9.

Wo Menschenwitz und Erdennot
Zwei Liebende geschieden,
Da kommt der milde Engel Tod
Und bringet ihnen Frieden.

Er nimmt die Allverlaßnen gern
In seinen stillen Nachen
Und läßt sie auf dem schönsten Stern
Vereinigt auferwachen.

Hangen und Bangen, höchstes Entzücken, des Glückes Gipfel, aber auch das schnelle, wehmutsvolle Zerreißen der süßesten Bande — aus unmittelbarster Empfindung dem Herzen entsprungen, werden diese Lieder einen unauslöschlichen Eindruck ausüben auf jedes empfängliche Gemüt. Geben sie doch ein treues Spiegelbild seiner damaligen Stimmungen.

In der Lektüre von Lord Byron fand er Ruhe wieder. Ja, Byron hatte auch solche Qualen der Seele durchzukämpfen gehabt,

bei ihm konnte er Trost finden. An ihm hat er sich häufig in Liebesgram und Grimm aufgerichtet und manchen ergreifenden Vers ihm nachgedichtet; so die Uebertragung aus „Don Juan“:

Sie sah'n zum Himmel, der in regen Gluten
Weitglänzend brannte, wie ein rosig Meer,
Sah'n abwärts, wo die Wasser flimmernd ruhten,
Und wo der Mond emporstieg voll und hehr,
Sie hörten Wind und Wellen leise fluten,
Da brach aus Aug' in Auge strahlenschwer
Ein dunkler Blick, und von dem Blicke trunken
Hing Lipp' an Lipp' in sel'gen Kuß versunken.

Und aus dem „Korsar“:

Ein zart Geheimnis ruht in meiner Brust
Einsam verloren immerdar am Tage;
Nur wenn mein Herz bei deines Herzens Schlage
Antwortend schwillt — dann zittert's stumm in Lust.

Es glimmt der Ampel gleich im Grabesschoß
Ewig, doch ungesehn der matte Schimmer,
Im Dunkel der Verzweiflung lischt er nimmer,
Wiewohl sein Strahl gedämpft und wesenlos.

Vergiß mich nicht! — o schreite nicht vorbei
An meiner Gruft einst, ohne mein zu denken,
Der einz'ge Schmerz, der noch dies Herz mag kränken,
Ist der, daß ich von dir vergessen sei.

Hör' meinen tiefsten, vollsten, letzten Ton:
Gram um die Toten wehrt dir nicht die Ehre.
Dann gieb — nichts ja sonst bat ich — eine Zähre
Für so viel Lieb' als ersten, einz'gen Lohn.

Byrons Drinking song (Fill the globet again) übersetzte er ebenfalls und entlud sein zorniges Herz in folgenden Strophen:

Wohl entfremdet das Herz der Geliebten ein Wicht,
Mit der Sonne flieht Freundschaft — du änderst dich nicht,
Du alterst, — wer nicht? — doch was hegt noch die Welt,
Deß Wert mit den Jahren stets höher sich stellt?

Doch ob uns die Lieb' auch das Höchste gewährt —
Wenn ein Andrer noch unsere Göttin verehrt,
So ergrimmt's uns — wen nicht? — du bist frei von Verdruß,
Denn je mehr dich genießen, je größrer Genuß.

Dies Lied nebst obigem Verse aus „Don Juan“ (Canto II, St. 185) und dem **Farewell** sandte er vor seiner Abreise im Herbst 1836 an Fräulein Sophie Wattenbach, Cäciliens ältere Schwester

Fahrwohl! Drang je ein heiß Gebet
Für Andrer Heil zum Himmelsthor:
Ist meins nicht ganz in Luft verweht,
Nein, deinen Namen trägt's empor.
Umsonst sind Thrän' und Wort zumal, —
Mehr als in blut'gen Thränen quoll
Aus schuld'gem Aug' in Todesqual,
Liegt in dem Wort: Fahrwohl! Fahrwohl!

Mein Aug' ist starr, die Lippe schweigt,
Doch in des Hirns, des Busens Schoß
Erwacht die Qual, die nimmer weicht,
Und der Gedanke ruhelos.
Ich mag, ich darf nicht klagen hier,
Verlangt der Gram auch seinen Zoll,
Weiß nur: Vergebens liebten wir,
Und fühle nur: Fahrwohl! Fahrwohl!

Der Schwester seiner Geliebten händigte er damals ein ebenfalls für Cäcilie — zu ihrem Geburtstage 1836 — bestimmtes Quartheftchen von zehn Blättern ein. Es gleicht äußerlich jenem Manuskriptbüchelchen, womit er sie 1834 beglückwünscht hatte. Doch während dort nur schüchtern sub rosa seine Liebe lugt, gelangt

sie hier völlig zur Entfaltung. Tiefen Einblick in die auf- und abwogenden Gefühle des Musensohnes gewährt diese Reliquie, abermals ein Cyklus von vierzehn Liedern. Nur die beiden „Venedig“ betitelten sind ohne Charakteristik für Geibel als Liebenden; sie zeigen aufs neue, wie schon des Jünglings Phantasie sich gern nach der Lagunenstadt versetzte, und bleiben, weil die Stimmung störend, besser fort. Denn alle übrigen, ausschließlich der Minne gewidmet, stehen in einem gewissen inneren Zusammenhange; von trautem Glück und heißer Zuneigung klingen sie durch schmerzlich-schwermutvolle Entsagung zu süßem Troste aus. Hätte er diese sein innerstes Empfinden offenbarenden Gedichte direkt an Cäcilie geschickt, es wäre besser gewesen, an sie, die des Geliebten plötzlich verändertes, sonderbares Benehmen mit tiefster Betrübnis erfüllte. Jetzt blieb es ihr ein ungelöstes Rätsel, und sie litt unsäglich darunter. Ach, wie oft wenden wir kurzsichtigen Menschen, sei es aus Stolz, sei es aus Scheu, uns nicht gleich an die rechte Quelle! Er hätte schon damals erfahren, daß er sich selbst einen Nebenbuhler fingierte, und hätte sich, wie ihr, viel Herzeleid erspart.

Emanuel an Cäcilie.

1836.

Schwäne.

Schneeig weiße Schwäne kommen
Durch der Wogen Blau geschwommen
Hell vom Mondlicht überwallt,
Ziehen leise
Silberkreise,
Daß die Flut melodisch hallt.

Schwäne sind der Dichter Lieder,
Die mit tönendem Gefieder
Durch der Seele Wogen ziehn,
Die mit süßen
Lauten grüßen
Und ins Meer vorüberfliehn.

Spanisches Ständchen.

Wenn du droben halb entschlummert
Ruhst im stillen Kämmerlein,
O so horche! Meine Lieder
Wiegen gern in Traum dich ein.

Leise plätschern hier die Brunnen
In des Mondes goldnem Licht,
Das mit wunderhellem Strahle
In dein offnes Fenster bricht.

Im Orangenhaine flötet
Sanft der Nachtigallen Chor,
Und die dunklen Rosen senden
Süße Düfte dir empor.

Düften, Liedern, Mondenstrahlen
Oeffnest du das Kämmerlein;
O, so laß denn auch die Liebe,
Laß die Liebe zu dir ein!

Frühlingsabend.

Und wie kommt's, daß noch immer
Trübe die Augen dir sind?
Laß vom verzehrenden Schmerze!
Lächle, lächle mein Kind!

Siehe, der Lenz ist gekommen,
Hauchet so leise, so lind,
Hauchet auch dir in die Seele,
Lächle, lächle, mein Kind!

Still kommt der Abend gezogen,
Fern das Spätrot zerrinnt,
Heiter sind Wogen und Himmel,
Lächle, lächle, mein Kind!

Horch, in den Saiten der Zither
Säuselt der Abendwind,
Säuselt von meiner Liebe.
Lächle, lächle, mein Kind!

Liebe.

Himmel so duftig,
Sterne so rein,
Tief mir im Busen
Rosiger Schein.
Seliger Träume,
Farbiges Spiel,
Haucht in die Seele
Frühlingsgefühl.

Glühende Wangen,
Klopfendes Herz,
Ahnendes Hoffen,
Sehnender Schmerz;
Thränen im Auge,
Wonn' in der Brust!
Kennt ihr der Liebe
Selige Lust? [1])

Dämmerluft.

Meer und Himmel sind zerflossen,
Nebel wogen um den Strand,
Wellenrauschen, Wellenflüstern
Spielet um des Kahnes Rand.

Und wir sind hinausgefahren
In den blauen Dämmerschein,
Und in wundersüßer Stunde
Sind wir beiden ganz allein.

Liebchen! laß mich selig schauen
Tief in deiner Augen Grund,
Laß mich meine Lippen drücken
Auf den weichen Rosenmund.

Nur die Wellen können's sehen,
Und des Abendsternes Licht.
Sterne segnen unsre Liebe,
Und die Wellen plaudern nicht.

---

[1]) Diese für Cäcilie als Kolombine gedichtete Strophe ist dem Polterabendspiel entlehnt; vergl. S. 28 folg.

Das schönste Gedicht.

Ich schaue so still, so freudig
In deiner Augen Licht,
Da steht mit leuchtenden Zügen
Geschrieben das schönste Gedicht.

Das les' ich und les' es wieder
Und les' es immerdar,
Und ob ich's auch tausendmal lese,
Es rührt mich wunderbar.

Und stets mit der heiligen Wonne
Des Himmels umklinget es mich.
Das Lied heißt: Mein Herzallerliebster,
Ich liebe dich ewiglich!

Stumme Liebe.

Ihr sagt, ich soll mich nicht vermessen
Zu also hohem Liebesschwung,
Ich soll es nimmermehr vergessen,
Daß arm ich bin und schwach und jung.

Doch nimmer habt ihr mich verstanden,
Nennt ihr mein Lieben allzu kühn;
Es soll, ein Stern aus Wunderlanden,
Mir ja nur fern am Himmel glühn.

Nicht, um sie jemals zu besitzen,
Träum' ich von ihr in reiner Glut;
Wie könnten auch der Alpen Spitzen
Sich neigen zu des Meeres Flut?

Ich liebe nur, um zu entsagen;
Auch Liebesschmerz ist sel'ge Lust.
Drum laßt mich still ihr Bildnis tragen
Im Heiligtume meiner Brust.

Neugriechische Melodie.

Still, du mein Herz, laß ab vom Leid;
Die Thräne bringt dir nichts zurück,
Und nimmer kehrt der Liebe Zeit.

Fern schiff' ich hier vom Heimatland,
Ich denke sein in halbem Traum,
Das treue Steuer in der Hand.

Hell ziehn die Sterne vor mir her,
Und schmerzlich lächelnd blickt der Mond
Zu mir empor aus blauem Meer.

So schaute sie zum letztenmal
Mich schweigend an in stiller Nacht
Mit ihres Auges dunklem Strahl.

Sie ist dahin! Aus Gram und Schmerz
Trug sanft ein Engel sie empor.
Still, du mein Herz! still, du mein Herz!

An —.[1]

Gute Nacht, gute Nacht, und denke du mein,
Wenn du bei ihr weilest in seligem Glück;
Ich zieh' in die düstere Ferne hinein,
Und nimmer, nimmer kehr' ich zurück.

Gute Nacht, gute Nacht, und denke du mein,
Wenn dir freundlich ertönet ihr süßes Wort;
Dann bin ich mit meinen Thränen allein,
Still wandre ich fort und immerfort.

Gute Nacht, gute Nacht, und denke du mein,
Wenn du küssest den Mund so purpurrot —
Gebrochen, gebrochen, mein Blümelein!
Meine Lippen sind kalt, mein Herz ist tot.

[1]) Geibel glaubte in einem jungen Manne, an den diese Verse sich richten, einen glücklicheren Rivalen in der Liebe für Cäcilie zu erblicken.

Erinnerung.

Dämmerung waltet im Gemache,
Halb umfängt die Nacht mich schon,
Und die alte staub'ge Zither
Giebt so wunderbaren Ton.

Mondenschein und Frühlingslauben
Ziehn mir wieder durch den Sinn,
Und wie selig einst ich träumte,
Und wie elend jetzt ich bin.

Ich gedenk' an ihrer Augen
Leuchtend helles Sternenheer,
Ich gedenk' an ihrer Seele
Tiefes wunderblaues Meer.

Und von meiner heißen Wange
Fällt die Thräne erdenwärts;
Alte Weisen summt die Zither,
Alte Weisen klingt mein Herz.

Lebewohl!

Will dich ja lieben bis über den Tod.
Sei ruhig, mein Lieb, und hoffe still;
Weine dir nicht die Aeuglein rot,
Wer weiß, wie alles noch werden will.
Ich denke deiner zu allen Stunden,
Ob der Frühling lacht, ob der Winter droht,
Bis ich dich endlich wiedergefunden.
Will dich ja lieben bis über den Tod.

Will dich ja lieben bis über den Tod.
O seufze, seufze nur nicht so sehr;
Ich träume von dir im Morgenrot,
Schau' ich dich sonst auch nimmermehr.
Der Himmel naht, da fliehen die Schmerzen,
Freude geht auf aus bitterer Not;
Blumen blühn aus gebrochenen Herzen.
Will dich ja lieben bis über den Tod.

Schlummre.

Still hat die Nacht sich ergossen
Ueber die träumende Au,
Droben der Mond und die Sterne
Funkeln im heiligen Blau.

Kein leisflüsterndes Lüftchen
Wehet vom Himmelsgezelt,
Keiner Nachtigall Klage
Haucht durch die schweigende Welt.

Vögel und Blumen und Wellen
Legten sich alle zur Ruh;
Armes, gequältes Herze,
Schlummre, schlummre auch du!

Von Berlin nach Athen.

Ende Oktober 1836 war Geibel zur Fortsetzung seiner Studien nach der preußischen Hauptstadt zurückgekehrt.

Hier, im Umgange mit alten und neuen Kommilitonen, hob sich sein gesunkener Mut; auch die dichterische Ader schwoll wieder. Vornehmlich wandte sich seine Sehnsucht von neuem nach Venedig. Alfred Reumonts „Italia“ wurde durch sein zum Titelkupfer verfaßtes „Mädchen von Albano“ eingeleitet, ebenfalls ist der Sonettencyklus „Aus den Papieren eines Weltmannes“ von Geibel, ob er sich gleich nicht als Autor nennt. Außerdem stammen mehrere, dasselbe Thema behandelnde Gedichte aus jener Zeit, von denen das erste beginnt:

In Venedig, in Venedig
Braust's und hallt's vom lauten Feste,
Gondeln rauschen, Masken fliegen
Durch die Reihen der Paläste.

In glänzenden Farben wird die Karneval-Lustbarkeit geschildert. Im zweiten Gesange hingegen sehen wir einen Greis im Gefängnis, dessen Wächter ihm Speise und Trank zu bringen vergaß: von des Durstes Qual gefoltert, wälzt er sich, während in seinen düsteren Kerker die tolle Jubelweise dringt:

„Drunten sprudelt Wein die Fülle,
Und die Becher hör' ich klingen,
Ach, ein einz'ger Tropfen könnte
Trost und neue Kraft mir bringen!

Ach, ein einz'ger kleiner Tropfen
Könnte mich vorm Tode retten!"
Und er heult und ächzt und wimmert,
Und er rasselt mit den Ketten;

Bis die Worte ihm versagen
Und sein Blick sich schwarz umnachtet. —
Becher klingen, Lieder jauchzen,
Und der Alte ist verschmachtet.

Ernst Curtius und Adolf Friedrich von Schack waren damals seine verständnisvollen und teilnehmenden Begleiter auf dem Parnaß.

Ganz unerwartet wurde ersterem die Erzieherstelle bei den Söhnen des nach Athen berufenen Bonner Professors Brandis durch Klausen angeboten. Am Tage vor der Abreise, im November, vereinigten sich die drei noch einmal bei Lutter und Wegner. Die Zurückbleibenden beneideten den Freund, daß er so schnell den geheiligten Boden Griechenlands betreten sollte, und stießen, bevor sie sich trennten, auf baldiges Wiedersehen in Athen an. Da keiner von beiden damals Aussicht hatte, seinen Wunsch zu verwirklichen, war es auffallend, wie derselbe doch in nicht ferner Zeit in Erfüllung ging. Am letzten Abend versammelte sich eine wehmütig-frohe Abschiedsgesellschaft im Restaurant der alten Post in der Königstraße. Als das Posthorn klang und die schwerfällige Kutsche

aus dem Hof herausrollte, hörte Curtius durch die stille Nachtluft Emanuels laute Stimme: „Ernst, ich komme dir nach!"

Das ihm bisher so unsympathische Berlin sollte schon im Winter sich von der vorteilhaftesten Seite zeigen und ihn derart fesseln, daß er — die Ferien abgerechnet — dort bis zum März 1838 blieb. Das Residenzleben bot ungeahnte gesellschaftliche Reize, und der zum Teil sehr freundschaftliche Verkehr mit den namhaftesten Schriftstellern wie Wilibald Alexis, Chamisso, Eichendorff, Gruppe, Houwald, Kopisch, Raupach und Schöll, die er meistens durch des alten Hitzig väterliche Vermittelung kennen lernte, regte seinen Geist und sein poetisches Schaffen kräftig an. Hitzigs Schwiegersohn, Professor Franz Kugler, wirkte auf seine kunstgeschichtlichen Anschauungen ein, und dessen schöner Gattin Klara widmete er nachmals „der ersten Lieder frühe Gabe."

Er wurde auch Mitglied des sogenannten „Tunnel." Hierüber verdanke ich dem kürzlich verstorbenen Justizminister Dr. von Friedberg die folgende Mitteilung: „In diesem Verein von Dichtern, Dichterlingen und Nicht-Dichtern, zu deren letzteren ich gehörte, ward ich mit Geibel bekannt und habe ihn dann öfter im Hause von Heinrich von Mühler — dem Dichter und späteren Minister — gesehen. Namentlich erinnere ich mich eines Abends, an dem er sein „Ein lustiger Musikante" rezitierte, während Frau von Mühler seine Rezitation am Klavier begleitete, wie er auch zum öfteren unter Begleitung der seinen Versen folgenden Wirtin des Hauses in gar anmutiger Weise Improvisationen von Gedichten rezitierte. —" Auch der Herausgeber der zweiten Auflage der Mühlerschen Gedichte bestätigt im Vorwort, daß bei diesen wöchentlichen Zusammenkünften extemporierte Poesien gleich in Musik gesetzt wurden, zumal wenn Geibel als Gast zugegen war. Daß übrigens der Verfasser des berühmten Liedes „Grad' aus dem Wirtshaus komm' ich heraus" später als Minister dem Verfasser des nicht minder berühmten Krokodilliedes in wohlwollendster Weise seine mächtige Unterstützung angedeihen ließ, ist eine der vielen glücklichen Fügungen im Leben Geibels.

Der Arnimsche Kreis aber und vor allem Bettina selbst übte auf den damals im ersten Safte jugendlicher Produktionslust stehenden Dichter die größte Anziehungskraft aus. Er schwärmte für Bettinas schöne Töchter, deren freundlicher Anteil ihn zu rüstigem Fortstreben ermutigte. Ein paar Anklänge an diese Zeit finden sich in den Jugendliedern. Es konnte nicht fehlen, daß ihm, dem neuen Frauenlob, dem modernen Romeo, die Mädchenherzen heiß entgegenschlugen. Auch sein leicht und lebhaft empfindendes Herz blieb nicht kalt. Als er bei Rudolf Köpkes Eltern eine Jungfrau von idealer, geradezu überwältigender Schönheit sah und Wilibald Alexis ihn plötzlich ihr vorstellte, stand er völlig verwirrt und geblendet und wußte den ganzen Abend kein vernünftiges Wort hervorzubringen. Dann traf er sie häufig im Kuglerschen Kreise und glühte im Stillen fort; aus jener Zeit stammen die ersten sechs Stücke des Troubadours, das neapolitanische Lied: „Du mit den schwarzen Augen“ und das kleine Märzgedicht: „Es ist mir eben angethan.“ Sie war dort heiter und gütig gegen ihn, wie gegen alle; allein seine Befangenheit und ein eigentümlicher Zug sauberer Kühle und jungfräulicher Unnahbarkeit, der ihm durch ihr ganzes Wesen, selbst durch ihr virtuoses Klavierspiel zu gehen schien, hielt jede innigere Vertraulichkeit fern, und er bildete sich nie ein, daß sie seine stille Neigung erwidere. Als er im Spätherbst wieder nach Berlin kam, war sie bereits der früheren Sphäre fast ganz entrückt; sie glänzte als gefeiertes Talent im Hensel-Mendelssohnschen Hause, und er sah sie nur noch von fern oder in großer Gesellschaft, und seit 1847 gar nicht mehr. Dann brachen die mächtigen Stürme der Revolutionsjahre herein, die mit ihrer furchtbaren Aufregung so Vieles verschütteten; und er konnte es ohne leidenschaftliche Erregung vernehmen, daß sie sich verheiratet habe und in der Schweiz glücklich und in stattlichen Verhältnissen lebe. Als Geibel im Jahre 1875 ihre Todesnachricht erhielt, bekannte er: „Tonys Bild steht noch heute im vollen Glanze seiner bezaubernden Schönheit in meiner Seele; die Kunde von ihrem Hinscheiden mußte mich doppelt erschüttern, weil mir

jede Stufe des Ueberganges verhüllt geblieben und nun unmittelbar neben die Erinnerung an die strahlendste Jugendfülle der Tod getreten war. Sie hat, wie ein prachtvoller Stern, ein Stück meines Lebensweges erleuchtet; ich werde sie niemals vergessen." — Sie war auch das einzige Weib gewesen, bei dem ihn, wie er selbst gesteht, eigentlich die Macht der Schönheit überwältigte; in allen übrigen Fällen war das, was ihn anzog, der geheimnisvolle, manchmal erst spät entdeckte Reiz des Innern, der sich in den leiblichen Formen ausdrückte, und der dann freilich mit der Erscheinung nie in direktem Widerspruch stand. Schwerlich würde er je ein Mädchen geliebt haben, dessen äußere Erscheinung ihn nicht auch angezogen hätte. Dieser Zauber der Erscheinung konnte aber sehr geistiger Natur sein; ein Seelenschimmer auf unregelmäßigen Zügen, ein rührender Blick aus kurzsichtigem Auge, ein unwiderstehliches Lächeln um einen gewöhnlichen Mund. Selbst Gesichtszüge, die von anderen unbedeutend gefunden wurden, konnten ihn rühren und fesseln, wenn er an ihnen den Ausdruck edler Erregung oder tiefer Leidenschaftsfähigkeit wahrzunehmen glaubte.

Bettina hatte den jungen Dichter immer fester in ihr Herz geschlossen und als mütterliche Freundin wohl gemerkt, wie ihn besonders, wenn von Curtius ein begeisterter Brief aus Athen kam, Sehnsucht nach dem alten Hellas beschlich. Drei Vierteljahre waren bald seit dem Abschiede in der Königstraße verflossen, als er durch Bettina und deren Schwager Karl von Savigny zu einer Hofmeisterstelle im Hause des bei der griechischen Regierung beglaubigten russischen Gesandten Katakazy vorgeschlagen ward. Indessen vorläufig war's nur eine große Hoffnung, keine Gewißheit, und er befand sich ganz in der Lage, die Curtius nach dem Empfange des ersten Briefes von Klausen in höchste Spannung versetzte. Die Forderungen waren derartig, daß er sie mit gutem Gewissen befriedigen zu können glaubte, die Bedingungen glänzend (freie Station und 2000 Francs). Zwar hatte er zwei ihm unbekannte Nebenbuhler, war aber der am besten Empfohlene. Viel besonnen hatte er sich bei der Sache nicht, viel überlegt auch nicht. Für

seine persönliche Stellung versprach er sich wenig Angenehmes, im Gegenteil mancherlei Beschwerde und Ungemach; aber er sollte Athen sehen und alle Tage Sonnenschein haben! Noch ehe die Entscheidung eintraf, legte er sich auf das Studium der französischen Sprache, die fürs erste das Verständnismittel zwischen ihm und der Familie sein mußte.

Kurz vorher hatte Heinrich Kruse einen ähnlichen Wirkungskreis auf dem Gute Paulsgnade bei Mietau in Livland angetreten. Als beide in einer engen Kneipe fröhlich und wehmütig zugleich Valet tranken und hoffend und zagend in die Zukunft blickten, dachte wohl keiner von ihnen daran, daß in wenigen Wochen sich ihm eine Aussicht eröffnen könnte voll warmen südlichen Sonnenscheins. Jetzt drängte es ihn, froh und guter Dinge, seinem Freunde, noch als die Sache in der Schwebe, Botschaft zu schicken. „Sollte sich's realisieren, so grüße ich Curtius von Dir, und wir wollen auf dem Parthenon Deine Gesundheit trinken.“

Die entscheidende Antwort kam — den 1. März 1838 — zu Gunsten Geibels. Damit beginnt einer der wichtigsten Abschnitte in seinem Leben. Die Eindrücke seiner griechischen Fahrten blieben ihm völlig frisch und ein unschätzbarer Besitz bis in sein Greisenalter hinein, während sich so vieles Spätere bis zur Unkenntlichkeit verwischte.

Zu großen Vorbereitungen hatte er keine Zeit. Doch eines war not, die Erwerbung des ganz unerläßlich erscheinenden Doktortitels. So wandte er sich am 10. März unter Einreichung einer lateinisch geschriebenen vita an die philosophische Fakultät der Gesamt-Universität Jena mit der Bitte, ihm den Doktorgrad zu erteilen.

Hier eine freie Uebersetzung des Originaltextes:

„Ich, Emanuel Geibel, Sohn des Predigers D. theol. Johannes Geibel und seiner Ehefrau Luise, geb. Ganslandt, erblickte am 17. (!) Oktober 1815 zu Lübeck das Licht der Welt. Nachdem mir in einer Vorschule die Anfänge beigebracht worden waren,

kam ich auf das Lübeckische Gymnasium, um dort durch den sorgfältigsten Unterricht der trefflichsten Männer den Grund für all diejenigen Wissenschaften zu legen, welche den Weg zur Hochschule bahnen. Am meisten Dank schulde ich, wie ich hier bezeuge, Friedrich Jacob und Johannes Classen, deren vertrauten Umgang ich genoß; ersterer führte uns bei Erklärung des Tacitus, Cicero und Horaz in die römischen Eigentümlichkeiten ein, lehrte ein elegantes Latein sprechen und schreiben und enthüllte die Elemente der Kunstkritik, letzterer weckte die Liebe zu den griechischen Schriftstellern Thukydides, Demosthenes, Sophokles, vermehrte unsere Geschichtskenntnisse und unterwies in deutscher Sprache und Litteratur. Nach vorschriftsmäßig bestandener Prüfung bezog ich Ostern 1835 die Rheinische Universität Bonn als Student der Theologie und Philologie. Doch bald entfloh ich den theologischen Hörsälen; es hielt mich die klassische Litteratur, der ich mich seitdem ganz widmete unter Führung ausgezeichneter Männer wie Welcker, Klausen, Brandis; wie verdient sich dieselben um mich gemacht haben, kann ich kaum in Worte kleiden. Denn was ich bisher gleichsam nur mit den Lippen gekostet, das hießen und ließen sie mich mit vollen Zügen aus den Quellen selbst schlürfen. Während die beiden ersteren die tiefsten Einblicke in das öffentliche und private Leben der Alten mir erschlossen, in die Welt des Kultus, der Künste, der Klassicität, indem der eine die Ergebnisse seiner reichen und genialen Forschungen glänzend vortrug, der andere die Schriftsteller interpretierte und aus ihnen das einzelne fördersamst herausschälte, suchte Brandis scharfsinnig und klar alles durch die Lehrmeisterin Philosophie zu unterscheiden, das gar zu Ueppige zu beschneiden und uns davor zu bewahren, daß wir nicht durch Kleinigkeitskrämerei auf nur zu leicht mögliche Nebenwege gelangten und zu Trugschlüssen kämen. Unter ihren Auspizien beschäftigte ich mich mit den Werken der griechischen Dichter, besonders mit den Tragikern, entzückt durch die Pracht eines Aeschylos, die Großartigkeit eines Sophokles; von den Römern lag ich vornehmlich den Lyrikern ob.

Nach Ablauf eines Jahres in Bonn wurde ich unter die akademischen Bürger zu Berlin aufgenommen. In den dort verfolgten Studien unterstützte mich außerordentlich August Boeckh, so daß ich zumal in das Griechentum gründlicher und mit erweitertem Blick eindrang. Außerdem befaßte ich mich mit den übrigen Denkmälern griechischer Eigenart, unter diesen Aristophanes, wobei die vortreffliche Interpretation des ungemein lebhaften und geistvollen Gustav Droysen mir sehr nützte. Auch das Studium der römischen Autoren unterblieb nicht, besonders der Elegiendichter, welche ich von neuem untersuchte, durch Karl Lachmanns bewunderungswürdige und feine Kunst der Kritik bewogen, und angeregt durch den Verkehr mit dem gelehrten, feinsinnigen Otto Friedrich Gruppe, der, mit einer neuen Ausgabe des Tibull beschäftigt, mir alles über diesen Dichter, sowie über Properz und Ovid Gesammelte bereitwilligst mitgeteilt hat. Dazu kam die Archäologie; die Liebe für dieselbe, welche schon durch die herrlichen, im Königlichen Museum aufbewahrten alten Monumente geweckt war, lenkte Franz Kugler in richtig begrenzte Bahnen und behütete mich so vor einer oberflächlichen, lediglich dem Ergötzen zugeneigten Auffassung der Kunst. Kugler schenkte mir ein persönlich freundschaftliches Wohlwollen; wie viel ich ihm auch hinsichtlich der schönen Litteratur danke, das aufzuzählen, würde zu weit führen.

Nun aber, da ein ungeahntes Glück mich selbst den griechischen Boden betreten läßt, hoffe ich die auf der Akademie betriebenen Studien mit noch größerem Nutzen in Athen fortzusetzen. Das walte Gott!"

Den „Lebenslauf" begleitete ein gleichfalls lateinisch abgefaßter Brief, der verdeutscht also lautet:

„Hochgeehrteste Herren! Wenn ich mich mit diesem Schreiben an Ihre Güte und Gewogenheit wende, in größter Hochachtung und Verehrung, so hoffe ich, daß Sie in Ihrer gewohnten Nachsicht um so weniger mich zurückweisen, je deutlicher Sie sehen, daß nur ein ganz unerwarteter Glücksumstand mich gleichsam zwingt,

um den officiell üblichen gelehrten Grad nachzusuchen, bevor ich meine Würdigkeit dazu durch die That bewiesen habe.

Nach Beginn des Studiums der Philologie und Philosophie auf der Universität Bonn und nach Vollendung dreier Semester zu Berlin beabsichtige ich nämlich, mich um die Verleihung des philosophischen Doktortitels zu bewerben, und zwar auf Grund einer Abhandlung über die römischen Elegiendichter. Bei der eifrigen Beschäftigung mit denselben und ihrer Auslegung glaube ich verschiedenes bisher Uebersehene entdeckt zu haben, wertvoll genug, um es schriftlich zu bearbeiten.

Es geschieht aber in menschlichen Dingen, daß, wenn man schon am Ziel angelangt zu sein scheint, plötzlich veränderte Verhältnisse die gehegten Pläne oft vereiteln; auch mir ist es trotz meines sehnlichsten Wunsches jetzt nicht vergönnt, die gehörige Muße auf die gedachte Sache, deren Vollendung ich mir vorgenommen hatte, zu verwenden. Vor etlichen Tagen nämlich bin ich durch Vermittelung des berühmten Friedrich Karl von Savigny, dessen Bedeutung über jedes Lob erhaben, aufgefordert worden, die Erziehung der Söhne des Fürsten von Katakazy in Athen zu übernehmen. Einerseits möchte ich diesen Ruf bei den äußerst günstigen Bedingungen nicht ablehnen, andererseits hoffe ich unter dem hellenischen Himmel leichter und besser im Studium des Altertums Fortschritte zu machen.

Weil ich sowohl auf längere Zeit mein Vaterland verlassen muß, als auch in ein Land gehen werde, wo mich weder jemand kennt noch die Menschen so vorurteilsfrei denken, wie bei uns, so liegt mir selbstverständlich sehr viel daran, meine etwaigen Fähigkeiten durch Verleihung der höchsten Ehren in der Philosophie schon jetzt auch äußerlich gekrönt zu wissen, natürlich unter der Bedingung, daß ich die erwähnte Dissertation später einreiche. Daher bitte ich inständigst, daß Sie, höchstgeehrte Herren, in Rücksicht auf die eigentümliche Sachlage, mir dies Anliegen gewähren, woran sonst auch nur zu denken unverschämt sein würde. Wahrlich, im Falle solcher Wohlthat und Gunst, werde ich nicht bloß

mich auf das emsigste bemühen, Ihres Vertrauens mich würdig zu erweisen, sondern auch Zeitlebens Ihr dankbarster und gehorsamster Diener sein."

Diese Eingaben begleitete ein Empfehlungsschreiben des Professors Friedrich Rheinwald, der nach seiner Amtsentsetzung Bonn mit Berlin vertauscht hatte und mit dem Jenenser Dekan Ferdinand Hand befreundet war: „Der Unterzeichnete hat dem Cand. Philosoph. Herrn Geibel aus Lübeck, sogleich, da dieser sich an ihn mit dem Wunsch einer Intercession wegen des philosophischen Doktorats wendete, eröffnet, daß die Nachlieferung einer akademischen Dissertation in lateinischer Sprache an Decanus spect. eine unerläßliche Bedingung sei. Herr Geibel hat seinen Entschluß, dieser Leistung nachzukommen, in unzweifelhaften Ausdrücken zu erkennen gegeben, und nehme ich, nach persönlicher Bekanntschaft mit ihm und glaubwürdigen Empfehlungen hiesiger Gelehrten, keinen Anstand, für die Wahrheit dieser Aussage mich zu verbürgen. Berlin, den 21. März 1838. Rheinwald, Dr., ordentlicher Prof. der Theologie."

Die verheißene Dissertation befindet sich nicht bei den Akten, auch keine weitere Zeile des Graduierten; ob er seiner Verpflichtung nachgekommen, darüber schweigt des Sängers Höflichkeit. Das höchste Gesetz muß die strengste geschichtliche Treue sein; darum verheimliche ich dies nicht, eingedenk eines Ausspruches Karl Ludwig von Knebels in Bezug auf eine Darstellung Goethes: „Man sagt, man müsse in Lebensbeschreibungen von Freunden nur die eminenten Seiten an den Tag bringen. Ich bin nicht ganz derselben Meinung. Wo giebt es ein Gemälde ohne Schatten, und wo existiert ein Wesen ohne Mixtur? Ja, selbst die nachteilige Seite eines Menschen erhöht oft seine vorteilhaften, oder hilft wenigstens sie zu erhöhen. Schatten und Licht, das bestimmt erst die Natur eines Menschen."

Jene Unterlassungssünde ist teils auf eine gewisse Trägheit zurückzuführen, die Geibel nicht abgesprochen werden kann, teils auf die nicht leichte Stellung als Erzieher der unbändigen fürstlichen Knaben. Seine Lust an ernstem Studium litt darunter;

und als dann die schöne freie Zeit kam, die Inselreise mit Ernst Curtius, ließ das köstliche Leben ihn kaum an die lästige akademische Arbeit denken. Gerade in Griechenland erkannte er, daß ein Schulmeister, ein Gelehrter an ihm verdorben sei, verspottete er in einem Sonett die Philologen und stellte über Doktor und Professor den Ruhmestitel „deutscher Dichter".

Nach kurzem Aufenthalte in Lübeck, und nachdem er noch in Altona, wo die Wattenbachsche Familie sich gerade zu Besuch aufhielt, von Cäcilie Abschied genommen hatte, in alter Weise, doch ohne sich zu erklären, ging die Reise durch die Lüneburger Haide über Braunschweig, Halle, Leipzig nach Bayern hinein über Hof, Baireuth, Nürnberg und München. Die schöne Fahrt durch Tyrol, das alte Verona mit dem Palast der Capuletti, das blühende Vicenza, das prächtige Padua wurden nur im Fluge berührt. In einer wundervollen Mondnacht, zwischen Verona und Padua, entstand das Lied: „Schon fängt es an zu dämmern" (Gute Nacht);[1]) die Cypressen, von denen im Text die Rede ist, rauschten über ihm, und fern an den Bergen glommen die Feuer der Hirten. Venedig fesselte ihn einige Tage. Er bedauerte jetzt mehr als je, die farblosen Sonette gedichtet zu haben. Die einzige Stadt zeigte sich

[1]) Dem Pastor C. Straube, der das Gedicht 1870 in Musik setzte, schrieb Geibel: „Die schöne tiefempfundene Komposition hat mir eine liebe Jugenderinnerung lebhaft wachgerufen. Sie haben recht, das Lied ist alt, es entstand bereits vor zweiunddreißig Jahren; ich war damals auf dem Wege nach Griechenland. Wie zog alles nach so langer Zeit mit Ihren Tönen nun wieder an meiner Seele vorüber! — — Ferge (Im Nachen schläft der Ferge) ist ein in Süddeutschland und namentlich in der Schweiz viel gebrauchter Ausdruck für: Fährmann, Kahnschiffer. Das Wort kommt schon im Nibelungenliede häufig vor und findet sich auch bei Neueren nicht gar so selten. Uhland sagt: Wär' ich ein kühner Ferge auf Uris grünem See; Wackernagel in einem Kreuzfahrtsliede: Maria, lichter Meeresstern, nun sei du unser Ferge!; Freiligrath: Bei Schöndorf unterm Drachenloch anband sein Boot der Ferge; Scheffel: Schwinge die Kappe, mein rudernder Ferge, grüße den Traunstein, deß Haupt dort erglüht u. s. w." — Uebrigens bedient sich Geibel öfter des Ausdrucks „Ferge", so in dem Liede: Ich fuhr von St. Goar 2c.

in der Wirklichkeit doch ganz anders, als in der jugendlichen Einbildung. Venedig erschien ihm wie ein steinernes Märchen, eine Stadt der Wunder, noch immer großartig über alle Erwartungen; aber es wehte ein Hauch der tiefsten Wehmut in diesen Kanälen, zwischen diesen Marmorpalästen, die nicht selten leer ihrem Verfall entgegensahen. Er fürchtete, es werde eine Zeit kommen, wo die Lagune über die Trümmer prächtiger Kirchen hinwegspüle, wo Seegras und hohe Meergewächse wild aufgeschossen über zerbrochenen Säulenschäften wuchern und bei stillem Mondlicht ein einsamer Fischer rudernd sein traurig Lied singe, an derselben Stelle, wo noch jüngst zwischen Lampengeflimmer die bunte Menge sich drängte.

Am 16. Mai schiffte sich Geibel in Triest ein zur Fahrt nach Athen.

In Griechenland.

In Griechenland! Welch ein Klang liegt in dem Worte! Es ist so viel Himmelblau, so viel Sonnenschein, so viel selige Freiheit darin; geschweige der Erinnerungen, die farbig und blühend daraus sich hervordrängen, wie die purpurnen Blumen aus den Felsspalten des Penthelikon. Täglich durchschweifte der junge Doktor vom lieblichen, eine Stunde von Athen gelegenen Kephissia aus, wo der russische Gesandte während des heißen Sommers wegen der dort herrschenden kühleren Temperatur eine fürstliche Villa bewohnte, mit immer neuem Vergnügen die herrliche Gegend, welche vor allem um die Zeit des Sonnenunterganges sich mit Reizen schmückte, wie sie das Auge des Nordländers in der Heimat nie erblickt. Dann lag das Parnaßgebirge, massenhaft in violettbraune Schatten gehüllt, scharf abgegrenzt vor dem durchsichtigen Goldschmelz des westlichen Himmels, der Gipfel des Hymettus leuchtete



1840.

Aus: Gaedertz, Emanuel Geibel. Leipzig, Georg Wigand.

in tiefem Rot, während Meer und Inseln sich in blauer Nebelferne verloren. Ja, es war alles so schön, wie es Byron in seinen Gedichten beschrieben.

Ernst Curtius hatte ihn im Mai 1838 bei seiner Ankunft im Hafen Piräus begrüßt. Es gab schwerlich einen größeren Kontrast, als die Stellungen beider Freunde. Ersterem blühte das Glück, bei Brandis in einem Hause zu leben, wo er volle Befriedigung seiner geistigen Bedürfnisse fand, während er in manchen Aeußerlichkeiten wohl mehr als sonst sich einschränken und mit patriarchalisch griechischer Einfachheit vorlieb nehmen mußte. Bei Geibel war es gerade umgekehrt. Seine Stellung erschien äußerlich glänzend. Er hatte ein geschmackvoll eingerichtetes Zimmer, einen Bedienten, die häufige Benutzung eines vortrefflichen Pferdes, und die Tafel, an der er speiste, war mit allen Sorten einheimischer und fremder Weine besetzt, selbst der deutsche Rheinwein fehlte nicht. Aber der Born der Wissenschaft kann im Hotel eines Gesandten nicht sprudeln, wenn es gleich an geistreichen Leuten in dem Katakazyschen Zirkel nicht gebrach. So lange Curtius auch in Kephissia weilte und er sich an seinem Umgange erquicken konnte, lebte er wie im Paradiese; aber schon Mitte Juni zogen Brandis und Familie nach dem Piräus, und erst spät im Herbst trafen sie zu Athen wieder zusammen. In der Zwischenzeit vermißte er wohl vieles, und seine Thätigkeit als Erzieher der beiden begabten, doch schwer zu behandelnden Knaben erwies sich als keine leichte. Indessen er befand sich ja in Griechenland, und zwei Freundinnen waren ihm aus der Heimat dorthin gefolgt: Die Erinnerung und die Muse.

Attika lernte er bald ganz kennen. Er erstieg den Gipfel des Pentheliton, sah Marathon und schaute von den Trümmern des Pallastempels auf Kap Sunium in das weite blaue Meer hinaus. Da lagen die Inseln um ihn her im Sonnenglanze. Sein Auge vermochte sich nicht satt zu sehen an dem herrlichen Anblick, und seine Seele jauchzte mit Byron: The isles of Greece, the isles of Greece!

In dieser gehobenen Stimmung schrieb er unterm 3. Juni an Heinrich Kruse: „Wärest Du doch bei uns! Wie wollten wir drei Philhellenen, Du, Ernst und ich, miteinander schwelgen in den Genüssen, die die Natur und die Litteratur des Landes so reichlich darbieten! Du würdest gerade der sein, der uns ausfüllte. Wir drei vereinigt, wer mag es mit uns aufnehmen?"

Das klingt zwar etwas übermütig, war aber Geibels vollste Ueberzeugung, der gleich sehr Kruses wissenschaftliche Kenntnisse wie gediegene Bildung als Gelehrter und Weltmann schätzte. „Wenn Du auch bis jetzt noch die Philologie fast ausschließlich zum Gegenstande Deiner Forschungen machst, so hege ich doch immer die stille Hoffnung, Du werdest uns ein zweiter Lessing aus Rußland zurückkehren und mit klarem Blick, mit strengem Wort und offener Stirn einst dem vielfachen litterarischen Unwesen unserer Zeit steuern. Wir brauchen einen solchen Mann, und Du, Heinrich, der Du mit aller Fähigkeit dazu begabt bist, solltest Dich nicht immer stolz verneinend in den gefahrlosen Mantel der Wissenschaft hüllen, sondern auch einmal den schweren Harnisch anlegen und das Schwert umgürten, das blanke haarscharfe Schwert der Kritik. Fürwahr, ich sehe Dich schon in die Schranken reiten, auf tanzendem Roß, offen das Visir, den Helmbusch hoch. Und die Gegner lesen mit Zittern auf Deinem Schild die kurzen Worte, welche einst Front de Boeuf als Motto führte: Cave, adsum." Daß in dem Freunde vor allem ein Dramatiker steckte, konnte Geibel damals freilich noch nicht ahnen.

Unter dem südlichen Himmel ging ihm besonders die mit Curtius gemeinschaftlich begonnene Verdeutschung griechischer Dichter mit großer Leichtigkeit von statten. Für den Kabinettsrat Brandis, den Vorleser der Königin Amalie, schufen beide in ihren Mußestunden die trefflichsten Uebersetzungen. Auch an eine metrische Uebertragung der Elektra des Sophokles machte sich Curtius, und Geibel fing in gleicher Weise mit dem Philoktet an. Nur über die strophischen Maße waren sie nicht ganz derselben Meinung. Ersterer wollte sich mit Ausnahme der Auflösungen dem antiken

Metrum anschließen; letzterer war zu der Ueberzeugung gekommen, daß dies für ein deutsches Ohr nicht allein nicht wohllautend, sondern sogar peinlich sei, und beschränkte sich für die genaue Nachbildung auf den Jambus, Trochäus, Daktylus und Anapäst, indem er für die zusammengesetzteren Maße die entsprechende deutsche lyrische Form suchte; ja ihm schien, daß Schiller recht hatte, wenn er beim Wiedergeben der Chöre geradezu den Reim anwandte.

Als Ersatz für Kruse sandte ihm sein guter Stern, beinah ein Jahr darauf, im Frühling 1839, einen anderen Studiengenossen, nämlich Adolf Friedrich von Schack. Mit schwerem Herzen waren beide damals von einander geschieden. Schack hatte inzwischen sein juristisches Examen gemacht und aus Gesundheitsrücksichten einen längeren Urlaub genommen, den er zu einer ausgedehnten Reise benutzte. Ueber Italien und Sicilien kam er nach Athen, und der Zufall wollte, daß ihm bei seinem ersten Ausgange in der griechischen Hauptstadt Curtius auf der Straße begegnete. Dieser führte ihn sogleich zu Geibel, und nun begannen schöne Tage im gemeinsamen Zusammenleben. Allerdings war Emanuel, wie mir Graf Schack schrieb, nicht glücklich in seiner abhängigen Stellung, so sehr er das Glück, sich auf attischem Boden zu befinden, zu würdigen wußte, und sehnte sich danach, dieselbe verlassen zu können, was er denn auch nicht lange darauf ins Werk setzte. Die Zeit des Tages, welche er frei hatte, verbrachten sie stets miteinander, und in diesen Stunden war er meist sehr heiter. Da die Hitze schon groß, benutzten sie den frühen Morgen zu Spaziergängen unter den Ruinen und in der Umgebung Athens. Wenn der Sonnenbrand das Gehen zu beschwerlich machte, ließen sie sich unter den Säulen des Jupiter Olympicus oder an der Quelle Kalirrhoe nieder oder ruhten auf den Stufen des Parthenon, von wo ihr Blick nach dem Meer und der Insel Salamis hinüberschweifte. Ein oft aufgesuchter Lieblingsplatz war das in einer Schlucht am Abhang des Hymettus schön gelegene Kloster Sirjani. Dort streckten sie sich in dem Schatten eines Oelbaumes nieder, und Geibel trug seine neu entstandenen Gedichte vor, die sich

keineswegs sämtlich auf das südliche Land bezogen, sondern in denen sich häufig Sehnsucht nach seiner nordischen Heimat aussprach. Neben eigenen Poesien lasen sie dort beim Summen der Hymettusbienen auch viel in den Werken Platens, welcher unter den Modernen, so sehr er manche andere, namentlich Uhland, Eichendorff und Heine schätzte, sein Lieblingsdichter war. — Mit Curtius vereint unternahmen beide eine Fahrt nach Eleusis und brachten den Manen des Aeschylos den Zoll ihrer Verehrung an seinem Geburtsorte dar, dessen Todesstadt zu Gela, dem heutigen Terra nuova in Sicilien, Schack erst kurz zuvor besucht hatte. Der heilige Mysterientempel, den er dreißig Jahre später, wieder dem Boden entstiegen, sah, war damals so von Schuttmassen und Erdschichten überdeckt, daß man nicht den Platz, wo er gestanden, anzugeben wußte.

Nach einem Ausfluge in den Peloponnes und besonders einem Aufenthalt in dem während des Mais mit den schönsten Gegenden der Schweiz wetteifernden Eurotasthale kam Schack nur noch auf kurze Zeit nach Athen und nahm von den Freunden in Kephissia Abschied. Beide beneideten ihn lebhaft, daß er das herrliche Jonien, daß er die Wiege des Homer von Meles sehen und dann einen Ritt über das Schlachtfeld von Troja, sowie von dort weiter bis an den bithynischen Olymp machen wollte.

Bald darauf lösten sich auch für sie die Verhältnisse, welche sie nach Hellas geführt hatten. Brandis kehrte nach Bonn zurück, und Geibel kündigte, da er dem Wunsche des Gesandten, die Seinen nach Rußland zu begleiten, nachzukommen keine Lust verspürte. Beide, nunmehr frei und unabhängig, unternahmen am 15. August 1839 ein schon lange geplantes, köstliches gemeinsames Wander- und Studienleben zu Land und zu Wasser, die berühmte Inselreise im ägäischen Meer. Von welchem schönen Einfluß dieselbe auf Geibels Muse gewesen, ist bekannt; aber auch sein gelehrterer Kamerad wurde hier aufs neue zum Poeten. Als Perle der Cykladen erschien ihnen das fast im Mittelpunkt der Inselgruppe belegene

Naxos, dessen Reize sie derart fesselten, daß der Aufenthalt unvergeßlich in ihrer Erinnerung blieb.

„Es waren Wochen der schönsten Freiheit und Muße, die wir in den Klöstern von Naxos verlebten, still und zurückgezogen und doch voll mannigfacher Anregung, die uns aus dem Altertum, dem Mittelalter und der Gegenwart zuströmte. Wir lernten die Menschenwelt von ganz neuen Seiten kennen und betrieben dabei allerlei Studien, verbesserten und ergänzten unsere deutsche Anthologie aus den griechischen Lyrikern und überraschten uns gegenseitig mit allerlei Gelegenheitsproduktionen in Ghaselen und Sonetten,“ berichtet Curtius, der einem gastfreundlichen, aber ganz verarmten, sein kleines Grundstück selbst bebauenden Coronello, dem Vertreter der höchsten Aristokratie der Insel, dessen Frau aus dem Hause Crispo stammte, und deren einziger Sohn Francesco als nachgeborener Herzogsenkel die lebhafteste Sympathie erweckte, folgende Ode zueignete:

Am Pfad des Berghangs wandelten wir mit Lust,
Anschauend deine göttergesegnete
Herbstflur, o Naxos, die sich weithin
Gegen das Meer, das besonnte, hinzieht.

Da riefst du huldvoll uns die Ermüdeten
In deines Weinbergs schattiges Traubendach
Und schnittst von deinem Rebgewinde
Uns die gereiftesten schönsten Trauben.

Ein Lied gebührt dir; jenem ein flüchtiger Dank,
Der seinen Prunksaal öffnet dem Wanderer
Und aus des Ueberflusses Füllhorn
Giebt, was er selber verlernt zu schätzen.

Kalt bleibt das Herz ihm; ohne die Gottesfurcht
Uebt er des Gastrechts heiligen alten Brauch;
Ihn segnet nicht mit jener süßen
Freude des Gebens der ew'ge Vater.

So will ich dir, o Guter, ein bleibendes
Denkmal errichten und mit des Liedes Kranz,
Der nimmer welkt, wenn mir die Muse
Lächelt, das Haupt dir, das edle, kränzen.

Arm bist du, mühvoll hast du dem Felsenhang
Im Sonnenschein und Sturme den kleinen Dank
Der Reben abgerungen, welche
Freundlich umblühn die bescheidne Hütte.

Jetzt siehst du froh bei jeglichem Morgenrot
Den vollen Fruchtkorb hängen am Arm des Sohns,
Der aus der nahen Stadt des Abends
Kehrt, den Gewinn in den Schoß dir legend.

Doch mehr als dies hat heute der Wanderer
Dankvoller Blick dein gütiges Herz erquickt,
Da froher sie aus deinem Gärtchen
Schieden als aus dem Palast des Königs.

Drum werden — denn auch unserer Zeiten Gott
Ehrt hoch der Gastfreund — voller die Trauben glühn
Und unter deiner Palme Schatten
Blühende Enkel dich lang' umspielen.

Drei Wochen, bis Mitte September, weilten sie auf Naxos. Ein scharfer, stürmischer Nordwest machte eine frühzeitigere Abfahrt unmöglich. Südostwind brauchten die Freunde, welche in dieser unfreiwilligen Verbannung folgende durch Witz und Humor ausgezeichnete Epistel an das Wattenbachsche Haus zusammen verfaßten:

Naxos, 11. Sept. 1839.

Das Beste ist das Wasser, so sagt Pindar
Und meint damit zunächst des Meeres Fläche,
Denn diese bringt die Perlen als Gewinn dar,
Sodann den Strom, man trinkt ihn ohne Zeche;
Zum dritten meint er, deutlich thut's der Sinn dar,
Die Bäch', insonderheit die Wattenbäche,
Die abends gern beim Strickstrumpf oder Nähzeug
Den Gästen rüsten ihr berühmtes Theezeug.

Auch uns ward jener hochbeglückten Schaar Los,
Wir weilten, wo beim Thee der Dichter Weihrauch
Emporstieg, lasen Götz und Ponce[1]) und Carlos
Und manchmal schlugen wir sogar die Lei'r auch;
Spät ging's nach Hause, doch nicht stets gefahrlos,
Denn uns benebelte der Schwärmerei Rauch,
Und bei des Blutes aufgeregtem Kreislauf
Ist in Fünfhausen[2]) oft gewagt der Eislauf.

Des Sommers aber am Gestad' der Trave
Lustwandelten wir Sonntags auf der Lachswehr,[3])
Wo sich der Bäume schattiges Konklave
Den Fluß entlang zieht neben des Verhacks Wehr;
Dort sannen wir manch' tönende Oktave,
Es meinte jeder, daß er Friedlands Max wär',
Doch sprühten wir auch Flammen wie der Hekla,
Es war umsonst, es fand sich keine Thekla.

O goldne Zeiten Primas und Sekundas,
Wo wir zuerst gepflegt der goldnen Musa,
Wo wir noch lasen: Ibitis per undas,
Indes der Blick den Katzen draußen zusah;
Wo uns, wenn eben vollgepfropft der Mund aß,
Kunhardt[4]) erschien als schreckliche Medusa
Und eifernd sprach: Ei, ei, was ist mir dieses,
Sie essen, und wir reden vom Anchises! —

Wo seid ihr hin? Ihr seid ein fernes Weiland:
Vorbei, vorbei, das ist das Allerweltsloos.
Jetzt aber sitzen wir auf Naxos Eiland
Und können nicht vom meerumfloßnen Fels los.
Südostwind brauchen wir, doch her von Mailand
Brach ein Nordwest lautschallenden Gebells los,
So daß des Herzens immerwache Sehnsucht
Umsonst den Weg per undas nach Athen sucht.

---

[1]) Ponce de Leon. Ein Lustspiel von Clemens Brentano.

[2]) Straße in Lübeck.

[3]) Idyllisch am Ufer der Trave gelegener Vergnügungsort vorm Holstenthore.

[4]) Weiland Professor am Lübeckischen Gymnasium.

Drum strebten, bis nach jener Stadt wir heimziehn,
Nach Tröstung wir beim Dichten dieses Spätlings.
Verzeiht die harte Form! Wenn Zwei am Reim ziehn,
Rechts geht der eine dann, der andre geht links.
Und könnt ihr aus dem Lied nicht Honigseim ziehn,
So taugt es doch zum Umschlag eines Brätlings;
Doch ward sogar zu diesem Zweck zu schofel es —
Gebt uns die Schuld nicht, sondern Mephistopheles!

Endlich stellte sich günstiger Wind ein. An Bord des griechischen Schiffes rief Curtius vom Meere aus zur Abendstunde der lieblichen Insel das folgende Abschiedssonett zu:

Leb wohl, mein Naxos! sieh, es schwellt gelinde
Das Segel sich und führet mich von hinnen.
Noch seh' ich ferne deine weißen Zinnen
Und gebe diesen letzten Gruß dem Winde.

Hab' Dank für jede Lust; gleich einem Kinde,
Dem leicht und harmlos noch die Stunden rinnen,
Hab' ich bei dir gelebt, und dies Gewinnen
Ist ja des Lebens schönstes Angebinde.

Wann werden wieder zu so holdem Frieden
Mich duft'ge Pomeranzengärten laden,
Wo gerne mir genaht die Pieriden?

O blühe, stille Wohnung der Najaden,
Und bleibe gern vom lauten Markt geschieden,
Dir selbst genug, du schönste der Cykladen!

Sonnabend den 21. September langten sie über Hermupolis wieder zu Athen an und mieteten hier eine Wohnung, unweit des Lysikrates-Monumentes, dicht neben dem neuerbauten Hause des Quartiermeisters Rupp, der sogenannten „Rupp-Burg.“ Diese ward jetzt der Mittelpunkt einer deutschen Kolonie. Am 18. Oktober, zur Nachfeier von Emanuel Geibels Geburtstage und zum Gedächtnis an die Völkerschlacht bei Leipzig, wurden Feuer angezündet,

Raketen stiegen aus dem Garten auf, und Ernst Curtius deklamierte zum fröhlichen Nachtmahl sein von allen mit Begeisterung angehörtes Siegeslied:

Im Lande, das der Freiheit Wiege,
In dem zuerst der Päan klang,
Wo um die Stirn mit blut'gem Siege
Der erste Lorbeerzweig sich schlang,
Wo frevelnde Barbarenhorden,
Die Fluren und Altar verheert,
Bei Marathon geschlagen worden
Durch der Begeistrung Flammenschwert:

Da ziemt es wohl, den Tag zu feiern
Des Freiheitskampfes hoch und kühn.
Drum kränzt mit Lorbeern eure Leiern
Und euer Schwert mit Myrtengrün;
Und wie Athen bei allen Mahlen
Aristogitons hat gedacht,
So denkt bei schäumenden Pokalen
Der Helden unsrer Völkerschlacht!

Wohl trieb ein ungeduld'ges Streben
Uns alle in ein fernes Land,
Wo an dem buntbewegten Leben
Die Jugend ihr Gefallen fand;
Doch blieb das Herz dem Vaterlande,
Es blieb uns voll Begeisterung,
Denn unzerstörbar sind die Bande,
Und unsre Liebe ewig jung.

Wenn auch die Heimat selbst vergessen
Des Heldenbluts, das für sie floß,
Ein König gottlos und vermessen
Die Lust verbot, die Kirchen schloß,
Wenn kaum noch ein Oktoberfeuer
Auf deutschen Bergen einsam glüht,
Uns sei der Schlachttag hoch und theuer,
Da unsre Freiheit aufgeblüht.

Ist auch das Werk noch nicht gelungen,
Darum, ihr Brüder, zaget nicht;
Der einmal sich hat aufgeschwungen,
Der Geist strebt immer fort zum Licht.
Am Himmel fliegen Wolkenschatten,
Und Dunkel deckt der Erde Raum,
Doch Sonnenkraft kann nicht ermatten;
Die Uebel schwinden wie ein Traum.

Drum stehet ihr bei unsern Fahnen
Und bliebet ihr am Lateran
Wie unter Griechenlands Platanen
Den deutschen Sternen zugethan:
So hebet hoch den vollen Becher,
Stoßt an auf unsers Volkes Ruhm,
Und ewig sei, ihr deutschen Zecher,
Die Freiheit unser Heiligtum!

In dem nahenden Winter vollendeten die beiden Landsleute ihre Uebertragungen aus griechischen Dichtern, welche unter dem Titel „Klassische Studien“ 1840 zu Bonn herauskamen und der Königin Amalie mit einer von Geibel verfaßten, schwungvollen Elegie gewidmet sind. „Teils die wiederholte Beschäftigung mit den Dichtern selbst, teils mancherlei Gespräche über früher in Deutschland erschienene Uebersetzungen führten uns darauf,“ heißt es in den Bemerkungen, „auch die eigenen Kräfte einmal in ähnlicher Weise zu versuchen. Auf unseren täglichen gemeinschaftlichen Spaziergängen, die uns bald auf die Höhe der Akropolis unter die Vorhalle des Parthenon, bald durch den Oelwald der Akademie nach dem Hügel von Kolonos, bald an den prächtigen Säulen des Jupitertempels vorüber die felsigen Ufer des Ilissos entlang führten, diente es uns häufig zur Unterhaltung, einzelnen Dichterstellen ihr innerstes, eigentümlichstes Wesen abzulauschen und sie dann in möglichst gediegener Form deutsch wiederzugeben. Abends wurden die Ergebnisse unserer kleinen Wanderungen, oft nur wenige Verse, nach nochmaliger Besprechung aufgeschrieben, und, je öfter wir uns dieser willkommenen Arbeit überließen, desto anziehender und reiz-

voller wurde sie uns allmählich. So entstand in der anspruchslosesten Weise ein nicht unbedeutender Teil der vorliegenden Uebersetzungen." [1]) Das Büchlein ist eine Huldigung für die schöne Herrscherin, ein Gruß an das auferstandene Hellas, ein bleibendes Denkmal des treuesten Zusammenlebens zweier gleichgearteter deutscher Jünglinge auf klassischem Boden, eines Zusammenlebens, welches nun bald zu Ende gehen sollte.

Anfangs April 1840 kamen nämlich der Göttinger Professor Karl Otfried Müller und Adolf Schöll nach Athen, um Griechenland und Kleinasien in archäologischer Rücksicht zu studieren. „Sie suchten uns eines Morgens in unserer Wohnung auf, und von dieser Stunde an gehörte meine ganze Zeit dem teuren Lehrer," sagt Curtius. Mit begeisterungsvoller Verehrung schloß sich auch Geibel dem kurz darauf jählings verstorbenen Müller an; jedoch gerade dieser Umgang in dieser Umgebung ließ ihn klar und deutlich erkennen, wie viel ihm an einem exakten Gelehrten mangelte, daß er seiner ganzen Individualität nach ein solcher nie werden konnte. Was Müller wußte, schaute Geibel poetisch, und er faßte sein gewonnenes Glaubensbekenntnis zusammen in das Distichon:

Viel zu wissen geziemt und viel zu lernen dem Dichter,
Aber der Thor nur verlangt, daß ein Gelehrter er sei.

In solcher Stimmung überfiel ihn Heimweh. Ausgangs April lag Athen hinter ihm. Damit hatte der zweijährige Aufenthalt in Hellas seinen Abschluß gefunden, in diesem herrlichen Lande mit seinen klassischen Erinnerungen und Baudenkmälern, mit seinem südlichen Himmel: für Geibels Entwickelung der bedeutungsvollste

[1]) Dies zur Genesis des ersten Heftes, dem leider das verheißene zweite nicht folgte, obwohl „seit geraumer Zeit vorbereitet und nun bereits wirklich begonnen". Aber was in demselben vorzugsweise geboten werden sollte, eine Auswahl an römischen Dichtern, das hat Geibel Jahrzehnte später als letzte und reifste Frucht seiner Muse uns nicht vorenthalten.

Lebensabschnitt, reich an unauslöschlichen Eindrücken. Er plante lange eine Prosaerzählung seiner griechischen Zeit nach dortigen Motiven, holte den Entwurf und Anfang des Manuskripts noch kurz vor seinem Tode wieder hervor; doch blieb die griechische Novelle unvollendet.

Auf der Rückreise nach Norddeutschland, im Frühling 1840, stand rings die Natur in junger, prachtvoller Blüte; er aber überdachte unterwegs ernst und schweigsam seine Zukunft.

Schwere Tage.

Ende Mai befand sich der junge Philhellene wieder in Lübeck, wieder im Elternhause.

Was nun?

„He is nix, he hett nix, un he makt nix!“ sagten kopfschüttelnd die Leute und bedauerten den hochverehrten Herrn Pastor, daß er an diesem „verlorenen“ Sohne solch Herzeleid habe. Des Doktors absonderliches und fremdartiges Aeußere machte die nüchternen Reichs- und Hansestädter vollends stutzig. „Wo süht he narrsch ut! He is ja woll rein katholsch worden, kik doch!“ hieß es, wenn er mit langem, welligem, bis zum Nacken herunterhängendem Haupthaar, mit französischem Knebelbarte und buntem, im Winde flatterndem Halstuche, im schwarz samtenen Schnürrock und mit rotem Fez ein Lied trällernd durch die Straßen ging.

„Ut dem ward mein Dag nix!“

Es ist das uralte Wort vom Propheten, der nichts in seinem Vaterlande gilt, dessen Bitterkeit jeder durchkosten muß, der aus Reih' und Glied heraustritt, der anders dichtet und trachtet, als wie die Sippe und Gevatterschaft sich's ausgeheckt hat. O dieses

Bekritteln und Nörgeln, wodurch einem aufstrebenden Talent schier aller Mut benommen werden kann! O diese Bevormundung, dies Besserwissen, dies freundschaftliche Raterteilen! Jeder glaubt ein Recht dazu zu haben und meint es ja so gut. Und nun erst unter den ehemaligen Schulkameraden, Studiengenossen und Stadtgelehrten so manche, deren Scheel- und Schmähsucht mit dem Grade ihres beschränkten Horizontes wächst!

Wohl dem, der unentwegt, unbeirrt, wenn auch einsam, sein Ziel verfolgt! Das Bewußtsein seiner eigenen, inneren Kraft vermag ihm niemand zu rauben. Und es kommt eine Zeit der Anerkennung. Alle, die jetzt noch auf Emanuel Geibel mit mitleidigem Achselzucken sahen oder hinterrücks vornehm die Nase rümpften, bei Kaffee- und Theekränzchen oder hinterm Bierkruge über ihn, den Litteraten, den Streber, raisonnierten, der etwas Apartes, etwas Besseres sein wollte, als ein gewöhnlich Menschenkind, sie wurden später wie umgewandelt und priesen sich glücklich, eines Blickes, eines Händedruckes, eines Wortes von ihm gewürdigt zu werden und — eines Autographs![1]) Und dann sprachen sie wohl gar zu Hinz und Kunz: „Haben wir's nicht immer gesagt, der wird noch einmal der Stolz unserer Vaterstadt?!" — —

---

[1]) Die Fürstin Karoline von Sayn-Wittgenstein schrieb aus München, 10. Mai 1858, an Varnhagen von Ense, mit Uebersendung zweier Zeilen von Geibels Hand („Wenn's etwas giebt gewalt'ger als das Schicksal, So ist's der Mut, der's unerschüttert trägt"): Lex deux vers de Geibel sont tirés de sa tragédie Brunehilde. Si la rareté augmente le prix des choses, cette autographe possède ce mérite, car je craignais presque d'avoir trop espéré, et suis bien flattée de cette amabilité de l'auteur, qui non seulement ne se prête guères aux demandes de ce genre, mais qui a la particularité de se refuser à toute correspondance et de ne se servir que du crayon pour quelques lettres que sa courtoisie ou ses affaires ne lui permettent pas de négliger. Cette habitude fera hausser par la suite la valeur qui s'attache avec le temps à ce genre de souvenir. Das ist doch nur cum grano salis zu verstehen; unfruchtbare Korrespondenten und passionierte Autographenjäger suchte Geibel freilich und mit Recht fern zu halten.

„Die zur Vernunft gekommene Welt braucht keine Lieder, ich kann sie nicht entbehren; sie sind für mich der Himmel, die Luft des Lebens, mein Lenz im Herbst und Winter; ohne sie würde mir der Mai, würde mir selbst die Liebe wertlos sein; lieber sterben, als ohne sie leben!" — zu diesem Glaubensbekenntnis war Geibel auf der Heimreise gelangt. Der Entschluß stand fest, sich fortan ganz der edlen Dichtkunst zu weihen.[1])

So besorgte er denn jetzt mit allem Fleiße die Zusammenstellung seiner zerstreuten Poesien, welche schon vor Jahresfrist bei Duncker in Berlin erschienen wären, hätte ein in der Hänelschen Druckerei zu Magdeburg ausgebrochener Brand sein Manuskript nicht zerstört. Echtes Gold wird klar im Feuer. Ja, der jugendliche Autor konnte nun eine, wenn auch noch nicht von allen Schlacken gereinigte, so doch mehr geklärte und geläuterte Sammlung im Sommer 1840 darbieten. Die „Gedichte" sind der Gattin seines Freundes, Klara Kugler, gewidmet. Zu ihr, der liebenswürdigen, noch im Alter blumenhaft anmutigen Frau, stand er fast wie ein jüngerer Bruder; und es läßt sich daher denken, wie

---

[1]) Für den Dichter fand sich in keinem Amt, in keiner Zunft ein Plätzchen. Geibel war, wenn ich ihn recht beurteile, nicht der Mann, der auf die Dauer tagsüber als Schulmeister oder Docent lehren oder mit Akten sich befassen konnte und mochte, um abends und nachts der Göttin Poesie zu huldigen; sein kurzer Unterricht am Katharineum zu Lübeck, seine leichte Professur und akademische Thätigkeit in München sprechen dafür. Nein, er war anders geartet als die meisten Menschen, und besaß in diesem Punkte keine Aehnlichkeit mit dem Universalgenie Goethe. Wohl ihm, daß Königliche Huld nicht lange nachher die Sorge von seinem Tische scheuchte! Ich weiß, ich stoße hier auf Widerspruch, zumal in meiner Vaterstadt Lübeck, aber trotzdem, auf die Gefahr hin, kann ich nicht meine Ueberzeugung verschweigen: ohne Friedrich Wilhelm des Vierten Gnadenakt hätten wir uns nicht des Geibel zu erfreuen, wie wir ihn alle kennen. Ich glaube nicht, daß seine Natur den harten Kampf um die Existenz, das schwere Ringen ums liebe tägliche Brot in dem Grade siegreich würde überstanden haben, um uns auch dann noch mit gleich reifen und reichen Garben seines poetischen Ackers zu beschenken. Selten war ein Dichter in dieser Hinsicht solch Schoßkind des Glückes, selten aber hat auch einer mehr verdient, ein solches zu sein.

tief ihn später, 1874, die furchtbaren Vorgänge in München erschütterten, welche er noch dazu nicht auf einmal, sondern in stets gesteigerter Schrecklichkeit tropfenweise durch die Zeitungen erfuhr.[1])

Ein Bändchen Gedichte! Es war doch immerhin etwas und zwar gedruckt, broschiert und auch in zierlichem rotem Einband mit Goldschnitt, für ein paar Mark käuflich, was Geldgewinn brachte, wenn's flott ging, den Grund zu einer bescheidenen jährlichen Rente legen konnte, der Anfang eines Geschäftchens so zu sagen; und die Lübeckischen Handelsherren, die „Käufer und Verkäufer," um mit Geibel selbst zu reden, sahen ihren spekulativen Kollegen, der ja eigentlich nur „in anderer Ware machte," schon mit günstigeren Augen an.

Aber, um gerecht zu sein, nicht alle dachten so philiströs; es gab auch eine kleine Schar kunstbegeisterter Leute in Lübeck. Besonders hervorzuheben ist hier das uns bereits bekannte Haus des Konsuls Nölting, dessen musikalisch hochbegabte Gattin gern ästhetisch gebildete Männer und Frauen in ihrem gastlichen Heim zu ungezwungener Unterhaltung versammelte. Namentlich im Sommer war dort nachmittags und abends immer offene Tafel für die näheren Freunde. Nöltings bezogen zur heißen Jahreszeit ein Landhaus auf dem eine halbe Stunde von der Stadt belegenen Gute Krempelsdorf, das, dem alten Herrn Souchay gehörig, sich noch heute im Fideikommiß von dessen Familie befindet. Die Nöltingschen Knaben waren Altersgenossen und Schulkameraden von Theodor Souchay, und so verbrachten wir — erzählt mir dieser

---

[1]) Eine wahrheitsgetreue und doch mit pietätvoller Schonung geschriebene Darstellung der ganzen Tragödie findet sich in den biographischen Notizen, welche Adolf Wilbrandt einer nachgelassenen Novelle seines unglücklichen Freundes Hans Kugler vorausschickt: „Im Fegefeuer" (Wien 1874). Freilich ging er dabei von einem Standpunkte aus, den Geibel nicht teilte, da er sich — wenn auch der kirchlichen Orthodoxie gegenüber ein großer Ketzer — doch nicht zu den Kindern der Welt im Heyseschen Sinne zählen durfte.

liebe Freund — als gute und getreue Nachbarn in einem und demselben von Gehölz und Wiesen umgrenzten großen, parkartigen Garten unsere Freistunden Tag ein Tag aus. So kam es denn, daß ich Emanuel sehr häufig sah. Wir Jüngeren umringten oft die ernsten Gruppen der Erwachsenen auf der Veranda, wo der Dichter mit lauter, volltönender Stimme die farbenreichste Schilderung von Hellas entwarf oder neue Poesien vorlas. Er trug den bei Studenten und Künstlern in Mode stehenden Samtrock mit Schnüren und beim gemütlichen Zusammensein im Garten, gleich einigen anderen Hausfreunden, ein rotes griechisches Fez mit blauseidener Quaste, wobei aus Tschibuks türkischer Tabak geraucht wurde. Das alles bot ein morgenländisches Aussehen und imponierte unserer Kinderphantasie, wie ein Märchen aus tausend und einer Nacht.

In dieser Zeit, Winter 1840, entstand das „Lob der edlen Musika“. Dieser lustige Musikante, der einst am Nil spazierte, mit dem Refrain:

> O tempora, o mores!
> Gelobet seist du jederzeit, Frau Musika —

bekanntlich in alle Kommersbücher, nicht aber in Geibels Werke übergegangen, war in der That das Produkt eines Augenblicks. Ueber die Entstehung giebt es verschiedene Berichte. Nach einer Version hat Emanuel eines Abends bei Nöltings dasselbe dichtend und singend zugleich improvisiert. Sein jüngerer Bruder Konrad, ein tüchtiger Künstler und höchst origineller Mensch, nachmals Organist an der reformierten Kirche, begleitete ihn auf dem Piano, auch aus dem Stegreif. Bei dem genialischen Naturell der beiden Brüder war dies sehr wohl möglich. Sie sollen öfter dergleichen ausgeführt haben. — Nach einer anderen Tradition hatte sich eine fröhliche Gesellschaft im Ratskeller versammelt, in welcher der Komponist Louis Pape durch seinen derben Humor glänzte und Geibel zu dem „lustigen Musikanten“ anregte. Das Lied machte

begreiflicherweise Furore, und die Anwesenden baten, es mit Text und Melodie aufzuschreiben. Daß bei der schriftlichen Fixierung eine nachträgliche Feile angewandt wurde, ist bei der tadellosen Form, in welcher es auf uns gekommen, selbstverständlich.[1])

Im Sommer desselben Jahres beging man die vierte Säkularfeier der Buchdruckerkunst zu Mainz. Karl Haltaus hatte einen Aufruf an alle deutschen Schriftsteller erlassen um Originalbeiträge für ein von ihm herauszugebendes Festalbum. Geibel fehlt in dem Buche; gerade seine Verherrlichung der alleredelsten Erfindung hätte darin einen Ehrenplatz verdient. Noch mehr muß es Wunder nehmen, daß auch nicht seine gleichzeitig erschienenen „Gedichte" das Lied vom Rhein enthalten, welches er, mit Anknüpfung an das vielgesungene Rheinweinlied des Wandsbecker Boten Matthias Claudius, dem Andenken Gutenbergs widmete; es blieb unbekannt, kam ihm vielleicht abhanden, ich befördere es hier zum Druck:

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben,
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein.

Am Rhein, am Rhein, dem heil'gen deutschen Strome,
Da stehen riesenhaft,
Zur Ehre Gottes, unsre hohen Dome,
Zum Zeugnis unsrer Kraft.

---

[1]) Der erste Druck ist enthalten in Finks „Musikalischem Hausschatz der Deutschen" (Leipzig 1842—43), die einzig richtige Lesart nach des Dichters handschriftlicher Mitteilung in den von Georg Scherer veröffentlichten „Deutschen Studentenliedern" (Leipzig 1856). Die Melodie rührt nicht eigentlich von Emanuel bezw. Konrad Geibel her, ist vielmehr fast notengetreu die ältere Volksweise zu: Die Vinschgauer wollten wallfahrten geh'n, Kyrie eleison. Vergl. Hoffmann von Fallersleben „Unsere volksthümlichen Lieder" (3. Aufl. Leipzig 1869) und das von Max Friedländer herausgegebene „Kommersbuch" (Leipzig [1894]).

Am Rhein, am Rhein, dem Strom, den Gott erkoren,
Zu Mainz der alten Stadt,
Da ist zum zweitenmal das Wort geboren,
Das Wort, das Flügel hat.

Und ob sie manchen argen Bann gesprochen
Und manches Netz gestellt,
Es hat die schnöde Fessel kühn zerbrochen,
Das Wort ist auch ein Held.

Wie ein Apostel ist es ausgegangen
In alle Lande weit
Und hat die Nacht erhellt, die sie befangen,
Und hat die Welt befreit.

Drum Heil dir, Mainz! Es stimmt mit hellem Tone
Das ganze Volk heut' ein:
Gesegnet sei mit deinem großen Sohne,
Gesegnet sei der Rhein!

Das Manuskript trägt das Datum: Johanni 1840.

Damals berührten nach einander Kruse und Schack Lübeck. Ersterer kam aus Skandinavien, wo er den Sommer zugebracht. Er hatte sich in Lund die „Klassischen Studien“ gekauft und glaubte die beiden Uebersetzer noch in Athen. Aber als er eines schönen Augusttages durch die Fischstraße ging, erscholl es mit Donnerstimme von oben herab: „Heinrich!“ Am Fenster stand, den Fez auf dem Kopfe, in roten Pantoffeln und mit einer mächtigen Wasserpfeife Emanuel. Die Freude des Wiedersehens war groß. Das väterliche Haus mußte genau in Augenschein genommen werden, zumal das prächtige Portal mit den Genien, den Engel- und Löwenköpfen, Blumen und Früchten, rechts und links zur Seite eine allegorische weibliche Figur und ein Ritter in voller Rüstung. Ueber die geräumige Diele schritten sie hinauf von Stockwerk zu Stockwerk bis zum höchsten Boden, bis zur Dachrinne, dem Lieblingsversteck aus des Dichters Knabenzeit, von wo ihm „zwischen die Dächer geklemmt der spitz aufsteigenden Giebel, um-

kreist vom Fluge der Tauben" die ehernen Choraltöne der Glocken zu St. Marien entgegenklangen — unter der Lektüre von Grimms Volksmärchen, Fouqués Zauberring und Schillers Tragödien —, und von wo er den weit offenen Blick über die untere Stadt, den schiffbelebten Fluß und die lindenbeschatteten Wälle genoß bis zu des doppelten Thors mächtigen Türmen hinaus. Abends saßen die Studiengenossen zusammen im Ratskeller, im hallenden Gewölb der „Rose," und tauschten beim Rheinwein gegenseitig ihre Erlebnisse aus. Geibel klagte, daß seine Gedichte wenig Beifall fänden. Erst als Franz Kugler eine geharnischte Rezension schrieb, wandte sich die allgemeine Aufmerksamkeit dem Büchlein zu, das bald darauf eine Auflage nach der anderen erleben sollte. Kruse selbst lobte, was zu loben war, indes ein gewisser Mangel an Originalität machte ihn bedenklich: „Das hätte ich, wie ich später fühlte, mehr verdecken sollen, denn einem Anfänger nützt gerechte Anerkennung weit mehr, als noch so verdienter Tadel. Wir schieden übrigens als die besten Freunde, wie wir es ohne die leiseste Störung bis zuletzt geblieben sind."

Auch Schack, der etwa um dieselbe Zeit durch Lübeck reiste, hielt nicht mit seinem Urteil hinterm Berge, daß in dem Bändchen sich Einflüsse beinah aller damals beliebten deutschen Lyriker kund gaben, daß es jedoch viel Schönes enthalte. Der wanderlustige Jurist war nach seiner Anwesenheit in Athen noch ein volles Jahr unterwegs geblieben, indem er sich aus dem Morgenlande (er hatte Aegypten durchstreift und einen Ritt durch die Wüste nach der wunderbar in das Felsengebirge gehauenen alten Stadt Petra unternommen) von einem englischen Dampfer über Malta nach Gibraltar tragen ließ, dann länger in Sevilla und Granada verweilte, den größten Theil Spaniens durchzog und sich endlich in Lissabon einschiffte, um über England heimzukehren. Auf der Fahrt durch Norddeutschland hörte er, Geibel sei schon wieder in seiner Vaterstadt, weshalb er ihn dort aufsuchte. „Es schien mir," meldete Graf Schack an mich, „als sehnte sich Emanuel nicht eben nach Hellas zurück, wo er bei dem ihm eigenen Unabhängigkeitssinne in

dem Verhältnis, welchem er sich fügen mußte, manche unangenehme Erfahrung gemacht hatte. Allein obgleich er sich der Rückkehr in sein teures Lübeck freute, fand ich ihn doch in gedrückter Stimmung. Er erkannte die Notwendigkeit, sich irgend einem Amt als Lehrer an einer öffentlichen Schule zu widmen, und einer solchen Stellung war er in tiefster Seele abgeneigt. Gerade damals war die erste Sammlung seiner Gedichte erschienen, ohne anfänglich Beachtung zu finden. Er gab mir den kleinen Band, mit dessen Inhalt ich längst vertraut war, und ich ließ es mir lebhaft angelegen sein, Freunde dafür zu gewinnen. Kurz darauf fügten es günstige Umstände, daß ich, ohne es zu ahnen und ohne mir deshalb ein Verdienst zuschreiben zu können, dazu beitrug, Geibel in eine seinen Wünschen entsprechende Lage zu versetzen. Als Legationssekretär an den in Gott ruhenden Bundestag zu Frankfurt beordert, las ich dort in Abendzirkeln, besonders in dem mir sehr sympathischen bei der Frau Geheimrätin von Günderode, verschiedene seiner Lieder vor, und dieselben fanden in hohem Maße den Beifall des Oberst Joseph Maria von Radowitz, des nachmaligen katholischen Abgeordneten, Generals und Ministers, welcher als preußischer Militärbevollmächtigter in Frankfurt weilte. Radowitz stand bekanntlich in sehr intimen persönlichen Beziehungen zu König Friedrich Wilhelm IV., versäumte nicht, die Aufmerksamkeit des Monarchen auf den jungen Poeten zu lenken und gab so den ersten Anlaß dazu, daß letzterem in der Folgezeit ein Jahrgeld bewilligt wurde, welches ihm ermöglichte, sich ganz der Dichtkunst zu widmen."

Doch einstweilen lag dies noch im Schoße der Zukunft verborgen, und schwere Schicksalsschläge sollten ihn treffen, wenn auch, Gottlob nicht zu Boden drücken. An einem trug er, der blöde Träumer, wie er sich selbst nennt, die Schuld. Wohl zog es ihn nach wie vor mit magischer Gewalt hin zu seiner Jugendliebe, aber das entscheidende Wort konnte er nicht über die Lippen bringen. Cäciliens Verwandte sahen natürlich alle mit Betrübnis, wie sie sich in aussichtsloser Leidenschaft verzehrte, bis endlich

ihre Mutter ihm einmal abends untersagte, die Tochter nach Hause zu geleiten.

Geibels eigene Aufzeichnungen 1840 schließen mit einem traurigen Mißklang: „Im Dezember Bruch mit Wattenbachs. Schwere Tage.“ Für ihn war Cäcilie tot, und auch er wünschte zu sterben. Von einem Gedichte wird noch die letzte Strophe bewahrt:

Der ganze Rausch ist bald verschwunden,
Zusammen stürzt das Blumenhaus,
Und in der Brust die Todeswunden
Starr' ich ins Dunkel wild hinaus.

Als sich seine Verzweiflung etwas gelegt hatte, entstanden die im Volkston gehaltenen, elegischen Strophen, welche er in Wilhelm Wattenbachs Album eintrug:

Es war ein Knabe blond und schön,
Wie wenig Knaben sind,
Der sah zur Zeit der Veilchen
Ein wunderschönes Kind.

Er sah das Kind, er liebte das Kind
Und ahnte es selber nicht;
Doch hell in seinen Liedern
Schwamm ihrer Schönheit Licht.

Er sah das Kind, er liebte das Kind
Und wußte es selber kaum;
Doch ihre blauen Augen,
Die schaut er selbst im Traum.

Und als der Herbst gezogen kam,
Legt' sich das Kind zur Ruh,
Die roten Lippen erblichen,
Die Augen fielen ihr zu.

Da wußt' er, was er nicht gewußt,
Daß er geliebt sie hab';
Als wieder die Veilchen blühten,
Lag er bei ihr im Grab.

Einer alten vertrauten Freundin, Marianne Wolff, verwitweten Immermann zu Hamburg[1]), schüttete er Jahrzehnte später sein Herz aus. „Sie ist," sagt er von ihr, „eine seltene Frau, geistvoll durch und durch, bei großer innerer Einfachheit reich und tief gebildet wie wenige, vom Leben zu fast männlicher Energie erzogen und doch voll des feinsten, echt weiblichen Verständnisses. Wohnte sie in Lübeck, so würde ich an ihr den Freund haben, der mir fehlt. Denn sie vermag eben auf alles einzugehen, was mich bewegt und erfüllt, sie giebt im Austausch ebensoviel zurück, als sie empfängt, und ein Gespräch mit ihr ist selbst bei abweichender Meinung immer fruchtbar und anregend."

Nach dem Tode Emanuels und Cäciliens teilte mir nun durch die Güte Dritter diese ehrwürdige Matrone aus ihren Tagebüchern ein Bekenntnis mit, dessen Authenticität geeignet ist, das ganze Verhältnis ins rechte Licht zu stellen und daher für sich selber spricht: „Vom 29. August bis 6. September 1860 war Geibel bei uns. Auf unseren gemeinsamen Spaziergängen rollte sich allmählich das Bild seines inneren Lebens vor mir auf. Was er erlebt, verschuldet und gelitten, bleibt in mich versenkt; es war nicht nur sein Leben, es waren auch Geheimnisse anderer, die mit demselben verknüpft waren. Eines aber schreibe ich nieder, damit es bewahrt bleibe, ein Auftrag, ein Versprechen: Wir gingen vor dem Abschiede noch durch den tauigen Garten, die Bilder der durchlebten Tage zogen durch die letzten Gespräche, und diese wandten sich zu Cäcilie. Sollte ich plötzlich sterben, sagte Emanuel, so schreiben Sie ihr, daß ich sie immer lieb gehabt habe, daß sie mir zuerst die Schönheit des Daseins in der Liebe erschlossen habe, daß ich ihr immer dankbar geblieben sei für alles, was ich durch sie empfangen. Ich

---

[1]) Nach ihrer kurzen glücklichen Verbindung mit dem Dichter Karl Immermann hatte die liebenswürdige und geistvolle, mit Geibel und Gustav zu Putlitz eng befreundete Frau, Enkelin des Kanzlers Niemeyer in Halle, einen entfernten Verwandten, den jovialen, sangreichen Direktor Guido Wolff, der seine Gattin verloren, 1847 geheirathet; sie starb ohne vorhergegangene Krankheit im Februar 1886.

weiß, was ich an ihr verschuldet, ich weiß, daß ich die Nemesis solcher Schuld erfahren, daß sie mir durch mein Leben gefolgt ist. Gern wäre ich noch einmal zu ihr getreten, ich kann es nicht, weil wir beide frei sind: aber ihr Bild ist unzerstört in meiner Seele, und was sie mir gewesen, das habe ich nicht verloren, obgleich jugendlicher Unverstand und Heftigkeit uns auseinanderrissen und die Menschen zerstören halfen, was hätte heilig bleiben sollen. Noch weiß ich und fühle fast, wie ihr Auge sich zu mir aufschlug, wenn ich ins Zimmer trat, noch empfinde ich den ganzen Reiz, den ihre Erscheinung in jene frühen Tage warf. Einen Brief von ihr habe ich kürzlich gefunden, der mich hätte zu ihr rufen müssen, wenn ich das trotzige Herz nicht beherrscht hätte; ich habe ihn mit heißen Thränen gelesen."

Ein tiefer Seufzer entringt sich unserer Brust. Eines kann und wird uns trösten, die Thatsache, daß doch noch die Wunde im Herzen beider ausheilen sollte, als das Alter kam und die Jugend ihnen wie ein Traum erschien. — — — —

Zu seinem Seelenschmerz sang er:

O weh, wie ist so rasch dahin
Der grüne Sommer gegangen
Und hat mir doch den trüben Sinn
Mit Freuden nicht umfangen!
Dem Maien wollt' ich bieten Gruß,
Da hör' ich schon um meinen Fuß
Die fallenden Blätter rauschen.

O weh, nun hab' ich wieder ein Jahr
Geharrt auf Glück und Frommen,
Und ist das Glück doch nimmerdar
An meine Thür gekommen.
Oder es kam in Nächten tief,
Da ich festen Schlummer schlief,
Und ist vorüber gezogen.

Mein Leben däucht mir als ein Traum,
Den ich geträumet habe,
Rechter Freude denk' ich kaum,
Seitdem ich war ein Knabe.
Tanz und Sang zergeht mit Gram;
Und wenn die Liebe Abschied nahm,
Wohl nimmer kehrt sie wieder.

Die Welt ward falsch und eitel Schein,
Wie soll sie mir gefallen!
An Bechers Rande blinkt der Wein,
Doch drunten schwimmen die Gallen.
Was ich redlich focht, mißlang,
Was ich fröhlich sang, verklang
Wie Herbstwind über den Stoppeln.

O weh, nun bin ich gar allein
Mit meinem Harm geblieben,
Dahin mein Jugendsonnenschein!
Dahin mein Singen und Lieben!
Der Abend graut, die Luft geht kalt.
Winter, Winter, kommst du bald,
Auf meinen Hügel zu scheinen?

Selbst unglücklich liebend, nahm er doch herzlich Teil an dem Glück anderer und dichtete für seine Cousine Luise Ganslandt, welche den Pfarrer Adolph Curtius zu Siebeneichen in Lauenburg am 16. Februar 1841 heiratete, das Hochzeitscarmen:

Nun will der Schnee zerfließen,
Es säuselt so lau durch den Wald,
Der Wind singt leise, leise:
Der Lenz, der Lenz kommt bald!

Und bei den sieben Eichen
Da bauen die Schwalben am Haus,
Und lustig sprießen die Veilchen
Im Garten schon heraus.

Und Alles knospet und reifet
So hastig im sonnigen Schein,
Die Blumen, die Blüten, die Früchte
O sagt, was mag das sein?

Das wirkt der Geist der Liebe,
Der Nachts mit leisem Tritt,
Umwallt von goldenen Nebeln,
Durch Haus und Garten schritt.

Er sang: Ihr engen Räume,
Nun schmücket und zieret euch fein,
Bald zieht in diesen Mauern
Ein doppelter Frühling ein.

Gott segne euch, Thüren und Fenster,
Herein laßt Luft und Licht,
Herein laßt Freuden und Leiden,
Doch Zank und Mißgunst nicht.

Gesundheit sei in den Stuben
Und Frömmigkeit unter dem Dach,
Und Fülle sei in den Kammern
Und Segen im Schlafgemach.

Und auf dem Herde, ihr Flammen,
Brennt fröhlicher immerdar
Und seid ein fröhliches Sinnbild
Dem treulich liebenden Paar! —

So sang der Geist der Liebe,
Ich wahrt' es treu in der Brust
Und hab's euch wieder gesungen,
Weil Bessers ich nimmer gewußt.

Seine innigst geliebte Mutter wurde ihm bald darauf, am 7. April 1841, nach kurzem Krankenlager entrissen. Was er an ihr verloren, verkündet eine seiner schönsten Elegien, in der auch dem teuren Vater ein ehrendes Denkmal gesetzt ist.

In der doppelt qualvollen Seelenstimmung griff er gleich nach Pfingsten mit beiden Händen zu, als Karl Freiherr von der Malsburg auf Escheberg, ein Bruder Ernst Ottos, des Calderon-Uebersetzers, und Freund seines Vaters, ihn einlud.

Auf Escheberg.

Im Habichtswalde in Hessen, unweit Kassel, liegt Schloß Escheberg, einst das gastliche Asyl manches Poeten und Künstlers. Der Besitzer Freiherr und Kammerherr Karl von der Malsburg war ein Mäcen, wie es deren wohl nur wenige gegeben hat. Seine Schwiegereltern, Etatsrat Dr. Heinrich von Heintze und dessen Gemahlin Henriette geb. von Blome aus Holstein, lebten in Niendorf, einem reizenden Landgute bei Lübeck. Bei einem Besuch dort, hatte er die Bekanntschaft von Pastor Johannes Geibel gemacht, dessen ergreifende Predigten die Bewohner Niendorfs in die Gottesdienste der kleinen reformierten Lübeckischen Gemeinde zogen. Im Jahre 1840 sah er auch den Sohn Emanuel und faßte gleich den Entschluß, dem jungen Talent zu seiner weiteren Entwickelung Vorschub zu thun, ihn für längere Zeit behufs seiner spanischen Studien auf sein mit einer stattlichen Bibliothek spanischer Litteratur ausgerüstetes Schloß einzuladen.

In dem mit Kunstschätzen aller Art geschmückten Hause auf Niendorf wurde es jedem klar, was für ein Geist dort herrschte. Nach den sturm- und schreckensvollen Jahren, die allen in Deutschland mehr oder minder durch Napoleon bereitet wurden, war der Lebensabend der Familie friedlich und schön; aber oft gedachte sie der furchtbaren Tage, wo auch die alte Hansestadt unter der Knechtschaft geseufzt. Damals leistete Herr von Heintze Lübeck die wesentlichsten Dienste, indem er mit den Machthabern, besonders mit

Marschall Davoust, verhandelte, wobei ihm zu statten kam, daß er in seiner Stellung als dänischer Etatsrat etwas freiere Hand hatte; manche Abwehr von den drückendsten Forderungen verdankte die Stadt dem diplomatischen Geschick dieses Mannes. Die Privilegien, welche der Senat ihm dafür verlieh, bestehen noch heute zu kraft.[1])

Mit welchem Entzücken Emanuel Geibel die Einladung nach Escheberg begrüßte, läßt sich leicht begreifen. In eine solche Familie, wie die war, die er in Niendorf kennen gelernt, als Gast einzutreten, war schon an und für sich verlockend; und nun nahm er auch seinem Vater die Sorge um seine nächste Zukunft mit einem Schlage ab.

Wieder wohlgemut, schuf er auf dem Wege nach Krempelsdorf, im Frühling 1841, sein fröhliches Wanderlied: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus“, welches durch die bald darauf von Pastor Justus W. Lyra gemachte, dem Text sich innig anschmiegende Melodie volkstümlich geworden. Da es jedoch ganz aus der Stimmung der Bonner Studentenzeit herausgesungen ist, so hat die poetische Fiktion des späteren Gedichtes („Ich fuhr von St. Goar“) eine gewisse Bedeutung.

Pfingsten desselben Jahres kam er nach Escheberg und wurde dort gleich ein lieber Hausgenosse und Freund. Sein Lebensschiff, welches so schwankend hin und her getrieben, es warf Anker in einem sicheren Hafen: aber noch zitterten die Wellen, noch wühlte der Schmerz in seinem Innern nach durchkämpften Stürmen. Doch die geistige Atmosphäre, die ihn jetzt umgab, that ihm wohl, und das Verständnis für seine Leiden, welches die welterfahrene alte Frau von Heintze ihm entgegenbrachte, ließ ihn die Seelenharmonie wiedergewinnen.

Da beichtete er unter Thränen seine erste unglückliche Liebe, die plötzliche Trennung von Cäcilie Wattenbach, auf die er folgendes Abschiedslied gedichtet:

---

[1]) So genießen alle Kontrakte seitens der Gutsherrschaft und Eingesessenen des Dorfes Stempelfreiheit.

Ich habe dich betrübet
Und dennoch dich geliebt,
Ich habe dich geliebet
Und dennoch dich betrübt.
Ich hielt dich traut umfangen,
Da wandtest du den Blick;
Ich zog mich still zurück
Und bin zur Fremde gangen.

Ich kehre nimmer wieder,
Was soll die Heimat mir?
Gedanken nur und Lieder
Gehn immer noch zu dir.
Und wenn die Sterne scheinen
Im Blau so klar und rein,
Gedenk' ich täglich dein
Und muß im Stillen weinen.

Da denk' ich auch mit Schmerzen
An unsren ersten Kuß
Und fühl' es tief im Herzen,
Daß ich verwelken muß.
Die Blumen auf meinem Grabe
Die sollen ganz allein
Dir einst die Boten sein,
Wie ich geliebt dich habe.

Beim Vortrag des englischen Volksliedes „Sing me the song“ brach er in Schluchzen aus und sang es dann selber, nachdem er es ins Deutsche übersetzt hatte:

Sing' mir das Lied, das das Ohr mir berauscht
Lang, lang vordem!
Sag' mir die Mähr', der so gern ich gelauscht
Lang, lang vordem!
Ach, du bist heim, und die Seele vergiebt
Jauchzend, wie schwer mich dein Wandern betrübt:
Liebe mich nur, wie du einst mich geliebt
Lang, lang vordem!

Aus tiefer Brust, ernster Erfahrung entsprungen, schrieb er in Escheberg auf ein Blättchen Papier diese Sinnsprüche:

Wenn eines Menschen Herz, der liebenswert dir scheint,
Du recht ergründen willst, so sieh ihn, wenn er weint.

Wer seinen Schmerz mit Kunst beschreibt, der fühlt ihn nicht,
Der wahre Schmerz verbirgt sich vor dem Sonnenlicht.

Wirst du dein Heiligtum dem Markt entschleiert zeigen?
Das innerste Gefühl verrät sich nur durch Schweigen.

Wer mit dem Schmerze spielt, der hat ihn nie empfunden,
Oder verbluten auch wird er an seinen Wunden.

Sprichst du, ich bin ein Kind, zeigst du, daß du's nicht bist;
Die Unschuld weiß es nicht, daß sie unschuldig ist.

So fand sein bekümmertes Gemüt Ruhe und Frieden; ja allmählich stimmte ihn die Fröhlichkeit der aufblühenden Jugend heiter; und während er sich zu der sinnigen und ernsteren Nichte, Adelheid von Baumbach, vertrauensvoll hingezogen fühlte, schlich sich in sein für weibliche Anmut so empfängliches Herz fast unvermerkt eine neue, wachsende Neigung für die lebenslustige, schöne, vierzehnjährige Tochter Henriette. Huldigend bot er ihr manches Lied und war beglückt, wenn er beiden jungen Mädchen vorlesen durfte. „Wie hinreißend schön las er!“ so erzählte mir Fräulein Adelheid. „Wie wirkten die oft eben erst beim Spaziergang entstandenen Gedichte erfrischend, erhebend für uns alle!“ Die glänzenden Feste, welche der Kammerherr veranstaltete, erhielten durch Geibels Improvisationen erhöhten Reiz; im allgemeinen war das Leben auf Escheberg völlig ungezwungen und ungebunden. Gerade das gefiel und behagte ihm um so mehr, da sein ganzes Wesen sich gegen jedweden Zwang sträubte, er in der Natur schwelgend gern die Zeit verträumte. „Wie hätte seine Muse gelitten, wenn ein Beruf ihn an andere Arbeit gefesselt haben würde!“ Er vertiefte

sich häufig so in das Leben in der Natur, daß er die Stunde manchmal vergaß, die ihn zum gemeinschaftlichen Mahl heimführen sollte. „Noch höre ich scherzend ihn sich entschuldigen, was die Quelle, der Wald, die Vögel ihm zugeflüstert, wie er hätte lauschen müssen. War das nicht recht die Lebensluft für einen Lyriker? Noch weiß ich, wie wir eines Morgens beim Kaffee auf ihn vergeblich warteten. ‚Der Doktor ist schon im Garten‘, meldete die dänische Zofe; ‚o, der Doktor snüffelt Veilchenduft‘, sagte sie mit ihrem echt dänischen Accent.“ Uebrigens stand Geibel mitunter sehr spät auf. Eines Mittags hielt der Tanzmeister aus Kassel, welcher die beiden gnädigen Fräulein einübte, es für unerläßlich, nun auch für einige bestimmte Tänze Herren heranzuziehen. Infolgedessen mußte der Diener den Herrn Doktor bitten, der freilich erschien, aber etwas verschlafen, in wenig salonfähigem Anzug, in den ungeordneten Haaren noch etliche Daunenfedern; er hatte noch gemächlich der Ruhe in seinem Himmelbett mit den schneeweißen Vorhängen gepflegt. Da ihm Talent zum Tanzen, wie sich jetzt herausstellte, abging, wurde er in Zukunft verschont.

Sein Zimmer, drei Stock hoch gelegen, stieß an den Bibliotheksaal und hieß die „Poetenstube“. Es ließ sich wohl darin hausen; gute Oelgemälde hingen an den Wänden, altertümliche Möbel bildeten die bequemste Einrichtung. Mit des Herrn Doktors Ordnungssinn erklärte sich das Hausmädchen im ganzen zufrieden, bloß die vielen Papiere, die auf dem Fußboden umherlagen, verursachten ihr manchen Seufzer. Endlich vernahm sie, daß dieselben nicht von neuem auf den Schreibtisch gelegt zu werden brauchten, sondern getrost ausgefegt werden könnten. Das geschah denn leider! bis einst die jungen Damen davon erfuhren und nun um die Wette das Fortgeworfene heimlich aufhoben. Die also geretteten Blätter, in Quartformat und herrlicher Schrift, enthalten drei ungedruckte Gedichte sowie zahlreiche Varianten zu bereits veröffentlichten; auch vergrößert sich ihr Wert dadurch, daß meistens Ort und Jahr der Abfassung bemerkt ist, was für die Chronologie der einzelnen viel bedeutet.

Ungedruckt blieb eine Romanze vom Spielmann. Wir kennen drei derartige Lieder von Geibel, schon aus den Jugendgedichten „Spielmanns Lied," dann in den Spätherbstblättern „Der Spielmann" und „Spielmanns Heimkehr". Die noch unbekannte Romanze, mit der Angabe „Berlin" und ausradierter Jahreszahl (1836), lautet folgendermaßen:

Die Nachtigall hat die ganze Nacht
Gesungen von Sehnsucht und Schmerz;
Der Spielmann hat tüchtig sie ausgelacht,
Er rührt nur die Zither im Scherz.

Hell blitzt die Sonne durchs Waldesgrün,
Der Spielmann wandert in Ruh;
Die Lieder wie lustige Funken ihm sprühn,
Die Bäche rauschen dazu.

Und als er tritt in die Schenke hinein,
Ist Reigen beim Erntekranz;
Da labt er sich erst am funkelnden Wein,
Dann mischt er sich unter den Tanz.

Ein schwarzbraun Mädel ergreift er am Arm,
Hat Augen wie Kohlen so hell,
Ihm wird es so eigen, ihm wird es so warm,
Er herzet und küsset sie schnell.

Doch wie er muß scheiden nach kurzer Ruh,
Ficht's fast, wie Thränen, ihn an;
Ei, Spielmann, närrischer Spielmann du,
Was hat dir das Mädel gethan?

Da singt es von ferne wie Sehnsuchtsschall,
Weiß nicht, ob das Lied ihm gefällt; —
Im Busch da flötet die Nachtigall,
Und der Spielmann der zieht durch die Welt.

Das zweite verschollene Lied trägt weder Ueber= noch Unterschrift:

Drückest wieder du die Laute,
Stiller Freund, mir in die Hand;
Ach, seitdem ich dich nicht schaute,
Hat sich mancherlei gewandt!

[illegible] du nicht den Blick so milde,
[illegible] die [illegible] so [illegible]:
In das Herz, [illegible] der [illegible]
Zog der Gram, der dunkle Gast.

[illegible] es auch, ihn wegzuscherzen,
Meinen Tönen [illegible]:
Doppelt [illegible] neue Schmerzen,
Wenn verhallt der letzte Klang.

[illegible] der Jugend [illegible] Glücke
Schweift [illegible] der Wunsch hinaus:
Ach, und eine solche Lücke
Füllt sich nicht mit Liedern aus.

Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir diese Verse in die Zeit nach seinem schmerzlichen Bruch mit Wattenbachs setzen.

Das dritte Gedicht ist datiert Oktober 1839 und betitelt „Das Sonett“:

Ihr Dichter, hütet euch vor dem Sonette
Und schließt dem feinen engen Gast die Thüren:
Gelang es einmal ihm, sich einzuführen,
So weiß man kaum, wie man sich vor ihm rette.

Das Bürschchen kam zu mir mit güldner Kette,
Im seidnen Wams, verbrämt mit reichen Schnüren,
Auch ließ sich gleich sein artig Wesen spüren
Am Spitzenkragen und am Samtbarette.

Doch nun als Italiener eifersüchtig,
Verlangt er, ich soll ihn und ihn nur lieben,
Und alles andre schilt er fad und flüchtig.

Drei Wochen ist er jetzt bei mir geblieben,
Und wär' er wirklich nicht zu manchem tüchtig,
Ich hätt' ihn längst schon mit Gewalt vertrieben.

Damals machte Geibel seine Inselreise im ägäischen Meere, gemeinsam mit Curtius, und bediente sich eifrig der Form des Sonettes. Auch Distichen stammen aus derselben griechischen Zeit, 1839. Das Wesen des Sonettes ist hier hübsch und launig charak-

terisiert; wie ganz es unter Umständen den Dichter zeitweilig beherrschen kann, hat auch Goethe an sich erfahren.

Wenden wir uns nun zu den übrigen Poesien, von denen die jungen Damen auf Escheberg die Urschrift geborgen haben. Dieselbe gewährt interessante Einblicke in Geibels geistige Werkstatt, die Genesis manches Liedes offenbarend, die erste Fassung aufbewahrend, mit Notizen und formell beachtenswerten Abweichungen. Von den Datierungen und Varianten sollen die wichtigsten hier Berücksichtigung finden:

Herbstgefühl.

Das Feld ist kahl, der Herbstwind streut
Das rote Laub vom Baum —
Ach, Frühling, Schönheit, Jugendfreud'
Ist alles nur ein Traum.

Schnell starrt der Bach im Winterhauch,
Die Blumen stehn verschneit,
Und in das schönste Antlitz auch
Drückt ihre Spur die Zeit.

Doch ist's nicht bloß der Wange Pracht,
Die mit dem Lenz entflieht,
Das ist es, was mich traurig macht,
Daß auch das Herz verblüht . . . .

Dies Gedicht entstand nach der handschriftlichen Bemerkung zu Athen, bei Casali, Mai 1838. Veröffentlicht sind nur die letzten, unverändert gebliebenen fünf Strophen; die dritte des ursprünglichen Textes, also die erste, mit der es jetzt beginnt, hebt folgendermaßen an:

O wär' es bloß der Wange Pracht,
Die mit den Jahren flieht ꝛc.

(Gesammelte Werke I, 72.)

In der Ferne.

Sag' an, du wildes, oft getäuschtes Herz,
Was sollen diese lauten Schläge nun?
Willst du nach so viel namenlosem Schmerz
Nicht endlich ruhn?

Das Lied hat sechs Strophen, im Original sieben. Die fünfte lautet im Manuskript:

War alles Blendwerk, Wahnsinn und Betrug,
Es war so schön, es war so selig doch;
Ich fühl' es tief bei jedem Atemzug:
Ich liebe noch.

Dann die fortgelassenen Zeilen:

Ich liebe noch, und ob sie tausendmal
Das süße Band gebrochen ohne Scheu,
Einst war ihr Auge meines Herzens Strahl,
Ich bleibe treu.

Entstehung: Kephissia, Juni 1838. (Werke I, 89.)

Ebendort dichtete Geibel im Juli 1838 das Lied der Spinnerin mit dem Schluß: „Und ihr Thränen fließet leise, fließet unaufhaltsam zu," unverändert gedruckt. (Werke I, 120.)

Gondoliera, unterzeichnet: Bonn, gedruckt in der „Italia", hat in der ersten Strophe folgende Abweichung:

Die Lust erwacht, der Scherz beginnt
Im goldnen Zauberlicht,
Die Zither lockt so sanft, so lind,
Du widerstehst ihr nicht.

(Werke I, 63.)

und der Hidalgo, unterzeichnet Kephissia, in der dritten Strophe:

Manch Fräulein grüßen die Töne,
Manch eitlen Fant verhöhne
Das kecke Lied zumal;
Die Laut' ist für die Schöne,
Das Schwert für den Rival.

(Werke I, 19.)

Die folgenden Jugendgedichte Geibels bieten kleine Verschiedenheiten in den Lesarten oder seltener keine, tragen überdies meistens Ort, Datum und gegebenenfalls erste Publikation. Es sind: Der

Husar, Pergolese, Rothenburg, Bonn, gedruckt im Musenalmanach 1838 und 1839; Zigeunerleben, Lübeck, gedruckt im deutschen Taschenbuch 1838; Lied (Die stille Lotosblume steigt aus dem blauen See), Lübeck, Jahreszahl ausradiert; Frische Wanderschaft, Berlin; Rückerinnerung, September 1838; Traumkönig und sein Lieb, Berlin, Musenalmanach 1838; Das ist's, was an der Menschenbrust, ohne Notiz; Drei Mädchenlieder, Lübeck; Der Ritter vom Rheine, Berlin, gedruckt im Hefte der litterarischen Gesellschaft: Lieder: So halt' ich endlich dich umfangen; Wenn fern des Abends letzte Flamme im spiegelblauen Meer versank (jetzige Fassung anders); Nun hab' ich alle Seligkeit; Wenn in Rosen und Blüten; Goldne Brücken seien; Nun ist der letzte Tag erschienen, sämtlich Oktober 1839; aus demselben Monat: Des Woiewoden Tochter, Das Mädchen von Paros, An Hermann Kretzschmar, den Maler, Siehst du das Meer; aus dem September 1839: Vergänglichkeit, Leichter Sinn, Dichterleben, Alte Poeten, An Ludwig Achim von Arnim, Ermunterung, Liebesglück, ebenfalls die nur in die ersten Ausgaben, später nicht mehr aufgenommenen vier Sonette: An den Grafen von Platen (Der Heimat hattest du dich abgewendet), An Ernst Curtius (Musik durchhallt die mondbeglänzten Gassen), Südliche Romantik, An die Philologen.

Diese Vergleichung und Aufzählung mag als bescheidener Anfang zu einer Geibel-Philologie gelten, die ebensogut über kurz oder lang blühen wird, wie bei Heine und anderen modernen Klassikern. Gerade bei Geibel decken sich intim Leben und Lieder; darum läßt ersteres sich nicht bloß durch ästhetische, sondern vornehmlich durch kritisch-chronologische Prüfung der letzteren, zumal der Jugendgedichte, in historischer Entwickelung darstellen. Manche derselben sind glücklicherweise datiert; ihre Reihenfolge ist also klar. Leider kam er von dieser guten Gewohnheit mehr und mehr ab, gab späterhin selten das Entstehungsjahr an, ja mischte in seinen Werken oft absichtlich die Stücke bunt durcheinander. Dadurch er-

[illegible] Denn der [illegible] seines [illegible] mehr noch als [illegible] seinen [illegible] Lebens, seiner Stim- mungen [illegible] Gefühle und [illegible] wenn er in den Gedichten mit [illegible] „Sagen Sie mir jedes Ge- dicht immer das Datum, wann Sie es gemacht haben. [illegible] Und das ist meine [illegible] Ich habe es [illegible] und sehe, was das heißen soll.“ [illegible] — [illegible] — [illegible] 1843 in Berlin [illegible].

[illegible] Ferdinand Freiligrath [illegible] Berlin 1843. [illegible] „[illegible]“ welches einen Maler oder Zeichner zur [illegible]:

> Aus dem [illegible] des [illegible],
> [illegible]
> [illegible]
> [illegible]
>
> [illegible]
> [illegible]
> [illegible]
> [illegible]

Und unheimlich rings am Boden
Auf dem Steingetäfel haften
Dunkle Flecken, die kein Frühthau,
Die kein Regenguß hinweglöscht.

Schaurig mit umflorter Stimme
Singt von ihnen die Romanze,
Von dem Blut der Bencerragen,
Das hier schuldlos ward vergossen.

Und im blassen Licht des Halbmonds,
Wann sich jährt die Unthat, sagt man,
Wallt ein Zug von blut'gen Schatten
Um den Brunnen her und wehklagt,

Wehklagt um den Fall des besten
Heldenstamms im Reich der Mohren,
Dran der alte Haß der Zegris
Frevelhaft gelegt die Mordaxt,

Wehklagt auch um dich, Boabdil;
Weil du deine kühnsten Streiter
Hier erwürgt in blindem Zorne,
Ging Granada dir verloren. —

Ehe wir Emanuel Geibel Escheberg wieder verlassen sehen, möchte ich noch an einem Beispiel darthun, in welchem Maße er dort den Mittelpunkt bildete. Zum Geburtstage des Freiherrn, am 23. September 1841, verfertigte Klara von der Malsburg in Kassel eine Federzeichnung, die sinnig die Hauptabschnitte des Lebens auf Escheberg behandelt. Oelzweige und Weinranken teilen, aus Arabesken emporwachsend, das Bild in verschiedene Felder. Unten sitzt die hochbetagte Ahnin Henriette von Heintze im Lehnstuhl, ihren geistvollen Kopf mit den hellen Augen auf die rechte Hand gestützt, als ob sie just den aus Lilien und Rosen hervorlugenden Mädchenköpfen erzählt, vielleicht von Goethe und Schiller, die sie einst in Weimar und Jena kennen gelernt. In den Lüften tanzen Elfen. Oben kniet Polyhymnia, von lorbeergeschmückter Lyra, Album und einem lichtstrahlenden Kreuze umgeben, im Begriffe, auf eine

Zu seiner Entwickelung hat der Escheberger Boden nicht wenig beigetragen; jeder Hauch, jeder Klang von dort berührte ihn zeitlebens hell und harmonisch. Dort schuf er gern und gut am murmelnden Waldbach, im hohen Buchenforste, dort erholte sich sein bekümmertes Herz und sog neue Hoffnung ein auf eine glückliche Zukunft. Die ist ihm geworden, und darum verblaßte nimmer das innige Gedenken an seine Escheberger Tage, von denen er so schön singt und sagt:

Du riefest mich,
Mein edler Malsburg, — Segen deiner Gruft dafür! —
Gastfreundlich in dein waldumrauschtes Escheberg,
Und dort auf sonn'gen Höh'n mich lüftend, losgelöst
Vom kleinen Druck des Lebens, lernt' ich mächt'ger bald
Die Flügel rühren und der eignen Kraft vertraun.

Es muß doch Frühling werden.

Inzwischen hatte Geibels Gönner, Kammerherr von Rumohr, sich es angelegen sein lassen, der zwitterhaften Existenz des Jünglings ein für allemal ein Ende zu machen. Eines Tages fragte er ihn in geheimnisvoller Weise, ob er nicht abgeneigt sei, in Beziehungen zu einer norddeutschen Großmacht zu treten? Geibel, welcher nicht ahnte, worauf diese diplomatische Frage zielte, erwiderte: er sei nicht abgeneigt. Bei seiner nächsten Anwesenheit in Berlin wirkte Herr von Rumohr bei dem kunstsinnigen Könige von Preußen ein lebenslängliches Jahrgehalt für seinen Schützling zur ungehemmten Fortsetzung seiner poetischen Laufbahn aus. Friedrich Wilhelm IV. liebte einen guten Witz und vernahm daher mit besonderem Wohlgefallen das Scherzgedicht vom Gott Merkur: „Zu Lübeck auf der Brücken." Wie Rumohr den Namen des Verfassers nannte, erinnerte sich der Monarch, daß bereits Radowitz

auf diesen hoffnungsvollen Poeten seine Aufmerksamkeit gelenkt hatte, und ging in bester Laune auf den Vorschlag ein, wonach durch Kabinettsordre vom 24. Dezember 1842 der Finanzminister Herr von Bodelschwingh ermächtigt wurde, dem Dichter Emanuel Geibel jährlich dreihundert Thaler aus dem Allerhöchsten Dispositions-Fonds zu zahlen.

Dem drohenden Zwiespalt im Wesen und Wirken Geibels war durch diese Königliche Gnadenbezeugung ein glückliches Ziel gesteckt, welche ihn, frei von kleinlichen Sorgen, zum Hohenpriester seiner Kunst in behaglicher Muße heranreifen ließ.

„Ich kann's nicht leugnen,“ schrieb er nach Escheberg, „ich war in der letzten Zeit oft befangen und verzagt gewesen: ich hatte, von den Umständen gedrängt, mich mit dem Gedanken vertraut gemacht, die Richtung meines geistigen Lebens, die ich am liebsten verfolgte, gänzlich aufzugeben .... Da kommt dieses Glück über mich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, wie ein feuriger Wegweiser, der mich auf der liebgewonnenen Bahn vorwärts ruft und mir das zur Pflicht macht, was ich bisher mit grenzenloser Hingebung, wenn auch nicht immer ohne bange Zweifel und Besorgnisse getrieben. — So bin ich denn nun in den Stand gesetzt, ganz Poet zu sein, und, bei Gott, ich will's. Ich will ein redlicher Kämpfer sein in dieser verworrenen Zeit für das, was ich als groß und heilig erkannt habe, will nicht rechts, nicht links sehen, sondern der innersten Ueberzeugung getreu das Schwert des Geistes führen. Ich fühl' es wohl, ich werde einen schweren Stand haben, denn mein Glaube ist nicht der Glaube der Menge, und die Freiheit, die ich verfechte, dünkt vielen eine Thorheit. Aber ‚Vorwärts‘ ist mein Wort, und wenn ich auf meinem Wege unterliegen sollte, so will ich wenigstens fallen, wie der Fähndrich, der sich noch blutend in sein Banner hüllt. Das ist mein Gelübde.“

An den König von Preußen richtete Geibel noch im Dezember 1842 ein Dankgedicht: er habe nie nach Gunst gerungen, lediglich gesungen, was er gemußt, gleichgültig gegen Lob und Tadel; doch dem Fürsten, den schöner des Geistes Flamme, als die ererbte

Das Lied hat sechs Strophen, im Original sieben. Die fünfte lautet im Manuskript:

War alles Blendwerk, Wahnsinn und Betrug,
Es war so schön, es war so selig doch;
Ich fühl' es tief bei jedem Atemzug:
Ich liebe noch.

Dann die fortgelassenen Zeilen:

Ich liebe noch, und ob sie tausendmal
Das süße Band gebrochen ohne Scheu,
Einst war ihr Auge meines Herzens Strahl,
Ich bleibe treu.

Entstehung: Kephissia, Juni 1838. (Werke I, 89.)

Ebendort dichtete Geibel im Juli 1838 das Lied der Spinnerin mit dem Schluß: „Und ihr Thränen fließet leise, fließet unaufhaltsam zu," unverändert gedruckt. (Werke I, 120.)

Gondoliera, unterzeichnet: Bonn, gedruckt in der „Italia", hat in der ersten Strophe folgende Abweichung:

Die Lust erwacht, der Scherz beginnt
Im goldnen Zauberlicht,
Die Zither lockt so sanft, so lind,
Du widerstehst ihr nicht.

(Werke I, 63.)

und der Hidalgo, unterzeichnet Kephissia, in der dritten Strophe:

Manch Fräulein grüßen die Töne,
Manch eitlen Fant verhöhne
Das kecke Lied zumal;
Die Laut' ist für die Schöne,
Das Schwert für den Rival.

(Werke I, 19.)

Die folgenden Jugendgedichte Geibels bieten kleine Verschiedenheiten in den Lesarten oder seltener keine, tragen überdies meistens Ort, Datum und gegebenenfalls erste Publikation. Es sind: Der

Husar, Pergolese, Rothenburg, Bonn, gedruckt im Musenalmanach 1838 und 1839; Zigeunerleben, Lübeck, gedruckt im deutschen Taschenbuch 1838; Lied (Die stille Lotosblume steigt aus dem blauen See), Lübeck, Jahreszahl ausradiert; Frische Wanderschaft, Berlin; Rückerinnerung, September 1838; Traumkönig und sein Lieb, Berlin, Musenalmanach 1838; Das ist's, was an der Menschenbrust, ohne Notiz; Drei Mädchenlieder, Lübeck; Der Ritter vom Rheine, Berlin, gedruckt im Hefte der litterarischen Gesellschaft; Lieder: So halt' ich endlich dich umfangen; Wenn fern des Abends letzte Flamme im spiegelblauen Meer versank (jetzige Fassung anders); Nun hab' ich alle Seligkeit; Wenn in Rosen und Blüten; Goldne Brücken seien; Nun ist der letzte Tag erschienen, sämtlich Oktober 1839; aus demselben Monat: Des Woiewoden Tochter, Das Mädchen von Paros, An Hermann Kretzschmar, den Maler, Siehst du das Meer; aus dem September 1839: Vergänglichkeit, Leichter Sinn, Dichterleben, Alte Poeten, An Ludwig Achim von Arnim, Ermunterung, Liebesglück, ebenfalls die nur in die ersten Ausgaben, später nicht mehr aufgenommenen vier Sonette: An den Grafen von Platen (Der Heimat hattest du dich abgewendet), An Ernst Curtius (Musik durchhallt die mondbeglänzten Gassen), Südliche Romantik, An die Philologen.

Diese Vergleichung und Aufzählung mag als bescheidener Anfang zu einer Geibel-Philologie gelten, die ebensogut über kurz oder lang blühen wird, wie bei Heine und anderen modernen Klassikern. Gerade bei Geibel decken sich intim Leben und Lieder; darum läßt ersteres sich nicht bloß durch ästhetische, sondern vornehmlich durch kritisch-chronologische Prüfung der letzteren, zumal der Jugendgedichte, in historischer Entwickelung darstellen. Manche derselben sind glücklicherweise datiert; ihre Reihenfolge ist also klar. Leider kam er von dieser guten Gewohnheit mehr und mehr ab, gab späterhin selten das Entstehungsjahr an, ja mischte in seinen Werken oft absichtlich die Stücke bunt durcheinander. Dadurch er-

wachsen seinem Biographen beträchtliche Schwierigkeiten; denn der Schilderer seines Dichterlebens muß, mehr noch als aus seinem Briefwechsel, aus seiner Lyrik, aus seinen Gelegenheitspoesien schöpfen, die ein treues Spiegelbild seines Wesens, seiner Stimmungen, gewisser Einflüsse und Ereignisse sind. Wie überall trifft auch hier Goethe das Richtige, wenn er in den Gesprächen mit Eckermann am 29. Oktober 1823 äußert: „Setzen Sie unter jedes Gedicht immer das Datum, wann Sie es gemacht haben. Es gilt dann zugleich als Tagebuch Ihrer Zustände. Und das ist nichts geringes. Ich habe es seit Jahren gethan und sehe, was das heißen will." Hätte Geibel diesen Rat des Altmeisters, der übrigens — nebenbei bemerkt — selbst nicht immer darnach verfuhr, befolgt, er würde seiner Gemeinde, sich persönlich einen Dienst erwiesen haben. Später war er in einzelnen Fällen selbst ungewiß, wann er dieses, wann jenes Lied gesungen; viel berichtigen die Kladden aus Escheberg und zeigen zugleich, wie emsig und sorgfältig er damals die Redaktion der Gedichte für die zweite vermehrte Auflage betrieb, welche 1843 in Berlin erschien.

Neben solcher Sichtung und Feilung seiner eigenen Poesie lag Geibel eifrig spanischen Studien ob. Als Frucht seiner Arbeiten auf dem Gebiete der spanischen Litteratur veröffentlichte er die im Versmaß des Originals verdeutschten, Ferdinand Freiligrath gewidmeten „Volkslieder und Romanzen der Spanier" (Berlin 1843). Seltsamerweise fehlt in dem Büchlein das auf Escheberg entstandene Fragment „Alhambra," welches einen Maler oder Zeichner zur Illustration verlocken könnte und lautet:

Aus dem Dämmerlicht des Saales,
Dessen Kuppel tausendzellig
Wie im Bienenkorb sich wölbt,
Tritt hinaus zum Säulenhofe!

In der Mitte dort, getragen
Von zwölf wasserspei'nden Löwen
Hebt ein Brunnen sich aus Marmor;
Fast wie Weinen klingt sein Rauschen.

Und unheimlich rings am Boden
Auf dem Steingetäfel haften
Dunkle Flecken, die kein Frühthau,
Die kein Regenguß hinweglöscht.

Schaurig mit umflorter Stimme
Singt von ihnen die Romanze,
Von dem Blut der Bencerragen,
Das hier schuldlos ward vergossen.

Und im blassen Licht des Halbmonds,
Wann sich jährt die Unthat, sagt man,
Wallt ein Zug von blut'gen Schatten
Um den Brunnen her und wehklagt,

Wehklagt um den Fall des besten
Heldenstamms im Reich der Mohren,
Dran der alte Haß der Zegris
Frevelhaft gelegt die Mordaxt,

Wehklagt auch um dich, Boabdil;
Weil du deine kühnsten Streiter
Hier erwürgt in blindem Zorne,
Ging Granada dir verloren. —

Ehe wir Emanuel Geibel Escheberg wieder verlassen sehen, möchte ich noch an einem Beispiel darthun, in welchem Maße er dort den Mittelpunkt bildete. Zum Geburtstage des Freiherrn, am 23. September 1841, verfertigte Klara von der Malsburg in Kassel eine Federzeichnung, die sinnig die Hauptabschnitte des Lebens auf Escheberg behandelt. Oelzweige und Weinranken teilen, aus Arabesken emporwachsend, das Bild in verschiedene Felder. Unten sitzt die hochbetagte Ahnin Henriette von Heintze im Lehnstuhl, ihren geistvollen Kopf mit den hellen Augen auf die rechte Hand gestützt, als ob sie just den aus Lilien und Rosen hervorlugenden Mädchenköpfen erzählt, vielleicht von Goethe und Schiller, die sie einst in Weimar und Jena kennen gelernt. In den Lüften tanzen Elfen. Oben kniet Polyhymnia, von lorbeergeschmückter Lyra, Album und einem lichtstrahlenden Kreuze umgeben, im Begriffe, auf eine

Bücherrolle „Poesie. Auflage . . .“ zu schreiben, zur Seite bläst ein Engel in die Posaune. Dies bezieht sich auf den Gast und die von ihm vorbereitete zweite Auflage seiner Lieder. Er selbst ist zweimal abkonterfeit, links hochaufgerichtet zur Guitarre singend, während unter ihm Engel auf Weinfässern reiten und Rebensaft trinken; rechts mit Fez und Schlafrock am Kaffeetischchen sitzend, im Munde die lange Pfeife, ein Buch auf dem Schoße; darunter eine Skizze des Schlosses mit Wald und Hügeln, am Wege der kleine Baron Otto als Steinklopfer, eine Anspielung auf die freiherrlichen Chausseebauten und ein dies Thema betreffendes Geibelsches Gelegenheitspoem.

Am 8. Juni 1842, noch in Escheberg, trug Geibel der Nichte Adelheid von Baumbach den schon Cäcilie gewidmeten Spruch, freilich etwas verändert, ins Stammbuch:

> Wenn du den Blick auf dieses Blatt einst senkest,
> Betracht' es still, als wär's mein Leichenstein;
> Und mild, wie du der Toten sonst gedenkest,
> Gedenke mein!

Bald darauf reiste er von dannen, kehrte später aber noch einmal zurück zu kurzer Rast auf wenige Tage, Februar 1844, nachdem er die Zwischenzeit in Norddeutschland, am Rhein und in Württemberg verlebt hatte. Beim Abschied, am 28. Februar, fand er keine innigeren und sinnigeren Verse, als jene, die er bereits im September 1843 dem Landrat von St. Goar zugeeignet; es ist dies sicherlich kein poetisches Unvermögen oder Armutszeugnis, vielleicht indessen Bequemlichkeit.

> Wer das sonnige Meer hindurch
> Kommt zu Naxos' Fels geschwommen,
> Von den Mönchen auf der Burg
> Wird er gastlich aufgenommen.

Solche einst in Hellas genossene Gastfreundschaft war ihm in Deutschland gleichermaßen zu teil geworden; so behielt der alte Sang Gültigkeit, nur die Schlußstrophen bedurften lokaler Ummodelung:

St. Goar 1843.

Sieh! auch hier ist Rebenland,
Hochgepriesen jetzt und weiland.
Und so treib' ich's vor der Hand,
Wie vordem auf Bacchus' Eiland.

Oft als Gast an deinem Tisch
Saß ich froher Versemacher
Und vergaß die Sorgen frisch
Bei dem goldnen Manubacher.

Mit dem Freund im Ehejoch
Ward wohl gar ein Tanz vollführet,
Ja man spricht von einem Loch,
Das durch uns dein Keller spüret.

Escheberg 1844.

Freilich, hier ist hessisch Land,
Hochgepriesen jetzt und weiland,
Doch ich treib' es vor der Hand,
Denk' ich, wie auf Naxos' Eiland.

Hab' ich hier an deinem Tisch
Frohen Mutes oft gesessen
Und bei deinem Weine frisch
Allen alten Harms vergessen;

Manch ein froher Freudenklang
Ist in meiner Brust erklungen,
Und das Beste, was ich sang,
Hab' ich hier im Haus gesungen.

Traun, so gern, bevor ich schied,
Brächt' ich meinen Dank zur Stelle;
Und so werf' ich denn dies Lied
Dir als Ros' auf deine Schwelle.[1])

---

[1]) Aehnlich sang schon Gries, dessen Gedichte Geibel kannte, im Lied „Nach der Trennung":

Selbst in der letzten Abschiedsschnelle
Hast du mit Blüten mich erfreut;
Ich fand — kaum warst du von der Schwelle —
Den dürren Boden meiner Zelle
Mit Rosenblättern überstreut.

Zu seiner Entwickelung hat der Escheberger Boden nicht wenig beigetragen; jeder Hauch, jeder Klang von dort berührte ihn zeitlebens hell und harmonisch. Dort schuf er gern und gut am murmelnden Waldbach, im hohen Buchenforste, dort erholte sich sein bekümmertes Herz und sog neue Hoffnung ein auf eine glückliche Zukunft. Die ist ihm geworden, und darum verblaßte nimmer das innige Gedenken an seine Escheberger Tage, von denen er so schön singt und sagt:

Du riefest mich,
Mein edler Malsburg, — Segen deiner Gruft dafür! —
Gastfreundlich in dein waldumrauschtes Escheberg,
Und dort auf sonn'gen Höh'n mich lüftend, losgelöst
Vom kleinen Druck des Lebens, lernt' ich mächt'ger bald
Die Flügel rühren und der eignen Kraft vertraun.

Es muß doch Frühling werden.

Inzwischen hatte Geibels Gönner, Kammerherr von Rumohr, sich es angelegen sein lassen, der zwitterhaften Existenz des Jünglings ein für allemal ein Ende zu machen. Eines Tages fragte er ihn in geheimnisvoller Weise, ob er nicht abgeneigt sei, in Beziehungen zu einer norddeutschen Großmacht zu treten? Geibel, welcher nicht ahnte, worauf diese diplomatische Frage zielte, erwiderte: er sei nicht abgeneigt. Bei seiner nächsten Anwesenheit in Berlin wirkte Herr von Rumohr bei dem kunstsinnigen Könige von Preußen ein lebenslängliches Jahrgehalt für seinen Schützling zur ungehemmten Fortsetzung seiner poetischen Laufbahn aus. Friedrich Wilhelm IV. liebte einen guten Witz und vernahm daher mit besonderem Wohlgefallen das Scherzgedicht vom Gott Merkur: „Zu Lübeck auf der Brücken.“ Wie Rumohr den Namen des Verfassers nannte, erinnerte sich der Monarch, daß bereits Radowitz

auf diesen hoffnungsvollen Poeten seine Aufmerksamkeit gelenkt hatte, und ging in bester Laune auf den Vorschlag ein, wonach durch Kabinettsordre vom 24. Dezember 1842 der Finanzminister Herr von Bodelschwingh ermächtigt wurde, dem Dichter Emanuel Geibel jährlich dreihundert Thaler aus dem Allerhöchsten Dispositions=Fonds zu zahlen.

Dem drohenden Zwiespalt im Wesen und Wirken Geibels war durch diese Königliche Gnadenbezeugung ein glückliches Ziel gesteckt, welche ihn, frei von kleinlichen Sorgen, zum Hohenpriester seiner Kunst in behaglicher Muße heranreifen ließ.

„Ich kann's nicht leugnen," schrieb er nach Escheberg, „ich war in der letzten Zeit oft befangen und verzagt gewesen: ich hatte, von den Umständen gedrängt, mich mit dem Gedanken vertraut gemacht, die Richtung meines geistigen Lebens, die ich am liebsten verfolgte, gänzlich aufzugeben .... Da kommt dieses Glück über mich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, wie ein feuriger Wegweiser, der mich auf der liebgewonnenen Bahn vorwärts ruft und mir das zur Pflicht macht, was ich bisher mit grenzenloser Hingebung, wenn auch nicht immer ohne bange Zweifel und Besorgnisse getrieben. — So bin ich denn nun in den Stand gesetzt, ganz Poet zu sein, und, bei Gott, ich will's. Ich will ein redlicher Kämpfer sein in dieser verworrenen Zeit für das, was ich als groß und heilig erkannt habe, will nicht rechts, nicht links sehen, sondern der innersten Ueberzeugung getreu das Schwert des Geistes führen. Ich fühl' es wohl, ich werde einen schweren Stand haben, denn mein Glaube ist nicht der Glaube der Menge, und die Freiheit, die ich verfechte, dünkt vielen eine Thorheit. Aber ‚Vorwärts' ist mein Wort, und wenn ich auf meinem Wege unterliegen sollte, so will ich wenigstens fallen, wie der Fähndrich, der sich noch blutend in sein Banner hüllt. Das ist mein Gelübde."

An den König von Preußen richtete Geibel noch im Dezember 1842 ein Dankgedicht: er habe nie nach Gunst gerungen, lediglich gesungen, was er gemußt, gleichgültig gegen Lob und Tadel; doch dem Fürsten, den schöner des Geistes Flamme, als die ererbte

Krone ziere, auf den, wenn sich die Wolken schwärzen, als Leuchtturm Deutschlands Kern schaue, danke er gern aus tiefstem Herzen alles:

Was ich in unsrer Wälder Stille,
An Hellas' Strand umsonst begehrt,
Das hat dein Königlicher Wille
Aus freien Hulden mir gewährt:
Du gabst ein Leben mir vom Staube
Des niederen Marktes unberührt,
Ein Leben, wie's im grünen Laube
Der freie Vogel singend führt.

Mit Gottes Hilfe werde er des ihm gewordenen Pfundes walten, festhalten am Banner deutscher Ehre, Zucht und Art:

Fern von dem Schwarm, der unbesonnen
Altar und Herz in Trümmern schlägt,
Quillt mir der Dichtung heil'ger Bronnen
Am Felsen, der die Kirche trägt.

Nicht sei ihm drum die Welt und ihre Schönheit in Nacht versunken; im Gegenteil, wer aus jenem Urquell geschöpft, dem erst sei die Lippe ganz rein, und er trage im Herzen den Rosengarten jeglicher Freude, blicke kühn in den Abgrund grimmster Qualen, erzeuge neu den Fluch des Oedipus aus heiterem Sinne, schreite unversehrt durch der Hölle Flammen wie Dante. Er gelobt, mit seinen Tönen

Zu bau'n, zu bilden, zu versöhnen.

Ob er je den Kranz des Dichters gewinne, wer wisse das! Doch wenn dereinst auch nur ein Blatt seine Stirn schmücke:

Der Mutter sei's geweiht zu eigen,
Dem deutschen Vaterland und dir!

Dies Lied darf als treu beobachteter Wahlspruch Geibels gelten.

Als erneuten, schwachen Ausdruck des innigsten Dankgefühls übersandte er unterm 20. April 1843 ein Exemplar der „Zeitstimmen". In dem Begleitschreiben heißt es: „Freilich fühlt niemand tiefer als ich, wie sehr noch die meisten dieser Gedichte in Gehalt und Form einer schonenden Nachsicht bedürfen, und wie sie deshalb kaum würdig sein mögen, in Ew. Majestät Hände zu gelangen; allein auf der anderen Seite läßt mich die freundliche Teilnahme, welche Ew. Majestät jedem ernsten, wenn auch noch unerfüllten Ringen nach einem hohen Ziele gewähren, dennoch den Mut finden, diese aus bewegtem Herzen in eine stürmische Zeit hinausgesungenen Lieder darzubieten. Möge die Zukunft meinen heißesten Wunsch in Erfüllung gehen lassen und mir es dereinst vergönnt sein, Ew. Majestät ein größeres und würdigeres Werk zu Füßen zu legen." Der König nahm das Schriftchen huldvollst auf und ließ dem Verfasser für diese willkommene, seinen dichterischen Beruf und seine ehrenwerten Gesinnungen von neuem bekundende Gabe aufrichtigen Dank bezeigen.

Aus dieser Zeit stammt das von Otto Speckter gezeichnete, sehr gut getroffene Bildnis Geibels mit dem Faksimile: „Es muß doch Frühling werden." Jawohl, damals stand er im vollsten Lenze seines blüten- und früchtereichen Lebens.

Noch in demselben Jahre wünschte unser Dichter, dem hohen Protektor seinen ersten dramatischen Versuch, das Trauerspiel „König Roderich" dedizieren zu dürfen. Da er jedoch in allen Dingen, welche die Hofsitte angehen, völlig unerfahren war, ersuchte er den bevollmächtigten Minister Oberst von Radowitz, dessen Bekanntschaft er bei einem kurzen Aufenthalte in Karlsruhe gemacht hatte, die Sache bei dem Monarchen gütigst vermitteln zu wollen.

Die Tragödie ist der ältesten Geschichte Spaniens entnommen; sie behandelt den Sturz des westgotischen Reiches und das Eindringen der Mohren unter Tarik in die Pyrenäische Halbinsel. Der Stoff schien zur dramatischen Bearbeitung um so geeigneter, da wir hier aus dem Zusammenstoßen einzelner mächtiger Charaktere

Ereignisse von welthistorischer Bedeutung sich entwickeln sehen. Roderich, der letzte der westgotischen Könige, verführt die Tochter seines treuesten Anhängers und Feldherrn, des Grafen Julian, der von Ceuta aus mit Erfolg wider die andrängenden Mohren kämpft. Eben hat der Graf die Feinde in offener Feldschlacht bezwungen, eben ihren Frieden erbittenden Gesandten mit Stolz und Hohn entlassen, als die unglückliche Tochter bei ihm erscheint und ihm das furchtbare Geheimnis ihrer und seiner Schmach eröffnet. Nach kurzem, aber heftigem inneren Kampfe entschließt sich der gekränkte Vater, die bisherigen Gegner zu seinen Bundesgenossen zu erwählen; sie sollen das Schwert in seiner Hand sein, um den gewaltigen Beleidiger zu züchtigen. In dieser Absicht führt er die Mohren nach Spanien über. Aber bald wird das Verhängnis größer, als sein Wille; der Feind, den er nur als Mittel benutzen wollte, wächst ihm über den Kopf, und der durch die Not wieder zum Heldenbewußtsein erweckte König, aber zugleich auch das gotische Reich und Julian selbst können dem Untergange nicht entgehen. Als versöhnende Figur geht Roderichs Vetter, Pelayo, durch das ganze Stück, derselbe Pelayo, von dem bis auf heute die Herrscher Spaniens zählen, und an dessen Person sich daher am Schlusse die poetische und historische Beruhigung von selbst anschließt.

Dies ist kurz zusammengedrängt der Inhalt des Dramas. „Daß der Stoff", schreibt Geibel aus Weinsberg, „zu den wirksamsten Scenen Anlaß gebe, werden Sie aus dieser freilich höchst unvollkommenen Skizze ersehen. Ob aber die Ausführung mir irgendwie gelungen sei, ist eine andere Frage, die ich natürlich am wenigsten zu beantworten wage. Nur soviel darf ich von dem Stücke sagen, daß es mit Ernst, Liebe und Hingebung, zugleich mit stetem Hinblick auf die Möglichkeit einer Darstellung gearbeitet wurde".

Auf des Herrn von Radowitz warm empfehlende Anfrage erklärte sich Friedrich Wilhelm IV. zur Annahme der Widmung gern bereit. Die Nachricht hiervon beantwortete Geibel erst am 16. Januar 1844 von Stuttgart aus. Er hatte in der Zwischenzeit mancherlei erlebt, und besonders beschäftigte ihn Georg Herweghs revolutionäres

Auftreten, worüber der Brief einige Schlaglichter wirft: „Wie innig mich Ihre gütige Mitteilung erfreut, ja ich darf wohl sagen erhoben hat, brauche ich Ihnen gewiß kaum auszusprechen. Thut doch nichts dem schaffenden Geiste so wohl, als von einer edlen Natur, welche durch Begabung wie durch Geburt zur Vertretung der höchsten Interessen berufen ward, in seinem Ringen und Kämpfen beachtet und — so weit eben die Würdigkeit reicht — anerkannt zu werden. Ihrem Rate folgend habe ich nun, da nach mancher Verzögerung der Druck bei Cotta begonnen hat, einen Prolog oder vielmehr eine Zueignung dazu geschrieben, die ich jedoch nicht der Presse übergeben möchte, ohne sie vorher Ihrem Urteile vorzulegen. Ich schließe daher das Manuskript bei mit der Bitte, demselben einen Blick zu schenken, und dafern Ihnen irgend eine Aenderung wünschenswert erscheinen sollte, mich mit einer Zeile freundlichst davon in Kenntnis zu setzen.[1]) — Der zweite Band unseres überrheinischen Poeten wird Ihnen gewiß schon zu Gesichte gekommen sein. Mich haben diese Lieder nur darum schmerzlich berührt, weil sie den völligen Untergang eines großen Talentes beurkunden. Was in ästhetischer Hinsicht noch gut ist, stammt entweder aus früherer Zeit oder ist ein schwächerer Nachhall derselben. Das eigentlich Neue ist ebenso formlos als unklar, ebenso poesielos als frech. Herwegh hat den Gott in seiner Brust erschlagen; mit Schrecken wird er das einst spüren; mit Entsetzen wird er zugleich gewahr werden, daß er jetzt nicht mehr umkehren kann, und daß sein Weg vorwärts ins ewig Leere geht. Er, der aufging wie ein Stern, wird haltlos verwehen, wie ein gelbes Blatt im Winde. Seinen gegen mich und Freiligrath gerichteten Angriff habe ich ruhig verachten können. Streiche, die nicht treffen, schmerzen nicht. Doch läßt sich auf solche Dinge nicht anders antworten, als durch Schweigen. — Vielleicht ist es mir vergönnt, wenn ich gegen Ende des nächsten Monats auf meiner Rückreise

---

[1]) Diese Zueignung ist mit einigen unbedeutenden Varianten dem Stücke vorgedruckt worden.

nach Norddeutschland Karlsruhe berühre, Sie persönlich aufzusuchen und mich dann über manches, was mich erfüllt und bewegt, weitläuftiger auszusprechen.“

Als Herweghs gegen Freiligrath und Geibel gerichtetes Pamphlet, das Duett der beiden Pensionierten, bekannt wurde, brach Geibel diesem dadurch die Spitze ab, daß er zwei Puppen in die Hand nahm, sie Verbeugungen machen ließ und dazu unter allgemeiner Heiterkeit seiner Umgebung den boshaften Dialog rezitierte:

Geibel. Bist du's?

Freiligrath. Ja, ich bin es —

G. Der da —

F. Der da —

G. seinen Speer geschwungen
Und die Drachen —

F. ja die Drachen,
Samt dem Drachenfürst, bezwungen.

G. Bist du's?

F. Ja, du willst mich kennen?
Ja, ich bin es in der That,
Den Bediente Bruder nennen,
Bin der Sänger Freiligrath.

G. O, so salb' ich dich mit Narden
Und so räuch'r ich dir mit Ambra,
O du bardigster der Barden
Rettest mich vor dem Alhambra,
Du der Sänger des Diego
Vor dem Lande des Riego,
Vor dem Tiger, vor dem Nero,
Vor dem grausen Espartero —
Ohne dich, den einzig Edeln,
Lernt' ich nie so trefflich wedeln;

Heiße Geibel, so 's erlaubt ist,
Wenn man 'mal ein Dichterhaupt ist:
Bin der Sohn von einem Pastor,
Möchte gerne mich zum Kastor
Machen; willst du Pollux sein?

F. Ich gesteh', ich hätte lieber
Die Unsterblichkeit allein,
Doch dies Demagogenfieber —

G. Bändigen wir nur zu Zwei'n.

F. Und so laß uns unsre Flammen —

G. Thu'n zu einem Brand zusammen —

F. Braten als getreue Diener —

G. Die verfluchten Jakobiner,

Beide. Und verzehren dann in Frieden
Die Pension der Invaliden.

Ostern 1844 erschien „König Roderich," Tragödie in fünf Akten, im Buchhandel. Geibel beeilte sich, das erste Exemplar dem Könige von Preußen ehrfurchtsvollst zu übermitteln. „Zwar fühle ich wohl," lautet es in dem Begleitschreiben, das weder Ort noch Datum trägt, „da ich meine Arbeit jetzt schwarz auf weiß, und durch den Druck mir gewissermaßen entfremdet, wieder betrachte, wie viel derselben, namentlich was die schärfere Zeichnung der Charaktere betrifft, zu dramatischer Vollendung mangelt, und wie ich deshalb vielleicht besser gethan haben würde, Ew. Majestät gnädiges Interesse erst für ein späteres und reiferes Werk in Anspruch zu nehmen; allein es beseelt mich der tröstliche Gedanke, daß Ew. Majestät dem jugendlich ungestümen Sinne freundlich nachsehen werden, wenn er zu früh das Verlangen hegte, eine Frucht darzubringen und den Dank für empfangene Huld öffentlich auszu-

sprechen. Dies Vertrauen auf Ew. Majestät Nachsicht ist es zugleich, was mir die Kraft verleiht, ungebrochenen Mutes und mit erweiterter Erfahrung mich neuen Arbeiten zuzuwenden in der Hoffnung, daß es mir endlich doch vergönnt sein werde, etwas zu schaffen, was des von Ew. Majestät mir so gnädig bezeigten Wohlwollens würdig sein möge."

Die Widmung an den König schließt folgendermaßen:

Ich habe heute nur ein Jünglingswerk;
Doch leg' ich's dankbar als die einz'ge Gabe,
Die deinesgleichen ich zu bieten weiß,
In deine Hand, o Fürst, der freundlich du
Die schlimmste Musenstörerin, die Sorge,
Mit holdem Wink von meinem Tisch gescheucht.
So nimm es hin, und ob auch viel gebricht:
Vergieb es lächelnd, daß der frische Quell
Vom künft'gen Strome leise rauschend träumt,
Zu kühn vielleicht — denn Hoffnung, Mut und Kraft
Genügen nimmer, wenn von goldner Wolke
Der schöne Gott nicht segnend niederschaut.

Friedrich Wilhelm IV. ließ dem Autor schriftlich seine Teilnahme ausdrücken für das Werk, „womit Sie ein neues Feld Ihrer dichterischen Thätigkeit beschritten haben, und werde Mich freuen, die Ihnen verliehene reiche Gabe der Dichtung auch auf diesem Gebiete bewährt zu finden."

Geibel verwarf später seine Schöpfung und nahm die Zueignung in die „Juniuslieder" unter Streichung des Titels König Roderich auf. Auch in den gesammelten Werken fehlt das nur in Lübeck und einmal in Weimar mit schwachem Achtungserfolge aufgeführte Drama, welches für die Entwickelungsgeschichte Geibels als Dramatiker immerhin Berücksichtigung verdient.

St. Goar und Freiligrath.

Karlsruhe, Weinsberg, Stuttgart — wie kam Geibel dorthin? Von St. Goar. — Doch das ist eine eigene Geschichte, die von Anfang an erzählt sein will.

Wie bereits erwähnt, hatte der Escheberger Aufenthalt ihm Muße und Gelegenheit geboten, eine Reihe spanischer Volkslieder und Romanzen zu übersetzen, welche er um Neujahr 1843 dem Drucke übergab in der Hoffnung, daß sie als ein nicht uninteressanter Beitrag zur Kunde fremder Litteraturen in Deutschland aufgenommen werden möchten. Als er Umschau hielt, wem er wohl das ihm lieb gewordene Büchlein widmen solle, blieb sein Blick auf einer eigenartigen Erscheinung, auf Ferdinand Freiligrath, ruhen. Ja, ihm möchte er dasselbe zueignen, nicht nur, weil er, selbst Poet und Uebersetzer, die Arbeit am besten zu würdigen und beurteilen wußte, sondern noch mehr aus einem Gefühle von Dankbarkeit, von herzlicher Zuneigung, das ihm seine Gedichte, namentlich die letzten, einflößten. Denn ihn hatte dessen kräftiges Ueberwinden einer blendenden Manier, die obendrein bei der Menge Preis und Nachahmung fand, noch inniger davon überzeugt, daß es Freiligrath mit der Poesie als Kunst heiliger Ernst sei, wie sich das leider in damaliger Zeit von sehr wenigen sagen ließ. Dessen schöne Worte bei Immermanns Tode hatten Geibel tief in der Seele bewegt und ihn in jener Stunde ein gleiches Gelübde ablegen lassen; und in innerster Brust hatte er den Gruß an die Romantik mit- und nachempfunden.

So wandte er sich denn unterm 3. Februar 1843 an Freiligrath, den er in Darmstadt glaubte, mit der Anfrage, ob ihm die Dedikation genehm sei, und fügte hinzu: „Sollte das Frühjahr Sie wieder nach St. Goar führen, so werde ich — so Gott will — die Freude haben, Sie von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen,

da auch ich mir für den Sommer irgend ein stilles Plätzchen am Rheine auszufinden gedenke, um dort in Muße meinen historischen und poetischen Studien zu leben."

Freiligrath, der ohne sein Zuthun auf Veranlassung des Kanzlers von Müller und Alexander von Humboldts durch Allerhöchste Ordre vom 9. März 1842 gleichfalls ein preußisches Jahrgeld (300 Thlr.) genoß, welches Gries bis zu seinem Ableben bezogen hatte, war schon im Oktober desselben Jahres nach St. Goar übergesiedelt und begrüßte warm die Doppelbotschaft Geibels. Damit öffnete sich diesem für das künftige Sommerhalbjahr die erquicklichste Aussicht. Die endliche Erfüllung seines lange gehegten Wunsches, in wechselseitiger Anregung mit einem wirklichen Poeten und von dem überlegenen Freunde gehoben und gekräftigt dem großen gemeinschaftlichen Ziele zustreben zu dürfen, erfüllte ihn mit der innigsten Freude. Die Hoffnung, auch Levin Schücking dort zu treffen, war ein zweiter Magnet. Ueberdies stand St. Goar ihm von seinen Studentenjahren her gar lieb im Gedächtnis. Allerlei wissenschaftlicher Bedarf ließ sich ja ohne Mühe von Bonn herbeischaffen, wo er aus alter Zeit mit manchen Professoren und Dozenten befreundet war. „So hoffe ich denn," erwiderte er im Anfang März, „auf eine schöne, für mich in jeder Hinsicht förderliche Zeit, die mir um so inniger wohlthun wird, je weniger mein hiesiger Aufenthalt für einen freieren und allgemeineren Austausch der Gedanken geeignet sein konnte. Sie kennen ja das Leben in den Handelsstädten aus eigener Erfahrung. Gleich nach Ostern denke ich Lübeck zu verlassen und meine Reise, wenn auch nicht ohne alle Umwege, doch so einzurichten, daß ich die Pfingsttage bei Ihnen bin. Ein freundliche, vor allen Dingen sonnige Wohnung läßt sich hoffentlich schon auftreiben."

Erst am 24. Mai traf Geibel zu St. Goar ein. Nun begann ein unvergleichliches Poetenleben. Beide Dichter lernten sich auch als Menschen lieben, und das trauliche Du griff sofort Platz. Der fünf Jahre ältere Freiligrath war verheiratet und hatte sich in dem zwischen Berg und Strom gelegenen Orte, gegenüber dem

Lurlei-Felsen, unterhalb der Ruine Rheinfels, zu der eine Nußbaumallee hinaufführt, beim Apotheker Ihl (sein „Ilium") häuslich eingerichtet. Frau Ida, geborene Melos, eine Weimaranerin, deren Kinderspielen mit seinen Enkeln Goethe noch gelächelt, von reichster Geistes- und Herzensbildung, die „schlanke Lilie von St. Goar," sowie deren liebenswürdige Schwester Marie, scherzhaft „Maruschka" oder „Schnur" genannt, wurden Geibels beste Freundinnen. Den Mittelpunkt für die kleine auserwählte Kolonie bildete das gastliche Heim des Landrates Karl Heuberger, eines gern mit Künstlernaturen verkehrenden Mannes und ehrenwerten Beamten, dessen blonde Töchter, vor allem die ein schönes poetisches Talent besitzende Mathilde, zur Erhöhung anmutiger Geselligkeit nicht wenig beitrugen. Die durstigen Kehlen bestrebten sich umsonst, dem Herrn Landrat ein „Loch im Keller" zu trinken, welches er später hätte für Geld sehen lassen können; der Vorrat war gar zu groß, und schier unerschöpflich floß die Quelle, trotzdem die im Sommer stattgefundene Verlobung von Freiligraths Hausgenossin, Luise von Gall, mit Levin Schücking einen erneuten Sturm auf die gewaltige Batterie feinsten Rhein- und Moselweines veranlaßte. Vergnügungspartien in die prachtvolle Umgegend wurden unternommen, und namentlich ward im „goldenen Pfropfenzieher," einer Schenke zu Oberwesel, häufig Einkehr gehalten, wacker gezecht und viel „gespenstert."

Wie herzlich sich Geibel an Freiligrath angeschlossen hatte, erhellt aus dem Umstande, daß, als letzterer eine kurze Reise nach Geisenheim und Darmstadt Ende Mai antrat, Geibel förmlich Sehnsucht nach ihm empfand und schon am 3. Juni eine Epistel nachschickte voller Romantik und Humor:

Ein Brief, ein Brief von mir? Datiert aus Geisenheim
In Darmstadt angelangt, und noch dazu im Reim?!
Daß dich das Wetter gleich! — Allein du lächelst munter:
Da, sieh' ihn, schwarz auf weiß, den vollen Namen drunter.
So bin ich überführt. — Zwar seltsam bleibt der Fall;

Von Ladés[1]) weiß ich nichts, noch von der Stöpsel Knall,
Noch von der Mädchen Blick, darin im Maienmonat,
Wenn alles liebt und blüht, Gott Amor seinen Thron hat.
Auch ist die Form nicht mein; denn wäg' ich's mit Bedacht,
So hab' ich sonst doch wohl schon reiner'n Vers gemacht.
Doch sei's, ich gebe mich. Den Brief hab' ich geschrieben,
Hat nicht vielleicht sein Spiel ein Gott mit mir getrieben.

Denn merke, was gescheh'n. Als ich im Sonnenschein
Auf Sankt Johannisberg geschlürft Elfguldenwein
Und dann in Andacht saß, mich holdem Traum ergebend:
Da nahte Bakchos mir auf gold'nen Sohlen schwebend,
Und mit dem Thyrsosstab, von Weingerank umlaubt,
Vornüber sanft geneigt berührt' er mir das Haupt.
Und sieh — vor meinem Blick, dem schlummernden, ward's heller:
So weit ich schaute, nichts, als lange Gäng' und Keller;
Und drinnen Faß an Faß vom saubersten Gebind
Und Flaschen auf dem Sims, mit Goldlack und verzinnt;
Und drüberher ein Schmelz, ein würzig süßes Düften,
Als blühten Lenz und Herbst vereinigt in den Lüften.
Da — horch! — ein zweiter Schlag! — Durchsichtig ward die Wand,
Durchsichtig das Gewölb, der Boden, drauf ich stand.
Da seh' ich rings im Grund die Wurzeln steh'n der Reben
Und wie krystall'nes Grün empor zum Lichte streben;
Ich sah den Sonnenglanz, der funkelnd niederfloß
Und in die Adern sich mit warmem Gold ergoß;
Und Elflein wunderzart mit ros'gen Kinderzügen,
Sie führten durchs Geröhr den Thau in Silberkrügen,
Indessen oben hoch der Arbeit süßer Zoll
Wie flüssiger Rubin der Saft der Beeren schwoll;
Das war ein Glüh'n und Blüh'n, ein Aufundniedersteigen,
Ein Funkeln und ein Sprüh'n — ein ganzer Elfenreigen.

Und wie ich so noch stand, verzaubert ganz und gar,
Gewahrt' ich plötzlich mich in einer Mädchenschar;
O welche Augen rings, o was für seid'ne Locken! —

[1]) Generalkonsul von Ladé in Geisenheim, Inhaber einer großen Weinhandlung, machte ein gastliches Haus und ließ auch an Freiligrath, Geibel und Schücking öfters Einladungen ergehen.

Gesang erscholl umher und Römer hell wie Glocken —
Die Schönste winkte mir, zu nah'n, mit holdem Wink
Und bot den Kelch und sprach: Du hast geschaut, nun trink! —

Das war ein ros'ger Trunk! Tief sog ich sonder Nippen,
Kaum weiß ich, war's am Wein, war's an des Mädchens Lippen.
Und damit wacht' ich auf.
Dies Eine däucht mir klar,
Daß Ladés Kellerraum des Traumes Schauplatz war;
Es wollte sicher mir der Gott den Vorschmack gönnen
Deß, was zu Geisenheim ich hätt' erleben können;
Vielleicht auch schrieb er selbst, wenn ich's nicht that, den Brief
Und meldet' euch den Traum, derweil ich eben schlief.

Doch jetzt, mein Wüstenroß, Aegypter von Geblüte,
So rein als ob gezeugt in Pücklerschem Gestüte,
Genug der Sprünge jetzt! Rasch! Mach dich auf den Pfad,
Den Rheingau wie ein Blitz durchfleug zum Freiligrath
Und also sprich zu ihm: O König der Kamele,
O großer Baribal, o deutsche Rheinweinkehle,
O pflichtvergeßner Strolch! In Darmstadts Weichbild schwärmt
Dein Fuß, indeß daheim die Schnur sich einsam härmt.
Wir schmachten hier nach dir wie der gehetzte Eber
Nachts nach dem Sprudelquell — ja, wie du selbst nach Leber,
Und du — o Treuebruch! — du zeigst am gelben Main
Agraff' und Waffe nur und lässest uns allein.

Doch keine Frevelthat begeht sich ohne Sühne,
(Schon Klytemnestra sprach's auf der Hellenen Bühne)
Und diese letzte wird dir nicht vergeben; merk:
Ich rüste dir daheim ein schrecklich Rachewerk;
Sei's, daß ich deinen Durst mit Seewein einst erquicke,
Sei's, daß ich gratis dir Herrn Steinmanns Werke schicke,
Sei's, daß auf hast'gem Gang ich dich zerschmelz' in Schweiß,
Sei's, daß mit falschem Brief ich kreuze deinen Gleis.
(Wer sollt' im letzten Fall mir wohl als Helfer taugen?
Vielleicht dein Freund Levin mit den Gespensteraugen?!)

Bis aber jene That der Rache wird gescheh'n,
Gehab dich wohl, o Freund. Auf bald'ges Wiedersehn!

In jener Zeit wurde Freiligrath, was Geibel schon längst war, politischer Dichter, allerdings von grundverschiedener Tendenz, nicht mit einem Schlage, sondern fast unmerklich aus innerster Ueberzeugung. Dieselbe spricht sich am energischsten aus in dem 1844 erschienenen „Glaubensbekenntnis." Diese Sammlung von Zeitgedichten hatte einen außerordentlichen Erfolg, sollte ihn aber auch aus dem gefahrlosen Geleise eines behaglichen Poetenlebens herausreißen. Das wußte Freiligrath sehr wohl. Der erste Schritt, den er that, war freiwilliger Verzicht auf die Pension in einem an den Minister Eichhorn gerichteten Schreiben (datiert Ostende, 14. September 1844), woraus ersichtlich, daß er das Jahrgeld bereits seit dem 2. Januar nicht mehr erhoben hatte. Laut Erkenntnis des Ober-Zensurgerichts in Berlin vom 24. Juli 1845 wurde nicht nur der Debit des „Glaubensbekenntnis" innerhalb der Königlich preußischen Staaten untersagt, sondern auch auf Vernichtung erkannt. Schon am 24. Januar war eine Ordre erlassen, wonach gegen den Dichter als preußischen Unterthan bei seiner Rückkehr, wenn er sich im Inlande betreten lassen sollte, mit der Untersuchung zu verfahren sei.

Freiligrath war nach kürzerem Aufenthalt in Asmannshausen und, wegen der Kränklichkeit seiner Gattin, im Bade Kronthal bei Frankfurt direkt nach Ostende gereist und hatte für den Winter Quartier in Brüssel genommen. Das Leben daselbst sagte seinem an das Geräusch einer großen Stadt kein Gefallen findenden Gemüte so wenig zu, daß er zum Frühling durch Belgien und Elsaß-Lothringen nach der Schweiz zog und einen stillen, freundlichen Wohnort in Meyenberg bei Rapperswyl während des Sommers und Herbstes sich erwählte, um im Spätjahre nach Hottingen bei Zürich überzusiedeln. Sicherlich wäre er am liebsten an den Rhein zurückgekehrt, was auch bei seiner Entfernung von St. Goar in seiner Absicht zu liegen schien, indem er dort seine Mobilien zurückgelassen. Durch die Zeitungen verbreitete Gerüchte aber und die gegen ihn ergriffenen Maßregeln trieben ihn ins Exil und im

Juli 1846 nach England, um in London aufs neue das harte Brot kaufmännischer Dienstbarkeit zu essen.

Zur Charakteristik Freiligraths wie auch Geibels, obschon nur in zweiter Linie, gereicht ein dem Königlichen Oberpräsidenten der Rheinprovinz Herrn von Schaper zu Koblenz eingehändigter und durch den Staats- und Minister des Innern Graf von Arnim Sr. Majestät dem Könige vorgetragener Bericht des Landrates Karl Heuberger. Wir wollen die bedeutsamsten Motive daraus hier an uns vorüberziehen lassen.

„Als Freiligrath nach St. Goar kam, befand er sich gleichsam noch im Stande politischer Unschuld, doch war der nähere Umgang mit einigen, wenn auch gemäßigten Liberalen zu Darmstadt nicht ohne befruchtenden Einfluß geblieben. Die Keime einer Sinnesänderung schlummerten noch in ihm. Bis dahin waren seine Gedichte ohne politische Beziehung, etwa das eine auf den Tod Diego Leons abgerechnet, welches ihm den Tadel der Liberalen zuzog. Diese gaben sich damals schon viele Mühe, ihn zu sich hinüberzuziehen. Der ihm ganz unbekannte Herwegh wandte sich sogar brieflich an ihn. Er hielt sich aber standhaft, und das anmaßliche Schreiben des als Briefsteller berüchtigten Dichters war vielleicht mit eine Veranlassung, daß er im Januar 1843 in dem Gedicht „Ein Brief“ als entschiedener Gegner dieses wahnwitzigen Demagogen auftrat. Nun hatte er es mit den Radikalen, die bis dahin in der Hoffnung, ihn zu gewinnen, ihn noch geschont, gänzlich verdorben. Es ist bekannt, wie man in fast allen öffentlichen Blättern über ihn herfiel. Ich war einer der wenigen von seinen Freunden, die sich seiner warm annahmen (Beilage No. 69 der Rhein- und Mosel-Zeitung von 1843). Und nicht nur in den Zeitungen, sondern auch in den meisten Briefen seiner ziemlich ausgebreiteten Korrespondenz wurde selbst von solchen, auf deren Zustimmung er glaubte rechnen zu dürfen, wenn auch nicht in der Sache, doch in der Art und Weise und der Wahl des Zeitpunktes ihm Unrecht gegeben und die Besorgnis ausgesprochen, daß es um seine Popularität geschehen sei. Wie man insbesondere ihm das Königliche Gnaden-

gehalt zum Vorwurf machte und durch dasselbe seine Gesinnung zu verdächtigen suchte, darf ich als bekannt voraussetzen. Man hat neuerdings, noch vor kurzem in No. 355 der Kölnischen Zeitung vorigen Jahres, dieselbe Taktik gegen Emanuel Geibel versucht.[1]) Ich traue diesem zu, daß er durch das Geschrei des Marktes sich nicht werde irren lassen. Auch Freiligrath schien dasselbe anfangs zu verachten, aber — gutta cavat lapidem saepe cadendo. Er wurde mit sich selbst uneins, bekümmerte sich nun mehr, als früher, um Politik, und in der Gährung seines Innern gingen die zu Darmstadt gestreuten Saaten auf. In dem intensiven Gemüte des Dichters, dem es an politischer, wie an philosophischer Durchbildung zu sehr fehlt, um die gährenden Elemente unserer Zeit aus höherem Standpunkte und an der Hand der Geschichte kritisch beurteilen zu können, gestaltete sich nun das Bild eines unterdrückten mißhandelten Deutschlands, welchem nur durch die Losungsworte des von Frankreich zu uns herübergepflanzten Liberalismus, „Konstitution, Preßfreiheit“ ꝛc. zu helfen sei. Zu diesem Ziele mitzuwirken glaubte er sich berufen. Schillers Wort „Der Dichter muß mit seinem Volke gehen“ war oft in seinem Munde. Er ver-

[1]) Hermann Grieben hatte die Freundlichkeit, mir darüber nähere Mitteilung zu machen: Im Feuilleton steht voran eine Besprechung von Simrocks deutschem Heldenbuch, unterzeichnet H. Püttmann. Als Miscellen folgt dann Ankündigung einiger Probeblätter der Hannoverschen Morgenzeitung, die vom 1. Januar 1845 anstatt der Hannoverschen Posaune unter Redaktion von Harrys im Hahnschen Verlage erscheinen sollte. Diese Probeblätter hatten zwei Erzählungen von Viktor Strauß gebracht, auch Poesien von Geibel. Ueber diese schrieb nun der Kölnische Miscellaneus, vermutlich Püttmann, der damals, als Andree Chefredakteur war, die Litteratur besorgte, Folgendes: „Unter den Gedichten von Emanuel Geibel ist eines „Nachts am Meere“ sehr schön und erinnert durch nichts an die leidige Taschenspielerei, die dieser Lyriker mit seinem unstreitig bedeutenden Talente zu treiben pflegt, und welche nicht selten an die Redensart der Philadelphia, Bosco ꝛc. erinnert: Geschwindigkeit ist keine Hexerei! (Auch Geschmeidigkeit und das Buhlen nach „hohem“ Beifall ist eher etwas anderes als Hexerei.)“ — H. Püttmann ging 1845 nach der Schweiz, wo er sich in die kommunistischen Agitationen einließ. Möglicherweise ist auch nur der eingeklammerte Satz von ihm angehängt.

wechselte nur leider die Partei mit dem Volke. Sein vermeintlicher Ruf zum Politiker war aber eine arge Selbsttäuschung, da, seiner ganzen Natur nach, die Politik ein für ihn durchaus ungeeignetes Element ist. Dazu gesellte sich der Glaube, daß er in der öffentlichen Meinung, für welche er fälschlich das Parteigeschrei der öffentlichen Blätter nahm, einer Wiederherstellung bedürfe, obwohl die rasche Folge neuer Auflagen seiner Gedichte ihn vom Gegenteil hätte überzeugen können. In diese Zeit fallen seine „Flottenträume," welche zuerst im Morgenblatt erschienen und in den Zeitungen viel besprochen wurden. Bei meinen, wie ich glaube, hinreichend bewährten Ansichten und Gesinnungen werden meine hohen Vorgesetzten mir zutrauen, daß ich in meinem freundschaftlichen Verkehr mit Freiligrath redlich bemüht war, ihn von der gefährlichen Richtung, in welche er zu verfallen schien, möglichst abzulenken. Dasselbe thaten die ihm näherstehenden, sich damals hier aufhaltenden Freunde Levin Schücking und Emanuel Geibel. Wir ermahnten und warnten ihn aufs dringendste, aber vergebens. Er entgegnete: „er könne nicht anders dichten, als ihm die Gedanken zuströmten, und was sich in seinem Gemüte abspiegele, müsse er in Gedichten wiedergeben. Seine Dichtungen seien des Dichters Welt und Sein." Doch war von einem Schritte, wie er ihn später gethan, keine Rede . . . Entscheidend war die unglückliche Bekanntschaft mit Hoffmann von Fallersleben. Freiligrath selbst, in seinem Gedichte an ihn, bekennt den Einfluß, den derselbe auf seine Sinnesänderung gehabt. Die Bekanntschaft und die besungene Expektoration im Gasthofe zum Riesen in Koblenz fand um die Hälfte des Monats August 1843 statt. Bei weitem die meisten und heftigsten Gedichte des Glaubensbekenntnisses sind mit späterem Datum bezeichnet . . . Im Sommer 1844, während Freiligrath im Bade Kronthal sich aufhielt, war Hoffmann eine zeitlang in dem nahe gelegenen Bade Soden. Ob beide in Briefwechsel gestanden, ist mir unbekannt.

Ich habe durch obige Darstellung nicht im mindesten eine Verteidigung Freiligraths liefern, sondern nur zeigen wollen, welchen

Gang die so viel Aufsehen erregende Sinnesänderung eines Mannes genommen, der mit reichem poetischen Talente begabt, von einer liebenswürdigen Persönlichkeit, im Privatleben von großer Gutmütigkeit und beinahe kindlicher Milde, viel mehr zu innerem Geistes- und Gemütsleben, als zu äußerem Hervortreten geneigt, plötzlich als ein so heftiger Oppositionsschreier in die Politik, von welcher er theoretisch und praktisch nichts versteht, sich geworfen hat. Unedle Beweggründe, deren man ihn hin und wieder wohl zu verdächtigen gesucht, sind ihm fremd gewesen. Seine ökonomischen Verhältnisse sind keineswegs günstig. Er ist, bei einer keineswegs großen Produktivität, lediglich auf den Ertrag seiner Gedichte angewiesen. Das Gnadengehalt, auf welches er verzichtete, wird er empfindlich entbehren. Was aber noch mehr ist, zur Zeit, als er erst im Beginn seiner politischen Gedichte war und die Umkehr vom betretenen Wege noch ganz in seiner Hand lag, wurden von Weimar aus, wo man die Erneuerung des früheren Glanzes litterarischer Berühmtheiten zu beabsichtigen schien, ihm sehr günstige Anerbietungen, in Bezug auf Titel und Einkommen, zu einer dortigen Stellung gemacht, in welcher er ganz sorgenlos seiner Muse hätte leben können. Er schlug sie aus, um seiner Ueberzeugung zu folgen.

Keiner von seinen Freunden hat vielleicht entschiedener und schärfer die Mißbilligung seines Schrittes ausgesprochen als der gehorsamst Unterzeichnete ... Nicht minder habe ich ihm die brieflichen und mündlichen Aeußerungen anderer Freunde, deren Urteil ihm nicht gleichgültig sein kann, mitgeteilt, z. B. von Geibel, Schücking, Justinus Kerner, Wilhelm Smets. Auch die vielfältigen tadelnden Urteile in öffentlichen Blättern, selbst in amerikanischen, müssen ihm die Augen öffnen. Wie ich ihn kenne, will dies aber Zeit haben. Die Gedanken gähren nicht schnell in ihm und verlangen Zeit zur Abklärung ... Ich hoffe von seiner guten, kräftigen Natur, daß es ihm gelingen werde, die fremden, schädlichen Stoffe auszuscheiden, und daß dann sein Genius aus den sumpfigen, nebelhaften Niederungen der politischen Poesie sich wieder aufschwingen werde zu den freien, heiteren Höhen echter Dichtkunst,

wo er dem Vaterlande Würdigeres liefern kann, als versifizierte Zeitungsartikel. Es wäre traurig, sollte ein solches Talent im Auslande verkommen, wie Heine und andere. Aus diesem Grunde halte ich es für wünschenswert, daß die Großmut unseres Königlichen Herrn ihm Gnade für Recht angedeihen lasse und die Rückkehr ins Vaterland, an welchem er mit ganzem Herzen hängt, und für welches er seine Existenz aufs Spiel gesetzt hat, ihm nicht erschwert werde. Daß er sich ruhig verhalten und nicht, wie Hoffmann, sich als Aufreizer und zu Demonstrationen werde gebrauchen lassen, glaube ich mit Zuversicht voraussetzen zu dürfen. Er ist zu offen und ehrlich und seinem ganzen Wesen nach zu wenig zu Intriguen und Umtrieben geeignet, um sich an dergleichen zu beteiligen, auch viel zu wenig Redner, um als solcher je glänzen zu können. Was er auf dem Herzen gehabt, hat er offen ausgesprochen. Ich glaube, es wird dabei bewenden, besonders wenn er den Umgebungen eines Karl Heintze, Dr. Marx und anderer, die ihn jetzt umlagern, entzogen ist. — Ich möchte vermuten, daß er selbst dies fühlt und es mit ein Grund ist, weshalb er sich beeilt, Brüssel zu verlassen.

St. Goar, 22. Febr. 1845.

Der Königliche Landrat
Heuberger."

Wie sich Freiligraths Schicksal gestaltete, ist bereits kurz beberührt worden. Der Leser wolle dazu den zweiten Band von Wilhelm Buchners Monographie (Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Lahr 1882.) zur Hand nehmen und besonders das auf Seite 7, 8, 72, 263 und 264 Gesagte vergleichen.

Was Emanuel Geibels persönliche Stellung zu Freiligrath betrifft, so blieben beide allzeit Freunde, trotzdem ihre politische Ueberzeugung sie verschiedene Wege gehen hieß. Was sie auch fürder zusammenhielt, war nicht bloß das gemeinsame Poetentum, nicht bloß die sonnige Erinnerung an einen schön durchschwärmten Sommer und an das berühmte Loch in des Landrats Keller, — sie hatten sich lieb gewonnen und achten gelernt, und jeder wußte

dem anderen, daß er mit getreuem Herzen am gemeinschaftlichen großen Vaterlande hing. „Wer von uns den rechten Weg geht," schrieb ihm Geibel am letzten September 1846, „das mag Gott entscheiden; aber ebenso gewiß, wie ich weiß, daß Du Deinen Schritt aus ehrlicher Gesinnung gethan hast, ebenso gewiß mußt Du wissen, daß es meine ehrliche Gesinnung ist, wenn ich ihn nicht nachthue. Möge Dir der frische Hauch vom Züricher See schöne Lieder in die Seele wehen, an denen ich mich freuen werde, auch wenn ich sie nicht unterschreiben kann. Du sagst ja selbst: „Hau, wie Dich's drängt, Dir Deinen Weg zu Gott.' Und so wirst Du denn auch meine in ihrer Weise gelten lassen."

Auch der streng konstitutionelle Landrat Heuberger, der im hohen Alter von dreiundneunzig Jahren starb, hat immer fest dem „oppositionellen" Sänger angehangen.

Die drei sollten sich in diesem Leben nicht wiedersehen. Beim Abschied von St. Goar, Anfang September 1843, schrieb Geibel in das Album Freiligraths, welcher ihn noch bis Bacharach begleitete, jene bekannten innigen Verse mit der Bitte: „Halt' auch ferne wie hier am Rhein mich lieb!" Dem gastfreien Landrat dichtete er zu stetem Gedächtnis ebenfalls ein köstliches Poem. Nach Naxos sich zurückversetzend, in jene Tage, wo er dort von den Mönchen auf der Burg gastlich aufgenommen worden war, kommt ihm die Rückerinnerung an den Kellermeister, der in krystallener Flasche Südwein brachte, an den Pater Gärtner, der von saftigen Feigen und Trauben ein Gericht auftischte, von dem weichen Lager, welches man zur Nacht bereitete, und daß er morgens beim Weiterziehen um die Zeche nicht zu sorgen, sondern nur dankend einen Blumenstrauß auf des Kirchleins Schwelle zu legen brauchte. Dieser guten alten Sitte will er nun wiederum huldigen:

> Traun! so gern, bevor ich schied,
> Brächt' ich meinen Dank zur Stelle;
> Und so werf' ich denn dies Lied
> Dir als Ros' auf deine Schwelle.

Reise nach Württemberg.

So griff denn Geibel abermals zum Wanderstabe. Sein Ziel war diesmal Weinsberg, das Städtchen von der Weibertreue, wohin der kindliche und liebenswürdige Justinus Kerner, den er im August zu St. Goar kennen lernte, ihn eingeladen hatte. Auf dem Wege lag Geisenheim. Beim Weinhändler Ladé verflossen ihm ein Abend und zwei Tage, wie es im Liede heißt: fröhlich und wohlgemut. Auch sein Vetter am Johannisberg wurde aufgesucht. In der Antoniuskapelle zwischen Marienthal und Gottes Not betete unser junger Poet um ein Weib und einen Herd. Der Heilige, der von seiner Wand gar freundlich in den grünen sonnigen Waldweg hinaussah, hatte ja schon so mancher Jungfrau, die schweren sehnsüchtigen Herzens zu ihm kam, an den Mann geholfen; warum sollte er nicht ihm dazu verhelfen, wonach sein Sinn stand? Er legte ihm eine weiße Rose auf den Altar.

Von dort ging's nach Mainz, wohin das Gepäck vorausgesandt war. Geibel hoffte Berthold Auerbach zu treffen; vergeblich! So strich er denn rasch noch einmal durch den Dom und seinen prächtigen Kreuzgang, durch dessen rote Sandsteinbogen das Grün still und friedlich hineinblickte, grüßte dort Frauenlobs Grab und eilte dann mit der Eisenbahn nach Frankfurt. Nachdem er mit Mühe ein Unterkommen gefunden (es war Messe), suchte er Adolf Friedrich von Schack auf und fand ihn glücklich. Wie viel hatten sie sich zu erzählen! Bonn, Berlin, Griechenland, Spanien, das zog alles wieder an ihnen vorüber. In kurzem wollte Schack ein großes Werk vollenden über das spanische Drama, wozu jahrelanges Studium erforderlich gewesen. Er lud den Freund auf den Abend ein und regalierte ihn mit Steinbacher Kabinett und Johannisberger Schloßwein aus dem Gesandtschaftskeller. Sie waren ganz allein. Schack spielte prächtige Sachen von Beethoven auf seinem volltönigen Flügel; das Herz ging Geibel weit auf.

Interessant ist, was Graf Schack mir über dieses Zusammentreffen schreibt: „Emanuel nahm an meinem umfangreichen Buche über die dramatische Litteratur und Kunst in Spanien, welches, nachdem ich das Material dazu in Madrid, Paris und London gesammelt, im Jahre 1845 erschien, den lebhaftesten Anteil. Er selbst hatte sich zwar auf dem Gute Escheberg mit der Erlernung des Spanischen beschäftigt, jedoch es nicht dahin gebracht, schwierigere, in dieser Sprache abgefaßte Werke zu verstehen. Allein die von Schlegel, Gries und Malsburg übertragenen Dramen des Calderon kannte er gründlich und hegte eine hohe Bewunderung für einige derselben, namentlich für den wunderthätigen Magus und den standhaften Prinzen. Das Theater war überhaupt der Gegenstand seines regen Interesses, und er wünschte damals, bei irgend einer deutschen Bühne die Stelle eines Dramaturgen zu erhalten, um so auf Hebung der tiefgesunkenen Theaterzustände hinwirken zu können. Ich that deshalb Schritte bei dem Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, der mir sein Vertrauen schenkte, und fand denselben auch günstig für meinen Vorschlag gestimmt; allein ich machte hier, wie später noch in mehreren ähnlichen Fällen, die Erfahrung, daß die besten Absichten regierender Herren meist durch Personen ihrer Umgebung gekreuzt werden, welche statt der in Aussicht genommenen und geeigneten Männer andere mit ihnen verwandte oder befreundete unterzuschieben suchen oder sonst dem Fürsten vorstellen, es sei seine Pflicht, die Einheimischen vor den Fremden zu bevorzugen."

Am folgenden Tage speiste Geibel bei Jügel, wo er Lessings, des Malers, Bekanntschaft machte. Ein schöner, fixer, hochgewachsener Mann, der nach einigen Gläsern den Jagdrock aufknöpfte und herzlich fidel ward. Gutzkow zu besuchen, konnte er sich nicht entschließen: „ich weiß selbst nicht recht, warum; aber ich habe eine Ahnung, wir taugen nicht zusammen." Deswegen ging er auch sonst zu niemandem und verlebte lieber noch ein paar Tage mit Schack und dem liebenswürdigen preußischen Legationsrat von Sydow, der eine schöne leidende Frau hatte.

Sodann wurde die Fahrt fortgesetzt per Omnibus nach Darmstadt in die Traube. Den nächsten Morgen ließ Eduard Duller sich's nicht nehmen, Geibel zu beherbergen. Anfangs war ihm das gar nicht recht; da er ihm aber später doch mancherlei im Innern abbitten mußte, fand er sich ganz wohl darein. „Duller ist übel dran; Poesie des Gedankens und der Empfindung hat er, auch Kompositionstalent; aber bei der Ausführung verkrüppelt ihm alles unter den Händen, wenigstens das Meiste. Die Kinder seiner Muse kommen fast immer halbtot zur Welt. Da muß man ihm manche Verstimmung zu Gute halten.“ In Buchner und Frau fand er recht liebe Leute. Baron von Dallwigk, der Großherzoglich hessische Theaterintendant, bei dem er durch Abgeben einer Karte vorbeizulavieren dachte, machte ihm auf dieselbe einen Gegenbesuch und beredete ihn, den „Roderich“ in Darmstadt geben zu lassen. Das Drama sollte der Rücksprache gemäß im Dezember zur Aufführung kommen, die aber — meines Wissens — unterblieb. Levin Schücking sah er nicht viel; derselbe hatte ein Zimmer im Gallschen Hause und war in Vermögensanordnungen, Einrichtungen für den Ehestand und Liebe versunken.

Von Darmstadt ging es über Gernsheim, Mannheim und Heidelberg nach Karlsruhe, wo Geibel Herrn von Radowitz besuchte, hauptsächlich um die Widmung des „Roderich“ an den König von Preußen einzuleiten, ein Geschäft, das, wie wir schon sahen, bald in Ordnung war. Radowitz, damals Gesandter bei den mittelrheinischen Höfen, nahm ihn freundlich auf, lud ihn zu Tisch ein und nötigte ihn bis in den Abend hinein zu bleiben; seine Frau war liebenswürdig, seine Tochter höchst anmutig. Besonders verlangte es Radowitz, wieder einmal direkt über den einst durch Prinzeß Marianne ihm empfohlenen Freiligrath näheres zu hören, für dessen Persönlichkeit und Dichtungen er lebhaftes Interesse hegte. Er sprach viel und mit großer Wärme von dem Dichter; und Geibel meinte, er werde sich gewiß herzlich über das prächtige Zopflied freuen.

Den folgenden Mittag brachte der Postwagen unseren Reisenden nach Heilbronn. Dort im Falken traf er einen alten Universitätsfreund, Balduin Cludius, den tollsten Kerl, der ihm je vorgekommen, aber mit einem Anflug von liebenswürdiger Genialität. Da war an kein Weiterfahren zu denken. Lieder schallten, Pfropfen knallten, jedoch diesmal wurden keine Zöpfe abgehauen, sondern angehängt. Geibel war etwas schwindlich, als er zu Bett kam. Am nächsten Morgen sang der Vogel Johann Jakob Wendehals in ziemlich unerquicklicher Melodie, bis ihn endlich der frische Herbstwind, der um die Zimmer von Götzens Gefängnisturm pfiff, zum Schweigen brachte.

Nachmittags befand er sich endlich am Ziel seiner Wanderschaft: in Weinsberg.

Das Kernersche Haus — vielleicht das merkwürdigste und eigentümlichste im ganzen Schwabenlande — steht mitten zwischen Gärten, von Bäumen, Weinreben und Blumen umgeben. Es ist klein, aber anmutig und bequem; und in Verbindung mit dem wohnlich eingerichteten Gartenhäuschen gegenüber bot es auch hinlänglich Raum, der weit gepriesenen Gastfreundlichkeit genug zu thun. In dies rebenumwachsene sogenannte Alexanderhäuschen quartierte der Wirt seinen norddeutschen Sangesbruder ein, der sich bald unter den lieben Leuten heimisch fühlte. „Justinus Kerner ist“ — schreibt Geibel an Freiligrath — „eine schöne, aber wunderliche Natur, nur fast zu weich; ich möchte ihm etwas mehr Sprödigkeit und Umsicht wünschen. Doch macht sein Humor vieles gut: das Rickele aber ein Weib ganz aus einem Stück, die vortrefflichste Hausfrau, und doch voll Sinn für alles Schöne, ohne irgendwelchen Anspruch. Wohl dem, der's so findet!“

Es war ein angenehmer Aufenthalt für Geibel, dessen Lübecker Jugendfreund Ferdinand Röse aus Stuttgart auf Kerners Einladung herüberkam und dadurch ein neues Element und neue Unterhaltung brachte. Wenige Tage später rasselte abends ein schwerer Reisewagen vors Haus. Alle eilten mit Lichtern die Treppe hinab und waren nicht wenig erstaunt, in den Ankömmlingen Levinum

und Levinam Schücking zu erkennen, die auf ihrer Fahrt nach Augsburg vorsprechen und wegen eines leichten Unwohlseins der Neuvermählten ein paar Tage in Weinsberg rasten wollten. Levin wurde ihm auch hier an Geist und Herz nur lieber. Dessen Novelle Urania hatte Geibel noch nicht gelesen, dagegen das Schloß am Meer, das reich an Schönheiten; das Leben in Münster und die Geschichten auf der Dietburg erschienen ihm vortrefflich dargestellt, Alfieris Charakteristik gut geschrieben. — Trotz des Protestierens von seiten Gallinae (Frau Schücking) wurde jetzt tüchtig gespenstert. Kerner, Schücking, Geibel und Röse, welcher von jeher in allen Chroniken auf abenteuerliche reichsstädtische Spukgeschichten Jagd gemacht hatte, waren gerade die Rechten zusammen. Ja, am zweiten Abend, da sie's ganz toll getrieben, ging die Sache noch weiter; sie erlebten einen vollkommenen Spuk. Hofrat Theobald Kerner, des Dichters Sohn, schrieb mir darüber folgendes: „Geibel hatte nach seiner festen Behauptung eine Geistererscheinung; eine lichte weibliche Gestalt in altertümlicher Tracht beugte sich über ihn, als er um Mitternacht im Bette lag. So erzählte er mir, als ich gegen Morgen von einem Patienten zurückkehrte, und war kaum zu bestimmen, noch länger zu bleiben; wenn ich nachts zu Kranken gerufen wurde, ging er lieber mit mir, als daß er allein im Gartenhäuschen geblieben wäre. Noch 1863, als ich ihn in München sah, und später, kurz vor seinem Tode, bei einem Besuch in Lübeck beharrte er fest darauf, die Gespenstererscheinung gehabt zu haben, und beschrieb mir Gewandung und Gesicht. Er sagte, um alles in der Welt werde er nimmer das Geisterhaus wieder betreten."

Nach drei Tagen reisten Schückings ab, bald darauf Röse, dem Geibel nach Stuttgart für kurze Zeit zu folgen verhieß. So nahm er denn auch, am 20. Oktober 1843, Abschied von dem trauten Kernerschen Kreise, in welchem er sich, abgesehen von jenem Bilde seiner aufgeregten Phantasie, ungemein wohlgefühlt. Röse hatte ihm in der schwäbischen Hauptstadt, Hohe Straße Nr. 9, ein behagliches Zimmer gemietet, welches auf Gärten und Berge

zuging. Der wieder milder werdende Herbst warf ihm seinen goldensten Sonnenschein ins Fenster, so daß er wie auf dem Lande wohnte und doch die Anregungen der Residenz, Umgang, Theater, Musik genoß.

Franz Dingelstedt, damals Hof- und Privatbibliothekar Sr. Majestät des Königs von Württemberg, kam ihm sehr freundlich entgegen. Geibel konnte den geistvollen, poetisch bewegten Menschen, der von Freiligrath mit großer Liebe sprach, recht wohl leiden, wünschte ihn nur etwas jugendlich frischer, begeisterungsfähiger. Mit Gustav Schwab und Pfizer stand er freundschaftlich. Persönlich angenehmer war ihm Karl Grüneisen, ein feiner Mann voller Sinn und Geschmack. Auch mit Kölle hatte Geibel gern zu thun; „er spricht zwar viel, aber dann hab' ich's nicht nötig, und wenn er auch hin und wieder Unhaltbares vorbringt, so weiß er doch aus seiner reichen Erfahrung viel Gutes und Interessantes mitzuteilen." Hackländer ist „ein guter Junge, hat aber mehr Glück als Verstand." Der schönen, ein wenig korpulenten Frau von Suckow, bekannt unter dem Pseudonym Emma von Niendorf, machte er seine Aufwartung. Sie stand in nahen Beziehungen zu Freiligrath und Kerner, welch letzterer ihr den Spitznamen „Die Anmutstrampel" beigelegt hatte.

Am 23. Oktober mittags besuchte er den Freiherrn von Cotta, der ihn sehr zuvorkommend empfing; absichtlich wurde einstweilen jede Erwähnung von Geschäften vermieden.

Schon unterm 8. Februar 1843 hatte Cotta an Freiligrath geschrieben: „Da Ihnen bekannt ist, wie die J. G. Cottasche Buchhandlung bemüht ist, sich mit jungen Talenten in Verbindung zu setzen, so vermitteln Sie vielleicht eine solche zwischen Geibel und ihr, wenn seinerseits Lust und Liebe, wie Veranlassung dazu ist." Geibel erwiderte im Anfang März, daß ihm die Mitteilung im höchsten Grade erfreulich sei und es ihm ebenso angenehm als ehrenvoll scheine, mit der ersten deutschen Firma in Verbindung zu treten; er habe vor nicht gar langer Zeit eine Tragödie „König Roderich" vollendet, die, wenn auch vielleicht nicht ganz bühnen-

gerecht, doch, wie er hoffe, parnaßgerecht ausgefallen, und da er über dieselbe noch keine anderweitigen Unterhandlungen angeknüpft, so werde es ihm doppelt lieb sein, wenn die Cottasche Buchhandlung den Verlag übernehmen wolle. Auch sei er gern bereit, von jetzt ab alle lyrischen Produktionen demselben Verlage zuzuwenden und für den poetischen Teil des Morgenblattes als stetiger Mitarbeiter einzutreten.

Cotta übernahm bereitwilligst den Druck des „Roderich,“ obwohl dies damals ein Opfer für ihn war. Der Lohn blieb freilich nicht aus; sind doch Geibels Jugendgedichte, welche bald darauf, wie fast seine sämtlichen künftigen Arbeiten, in den Cottaschen Verlag übergingen, schon in mehr als hundertundzwanzig Auflagen erschienen.

Während des Stuttgarter Aufenthaltes traten Gutzkows allzu scharfe Kritik und Herweghs schlechtes Lied an die Oeffentlichkeit. Letzteres machte Geibel, wie wir sahen, nur Spaß, und er hoffte, daß es auch bei Freiligrath hauptsächlich auf die Lachmuskeln gewirkt habe.

Darüber waren beide stillschweigend einig, daß eine Erwiderung unter solchen Umständen nicht möglich. „Kommst Du, Ferdinand, mit tüchtigen Zeitgedichten, so ist das die beste Antwort. Ich bin sehr neugierig darauf; sowohl auf die Weise der Ausführung, als auf die darin ausgesprochenen Grundsätze. Wenn Du politisch nicht mehr auf gleicher Ebene mit mir stehst, Du wirst mir darum nicht weniger lieb sein. Laß auch Du den Lärm der Parteien nichts zwischen unsere Herzen bringen. Folge Deiner Ueberzeugung, ich gehorche der meinigen. Aber festhalten laß uns an dem, was wir als heilige Wahrheit erkannt haben, ohne uns durch das Gewirr des Kampfes oder die Schlagwörter des Tages auch nur einen Fußbreit rechts oder links von unserem Wege drängen zu lassen.“

Gemeinschaftlich mit Schücking wollte Geibel die Herausgabe des deutschen Musenalmanachs auf 1845 besorgen, was eine beträchtliche Korrespondenz verursachte, da sie sich an alle Namen

von Klang um Beiträge wandten. Schließlich war es verlorene Mühe gewesen; weshalb, werden wir später noch sehen.

Als Poet hat Geibel in Stuttgart nicht viel gethan, aber viel gearbeitet (Geschichte und Politik), viel gesehen und gelernt. Man nahm ihn freundlich auf, vorzüglich in den höheren Kreisen; auch wurde er dem Könige auf dessen Wunsch in einer Privataudienz vorgestellt.

Die schwäbischen Mädel pries er als ein süßes, rosenrotes Geschlecht voller Anmut und Holdseligkeit. Wenn er manchmal des Abends in den festlich erleuchteten Saal trat und all die reizenden Köpfchen sah in blonden und schwarzen Locken und all das heimliche Feuer, das verstohlen aus den schwarzbraunen Augen funkelte, und die weiche hingebende Sehnsucht, die in den blauen Augen schwamm; wenn dann die Musik dazwischenrauschte und nun beim Tanz der ganze Schmelz der Jugendblüte in reizender Bewegung sich entfaltete, — da zuckte es ihm oft durch die linke Seite; trüg' er nicht sein Herz, wie der eiserne Heinrich, in dreifachen Eisenbanden, er hätte sich verliebt, zehnmal für einmal. Aber die selige Empfindung überkam ihn wenigstens jedesmal: Du bist noch jung, noch jung und kannst noch selig sein; denn tief in der Brust liegt dir noch ein unendlicher Schatz, ein wahrer Nibelungenhort von Liebe!

Dennoch behagte es ihm bei seiner spezifisch norddeutschen Individualität auf die Länge nicht in Stuttgart. Zudem regte sich aufs neue seine Reiselust. Als im Februar der erste Frühlingshauch wieder durch die Welt ging, der Schnee tauend von den Dächern rann, die alte Freundin, die Sonne, hell zu Thal schien und alle Knospen wach herzen wollte und droben im tiefen Blau das leichte Gewölk im lauen Winde flatterte, da wünschte er, ein wilder Falke zu sein. Ende des Monats zog's ihn zurück zur Heimat.

Zu spät.

Schwalben kehren im Lenz zurück,
Gras und Blumen erstehen,
Aber, das du versäumt, das Glück
Weckt kein mailiches Wehen.

Als die Liebe vorüberfuhr,
Nicht umfingst du die rasche;
Heute suchst du und findest nur
Statt der Gluten die Asche.

Freund heut wendet sich ab, der einst
Dein gedachte mit Sehnen,
Und du wandelst allein und weinst
Nie versiegende Thränen.

Emanuel Geibel.

Aus: Gaedertz, Emanuel Geibel. Leipzig, Georg Wigand.

Wanderjahre.

Sieben Wanderjahre sollten unseren Dichter bald hierhin, bald dorthin führen, bis es ihm endlich vergönnt ward, sich einen eigenen Herd zu gründen. Fürs erste blieb die dem heiligen Antonius ans Herz gelegte Bitte unerfüllt.

Auf der Fahrt aus dem Süden gen Norden war er in Escheberg eingekehrt und dann nach Berlin gereist, wo der König ihn auf das huldreichste empfing und die Salons der Minister sich ihm öffneten. Auch in Weimar wurde er von der Großherzoglichen Familie sehr ausgezeichnet; der Erbgroßherzog wünschte ihn dauernd in die alte Stadt der Musen zu ziehen.

Aber da winkte und lockte der Lenz mit Vogelsang und Blütenduft — der Poet siegte über den Politiker, und eines schönen Morgens saß er bei Potsdam auf dem Dampfschiff und fuhr die Havel hinunter, der Elbe zu, nach Hamburg, von dort nach Lübeck.

Hier mietete er sich eine idyllische Wohnung vor dem Thore. Die tiefe Stille, der leise hinhuschende Sonnenschein, das Grünen und Rauschen der Bäume umher that ihm wohl. Er fühlte sich glücklich und zufrieden bei lyrisch-dramatischer Arbeit und trug keinen anderen Wunsch mehr, als einmal als Dichter noch etwas Großes hervorzubringen. Wenigstens hielt er das für die Hauptaufgabe seines Lebens.

Im Sommer trieb es ihn nach dem nahen Ostseebade Travemünde. Da wanderte er an dem flachen, buchtenreichen, durch eine Hügelkette begrenzten Strand auf und ab oder ließ sich im Sande von der Sonne bescheinen, unter vollem Genusse der frischen, erquickenden Seeluft, mit dem Ausblick auf das Meer in seiner erhabenen Schönheit und Majestät, dem ewig wechselnden zauberischen Spiel der schaumgekrönten, bald leis schmeichelnd, bald laut tosend ans Ufer schlagenden Wellen zuschauend. Wie manches Gedicht entstand in Travemünde, jetzt und für die Folgezeit!

Im Herbst finden wir ihn zu Hannover, beim Hofbuchhändler Hahn und mit Karl Goedeke zusammen, durch welche er Hermann Harrys kennen lernte. Mit letzterem, der damals die Hannoversche Morgenzeitung ins Leben rief, war er bereits wegen dieses Unternehmens in briefliche Berührung gekommen. „Schon lange fehlte uns in Norddeutschland," schrieb er unterm 9. September 1844 an Harrys, „ein Blatt, welches dem Treiben der Parteien sich verschließend und in ruhiger Mäßigung mitten durch schreitend, mehr positiv als verneinend, mehr ästhetisch als politisch aufzutreten sich vorsetzte und, ohne eine umsichtige und besonnene Kritik zurückzuhalten, doch vorzugsweise einer frischen selbstthätigen Produktion seine Spalten öffnete; uns fehlte ein Organ, das der grenzenlosen Zerfahrenheit und Begriffsverwirrung unserer Zeit gegenüber den Mut hatte, die Interessen der Poesie als Kunst zu wahren und offen zu vertreten. — Aus einem ähnlichen Gedanken war bei mir der Plan zur Erneuerung der alten Musenalmanache hervorgegangen; doch war ich von Anfang her entschlossen, entweder eine Sammlung wirklich vortrefflicher Poesien zustande zu bringen oder das ganze Unternehmen aufzugeben. Leider haben wir uns nun zu dem letzten entschließen müssen, denn obwohl uns manches Schöne und Würdige zukam, so war dessen doch nicht genug, um mit Ehren damit auftreten zu können." Die Jahrgänge 1845 bis 1847 enthalten eine Reihe der köstlichsten Lieder von Geibel. Aus dieser litterarischen Verbindung entspann sich ein wiederholter Verkehr in Harrys' Familie. „Ich weiß genau," so erzählt mir Fräulein Auguste Harrys, „wie eines Tages Freund Goedeke den Lübeckischen Dichter ins Arbeitszimmer meines Bruders führte. Wir Schwestern mit anderen jungen Mädchen, die eben zu Besuch bei uns waren, konnten nicht erwarten, bis unser Lieblingssänger uns vorgestellt würde, und schlichen in ein Kabinett. Da blinzten wir durch ein Butzenscheibenfensterchen, das in der Wand angebracht war, und beobachteten heimlich die interessante Erscheinung Geibels. Er trug einen dunkelen Rock mit Schnüren auf der Brust, fast militärisch. Sein braunes Lockenhaar war kühn zurückgeworfen

und ließ die Stirne frei, sein klarer Blick aus blauen Augen nahm uns vollends für ihn ein. Lebhaft sprechend schritt er in der Stube auf und ab. Bald waren auch wir mit ihm herzlich befreundet. Mir zeichnete er am 3. Oktober 1844 „zu freundlichstem Andenken" die folgenden Verse ins Album:

Ein Menschenherz ist wie im Wald
Das Blatt der dunkellaub'gen Linde.
Es grünt, so lang' sein Sommer schallt,
Doch kommt der Herbst, da welkt es bald
Und sinkt dahin im rauhen Winde;
Doch harrt zur Stund'
Ihm schon im Grund
Die Stätte, da es Ruhe finde."

Von Hannover begab sich Geibel nach Dresden, dann zu dem jungen, dichterisch veranlagten und früh verblichenen Grafen Moritz von Strachwitz nach Peterwitz in Schlesien; über Breslau und Berlin fuhr er zum Winter nach Lübeck, wo er gewöhnlich beinahe bis zur Einsamkeit zurückgezogen lebte. Die erste Hälfte des Juli 1845 war er abermals ein gern gesehener Gast bei Hahns in Hannover. Dort machte er jetzt die Bekanntschaft des als Oberstlieutenant verstorbenen Louis von Arentsschildt und erfreute den minder hervorragenden, aber doch nicht unbegabten Poeten dadurch, daß er ihm bei der ersten Zusammenkunft das Du anbot.

Mit Goedeke unternahm er eine Harzreise und brachte einen Teil des Sommers im Kloster Ilfeld zu, zwischen Berg und Thal, Wiese und Wald. Die schönen Herbsttage wurden in der ein paar Stunden von Lübeck entfernten Försterei Waldhusen verlebt, mitten unter Baumriesen und Hünengräbern, nicht weit von der blauen, rauschenden See. Hier produzierte er viel und gut, so daß er hoffte, im künftigen Jahre einen zweiten Band der Gedichte folgen zu lassen, von denen noch vor Weihnachten bereits die fünfte Auflage erscheinen sollte. Von jenem Anlehnen und Sichanregenlassen durch fremde Muster war er jetzt ganz frei geworden. Was

fortan quillt, ist tiefer eigener Ton, wie er dem Poeten zukommt, und er fühlte mit Freuden, wie er täglich mächtiger wurde.

In Lübeck erreichte ihn von Freiligrath aus Meyenberg die erfreuliche Geburtsanzeige eines Söhnchens. Der kleine Schweizer müsse Ulrich getauft werden, da er nicht weit von Ufnau geboren sei und Hutten doch einmal der beste Schutzpatron jedes deutschen ritterlichen Herzens, meinte Geibel, der den alten Freund um seine Vaterseligkeit beneidete. „Ja, Weib und Kind zu haben, ist eine Wurzel im Leben, die den ganzen Menschen zusammen und aufrecht hält und somit auch den Poeten. Könnt' ich nur die Rechte finden, ich thäte Dir's gleich nach. Aber das Suchen hilft eben zu nichts. Das muß wie das Größeste vom Himmel fallen.“

Den Winter über hielt ihn das Kuglersche Haus in Berlin gefesselt. Seine nordische Sage „König Sigurds Brautfahrt“ erschien zum Besten einer hilfsbedürftigen Familie. Er unterließ nicht, am 1. März 1846, dem Könige von Preußen die neue kleine Arbeit ehrfurchtsvollst zu übersenden, in welcher er den epischen Ton anzuschlagen und die prächtige Nibelungenstrophe in ihrer alten Macht und Biegsamkeit für unsere Litteratur wiederzugewinnen sich bemüht hatte. „Möchten Ew. Majestät in diesem Versuche einen Fortschritt des Poeten zu größerer Ruhe und Reife erblicken und dem Strebenden auch fernerhin jene huldvolle Teilnahme bewahren, welche bis dahin allezeit sein Sporn und sein Stolz gewesen ist.“

Mit Ernst Curtius, welcher damals als Erzieher Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm im Hintergebäude des Palais, nach der Behrenstraße, wohnte, kam Geibel öfter zusammen. Bei ihm fand er eines Tages auf dem Tische mehrere Manuskripte liegen, eine Anzahl Seegeschichten, darunter den „Dänholm.“ Die charakteristische Handschrift erschien ihm bekannt; sie mußte von dem gemeinschaftlichen Freunde Kruse herrühren. Und so verhielt es sich in der That. Geibel war nicht wenig erstaunt. Er hatte seinen alten Heinrich stets für einen strengen Gelehrten angesehen, von dessen durchgebildetem Geschmack und unbestochenem

Urteil viel gelernt, aber keine Ahnung, daß er sich selbst als Dichter versuchte. Ihm endlich als solchem zu begegnen, den er im Stillen immer zum Poeten tüchtig und berufen gehalten, erfreute Geibel wahrhaft. Mit vertrauensvoller Lust ging er daran, das Opus zu studieren, und fand nach Inhalt, Ton und Färbung der in Hexametern geschriebenen Dichtungen seine Hoffnung nicht nur erfüllt, sondern in vielen Punkten überboten. Nirgends hatte er so lebendige Bilder norddeutschen Lebens, nirgends einen so treuen und kräftigen Ausdruck norddeutscher Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit gefunden. Dabei schien ihm die einfache Größe des epischen Stils vollkommen getroffen, so daß es ihm manchmal geradezu vorkam, als wenn er seinen alten Homer vor sich hätte. Eben darum, weil das Werk ein bedeutendes, auf echt vaterländischem Grunde erwachsenes, wollte er es auch so gestaltet wissen, daß es nicht bloß einzelnen Liebhabern, sondern dem großen Publikum, dem Volke selbst zugänglich würde und dem Verfasser zum Ruhme, allen Freunden der Poesie zur Freude, der deutschen Nation aber zur Ehre gereichte. Deshalb tadelte er freimütig, nicht die metrische Form, wohl aber die sprachliche Fassung, die zu große Freiheit der Wortstellung. Kruse hatte früher selbst über die Härten von Vossens Uebersetzung geklagt und ihn jetzt „übervoßt.“ Einst sagte mir Geibel, der sich auf seine alten Tage von dem allein seligmachenden Platen losgerissen hatte und jedem das Recht einräumte, seinen eigenen Hexameter zu schreiben, dafern er nur den Grundrhythmus des Metrums einhielt: „Kruses Hexameter sind nicht meine Hexameter, ich muß sie aber gelten lassen.“ Im Prinzip waren beide einig: sie wollten den Trochäus so viel als möglich vermieden wissen, ohne jedoch dabei dem sich seinen Vers bildenden Gedanken sein Recht zu nehmen und mit ängstlicher Beschränkung und Genauigkeit zu verfahren. Unsere Sprache erträgt den ganz reinen Hexameter kaum ohne Pedanterie, während er bei leichterer Behandlung ein vorzüglicher Träger einfacher Erzählung und volkstümlichen Ausdruckes wird. Goethe hat ihn, wenn wir von seinen Spondäen als Daktylusansätzen absehen, im ganzen trefflich be-

handelt; von Platen mögen wir dazu lernen, ohne in seine Peinlichkeit zu verfallen.

Geibels Tadel über die Wortstellung in Versen ließ sich Kruse gesagt sein, und er ist seitdem in diesem Punkte strenger geworden als irgend jemand, Geibel selbst kaum ausgenommen. Die gerühmten Dichtungen sind unter dem Titel „Seegeschichten“ viele Jahrzehnte später in zwei Bändchen erschienen, denen sich „Die kleine Odyssee“ würdig angeschlossen hat (sämtlich bei Cotta). Dieselben sind durch und durch frisch, gesund und lebendig; es weht der kräftige Salzgeruch des Meeres darin. Das volkstümliche Idyll hat sich in der That als eine der fruchtbarsten Domänen von Kruses Poesie erwiesen, ganz wie Geibel dies prophezeite, der ihm schon 1870 schrieb: „Du könntest eine Reihe solcher Lebensbilder zusammenstellen und in gewissem Sinne der Theokrit unserer alexandrinischen Zeit werden.“

Natürlich ermutigte dieser Anteil und dies Lob. Geheimrat Dr. Kruse, damals Gymnasiallehrer in Minden, antwortete seinem alten Freunde u. a.: „Ce sont des douceurs exquises que des louanges éclairées, und Deinen Tadel finde ich gerecht. Meine Abweichungen von der gewöhnlichen Wortfolge kann ich nicht verteidigen; ich kann nur erklären, wie ich dazu gekommen bin. Ich habe, wie Du auch aus Erfahrung weißt, meine Dichtungen niemals mitgeteilt. Die Poesie war mein stilles Heiligtum, oft habe ich in manchen Stunden des Kummers oder des Unmutes dorthin mich geflüchtet. Es war die Dichtung eine Sprache für mich, die ich mit niemandem redete; sie nahm daher allmählich das an, was man im heutigen Deutsch eine subjektive Färbung nennt. Namentlich habe ich Hexameter gemacht. Ich dachte zuletzt beinahe nur in Hexametern, ich wiegte mich so zu sagen darauf; indem ich den Sinn und das Bild in Gedanken hatte, mochten die Worte zusehen, wohin sie verschlagen wurden. Ich finde in der That die Freiheit der Alten in dieser Hinsicht beneidenswert, aber bin ganz damit einverstanden, daß sie sich für unsere Sprache nicht verwerten läßt.“

Geibel fand bei Curtius auch einen Fastnachtsschwank im Manuskript, worin Kruse versucht hatte, mit Hans Sachs, auf dessen Dreibein er in Nürnberg gesessen, zu wetteifern. Das eine vaterstädtische Lübeckische Sage versifizierende Stückchen, schon 1837 entstanden, erschien ihm allerliebst, frisch, lebendig und derb, gerade wie's in der zerfahrenen Zeit zu gebrauchen. Der Schwank müsse sofort gedruckt werden, schrieb er; Kruse solle nur die Erlaubnis erteilen, für alles übrige wolle er Sorge tragen. Geibel verschaffte ihm nicht bloß einen Verleger (Reimarus. Berlin 1847) und veranlaßte eine gute Ausstattung der Schrift, sondern besorgte auch die Korrektur eigenhändig. Er änderte den Titel „Der Maler" in „Der Teufel zu Lübeck," weil dieser Name fastnachtshafter und charakteristischer war und eher geeignet, den Leser neugierig zu machen. Die Kleinigkeit wurde hier und da sehr gepriesen, Kugler erklärte in einer Rezension: so lange Gold Gold und Krystall Krystall wäre, würde die kleine Dichtung echte Poesie sein; aber 1848 kam, und wo blieben da Vastelabendscherze? [1])

Geibel sah mit der größten Freude, wie seinem Studiengenossen, seitdem er zuerst in die Oeffentlichkeit getreten, die Kräfte wuchsen, seine Farben immer kecker wurden, seine Form immer reiner und lebendiger. Besonders packte ihn die prächtig derbe Realität. In befreundeten Familien, im Kuglerschen Kreise, sowie in großer Gesellschaft bei Alfred Piper, der als Geheimer Regierungsrat ins Ministerium des Innern berufen war, las er den Schwank vor. Auch andere Krusesche Dichtungen, die er jetzt kennen lernte, erfüllten ihn mit Bewunderung. Einem Lustspielentwurf rief er das herzlichste „Glück auf!" zu. „Wenn es Dir gelungen ist, eine wirkliche komische Handlung zu finden oder zu erfinden und dieselbe künstlerisch zu vermitteln und zu lösen, so ist mir für die Ausführung nicht bange. Alle Deine Figuren werden frisch, lebendig und eigentümlich sein, davon bin ich im

---

[1]) Neugedruckt als erstes Stück der „Fastnachtsspiele" von Heinrich Kruse. Leipzig 1887.

voraus überzeugt. Denke nur dabei auch an die Bühne! Denn was ist ein gedrucktes Drama viel anders als ein Notenheft, das erst von der Aus- und Aufführung seine Belebung erwartet?" Als das kleine Stück fertig war, fand er es heiter, harmlos und gesund, wie ein Scherzo von Haydn, und sollte es von Rechtswegen unseren Bühnen besser anstehen, als so viel gebeizte und gepfefferte Unnatur, die sie bringen.

Häufig wünschte Geibel im Winter 1846 und 1847, welche er nach mancherlei sommerlichen Fahrten (er war inzwischen in Altenburg, Neuhaldensleben, Salza, Marienbad gewesen, dann in Lübeck, Travemünde und Waldhusen) wieder in Berlin, Enckeplatz Nr. 3, verlebte, Heinrich Kruse zur Seite zu haben, damit derselbe ihm bei der Auswahl des zweiten Bandes der Gedichte helfe. Manches hoffte er von ihm zu lernen, manches sogar ihm abzulernen, die frische handgreifliche Derbheit, den kecken Naturalismus, die ihm, Geibel, nur zu sehr fehlten, obwohl auch seine Natur entschieden auf das Positive angelegt war.

In dieser Zeit, wohl 1846 oder 1847, entstand ein für Geibel als religiösen Dichter sehr bezeichnendes, keineswegs kirchlich-dogmatisches, im Anfang sogar pantheistisch angehauchtes Gedicht voll von innerlicher Stimmung und tiefem Verlangen nach Lösung der Disharmonien, nach der wahren Gottesverehrung, sozusagen eine Studie für die „Sehnsucht des Weltweisen":

Gott in der Natur.

O nennt es Märchen nicht und Sage,
Der Seher gottvernomm'nes Wort,
Noch flutet wie am ersten Tage
Durch alle Welt das Leben fort;
Noch strömt der ew'gen Weisheit Quelle,
Und Luft und Pflanze, Stein und Tier,
Der Flamme Pracht, der Glanz der Welle,
Er sieht dich an und spricht zu dir.

Und wenn du still mit reinen Sinnen
Den Geist auf diese Sprache lenkst,
Und frommes Opfer zu beginnen
Dich in der Dinge Wesen senkst:
Da wird dir ahnungsichre Fülle,
Erschlossen liegt das Wunder da,
Und schauend durch die Wolkenhülle
Empfindest du: der Gott ist nah.

Das ist's, was aus Dodonas Wipfeln
Gleich Harfenlispeln flüsternd scholl,
Und wie ein Rausch auf Delphis Gipfeln
Das Herz der Pythia durchquoll,
Was in die Seele der Propheten
Auf Bergeshöh'n im Donner klang,
Was feiernd den Anachoreten
Die Sternennacht der Wüste sang.

Doch du, befleckt vom ew'gen Staube,
Was willst du armer Sohn des Heut?
Die Schwingen längst verlor dein Glaube,
Dein Herz ist dumpf, dein Sinn zerstreut;
Verstört von Lüsten und von Sorgen,
Die Brust voll Zweifel, Graus und Spott,
Trittst du in seinen heil'gen Morgen;
Doch reine Priester will der Gott.

Klar blüht das Wunder wie die Sonne,
Allein dein Auge deckt ein Flor,
Der Ruf erklingt in aller Wonne,
Doch taub, entartet ward dein Ohr.
Willst du mit groben Sinnen prassen,
Verschwindet dir des Geistes Spur,
Das Leben meinst du zu erfassen,
Und toten Stoff ergreifst du nur.

So ziehn wir denn auf stummen Wegen
Durch die für uns erstorb'ne Welt,
Nur daß als hoher Stunden Segen
In unser Herz die Ahnung fällt:

Daß Weisheit einst zu holdem Bunde
Mit Kindesunschuld sich versöhnt,
Und von geweihtem Sehermunde
Erneute Offenbarung tönt.

Hier hat dem Dichter, mehr oder minder bewußt, der Spruch „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen" vorgeschwebt und bei der letzten Strophe geradezu das Bild des Erlösers.

Auch die Politik hatte den Poeten damals viel beschäftigt, die Schleswig-Holsteinische Frage, die Anrufung der deutschen Ehre wider dänische Willkür ihm manches patriotische Lied eingegeben. „Es ist wahrlich Not," schrieb er schon am 30. September 1845 einem Freunde, dem er das Gedicht „Das treibt das Blut mir heiß ins Angesicht" [1]) mit der dringenden Bitte um Weiterverbreitung sandte, „daß die Dänen auch aus den entfernteren Teilen Deutschlands Stimmen vernehmen, die sich ihrem Uebermute widersetzen. Die Sache ist eine deutsche und bedarf deshalb kaum einer weiteren Empfehlung."

Die mittlerweile entstandenen „Sonette" für Schleswig-Holstein versäumte Geibel nicht, am 8. November 1846, Sr. Majestät dem Könige zu senden, zugleich mit der Anzeige, daß eine größere poetische Arbeit, die er im Sommer vollendet habe und die für weitere musikalische Behandlung bestimmt sei, hoffentlich in nicht zu langer Frist ans Licht treten werde.

Das bezieht sich auf die Oper „Loreley." Er hatte den Plan dazu für Felix Mendelssohn-Bartholdy entworfen und gewünscht, während der Ausführung in der Nähe des in Leipzig ansässigen Komponisten zu sein, ohne doch durch das lebhafte Leipziger Treiben in der Arbeit gestört zu werden. So hatte er sich denn im April zu Altenburg in einem bescheidenen, aber sauberen Gasthofe der unteren Stadt, dicht neben dem Bahnhofe, eingemietet und dort in

[1]) Nachmals gedruckt in dem Bande „Heroldsrufe" als „Klage", mit der unrichtigen Jahreszahl 1850.

einem sonnigen Erkerzimmer den ersten Aufzug seines lyrischen Dramas geschrieben, jene Scenen mit inbegriffen, die späterhin durch Mendelssohns Musik allbekannt geworden sind. Die folgenden Akte waren im Mai und Juni desselben Jahres in Dresden entstanden. Noch ehe die Welt davon wußte, las er bei einem erneuten Besuche zu Hannover das Manuskript in Harrys' Familie vor und trug das eindrucksvolle Lied „Führt mich zum Tode, nehmt mich hin!" in das Stammbuch von Fräulein Albertine ein mit der Widmung: „Zur Erinnerung an die Loreley und an Emanuel Geibel".

Den vollständigen Text, der 1860 im Verlage von Rümpler in Hannover gedruckt erschien, hatte Mendelssohn-Bartholdy schon zu komponieren begonnen, Finale des ersten Aktes, ein Ave Maria und einen Winzerchor, und dem Dichter darüber noch am 27. August 1847 aus Interlaken Mitteilungen gemacht, ihn zugleich für den Monat November um eine Zusammenkunft gebeten („aus tausend Gründen wird es notwendig werden, daß wir mehreres mündlich besprechen, was mir erst im Verlauf der Arbeit aufgefallen ist"), — da ereilte den Tonkünstler ein jäher Tod, am 4. November 1847, tief beklagt von Geibel und herrlich besungen. Er übersandte ein Exemplar seines Trauergedichtes Herrn von Radowitz mit der Bitte, dasselbe in die Hände Sr. Majestät des Königs befördern zu wollen.

Geibel machte alsbald bekannt, daß er eine anderweitige Komposition nicht mehr wünsche. Dennoch wurde eine solche, im Anfang der sechziger Jahre, von Max Bruch bewerkstelligt. Am ersten Mai 1862 erklärte Geibel seine Einwilligung in diesen Zeilen: „Nachdem Herr Max Bruch die vollendete Partitur einer Komposition meines lyrischen Dramas: die Loreley mir vorgelegt, habe ich mich bewogen gefunden, demselben, wiewohl er seine Arbeit ohne mein Wissen und Wollen ausgeführt, die Benutzung meines Textes zum Behufe öffentlicher Aufführung zu gestatten.[1])

---

[1]) Darnach ist der Ausdruck von Riemann (Opern-Handbuch. Leipzig 1887. S. 286): „Geibel übergab den Text Max Bruch" nicht korrekt.

Die Première hatte am 14. Juni 1863 zu Mannheim statt. „Ich selbst kenne die Komposition nicht," schrieb der Dichter damals, „und werde mich schwerlich ganz hineinfinden; jene volksliederartigen Weisen, die mir bei den Worten vorschwebten, werden dem modernen Musiker kaum zu Gebote gestanden haben. Doch wird mir das Werk von Hiller und Lachner gelobt, die die Partitur durchsahen."

Der Mannheimer Erfolg gestaltete sich zu einem glänzenden. Geibel befreundete sich nun mit der vollendeten Thatsache und knüpfte daran die schönsten Hoffnungen für das weitere Schicksal der Oper. Seine bis aufs kleinste sich erstreckende Teilnahme bekundet der mit Bruch gepflogene Briefwechsel. „In Dresden habe ich leider, außer der Janauscheck, gar keine Verbindungen. Doch wird man wenigstens ohne ungünstiges Vorurteil das Stück vornehmen, da die Brunhild sich auf dem Repertoire erhält und noch immer bei vollem Hause gegeben wird. Auch ist mir Könneritz als ein verständiger und wohlwollender Mann gerühmt worden. Für München wird der Bericht Vinzenz Lachners an seinen älteren Bruder die Sache ganz allein entscheiden. Schmitt unternimmt ein größeres Werk nur mit der sicheren Aussicht auf Succeß; weder Graf Stainlein noch ich würden das Mindeste ausrichten, wenn er nicht überzeugt wäre, bei der Oper zu verdienen. Wird ihm aber verbürgt, daß das Stück nachhaltig die Häuser füllt, so wird er alles thun, um es mit Glanz zu geben. Da ich nun der Meinung bin, daß sich ihm diese Ueberzeugung allmählich aufdrängen wird, so scheint mir die Münchener Aufführung nur eine Frage der Zeit. Ueber die Annahme in Rotterdam habe ich mich sehr gefreut. Wie steht es mit Mainz, Köln und Darmstadt, dessen trefflicher Heldentenor Gramminger mir bekannt ist? Und wie mit Hannover, wo die Oper florieren soll, und wo ich meinesteils ein sehr wohlwollendes Publikum finden würde? Schreiben Sie doch auch ein paar allgemein anfragende Zeilen an den neuen Intendanten in Schwerin, Gustav zu Putlitz, der mein persönlicher Freund ist und gewiß gern thun wird, was in seinen Kräften steht.

In Bezug auf das Stück selbst habe ich nur noch den dringenden Wunsch hinzuzufügen, daß diejenigen Aenderungen im ersten und dritten Aufzuge, welche aus scenischen Gründen oder aus Mangel an hinreichendem Personal in Mannheim vorgenommen werden mußten, wenigstens für die größeren Bühnen nicht beibehalten werden. Von Ihrer Einrichtung des letzten Aktes habe ich überhaupt, wenn die Kampfscene fortbleibt, gar keine Vorstellung. Ich hänge nicht eben zu sehr an ihr, da im zweiten Aufzuge schon einmal die Schwerter gezogen werden; allein wie stellt sich ohne sie der dramatische Zusammenhang her? — Meine Ansicht über die Scene, welche dem Finale des ersten Aktes vorhergeht, habe ich Ihnen schon mündlich ausgesprochen. Hier darf der Chor nicht fehlen, und wo eben durchaus nicht gesungen werden kann, muß wenigstens die Fülle der Erscheinung durch Ballett und Statisten hergestellt werden".

Diesem Briefe vom 25. Juni 1863 folgte am 17. August ein zweiter über denselben Gegenstand. Geibel hoffte, daß Rümpler das Vordrucken des Textes in der bei Leuckart zu publizierenden Partitur gestatten würde, und forderte für den Fall seinerseits an sichtbarer Stelle nachstehende Bemerkung: „Der Text der Loreley erscheint hier abgedruckt, wie er nach den Bedürfnissen des Komponisten verändert und eingerichtet wurde. Wer die ursprüngliche, von der hier mitgeteilten vielfach abweichende Gestalt des Gedichtes zu vergleichen wünscht, den verweisen wir auf die von der Rümplerschen Buchhandlung in Hannover veranstalteten Ausgaben."

Dies Verlangen begründete der Autor also: „Sie werden mir eine solche Hinweisung gern zugestehen, da das Stück in der That nicht mehr vorliegt, wie ich es geschrieben habe. Manche Aenderungen sind mir abgedrungen, bei vielen bin ich gar nicht gefragt worden, und der dritte Akt, wenn er auch für die Bühne ausreicht, muß, in seiner jetzigen Gestalt gelesen, etwas fragmentarisch und poetisch-dürftig erscheinen. . . ." Dann geht der Dichter zu Einzelheiten über, erklärt sich mit der Eröffnung durch einen Nixenchor völlig einverstanden, wünscht jedoch, daß Leupold bleibe, weil

ein exponierender Bericht in einem Monolog ein Unding sei, und überläßt dem Komponisten, mit Reinalds Werbung zu machen, was er wolle; seiner Ansicht nach bleibe sie am besten ganz weg, zumal wenn die andern vorher abgehen. „Das nutzlose Abgehen und Wiederauftreten, bloß damit ein lyrischer Erguß statthaben könne, stört immer die Wirkung und zerbricht hier entschieden den Fluß der Handlung. Ihre Auffassung der Worte: ‚Weh, welch ein Dämon spricht aus mir!‘ ist die einzig richtige. Sie und sie allein geben den Schlüssel zu dem folgenden. Lenore hat sich im Rausche der Leidenschaft den Dämonen ergeben, sie hat bisher, von einer dunklen Gewalt getrieben, fast wie traumwandelnd gehandelt; jetzt auf dem Gipfel des Schreckens erwacht sie plötzlich und sieht, was sie gethan hat.“

Weiterhin schreibt Geibel: „Huberts Worte können heißen:

Vergebens sucht' ich sie im Frauenkloster hier;
Spurlos gelang's ihr zu entweichen,

woran sich dann metrisch richtig schließt:

Er aber schweift verfehmt, durch Kirchenfluch gebannt
Mit einer wüsten Schar durchs Land,
Auf seiner Stirn das Kainszeichen.

Für die Stelle am Schluß von Ottos Allegro schlage ich vor:

Lenore, Lenore, mein Leben,
Lenore, mein süßes Verderben,
Ich will, ich muß dich wiedersehn.

In demselben Allegro ist bei der jetzigen Gestalt des Aktes noch eine Aenderung im Texte nötig geworden. Da nämlich Lenore gar nicht aufgetreten ist, Otto also auch nicht ihren Schleier aufnehmen kann, so geben die Worte: ‚Vorwärts winkt mir dies Panier‘ (der Schleier) keinen Sinn und sind umzuwandeln in: ‚Vorwärts drum und hin zu ihr!‘“

Nun wendet sich Geibel noch einmal zur vorletzten Scene des ersten Aufzuges, mit deren Abschluß er sich nicht befreunden kann, ebenso wenig mit der Rettung der Chöre durch ein eingelegtes Solostück. „Das hieße das Feuer anzünden und dann Wasser daraufgießen.“ Am einfachsten dünkt es ihn, die Doppelchöre so reich und mächtig auszuarbeiten, daß sie ein stattliches Finale bilden, und die Oper in vier Aufzügen zu geben, etwa wie auf den meisten Bühnen die Wolfschluchtscene im Freischütz als selbständiger Akt behandelt wird. Der künstlerische Bau des Ganzen verliere freilich dadurch, und er wisse wohl, daß damit die große Wirkung eines mächtigen Kontrastes aus den Händen gegeben werde, aber wenn doch eine Pause eintrete, so habe man wenigstens den Gewinn eines vollen und beruhigenden Abschlusses vor derselben.

Ein anderer Ausweg, ja eine wünschenswerte Verbesserung und Rückkehr zu seiner ursprünglichen Intention, wäre, die Geister unsichtbar zu lassen, so daß nur am Schluß der Scene, wo Lenore den Ring in die Fluten wirft, eine prächtige Gruppe aus dem Rhein aufstiege. Diese Gruppe könnte von Tänzern und Statisten gestellt sein, und es bedürfte somit gar keines Umkleidens für die Sänger. Dafür aber, daß diese letzteren nicht seitwärts hinter den Koulissen zu singen brauchten, daß vielmehr der Schall der Stimmen voll und mächtig von der Bühne selbst ausginge, ließe sich durch eine einfache dekorative Vorrichtung sorgen. Die Choristen müßten nämlich hinter durchbrochenen Versatzstücken, wie sie bei der wilden Felslandschaft leicht anzubringen, stehen und durch die Oeffnungen, wie durch Sprachrohre, gerade in das Publikum hineinsingen; das würde die Wirkung erhöhen. Geister in Masse, die länger als für einen Augenblick erschienen, hätten immer etwas Lächerliches. In Dresden oder Wien wäre das Mendelssohnsche Fragment in ähnlicher Weise gegeben, und zwar mit bestem Erfolg. Für Mannheim käme dieser Vorschlag zu spät; ehe die Oper aber anderwärts einstudiert würde, bäte Geibel den Komponisten, mit dem befreundeten Direktor Devrient in Karls-

ruhe, der als Dichter, Musiker und erfahrener Praktiker sein unbedingtes Vertrauen genösse, diesen Punkt zu besprechen.

Ein dritter Vorschlag ging dahin, die abtretenden Sänger sofort durch Tänzer und Statisten zu ersetzen, damit wenigstens für das Auge die Bühne voll bliebe, und dann, bei Ottos Aufbruch, die Szene mit einem Instrumentalmarsche zu schließen, während dessen das Hochzeitsgefolge noch einen feierlichen Umzug hielte.

Der mittlere Vorschlag erschien ihm als der glücklichste, ja als ein Gewinn für das Stück.

Zum Schluß fragte Geibel: „Ich habe nirgends eine Ouvertüre zur Loreley gefunden. Haben Sie sich auf eine bloße Introduktion beschränkt? Vielleicht ist es auch Ihre Absicht, die Ouvertüre später bei vollerer Muße auszuarbeiten. Ich möchte dies letztere fast wünschen, da ich bei einer rechten Oper das musikalische Vorwort ungern vermisse."

So viel von den ersten Schicksalen und Wandelungen dieses melodramatischen Schmerzenskindes von Geibel, welches er schon 1846 mit froher Zuversicht dem Könige Friedrich Wilhelm IV. angekündigt hatte. Damals ergaben sich für ihn persönliche Berührungen mit dem Königlichen Hause, worüber Ernst Curtius aus dem Jahre 1847 berichtet: „Nachdem ich die Freude gehabt hatte, den Prinzen Friedrich Wilhelm mit unserer baltischen Heimat und dem alten Haupte der Hansa bekannt zu machen, hegte ich begreiflicherweise auch den Wunsch, den Jugendfreund in die Kreise einzuführen, in denen ich damals lebte, und denen ich jede Art von geistiger Anregung nahe zu bringen berufen war. Was Kunst und Wissenschaft und Religion für den Menschen sind, das lernt man am besten durch den Eindruck von Persönlichkeiten, und so war es mir eine besondere Genugthuung, den fürstlichen Kindern einen geborenen Dichter, einen Poeten von Gottes Gnaden in Emanuel Geibel vorführen zu können. Der Eindruck hat sich unter den buntesten Eindrücken des späteren Lebens nie verwischt. Die Frau Großherzogin von Baden schrieb mir nach des Dichters Tode, sie könne

noch jede Stelle bezeichnen, wo sie als Kind ihn gesehen habe. Zu dem Bruder trat er häufiger und näher in Beziehung. — Zur Fastnachtszeit pflegte unser Turnsaal in ein Theater umgewandelt zu werden, und es galt dann ein passendes Stück aufzufinden. Als ich wieder eine Reihe von dramatischen Werken durchblättert hatte, kam ich plötzlich auf einen anderen Plan. Ich eilte auf den Enckeplatz und beredete den Freund, seinen Pegasus zu satteln. Wir besprachen Thema und Personal. Binnen acht Tagen war das Lustspiel fix und fertig.[1]) Wir gaben ihm den Titel „Die Seelenwanderung“ — später 1855 als „Meister Andrea“ gedruckt. — Der junge Prinz und seine Jugendgenossen spielten mit Liebe und Lust; die Aufführung gelang, so daß die fürstlichen Eltern eine Wiederholung anordneten, zu welcher der König eingeladen werde sollte.“ Doch verstrich hierüber fast ein Jahr.

Himmelfahrt 1847, den 13. Mai, kehrte Geibel der preußischen

[1]) Der erste Entwurf entstand übrigens schon 1836. Ferdinand Sotzmann hatte zu dem Leipziger Taschenbuch auf das Jahr 1824 „Urania“ einen Beitrag geliefert: „Der dicke Tischler. Ein alt-florentinischer Künstlerschwank.“ Die reizende Geschichte und der litterarische Anhang, worin es heißt, daß dieselbe zu einer Komödie in Prosa verarbeitet worden sei, brachte Geibel auf die Idee, seinerseits ebenfalls den dankbaren Stoff in Prosa zu dramatisieren. Auch dürfte ihm nicht entgangen sein, daß gleichzeitig Rumohr in „Italienische Novellen von historischem Interesse“ (Hamburg 1823) denselben Schwank des Brunellesco verdeutscht hatte. Markus Landau in dem Aufsatz über Geibels Meister Andrea und seine Familie (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1884. Nr. 246) kennt seltsamerweise weder die Uebersetzung Sotzmanns noch Rumohrs, der beiden Gönner Geibels. Uebrigens weicht der Dichter in einzelnen Punkten von dem Inhalte der Novelle ab; glücklich ist der Gedanke, das weibliche Element in der Person der Malgherita und ihrer Zofe einzuführen, charakteristisch der Zug, daß Meister Andrea nach seiner Verwandlung in den Kapellmeister, durch den Anblick eines nicht kunstgerecht ausgeführten Schrankes in der Wohnung seines alter ego an seinen Beruf erinnert, es nicht unterlassen kann, die bessernde Hand daran zu legen. Malgherita weiß ihm die neue Umgebung so angenehm zu machen, daß er, als der Zauber gelöst ist, seinen eigensinnigen Grillen entsagt, die Geselligkeit aufsucht und wirklich ein anderer wird.

Hauptstadt den Rücken, um mit Franz Kugler eine weite Wanderschaft durch die sächsisch-thüringischen und süddeutschen Staaten zu unternehmen. Sein Jugendwunsch, ein Baumeister zu werden, hatte sich nicht verwirklicht, aber mit verständnisvollem Entzücken vertiefte der gereifte Mann sich nun in das Anschauen und Studium der herrlichen Architektur, welche namentlich in den alten bayrischen Reichsstädten sich in prächtiger Fülle und Schönheit seinen Augen darbot. Von Frankfurt am Main aus wurde die Heimreise nach Lübeck angetreten. Im Spätherbst 1847 erschienen die „Juniuslieder.“

Ausflüge nach dem nahen Hamburg brachten ihn wieder mit dem bekannten Schriftsteller und Schulmann Dr. Heinrich Schleiden zusammen. „Unser Verkehr,“ schrieb mir derselbe noch kurz vor seinem Hinscheiden, „bewegte sich in einem Kreise, in welchem Geibel bald hier, bald dort einkehrte. Zu diesem Kreise gehörte vor allem Frau Marianne Wolff, verwitwete Immermann, und ihr Gatte Guido Wolff, bei denen er immer ein gern gesehener Gast war; mein Schwager, der reichbegabte, geniale Maler Otto Speckter, an dessen Polterabend er 1847 seine schönen Verse als Troubadour rezitierte; mein Freund und Schwager C. F. Wurm, dessen geistvolle Frau Hermine, von Geibel gewöhnlich ‚Generalin Sturm‘ genannt, mit ihm in scherzhafter Wechselrede sich bewegte; und unser Haus, in welchem er auch 1848 logierte. Ihn beschäftigten damals vorzugsweise seine ‚Albigenser.‘ Stundenlang sind wir oft nach Tisch in der Esplanade auf und niedergegangen, wobei er teils die ersten Scenen, die er schon entworfen, deklamierte, teils den ganzen Gang der Fabel, wie er ihn nach Akten und Scenen schon im Kopfe hatte, mitteilte, gern auf meine Bemerkungen einging und im Geiste schon Helden und Heldinnen über die Bühne schreiten sah. Zu meinem großen Bedauern ist die Arbeit, wie so manche andere, nicht fertig geworden. In geselligen Kreisen las er seine Dichtungen vor, liebte es auch sehr, mit verteilten Rollen mit uns dramatische Meisterwerke zur Anschauung zu bringen, wobei er oft, von der Lebhaftigkeit seiner Empfindung hingerissen,

über die Grenze des Erlaubten hinausschoß, immer aber ganz bei der Sache war und uns in seine Begeisterung mit hineinzog. Das waren schöne und vergnügte Zeiten."

Schleiden war ebenfalls poetisch beanlagt, und manches Gelegenheitsgedicht stammt aus Geibels wiederholtem Aufenthalt in der Schwesterstadt.

Geibel besaß bekanntlich die Gabe, sogleich aus dem Stegreif in tadellosen Reimen sprechen zu können; aber ihm fehlte mitunter die Stimmung zum Improvisieren, und so sandte er denn einmal an Schleiden folgende ergötzliche Verse:

Hast du jemals schon gestanden auf des Turmes steilen Höh'n
Und hinunter in die Tiefe über Land und Meer gesehn,
Um dein Auge zu erfreuen an der Abendlandschaft Pracht
Oder an der stillen Größe der gestirnten Mondscheinnacht?

Aber wenn dich nun im Blauen kein Geländer schützend hielt,
Wenn du einsam droben standest, von der freien Luft umspielt,
Hat dich niemals dann geschwindelt, und vergaßest du in Angst
Nie des Zwecks, warum so mutig du empor zum Gipfel drangst?

Also aber hast du gestern, da wir uns zum Spiel gesellt,
Mich durch deine Forderung plötzlich auf den höchsten Punkt gestellt,
Denn ein Lied — o schwerster Auftrag! — denn ein Lied verlangtest du
Von mir selber angefertigt und ex tempore dazu.

Und wenn nun ich schwankt' und bebte und in meiner größten Not
Gern nach jedem Reime haschte, der zuerst sich dar mir bot,
Wenn der Zwang des Augenblickes manche Phrase mir diktiert,
Die mit meines Herzens Meinung nicht im fernsten harmoniert:

Legst du streng die Stirn in Falten, sprichst von überschrittnem Maß,
Zürnest, daß in plumpem Eifer ich der Grazien vergaß,
Klagst der ungezähmten Frechheit herb' und schonungslos mich an,
Ja, und titulierst mich endlich eminenten Grobian!

Nein! das heißt nicht billig richten, nein das ist nicht Sympathie,
Wer so schlimm mich mißverstehn kann, wahrlich der verstand mich nie,
Meines Geistes stetes Streben nach der Schönheit kennt er nicht,
Und für alle Zeit entfremdet sind ihm Dichter und Gedicht.

Doch zu meinem Troste glaub' ich, daß nicht wirklich du so feind
Ob des Scherzes mir geworden, wie nach deinem Wort es scheint,
Daß du um des Witzes willen — denn der Witz ist wirklich gut —
Jene Zeilen mir gesendet in erregtem Uebermut.

Ist es so, wohlan so reich' ich gerne wieder dir die Hand,
Alles was uns störend trennte, sei aus unsrer Brust verbannt;
Aber täuscht mich meine Hoffnung, nun so gelt es Kampf und Streit:
Meine Banner sind entfaltet, meine Waffen sind bereit!

Ungefähr um dieselbe Zeit, am 7. November 1847, schrieb er auf ergangene Einladung: „... Ich habe in den letzten Wochen mit der ‚schlechten Leinewand des Körpers‘ und namentlich mit einem rebellischen Kopfe, in dem es wirtschaftete, als säße mir wie weiland Vater Zeus eine gepanzerte Minerva darin, so viel zu thun gehabt, daß es mir für diesen Augenblick geradezu unvernünftig scheint, meine einförmige, streng diätetische Lebensart zu unterbrechen .... So arg mir indessen mitunter zu Mute war, so ist mir doch die seit der Germanisten-Versammlung verlaufene Zeit nicht ohne Frucht geblieben. Der Entwurf zu einer großen historischen Tragödie ‚Die Albigenser‘ ist bis ins kleinste Detail fertig geworden: ich freue mich recht darauf, Dir meinen Karton zu zeigen und ihn einmal gehörig mit Dir durchzusprechen, bevor ich an die Ausführung gehe. Denn zwischen Plan und Ausarbeitung lasse ich bei größeren Sachen gern einen gewissen Zeitraum verstreichen: man geht dann frischer ans Werk und mit schärferem Auge. So habe ich mich jetzt einstweilen ans Entwerfen eines Lustspiels gemacht, in welchem ich in bunten, rasch wechselnden Bildern eine sittliche Idee, das Unzureichende eines hochmütig gesetzlichen Pharisäertums im Gegensatze zu dem lebendigen Ergreifen der Gnade von seiten des reuigen Sünders auszuführen gedenke. Es scheint

mir eine schöne Aufgabe für den Dichter zu sein, das Tiefste und Ernsteste einmal heiter zu sagen. Die Szene versetze ich in das alte Lübeck und gewinne so einen Hintergrund, auf welchem ich mich mit Behagen und mit aller Ausgelassenheit frei bewegen kann. Doch nun genug von meinen schönen Luftschlössern, und nochmals meinen Dank für Dein Gedicht, in dem ich jedoch mehr Deine Freundschaft, als mein Bild erkannt habe. Deine liebe Frau grüße auf das herzlichste, ebenso Speckters, Wurms und die anderen Freunde. Ich habe die schönen Tage, die ich bei Otto Speckters Hochzeit in Eurer Mitte verleben durfte, nicht vergessen, und es gehört zu meinen Lieblingswünschen, sie bald einmal in stillerer Weise zu wiederholen . . ."

Ende Februar 1848 lud ihn Curtius nach Berlin ein zur zweiten Darstellung des kleinen Lustspieles; Friedrich Wilhelm IV. hätte sein Erscheinen zugesagt. Am 8. März 1848 abends, nach der gut gelungenen Aufführung, ließ sich der Monarch den ihm schon bekannten Autor vorstellen und sprach huldvolle Worte zu ihm. Es war einer der letzten Abende harmloser Geselligkeit. Schon lagen düstere Wolken auf der Stirne des Königs; schreckliche Ereignisse hatten sich angemeldet, und einige Tage später donnerten die Geschütze durch die Straßen.

Die Revolution war ausgebrochen. Geibel kehrte sofort nach Lübeck zurück. Er litt schwer unter dem Einflusse der Eindrücke des tollen Jahres. Damals antwortete er einem Freunde, der ihm einige Zeitgedichte zur Beurteilung sandte, charakteristisch und charaktervoll: „Ich bin mein lebenlang ein schlechter Kritiker gewesen, indem es mir immer näher lag, mich an dem, was ein Poet geben mochte, zu erfreuen, als die Schwächen des Gegebenen aufzusuchen und mit schlagfertigem Urteil auf dem Platze zu sein. Indessen Sie wünschen meine Meinung über Ihre drei Gedichte zu hören, und so will ich Ihnen dieselbe nicht vorenthalten. Ueber den energischen Ausdruck einer der meinen nahe verwandten Gesinnung habe ich mich zuvörderst natürlich nur freuen können. Was nun aber die poetische Auffassung und Darstellung betrifft, so möchte

ich Ihnen bemerken, daß die beiden Lieder ‚Blüchers Feldgeschrei‘ und ‚Blüchers Botschaft‘, wenn auch in etwas anderer Fassung, doch unter demselben Symbol denselben Grundgedanken behandeln, daß Sie aber mit einem Liede der Art entschieden mehr wirken werden, als mit zweien. Mein Rat würde also dahin gehen, das erstere zurückzulegen, zumal, da mir in den Anfangsstrophen desselben das Wiederauferstehen der alten gefallenen Preußenkrieger nicht recht klar herausgekommen zu sein scheint, und nur das zweite, meiner Ansicht nach poetisch gelungenere, abdrucken zu lassen. Ebenso wie dies scheint mir auch das Gedicht ‚Wenn alle untreu werden‘ als ein lauter Ruf nach der verlorenen Treue wohl der Veröffentlichung wert. — Freilich haben in den letzten Wochen die preußischen Verhältnisse bereits eine ganz andere Wendung genommen. Das republikanische Unwesen zu Berlin ist mehr und mehr in den Hintergrund getreten, das beleidigte Preußengefühl richtet sich mächtig auf gegen jeglichen Uebergriff, das Volk besinnt sich, und hundert Stimmen werden laut für König und Vaterland; — aber auch in diese Stimmung passen, wie mich dünkt, Ihre Gedichte ganz wohl hinein. . . .“

In dieser wirren Zeit bot ihm Kruse, welcher inzwischen die Leitung der „Neuen Berliner Zeitung“ übernommen hatte, die Redaktion des Feuilletons an. Geibel lehnte dankend ab.

Schon seiner Natur nach würde er schwerlich zum Redakteur taugen. Er fühlte selbst nur zu gut, daß ihm die erforderliche Beweglichkeit des Geistes, das biegsame Talent fehlte, welches immer fertig ist, sich des neuen, von dem Tage entgegengebrachten Stoffes zu bemeistern, die Leichtigkeit der Produktion, welche jeden Augenblick vor den Riß zu treten und mit gleichsam aus der Erde gestampften Schöpfungen die Lücken rasch und sicher auszufüllen vermag. Er war mit seinen Arbeiten stets von Zeit und Stimmung, von körperlichem Wohlsein oder Uebelbefinden, ja von Luft und Wetter abhängig; nur in guter Stunde bei völliger Hingebung an den Gegenstand konnte er Erfreuliches schaffen, sich aber nimmermehr in eine Stellung finden, die gerade ein stilles Vertiefen, wie

es seinem Wesen angemessen, unmöglich machte und täglich etwas Neues, Blitzendes, Ueberraschendes von ihm forderte, der ohnedies nie Prosa geschrieben hatte. Außerdem war er seit dem vorigen Winter fortwährend siech, sein Unterleib gründlich verdorben. Da vermochte er um so weniger durch Wort und Lied ein Volk zu begeistern oder mit dem kritischen Schwert seinen Mann zu stehen, zumal jetzt, wo die aufgeregte Zeit das Mächtigste und Gewichtigste verlangte.

Allenfalls ließ sich der Horaz erklären; und das that Geibel, indem er, als Professor Ernst Deecke zur Nationalversammlung nach Frankfurt gewählt wurde und obendrein bald darauf Direktor Jacob schwer erkrankte, von Michaelis 1848 bis Johannis 1849 seinen alten römischen Lieblingsdichter zu interpretieren und den deutschen Unterricht, sowohl für Litteraturgeschichte wie für deutsche Aufsätze, am Gymnasium seiner Vaterstadt in Prima und Sekunda aushilfsweise zu übernehmen sich auf Classens Zureden bereit fand. Professor Classen, dem damals kommissarisch das Direktorium oblag, teilte mir hierüber mit: „Geibel besaß entschieden bedeutendes, wenn auch nicht methodisch geübtes Lehrtalent. Ich konnte seinen Stunden nur selten beiwohnen und vermißte, wie ich ihm das sogleich sagte, in seinem Vortrage mitunter Einfachheit und gelassene Ruhe; er war sehr geneigt zu rhetorischem Pathos, wie sich das ja auch in seinem Gespräche öfters zeigte. Zu meinem Bedauern erklärte er schon nach kurzer Zeit, daß er den Unterricht doch nicht über das Semester hinaus fortzusetzen wünschte. Die Schüler hätten ihn gern länger gehört."

In diese Zeit fällt ein hübsches ungedrucktes Festspiel, welches Geibel zum 28. September 1848, dem Polterabend von Henriette (alias Paquita) Nölting, einer Tochter des schwedischen Konsuls, und von Wilhelm Mantels, dem nachmaligen Gymnasialprofessor, Stadtbibliothekar und hansischen Geschichtsforscher, in Lübeck verfaßte und inszenierte. Der Inhalt war, daß Germania und Hispania sich um das Kind Paquita stritten (Fräulein Nölting wurde so genannt, weil ein mit diesem Namen unterzeichnetes Bildnis einer schönen Spanierin in

einem Huberschen Buche ihr auffallend glich); die befreundeten Dichter Viktor Huber und Justinus Kerner, welche durch ihre Gegenwart das Fest verherrlichten, sahen sich zu ihrem großen Ergötzen dramatisch vorgeführt. Auch ein Zigeunerchor war zugegen, wobei Geibels spätere Frau Ada als ganz junges reizendes Wesen eine Zigeunerin vorstellte. „Einer allerliebsten Episode“ — schreibt mir eine Teilnehmerin jenes Abends — „erinnere ich mich noch: daß, da Mantels den Beinamen Storch hatte, er auf die Kinderwiese gewandelt sei und sich das Schönste ausgesucht habe, um es in sein Haus zu tragen. Bei den Proben lernte ich Emanuel als einen wundersamen Kauz kennen, der bald aufbrauste, bald schmeichelte, bald bat.“

Daneben trieb Geibel eifrig historische Studien. Besonders schien ihm die Gestalt Kaiser Heinrichs I. trefflich geeignet, die deutschen Einheitsbestrebungen zu spiegeln. Seine Thaten und Geschicke haben zwar einen so vorwiegend epischen Verlauf, daß es überaus schwer hält, ihnen eine wirklich dramatische Entwickelung abzuringen; aber einesteils reizte ihn die Schwierigkeit der Aufgabe, zum andern glaubte er denn doch auch, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, auf ein Entgegenkommen des patriotischen Gefühls rechnen zu dürfen. Doch mit der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. entfiel dem Dramatiker die Feder.

Eine freudige Ueberraschung bereitete ihm in den ersten Tagen des März 1849 Friedrich Wilhelm Prinz von Preußen durch Zusendung einer Zeichnung in Farben von Hermann Kretzschmar, dem Maler der Königin Amalie von Griechenland, Geibel von Athen her befreundet, das Programm des Lustspiels „Die Seelenwanderung“ mit Randverzierungen und den Unterschriften der Darsteller enthaltend. Das Personenverzeichnis lautet:

Andrea, Bildschnitzer . . R. v. Dobeneck.
Matteo, Musikmeister . . R. v. Winterfeld.
Pandolfo, Bildhauer . . K. v. Zastrow.
Buffalmaco, Maler . . Friedrich Wilhelm.

Luigi, Poet	W. v. Bülow.
Calandrino, Kupferstecher .	W. Bornemann.
Leonetto, Baumeister . .	Ed. Banger.
Peronella (Margherita) .	B. v. Dobeneck.
Sylvia, Zofe	A. v. Zastrow.
Bruder Cyprianus . . .	A. Mischke.
Pasquale, Geheimschreiber	du Vigneau.

Dem Aquarellbilde lag das folgende liebenswürdige und ehrenvolle Schreiben bei:

Berlin, den 7ten März 1849.

Als Sie im März vorigen Jahres die große Gefälligkeit hatten, nach Berlin zu kommen, um uns bei der Aufführung Ihres Lustspiels „Die Seelenwanderung" zu unterstützen, hatten meine Freunde und ich die Absicht, Ihnen schon damals ein Andenken an jene Tage als Zeichen unserer Dankbarkeit zu geben. Die traurigen Ereignisse aber, die wenige Tage nach dieser Freude eintraten, verhinderten die Ausführung desselben.

Jetzt aber, da der Jahrestag heranrückt, wollten wir diesen Augenblick der Ruhe benutzen und beschlossen, Ihnen beifolgendes Blatt als Andenken zu senden. Ich brauche keine Beschreibung hinzuzufügen, da Sie sich gewiß die Einzelheiten desselben erklären werden können. Ich hoffe, daß die Zeichnung auch Ihren Beifall finden wird und Sie sich bei dem Anschauen derselben gern an die Zeit erinnern werden, wo wir hier zusammen waren und manche heitere Stunde verlebten. Meinerseits kann ich Sie versichern, daß es mir stets eine große Freude war, wenn ich Sie bei mir sehen konnte, und ich hoffe, daß ich bald wieder, in einer besseren und ruhigeren Zeit, dies Vergnügen genießen werde.

Indem ich Ihnen hiermit meinen und meiner Freunde herzlichsten Dank für Ihre große Mühe und Gefälligkeit ausspreche und Sie bitte, beifolgendes Blatt freundlich anzunehmen, verbleibe ich

Ihr

dankbarer

gez.: Friedrich Wilhelm Pr. v. Pr.

Geibel antwortete umgehend:

Mein hochverehrter Prinz!

Wenn schon jede Freude, die ein edles Gemüt wohlwollend uns bereitet, unser innerstes Wesen aufhellt und erquickt, so ist das in gedoppeltem Maße der Fall, wenn diese Freude in eintönig trüber Zeit unvorhergesehen wie ein Strahl aus Wolken auf uns herabfällt. Das empfand ich recht tief in dem Augenblicke, da Ewr. Königl. Hoheit freundliches Schreiben mich in so ehrenvoller Weise überraschte und Ihr schönes Geschenk mir plötzlich wie durch einen Zauberschlag die Erinnerung an jene heiteren Stunden wach rief, welche ich vor zwei Jahren sowie bei meinem letzten Aufenthalte zu Berlin mit Ihnen im jugendlichen Kreise Ihrer Freunde verleben durfte. Ich selbst war freilich in meinen Gedanken schon oft und gerne zu den Bildern jener Abende zurückgekehrt; ward mir doch damals zuerst das Glück zu Teil, eine meiner Arbeiten vor meinen Augen Gestalt und Seele gewinnen zu sehen, war doch die glänzende Umgebung, in welcher das geschah, ganz geeignet, den Eindruck für mich zu einem bedeutenden und nachhaltigen zu machen. Bei Ihnen aber glaubte ich kaum etwas auch nur von fern Verwandtes voraussetzen zu dürfen. Denn ich wußte, daß das vergangene Jahr mit seinen alles erschütternden Stürmen auch an Ihnen nicht wirkungslos vorübergegangen sein konnte und Ihren Geist auf ganz andere Dinge als die leichten Spiele der Poesie hingelenkt haben mußte; ich wußte, daß auch Ihr Herz schwer gelitten hatte, und daß dieser erste große Schmerz an Ihnen zum ernsten Ritterschlage geworden war, der Sie weihen und stählen sollte für alle Kämpfe Ihres künftigen Lebens. Daß Sie nun aber dennoch, in solcher Stimmung und nach solchen Erfahrungen, jener harmlos fröhlichen Stunden, die einem abgeschlossenen Zeitraum angehören, daß Sie meiner noch freundlich gedenken mochten, das hat mich innig gerührt und erfreut.

Nehmen Sie denn meinen warmen tiefempfundenen Dank für Ihre sinnvolle Gabe, die freilich jenem leicht und flüchtig hingeworfenen Spiele mehr Ehre zu Teil werden läßt, als dasselbe verdient. Als ein Zeichen Ihrer freundlichen Gesinnung, als ein liebes Andenken an den Kreis Ihrer Freunde wird mir das reizende Blatt immerdar vom höchsten Werte sein. Aber nicht allein an Vergangenes soll es mich erinnern; es soll mir zugleich ein ermunternder Sporn werden, auf dem mir von der Natur angewiesenen Gebiete nach Höherem und dem Ernste der Zeit Angemessenerem zu ringen, damit ich einer solchen Auszeichnung nicht unwert erscheinen dürfe. Möchte es mir vergönnt sein, Ihnen dereinst ein größeres und bedeutungsvolleres Werk vorzulegen, welches auf vaterländischem Boden erwachsen, deutsche Sitte, Treue und Größe, deutsche Freude und deutsches Leid in lebendigen Gestalten würdig zur Anschauung brächte; das ist für mich der höchste Wunsch meines Lebens.

Ihnen aber, mein hochverehrter Prinz, wünsche ich in unserer unruhigen und verworrenen Zeit, in der wir wohl alle nach oben zu blicken gelernt haben, vor allen Dingen Gottes Segen und ein fröhliches und festes Herz, das sich gleich bleibe in stürmischen und heiteren Tagen. Ihnen wünsche ich — um es mit einem Worte auszusprechen —, daß alle jene Hoffnungen, welche das preußische Volk, welche das deutsche Vaterland an Ihr teures Haupt knüpfen, in reichem Maße in Erfüllung gehen mögen.

Indem ich noch die Bitte an Sie zu richten wage, Ihrer hohen Mutter, der Frau Prinzessin von Preußen, meinen ehrfurchtsvollsten Gruß zu melden, verbleibe ich

in treuester Dankbarkeit und Anhänglichkeit
Ewr. Königlichen Hoheit
Emanuel Geibel.

Lübeck,
den 10. März 1849.

Im Sommer reiste unser Dichter zur Kräftigung seiner leidenden Gesundheit nach Heringsdorf. Für dies aufblühende Ostseebad

hegte er besonderes Interesse. Sein alter Berliner Freund, der beliebte Schriftsteller Wilibald Alexis (Dr. Häring), zählte zu den ansässigen Badegästen und hatte, gemeinsam mit Frau Professor Klenze und dem Schauspieler Eduard Devrient, die Veranlassung zum Kirchbau daselbst gegeben. Als nun am 3. September 1848 die Einweihung des Gotteshauses stattfand, dichtete Geibel dazu folgende Verse, die ich ebenfalls aus dem Nachlaß des Kaisers Friedrich erhielt:

Du hast, o Herr, uns diesen Bau gegründet
Der kleinen Schar zum Heile, Gott zur Ehre,
Ein Haus, drin man das ew'ge Wort verkündet,
Ein sichres Mal dem Schiffer auf dem Meere.

Es ragt der Turm, es steht auf seinen Zinnen
Das Kreuz und funkelt in des Morgens Feuer;
O tröstlich Wort, den Hafen wird gewinnen,
Wer fest nach diesem Zeichen hält das Steuer.

In ihm ist Heil, wie wild die Stürme tosen,
In ihm ist Ruh, wie grimm die Wogen schießen —
O möchte hier gleichwie ein Duft von Rosen
Sein Friedenshauch um deine Schläfe fließen!

Wir bringen unsre Herzen dir entgegen
Und möchten wohl mit Worten vor dich treten —
Doch Gott ist nahe! Ihm gehört der Segen,
Und unser Dank verstummt in heißem Beten.

Diese kirchliche Feier am Strande der Ostsee und der Waffenstillstand mit Dänemark geschahen gleichzeitig. Die Kriegsschiffe entzogen sich dem Anblick der Badegäste, denen fortan ein friedlicherer sich darbot: das Zeichen des Kreuzes.

Freundschaft mit Fürst Carolath.

In Heringsdorf saß Geibel an der Wirtstafel häufig einem alten schwermütigen Herrn gegenüber und bemühte sich, ihn aufzuheitern. Es war Fürst Heinrich zu Carolath-Beuthen, der im Frühjahr seine Gemahlin verloren hatte und mit Schwiegersohn und Tochter, Graf Kurt und Gräfin Lucy von Haugwitz, Erholung an der See suchte.

„Wir hatten“ — ich lasse meinen Gewährsmann, Graf Haugwitz, erzählen — „dem Dichter längst schon das herzlichste Wohlwollen entgegengetragen und sollten jetzt auch den Menschen in ihm lieben lernen. Der Umgang mit ihm, den wir nun oft bei uns sowie in dem damals so glücklichen Kuglerschen Kreise sahen, wurde immer lebhafter und bald so herzlich, daß wir ihn unmöglich mit der Badekur abbrechen konnten. Zu unserer Freude nahm Geibel die Einladung meines Schwiegervaters, uns nach Carolath zu begleiten, an, fühlte sich daselbst gleich heimisch und machte einen Jagdaufenthalt in dem nahe gelegenen Heinrichslust mit, wo das ebenso anspruchslose wie gemütliche Zusammenleben mit einigen befreundeten älteren und jüngeren Jagdgenossen ihn sichtbar anmutete und erfrischte. Von seiner guten Laune gab mancher fröhliche Trinkspruch und manche andere Improvisation Zeugnis. In dieser Zeit entstanden viele seiner frischesten Gedichte, darunter mehrere an den Wald, unter anderen aber auch der ‚Mythus vom Dampf‘“.

Gleich sein erstes Gedicht gewann ihm die ganze Zuneigung des Fürsten:

Mir hebt von alten Zeiten
Das Herz zu klingen an,
Das war ein lustig Reiten
Da drüben bei Sesanne.

Die Schwerter blitzten munter
Hinab, hinauf den Zug,
Da war auch einer drunter,
Dem hoch die Seele schlug!

Und als der Feind mit Toben
Vorbrach im wilden Lauf,
Und als die Reih'n zerstoben,
Da richtet' er sich auf;

Er hob sich hoch im Bügel:
‚Mir nach, wer's treulich meint!'
Und mit verhängtem Zügel
Warf er sich in den Feind;

Und hat das Schwert geschwungen
Fest in die Faust geklemmt,
Bis er den Sturm bezwungen,
Bis er den Strom gedämmt.

Ihm ist kein Lied geworden
Dafür bis diesen Tag,
Ihn schmückte drum kein Orden,
Wir aber holen's nach:

Das volle Glas für diesen,
Für ihn und seine Schar,
Er hat der Welt bewiesen,
Daß er ein Schönaich war,

Daß er im hohen Mute
Den Sinn des Stamms geerbt,
Der mit dem eignen Blute
Sich stets den Kranz gefärbt.

Ebenfalls unbekannte Poesien stammen aus dem Herbst 1849, so zum 18. September, dem Geburtstag der Gräfin:

O, nun segn' ich erst die Gabe
Die mir hold ein Gott beschied,
Und als meine beste Habe
Rühm' ich dankerfüllt das Lied,
Seit mit seinem Ton es leise
Dein verwandtes Ohr gerührt
Und auf rasch gebahntem Gleise
Mich an deinen Herd geführt.

Denn es will in diesen Räumen
Mir wie Heimatswonne nah'n,
Aus des Gartens dunkeln Bäumen
Weht ein Friedenshauch mich an,
Und wie durch die herbstlich helle
Segensflur der Fuß mich trägt,
Muß sich legen jede Welle,
Die zu wild das Herz noch schlägt.

Und wenn dann in trauter Stille
Abendlich die Flamme rauscht,
Wie sich da in reicher Fülle
Schatz um Schatz gesellig lauscht,

Wie du in der Anmut Ringe
Hältst, was Ernst und Scherz verlieh,
Und dazwischen rührt die Schwinge
Träumerisch die Poesie.

Ach, schon sinn' ich neue Lieder,
Und schon zieht in diese Brust
Alter Tage Glanzbild wieder,
Denn ich fühle Jugendlust.
Was ich selig einst besessen,
Wacht erinnernd auf und tönt,
Und der Schmerz nur ist vergessen,
Und der Mißlaut ist versöhnt.

Aber heut zu deinem Feste,
Da dich alles froh umringt,
Brächt' ich dankbar gern das Beste,
Was mir in der Seele klingt;
Doch was soll das Wort dir taugen,
Das der fremde Pilger spricht?
Steht in deiner Kinder Augen
Doch ein lieblicher Gedicht.

Was durch diese blauen Sterne
Leuchtet wie ein still Gebet,
Deutet dir der Vater gerne,
Der der Liebe Schrift versteht,
Zu dem hold verbund'nen Kreise
Stummen Grußes tret' ich dann,
Und nur segnen will ich leise,
Wenn ein Dichter segnen kann.

Daß der Herr, von dessen Güte
Alles Heil herniedertaut,
Wahre dieses Hauses Blüte,
Das du fromm auf Ihn erbaut,
Daß Er dein in Gnaden walte
Und im Drang von Lust und Schmerz
Dich so lieb und reich erhalte,
Du lebendig Menschenherz!

Ihr Sohn Hans wurde acht Tage später, am 26. September, getauft; zu dieser Feier dichtete Geibel die Verse:

Es hat den besten Spruch der Ahn
Dem jungen Täufling schon gethan,
Doch mag auch eines Dichters Segen
Sich noch um seine Wiege legen
Und blühend über'm engen Raum
Sich wölben wie ein Zukunftsbaum.
Gott woll' ein volles Menschenleben
Voll Liebe, Lust und Leid ihm geben.
Die Liebe führ' im Frühlingsschein
Des Lebens in die Welt ihn ein
Und laß in wechselnden Gestalten
Ihm nahend nie sein Herz erkalten;
Die Lust mit heiterm Saitenspiel
Begleit' ihn, doch sei nie sein Ziel,
Und wenn ein Leid ihn treffen mag,
So sei's für ihn ein Ritterschlag,
Von dem die Seele, wie geweiht,
Aufsteht zu neuer Freudigkeit.
Verschlossen sei er nie für's Neue,
Doch halt' er fest die alte Treue,
Er lern' in gut und bösen Tagen
Das Tücht'ge thun, das Harte tragen;
Er hab' ein gutes Wort im Rat,
Er führ' ein scharfes Schwert zur That,
Und, daß noch eins ich sagen kann,
Er werd' ein Ritter, werd' ein Mann,
Der seines Wahlspruchs Sinn bewähre
Und grüne fort in alter Ehre!

„Im folgenden Jahre 1850 brauchte Geibel Karlsbad [1]), wo ich ihn," berichtet Graf Haugwitz, „auf der Heimreise von Marienbad aufsuchte und, wenn auch diesmal ohne Rebensaft und Becherklang, einige

---

[1]) Anno 1851 setzte Geibel die Kur daselbst fort und erneuerte 1852 in Ems seine Bekanntschaft mit dem nachmaligen Justizminister Dr. von Friedberg, welcher die Güte gehabt hat, mir aus seinen Erinnerungen Folgendes mitzuteilen: „Wir tranken beide den Brunnen. Er glaubte sich damals ernsthaft

heitere genußreiche Tage mit ihm verlebte. Er schrieb damals gerade seinen „Julian." Zu meiner Freude bedurfte es keines besonderen Zuredens, um ihn zu bewegen, gewissermaßen als Nachkur meinen Schwiegervater nach Gastein zu begleiten und mit ihm daselbst bis Mitte August zu bleiben. Auf diesen Aufenthalt bezieht sich das humoristisch-satirische Gedicht vom Februar 1851, an F. C.:

---

krank, war sehr Hypochonder, und wir waren die Saison hindurch täglich viele Stunden zusammen. Seine Hypochondrie zeigte sich auch darin, daß er ungern zur table d'hôte ging, und ich richtete es deshalb so ein, daß wir beide auf meinem Zimmer allein unser Mittagsbrod einnahmen. Die Hypochondrie ließ ihn Welt und Menschen, vor allem aber auch seine dichterische Begabung und seine Erfolge als Dichter mit trüben Augen ansehen. Redwitz war gerade an der Tagesordnung, und so erinnere ich mich, daß, als wir einmal auf der Promenade jungen Damen mit den damals wohl noch selteneren, rot eingebundenen Büchelchen Redwitzscher Poesien in Händen begegneten, er halb spöttisch halb bitter mich apostrophierte: ‚Da können Sie sehen, was auf Dichterruhm zu geben! Diese Backfische oder Gouvernanten, die hier mit Redwitz auf der Promenade einherlaufen, sind auch mein Publikum. Auf deren Urteil und Gunst ist man angewiesen!' — und so ging es eine ganze Weile in selbstquälerischen Reflexionen fort. — In späteren Jahren bin ich nicht wieder mit ihm zusammen getroffen, wurde aber, wenn ich von ihm hörte, nur immer von neuem darin bestärkt, daß er damals weniger körperlich krank, als geistig verstimmt gewesen sein müsse." — Als Ergänzung hierzu kann ich berichten, daß Geibel, je älter er wurde, desto mehr mancher Sache eine humoristische Seite abzugewinnen wußte. Während er in der That früher schwer unter dem Epitheton „Backfischdichter" litt, brachte er später diese Bezeichnung selbst oft scherzhaft aufs Tapet. Als z. B. seine Nichte im Jahre 1874 an einer höheren Töchterschule einige Stunden übernahm, machte es ihm Spaß, ihre Hefte mit durchzusehen. „Und so bin ich denn," sagte er, „auf meine alten Tage noch einmal an die Backfische geraten." Auch entsinne ich mich, wie er nach dem Umzuge in seine neue Wohnung in der Königstraße mir unter Schmunzeln erzählte, welchen Schrecken er gehabt, als er, um zwölf Uhr mittags dem Bett entstiegen, gegenüber an den Fenstern eine Reihe von Mädchenköpfen gewahrte, die ihre niedlichen Stumpfnäschen an den Scheiben platt drückten und neugierig zu ihm hinüberlugten. Drüben nämlich war ein Fräuleinpensionat, was ihm jetzt plötzlich ad oculos demonstriert wurde. „Seinem Verhängnis entgeht keiner, selbst nicht solch alter Knabe, wie ich bin," sprach er unter hellem Lachen, in das ich herzlich einstimmen mußte. Ja, ja, die Backfische!

Durch die klare Luft im Winde
Segeln heut mir die Gedanken.

Auf der Rückreise kamen beide zu uns nach Rogau in Schlesien, wo wir sie schon erwartet hatten, um mit ihnen nach Carolath überzusiedeln. An diesen Rogauer Besuch erinnert Geibel in einem späteren Gedicht: „Wir fuhren auf der stillen Oder“, in welchem er mit dem „waldumkränzten Templerschloß“ das hiesige Schloß bezeichnet. In Carolath blieb er von Ende August bis zum Jahresschluß und feierte mehrere Familienfesttage mit uns, so am 1. September gleich den Geburtstag unseres einzigen, damals fünfjährigen Töchterchens Adly, auf das er den hübschen Toast ausbrachte:

In dem Eichenkranz [1]) voll Preis,
Der euch fiel zum Lose,
Sind die Knaben grünes Reis,
Mägdlein, bist die Rose.

Treue, Klugheit, Tapferkeit,
Die nicht wankt, verbürgen
Deine Brüder künft'ger Zeit,
Heinrich, Kurt und Jürgen.

Doch du sollst in Lust und Müh'n
Anders dich entfalten,
All dein Wesen stilles Blüh'n,
Anmut all dein Walten.

Wenn die drei einst, sonder Ruh'n,
Schaffen, denken, streiten,
Sollst du ihrem ernsten Thun
Mildernd stehn zur Seiten.

Sollst den Duft der Frömmigkeit
Atmen auf ihr Handeln
Und durch Liebesmacht das Leid
Selbst zum Segen wandeln.

---

[1]) Der Eichenkranz ist im Mittelschild des Schönaichschen und Carolathschen Wappens.

Sieh, so hast du schönen Teil
An dem Kranz der Ehren;
Laß uns denn auf solches Heil
Dir den Becher leeren!

Am 18. September, dem Geburtstage meiner Frau, widmete Geibel derselben das schöne Poem:

Wo ein Glanz aus Jugendträumen
Dich so gerne wohnen läßt,
In des Waldes heitern Räumen
Feierst heute du dein Fest.

Drum wie dir mit Wunsch und Gaben
Freundlich grüßend alle nah'n,
Will der Wald sein Recht auch haben,
Und zu rauschen hebt er an:

Jahre kommen, Jahre gleiten
Rasch vorbei, wie Wind und Flut;
Denkst du noch der alten Zeiten,
Da du hier, ein Kind, geruht?

Da in dämmernden Gefühlen
Ahnend sich dein Sinn erhob,
Da ich in dein harmlos Spielen
Leisen Märchenschimmer wob?

Da dir bei des Mondes Glimmen
Laub und Busch voll Elfen schien,
Da du Antwort gabst den Stimmen,
Die durch meine Wipfel ziehn?

Da in meinem grünen Düster
Zu der Blume, die du brachst,
Du mit traulichem Geflüster
Leise Freundesworte sprachst?

O, wie schwoll mit frohem Beben
Dir so weit die Seele da!
Zwischen Wundern floß dein Leben,
Und der Himmel war dir nah.

Jahre kommen, Jahre stieben
Rastlos hin im raschen Schwung,
Aber ich bin frisch geblieben,
Und dein wogend Herz blieb jung.

Und was damals du empfunden
Unter meinem Baldachin,
Mag wohl jetzt in manchen Stunden
Deiner Kinder Brust durchziehn.

Wenn mir dann ihr Bild begegnet,
Schau ich drin der Deinen Strahl,
Und so sei'n sie mir gesegnet,
Und gesegnet du zumal!

Sieh, und für den Elfenreigen,
Der dir längst zerrann in Scherz,
Rausch' ich heut' mit grünen Zweigen
Stillste Hoffnung in dein Herz;

Will dir süß Erinnern geben,
Stürmisch, holder Liebling du,
Und will weben in dein Leben
Einen Hauch von meiner Ruh!

Am 15. und 18. Oktober 1850 improvisierte Geibel an der Festtafel zwei von einander sehr verschiedene Trinksprüche; der erste, zum Geburtstage des Königs Friedrich Wilhelm IV., bringt die gedrückte Stimmung jener schweren Tage zum Ausdruck, hingegen der andere vom 18. Oktober, dem Geburtstage des Prinzen Friedrich Wilhelm, nachmaligen Kaisers Friedrich, den warmen prophetischen Klang in dem persönlichen Gefühl der Treue und Anhänglichkeit, das der Dichter für den hohen Herrn tief im Herzen trug, mit der Liebe für das Vaterland. Die Strophen lauten:

I.

Durch des Zeitsturms wildes Dräuen
Bringen heute wir in Treuen
Unserm Könige ein Hoch;

Lüft' er kühn der Zukunft Schleier,
Preußens Sternbild strahlt nur freier,
Wenn den Himmel Nacht umzog.

Nach dem Schwanken, nach dem Schweifen
Tret' er auf gewalt'gen Schritts;
Mag sein Wort zu Thaten reifen,
Ja, und gält's ans Schwert zu greifen:
Friedrichs Adler trägt den Blitz.

II.

Und nun einen Spruch in hellem Ton
Dem Schwert noch ohne Scharten,
Dem jungen preußischen Königssohn,
Dem Stern, auf den wir warten!

Am Tag, da die Schlacht um Leipzig gekracht,
Ward er dem Lande geboren;
O werd' er ein Held voll Siegesmacht,
Zum Werke des Segens erkoren!

O werd' er der Mann, der helfen kann
Dem Volke wie dem Throne;
Gerecht und gut, allzeit voll Mut
Trag' er sein Erbe, die Krone!

Und darf ich künden den höchsten Traum,
Der jemals mir geschehen:
Ich sah auf eines Maifelds Raum
Mit Eichen bekränzt ihn stehen.

Die deutschen Fürsten sah ich ziehn,
Die ihren Hader zerbrachen,
Sie brachten zur Krone von Berlin
Den heiligen Reif von Aachen.

Ein Banner weht' im Morgenrot
Entsühnt von Mißbrauch und Schmähung —
Rot ist die Liebe, schwarz ist der Tod,
Und golden die Auferstehung.

Als wir gegen Mitte Oktober den Wald und Heinrichsluſt verließen, nahm Geibel Abſchied in dem Gedichte:

Bei froher Tafelrunde,
Du grünes Waldrevier,
Bring' ich aus Herzensgrunde
Den letzten Becher dir.

Du nahmſt uns auf als Gäſte
Im friſchen Laubgemach,
Und freundlich uns zum Feſte
Erhobſt du jeden Tag.

Für reiche Waidmannsbeute,
Für Heil und grünen Bruch
Da mag dir danken heute,
Wer ſelbſt die Büchſe trug.

Ich aber will dich loben,
Weil du in dieſer Zeit
Ins Leben mir gewoben
Mut, Freundſchaft, Freudigkeit.

Ich will dich dankbar preiſen,
Weil, wenn ich fromm gelauſcht,
Du neue Liederweiſen
Mir in das Herz gerauſcht;

Weil du in deinem Düſter
Manch Rätſel wunderzart
Beim leiſen Laubgeflüſter
Dem Dichter offenbart.

So lebt denn wohl, ihr Fichten,
Ihr Eichen, ſtolz und grün,
Wo unterm ſchattendichten
Gewölb' die Hirſche zieh'n!

Lebt wohl, ihr Hütten alle,
Da ſanfter Schlaf uns zwang,
Leb' wohl, bekränzte Halle,
Voll Sang und Becherklang!

Ihr Feuer auch, ihr hohen,
In grüner Dunkelheit,
Lebt wohl! Mit euren Lohen
Verglüht die frohe Zeit.

Doch ob wir heimwärts ziehen,
Noch lang' in unsrer Brust
Wird frisch dein Bild uns blühen,
Du schönes Heinrichslust!

Am 21. Oktober ward uns unser jüngster Sohn Eberhard geboren, und als derselbe am 29. November, dem Geburtstage meines Schwiegervaters, getauft wurde, nahm auch Geibel eine Patenstelle bei ihm an und weihte ihm zum Tauftage die innigen Verse:

Wenn wir mit Wünschen und Gebeten
An eines Kindes Wiege treten,
Und wie wir auf sein Lächeln schau'n,
Im Geist ein Leben ihm erbau'n,
Wohl rührt's zugleich mit Freud' und Leid
An unsre Seele jederzeit.
Doch tiefer noch mit Ernst erfüllt,
Begeh'n wir heut' des Täuflings Feier,
Denn dicht und dichter wird der Schleier,
Der seine Zukunft uns verhüllt.
Es hat die irrverworr'ne Welt
Aufs Schwert ihr letztes Heil gestellt,
Und flatternd rauscht der Fahnensaum
Des Krieges in des Kindes Traum.

Die Zeit ist krank; am Eisen scharf
Will zur Gesundheit sie gedeihen.
So woll', o Herr, dem Knaben leihen,
Was er in solcher Zeit bedarf;
Gieb ihm das eine höchste Gut,
Draus jede Mannestugend sprießet,
Das alles andre in sich schließet,
Wenn's rechter Art ist: gieb ihm Mut,
Den Mut, der nie zu Scherben geht,
Weil er mit dir in Frieden steht!

Der kühn in der Verneinung Tagen
Sein gläubig Ja noch wagt zu sagen,
Der in des Königs Angesicht
Wie in des Pöbels Wahrheit spricht,
Den Mut des Zorns, den Mut der Liebe,
Den opferstarken Mut der Pflicht,
Der alles in des Kampfs Getriebe
Dahinwirft, nur die Ehre nicht,
Gieb ihm den Mut, o Herr der Gnade,
Auf sonn'gem Weg, auf dunkelm Pfade!

Und kämpft er so sich unverzagt,
Ein deutscher Rittersmann, durchs Leben,
So woll' am Ziel ihm Eins noch geben,
Eins, das uns Allen blieb versagt,
Das Glück, nach Sturm und Not und Pein
Des Vaterlandes froh zu sein!

An demselben Tage schrieb er auch mit Bezug auf den Geburtstag des Großvaters des Täuflings:

Das ist derselbe warme Sonnenstrahl,
Von dessen Glanz im allertiefften Thal
Das jüngste Alpenröslein hold erblüht
Und purpurfarb' die höchste Firne glüht.

Das ist derselbe heil'ge Freudenschein,
Der heut' mit Glanz des Friedens wunderrein
Des ros'gen Enkels Kindertraum umwebt
Und um des Ahnherrn hohe Stirne schwebt.

O schönes Doppelfest, das wir begeh'n,
Wo Kind und Greis in einem Schimmer steh'n,
Und zwischen Höh' und Tief' im Farbenbrand
Die Liebe selig ihren Bogen spannt!

Nachdem wir im Herbst 1851 auf einer Reise in den Süden uns noch ein Rendezvous mit ihm in Wien gegeben hatten, sahen wir ihn leider längere Zeit gar nicht, da wir im Jahre 1852 unseren Wohnsitz von Carolath nach Oberschlesien verlegten und

später in der Schweiz Aufenthalt nahmen. In dieser Zeit gab Geibel bei einer gelegentlichen Anwesenheit zu Carolath seinem Bedauern, uns daselbst nicht zu finden, auf freundlichste Weise Ausdruck in dem bekannten Gedichte:

Wo so leicht in sonnenklaren
Tagen einst der Lenz uns floß . . ." —

Soweit die Aufzeichnungen des Grafen Haugwitz. Seiner und der Carolathschen Familie hat Geibel bis ans Lebensende die treueste Anhänglichkeit bewahrt, ja dem gesamten Carolathschen Freundeskreise. Zu letzterem zählte u. a. der verdienstvolle Landwirt Albrecht Block.

Als dessen jüngste Tochter Bertha einen Herrn Thunig heiratete, empfing die liebreizende Braut an ihrem Polterabend, 12. Juni 1854, einen von Rosenknospen durchwundenen Myrtenkranz mit diesen sinnigen Strophen:

Laß um die Stirn den Kranz dir legen,
Den Myrtenkranz jungfräulich rein;
Wir alle flochten unsern Segen
Und unsre Liebe mit hinein.
Und fragst du, was die Farbe deute?
Das ahnungsvolle Dunkelgrün
Von süßer Hoffnung spricht es heute
Auf ein zukünftig schönes Blühn.
Denn sieh', es wird 'in wenig Stunden
Dein Leben all verwandelt sein;
Wenn einmal Liebe dich gebunden,
Gehörst du ihr, bist nicht mehr dein!
Es weckt hinfort dich jeden Morgen
Am stillen Herd zu ernster Pflicht,
Doch glaub' es, vor so lieben Sorgen
Entweichen Glück und Freude nicht.
Nein, jetzt erst hält ein heitrer Friede
Dein häuslich Walten all versöhnt,
Bis dir im ersten Wiegenliede
Der schönste Klang des Lebens tönt.

Dann aber wird ein hold Erinnern
Dich traumhaft mahnen an dies Grün,
Und selig spürst du's tief im Innern,
Daß Rosen aus den Myrten blühn.

Als Beweis für die herzliche Freundschaft, welche unserem Sänger speziell der Fürst entgegenbrachte, sei ein Gedicht mitgeteilt, das derselbe als Dank und Gruß an Geibel für dessen Geburtstagsglückwunsch 1854 in gleichem Versmaß und Ideengange sandte:

Vom beschneiten Alpenrande
Schickst du deine Wünsche mir;
Ach, ich bin ja kaum im Stande,
Für so viel zu danken dir.

Fandst du was an mir zu loben,
O, so stammt es ja von dir,
Jener eine Zug nach oben,
Den du zündetest in mir.

Den die weiße Rose senkte
Tief ins Herz als Zauberduft
Und die Liebe aufwärts drängte
Nach der Gegenliebe Luft.

So vereinigten zwei Seelen
Sich im gleichen Herzensschlag,
Konnte da dem Greise fehlen
Später Liebe Rosentag?

Wenn er dann noch frisch gesungen,
Was der Jugend angehört,
Hat sie in ihm nachgeklungen,
Wahre Liebe nie bethört.

So hast du den Grund gefunden
Der verjüngten Geisteskraft,
Wie der Muse Weihestunden,
Welche Liebe mir verschafft.

Doch ein Sendi werd' ich nimmer,
Da das Sterben sich wohl naht;
Aber von den Freunden immer
Bleibt dein treuster — Carolath.

Geibels zum 29. November 1854 verfaßter Glückwunsch, der obige poetische Antwort hervorrief, hatte folgenden Wortlaut:

Nach dem Schloß am Oderstrande
Durch die Luft ertönt es heut'
Vom beschneiten Alpenrande
Grüßend wie Pokalgeläut;
Denn auch hier zu deinem Feste
Sitzt vereint ein fröhlich Paar,
Und der Segenswünsche beste
Hell anklingend bringt es dar.
Selig, wem im Herzensgrunde
Klar ein heilig Feuer glimmt,
Wer in schönster Jugendstunde
Liebe giebt und Liebe nimmt;
Aber dreimal hoch zu preisen,
Wer mit warmem Herzensschlag,
Ob ihm schon die Locken greisen,
Wie ein Jüngling lieben mag.
Unter tausend Erdgebornen
Wird es einem kaum zu Teil,
Doch vor allen Auserkornen
Rühm' ich dich um solches Heil.
Mög' ihn dir denn Gott erhalten,
Diesen Frühling im Gemüt,
Der dir trotz der Jahre Walten
Reich und voll emporgeblüht;
Der so schöpferisch und eigen
Dich mit Liedeskraft durchzückt,
Daß zur Zeit, wo andre schweigen,
Dir dein vollster Klang erst glückt.
Und so sei auch sie gesegnet,
Die das Wunder dir verlieh,
Die als Muse dir begegnet,
Denn die Lieb' ist Poesie.

Und wenn so durch deutsche Eichen
Du, ein andrer Sendi, ziehst,
Mögst du ihm auch darin gleichen,
Daß du hundert Jahre siehst!

Drei Jahre darauf erfreute Geibel den greisen Fürsten mit nachstehendem Segensspruch:

Draußen um die dunkeln Dächer
Fließt der Sterne blasser Schein,
Drinnen beim gefüllten Becher
Sitz' ich still für mich allein;
Denn zu dieser späten Stunde
Soll in meines Herzens Grunde
Noch ein Fest begangen sein.

Eichenzweig und Rosenblüte
Schmücken mir die Tafel heut',
Doch erinnernd im Gemüte
Bild um Bild sich mir erneut,
Bild um Bild aus jenen Jahren,
Da wir froh beisammen waren,
Die das Leben jetzt zerstreut.

Schloß und Garten will sich zeigen
Und am Strom der Eichenpfad
Und der Wald, auf dessen Steigen
Oft die Muse zu mir trat,
Und dazwischen glänzt aufs neue
Alles, was des Freundes Treue,
Was der Freundin Huld mir that.

Und wie nun das Blut der Rebe
Im geschliffenen Krystall
Segnend an den Mund ich hebe
Bei der teuren Namen Schall,
Zittert aus des Kelches Grunde,
Bürgschaft unserm geist'gen Bunde,
Ein beseelter Wiederhall.

Jedes Ereignis froher und trauriger Art erlebte Geibel mit, als ob es ihn direkt betroffen. Am 8. Oktober 1859 hatte z. B. Graf Haugwitz mit seinen fünf Kindern eine Rettung aus dringendster Lebensgefahr bestanden, indem das kleine Boot, in welchem sie ziemlich eng zusammengedrängt ihre fast tägliche Ruderpartie auf dem Thuner See machten, durch eine von der nahebei übenden Artillerie leichtfertig abgefeuerte Kanonenkugel dicht über dem Wasserspiegel durchschossen wurde, ohne daß einer der Insassen irgend verletzt ward, während die Kugel doch unmittelbar zwischen dem Grafen und seinem ältesten Sohne hindurchschlug und bei einen Zoll größerem Tiefgang den Kahn unbedingt zum Sinken gebracht hätte. Auf die Nachricht hiervon extemporierte Geibel, in Carolath zu Besuch, zwei warm empfundene Toaste. — Und als am 14. Juli 1864 Fürst Heinrich, im Alter von einundachtzig Jahren, sich zur ewigen Ruhe legte, hat kaum jemand mit der trauernden Witwe und dem Haugwitzschen Hause den Verlust schmerzlicher gefühlt als Geibel.

Sein Verhältnis zu dem fürstlichen und gräflichen Geschlechte ist ein in vielfacher Hinsicht sympathisches und sangreiches gewesen, sein vertrautes Zusammenleben mit der erlauchten Familie erscheint wie ein schönes Märchen voller Duft und Poesie.

Heirat und Professur.

Auf der Heimreise von Carolath berührte Emanuel Geibel gewöhnlich im Spätherbste Berlin und brachte einige Zeit bei Kuglers zu. Hier hatte er schon 1848 den damals fast achtzehnjährigen Paul Heyse kennen gelernt. Beide, Freunde vom ersten Augenblicke an, verabredeten die Herausgabe eines spanischen Liederbuches, welches 1852 erschien.

Die drei Winter 1849—51 finden wir ihn wieder in seiner Vaterstadt. Nach wie vor bildete das Nöltingsche Haus den Mittelpunkt einer kleinen auserwählten, Litteratur und Musik schätzenden Gesellschaft.

Die berühmte schwedische Nachtigall, Jenny Lind, weilte vom Dezember 1849 bis Mai 1850 in Lübeck und unterzeichnete dort den Kontrakt zu ihrer großen, glänzenden Konzertreise durch Amerika, in Gegenwart des schwedischen Konsuls Nölting. Geibel hatte die Künstlerin schon 1846 bei Mendelssohn in Leipzig gehört und huldigte ihr jetzt durch folgendes, handschriftlich erhaltene

Lind-Lied.

Süß ist der Ton der Nachtigallenkehle,
Der uns erquickt in schönen Frühlingstagen,
Doch süßer ist's, wenn eine Menschenseele
Im Wohllaut ihr Geheimnis ringt zu sagen.

Doch wenn zur tiefsten Tiefe klar und helle
Ein innig Leben seine Lust und Trauer
Dahinströmt in des Tons durchsicht'ger Welle
Der ew'gen Schönheit, rührt uns dann ein Schauer.

Wir alle spürten's, da du jüngst gesungen.
Wer aber fragte nach und unterschiede:
War's dein Gesang nur, was uns so bezwungen,
War's deine Seele, die sich gab im Liede?

Damals vereinigten sich verschiedene Familien zu einem Leseabend und überließen Geibel gern die Direktion der Lektüre und verteilten Rollen, wobei die früher hochgefeierte Schauspielerin Karoline Kupfer, welche sich an den Rechtsanwalt Dr. Adolph Trummer verheiratet hatte und, jung verwitwet, in der Fischstraße neben dem Pastorat wohnte, sich künstlerisch besonders hervorthat und mit unserem Dichter am besten über dramatische und dramaturgische Fragen zu disputieren verstand. Alle Teilnehmer haben viele Freude an diesen Abenden gehabt. Classen erinnerte sich noch

mit Vergnügen des lebendigen Eifers, den Emanuel für das Gelingen der Sache an den Tag legte. Die Unterhaltung über die Gegenstände der Lektüre war stets angeregt und sein Einfluß darauf sehr willkommen.

Am 19. November 1851 überraschte Fürst Carolath, der seit drei Jahren den Tod seiner ersten Gemahlin Adelheid geb. Gräfin von Pappenheim tief betrauert hatte, Geibel durch die Anzeige seiner Verlobung mit Alma Freiin von Fircks. Einen Tag darauf hielt Geibel um die Hand der siebzehnjährigen verwaisten Nachbarstochter Amanda Trummer an, deren Mutter am 2. August 1850 an der Cholera verstorben war, und stellte sich brieflich dem fürstlichen Freunde gleichfalls als Bräutigam vor. „Meine Ada ist freilich nicht,“ schrieb er einem vertrauten Studiengenossen, „wie Du zu meinen scheinst, die Schönheit, aber bei hoher Anmut die Liebe und Hingebung selbst.“ Das Verlöbnis wurde erst im Dezember bekannt gemacht.

Jetzt dachte er, sich in der Heimat einen stillen Herd zu gründen, am Katharineum eine Anzahl von Stunden zu übernehmen und übrigens von der preußischen Gnadenpension sowie von der Feder zu existieren. Allein es war anders über ihn beschlossen.

Schon im Frühjahr 1852 erhielt er ganz unerwartet von Maximilian II., König von Bayern, einen Ruf nach München, als Honorarprofessor über deutsche Litteratur und Metrik zu lesen, bei einem Anfangsgehalt von 800 Gulden, das später bis auf 1500 stieg. Während des Sommers sollte er nach Belieben leben und nur im Wintersemester an der Universität wirken. Unter obwaltenden Umständen durfte er natürlich nicht ablehnen und begab sich daher, gewissermaßen um das Terrain zu sondieren, im März nach der Isarstadt, wo ihm bei seiner Vorstellung sowohl der kunstsinnige und dichterisch veranlagte Monarch wie auch dessen erlauchte Gemahlin, Königin Maria, des Prinzen Wilhelm von Preußen Tochter, mit großem Wohlwollen und feinem Verständnis für seine Poesien entgegenkamen. Dieser huldvolle

Empfang war entscheidend. Bereits im Mai erfolgte die Ernennung und zugleich Verleihung des bayrischen Indigenats, nicht lange darauf der Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft und der Kronenorden, womit der persönliche Adel und demnach Hoffähigkeit verknüpft waren.

Von München aus reiste Geibel zur Kur nach Ems und besuchte dann die Plätze seiner glücklichen Jugendzeit am Rheine. Bei der Fahrt von St. Goar nach Caub, auf dem stolzen Strome, trug ein sanfter Windhauch die Strophen ihm ans Ohr: „O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!“ Er sah ein Segelboot über die glitzernden Wellen gleiten, Studenten saßen darin und sangen sein eigen Lied:

Ich lauschte, bis der Klang
Zerfloß in Windesweben;
Doch sah ich drauf noch lang'
Das Schifflein glänzend schweben.

Es zog dahin, dahin —
Still saß ich, rückwärts lugend;
Mir war's, als führe drin
Von dannen meine Jugend.

Freilich war er allmählich aus den Jahren der Jugend heraus. Ernste Anforderungen stellte jetzt das Leben an den zünftigen Professor und zukünftigen Ehemann.

Daheim wurden die Vorbereitungen zur Hochzeit eifrig betrieben.

Im Proklamations-Register findet sich darüber folgende Eintragung:

No. 219.

Franz Emanuel August Geibel und Amanda Luise Trummer.

Es erschien der Dr. phil. Franz Emanuel August Geibel, an der Trave bei der Fischstraße wohnhaft, Sohn des Pastor Johannes Geibel und dessen Ehefrau Elisabeth Luise geb. Ganslandt, und gab zu vernehmen: er sei Willens, sich allhier mit Amanda Luise Trummer,

Tochter des Dr. iur. Adolph Trummer und dessen Ehefrau Caroline Sophie Christiane geb. Kupfer, ehelich zu verbinden; erbitte sich daher den erforderlichen Proklamationsschein.

Comparent, laut Geburts-Register am 17. Oct. 1815 hieselbst geboren, besitzt in Folge Königl. Bayrischer Resolution vom 14. Mai d. J. das dortige Indigenat.

Die Braut ist, ausweise der Geburts-Register, am 15. Aug. 1834 geboren worden, und deren durch tutorium vom 15. März 1841 legitimirter Vormund Dr. Carl David Klügmann ließ für sich und seinen Mitvormund Dr. Ludwig Heinrich Faber durch den Kanzleiboten Engelbrecht seinen Consens in diese Heirath ihrer Mündel erklären.

Mit Rücksicht auf die im Bayrischen Decrete nicht ausgedrückte Betheiligung der künftigen Ehefrau des Comparenten an die demselben verliehenen Bayrischen Heimathsrechte ist dem ertheilten Proklamationsscheine der entsprechende Vorbehalt beizufügen gewesen.

in fidem
Dr. G. W. Dittmer.

Reg. d. 6. Aug. 1852. Nachdem Comparent von der Beibringung einer Bescheinigung bezüglich des Heimathsrechtes seiner künftigen Ehefrau in Bayern höheren Ortes dispensirt worden, ist nunmehr die Erlaubniß zur Copulation ertheilt.

Schünemann.

In der St. Marienkirche wurde das Paar abgekündigt, getraut aber in der St. Aegidienkirche von dem Senior Lindenberg, Schwager des Bräutigams, an Stelle des Pastor Deiß von der reformierten Gemeinde, welcher Geibel angehörte.

Das Kopulationsbuch von St. Marien meldet:

Am 8. Aug. als am 9ten Sonntag nach Trinitatis und den 15. Aug. als am 10ten Sonntag nach Trinitatis sind auf Consens vom 5. Aug. abgekündigt worden, der

Dr. phil. und Professor an der Königl. Universität in München Franz Emanuel August Geibel mit seiner verlobten Braut Amanda Luise Trummer. Die Eheliche Einsegnung ist am Donnerstag den sechsundzwanzigsten August von dem Herrn Senior und Pastor Lindenberg in der St. Aegidien Kirche vollzogen für Herrn Pastor Deiss.

vidi J. C. Lindenberg, Past. Aegid.

Das Hochzeitsmahl ward auf der idyllisch am Ufer der Trave gelegenen Lachswehr bereitet:

Da saß ich droben im bekränzten Gartensaal,
Ein sel'ger Mann, und rings an froher Tafel hin
Die Schar der Lieben, Haupt für Haupt, und neben mir
Im Schmuck der Myrte holderglüht die süße Braut,
Die mir Beglücktem an des Herbstes Grenze noch
Den vollen Frühling ihrer jungen Seele gab.

Des Dichters alter, schwer leidender Vater in Detmold konnte der Feierlichkeit nicht beiwohnen. Der ehrwürdige Greis freute sich aber innigst über das unverhoffte Glück seines Sohnes Emanuel, sowie im Mai des nächsten Jahres über die Geburt der Enkelin; es waren das Sonnenstrahlen, die in seinen nur noch kurz bemessenen Lebensabend hell und erwärmend hineinschienen.

Frauen und Jungfrauen Lübecks verehrten dem scheidenden Dichter einen Schreibtisch, gestickten Lehnstuhl und Teppich; die erste öffentliche Anerkennung aus heimatlichem Kreise, welcher späterhin viele, viele folgen sollten.

Anfang Oktober 1852 richtete sich das junge Paar häuslich in München ein, in der Barrerstraße.

Am 23. November hielt Geibel seine erste Vorlesung über Metrik. Katheder und Pult waren mit Blumen und einem von Rosen durchflochtenen Lorbeerkranz geschmückt; eine zahlreiche Corona füllte den Hörsaal. Ein ihm zu Ehren veranstaltetes Festmahl im bayrischen Hof verlief auf das würdigste. Bluntschli, der daran teilgenommen, notierte in seinem Tagebuch: „Geibel war etwas

bekneipt, hat mir aber in diesem Zustande gut gefallen. Er nahm den Lorbeerkranz, der ihm gereicht wurde, mit einer prächtigen Mischung von aufrichtiger Bescheidenheit und selbstbewußtem Stolz. Die Natürlichkeit und Wahrheit seines Ausdrucks zogen mich an." Damit deckt sich das Urteil Scheffels: „Geibel, eine liebenswürdige, treuherzige, etwas selbstbewußte, aber echte Natur, hat ein Drama bald fertig und will der Welt zeigen, daß er nicht bloß ein Damenlyriker ist." Ja, seine Seele schwelgte, voll von Hoffnungen, Wünschen und Entwürfen. Er war nicht ungern in München. Das Gefühl, rechtschaffen zu wirken, hob und trug ihn.

Er bezeichnete sich damals scherzhaft als eine Art von Fledermaus, welche zwischen dem alten Singvogel und dem gelehrten Lasttier die Mitte hält. „Im Winter les' ich Metrik, Poetik, Litteratur und dergleichen, im Sommer flieg' ich aus." Von allem, was unerquicklich, vermochte er sich bei seiner treuen, geliebten Ada zu erholen.

Sein Glück erreichte den Gipfel, als diese ihm am 10. Mai 1853 ein blondes, blauäugiges Töchterchen schenkte, das in der Taufe die Namen Ada Marie Karoline erhielt.

Im Oktober fand ein Wohnungswechsel statt, nach der Schützenstraße Nr. 13, drei Treppen hoch. Schräg gegenüber und nahebei wohnten Riehl und Heyse. Geibel, der im Laufe der Zeit einer ganzen Reihe namhafter Talente nach Kräften die Pfade ebnete, hatte des letzteren Berufung nach München erwirkt. König Max sträubte sich anfangs, indem er bemerkte, bis jetzt hätte er nur solche Dichter berufen, die er kenne, und zu deren Werken er sich hingezogen fühle. Als nun hierüber in der Tafelrunde weiter gesprochen wurde, rief Geibel: „Ew. Majestät, ich bin der untergehende Steuermann, und Paul Heyse ist die aufgehende Sonne!"

Riehl, Heyse und Geibel pflogen gute Nachbarschaft. Sie erschienen sich wie ein vorgeschobener Posten und nannten sich „die Ecke." Im Salon der Frau Staatsrat von Ledebur, einer fast achtzigjährigen, geistesfrischen und in der deutschen Litteratur wohl bewanderten Dame aus Esthland, — die im selben Hause wie

Geibel, eine Etage tiefer, wohnte — traf sich das Kleeblatt mit den Frauen sehr häufig abends. Die Greisin und ihre lebhaft bewegte, feingebildete Pflegetochter Fräulein Julie Dreuttel leiteten vom Theetische aus die Unterhaltung, welche sich von seiten Geibels hauptsächlich um die Geheimnisse des Dramas drehte.

Die drei Freunde sind auch die eigentlichen Begründer des Münchener Dichterheims, des sogenannten „Krokodil", worüber u. a. Karl von Binzer eine so ausführliche Beschreibung gegeben hat, daß dieser Poetenbund hier, wo vorwiegend bisher Unbekanntes geboten werden soll, nur kurz erwähnt zu werden braucht. Ueber die Tafelrunde in der alten Hofburg, die litterarischen Reunionen oder Symposia beim Monarchen ist gleichfalls mancherlei geschrieben worden, obwohl König Max diese Versammlungen durchaus als eine Privatangelegenheit betrachtet wissen wollte und höchst erzürnt war, als Fürst Hermann von Pückler-Muskau, den er zu einer derselben eingeladen hatte, einen keineswegs in übelwollendem Sinne gehaltenen Artikel darüber veröffentlichte. Geibels Anwesenheit war unerläßlich. Hatte er sich wegen Unwohlseins entschuldigt, so wurde die Abendgesellschaft abgesagt: eine schmeichelhafte Auszeichnung, welche der König seinem Liebling erwies, aber für letzteren eine drückende Last.

Denn schon damals verstörte ihm sein schweres und, wie er nachgerade zu befürchten anfing, unheilbares Unterleibsübel fast täglich die besten Stunden. Das war es auch, was ihn bis dahin mit keinem größeren poetischen Werke zum Abschlusse kommen ließ. Das beste, was er gemacht hatte, lag halb vollendet, weil plötzliches körperliches Leiden ihm hundertmal wie ein herabstürzender Felsblock den vollsten Strom unterbrach: ein modernes erzählendes Gedicht „Julian", ein Schauspiel vom Sachsenkaiser Heinrich, eine Nibelungentragödie, lauter Bruchstücke! Trotzdem klagte und verzagte er nicht. Hatte er es doch tief erfahren, daß die Hand, die uns schlägt, allzeit segnen will, und er deutete sich das antike: perfer et obdura, dolor hic tibi proderit olim gern in seiner Weise aus; auch sogar poetisch in dem Gedicht vom Herakles auf dem Oeta.

Im Sommer 1854 brach die Cholera in München aus. Geibel zog mit Weib und Kind, das eben die ersten Zähne bekommen hatte und Papa und Mama stammeln lernte, nach Lindau am Bodensee. Dorthin kam auch Fürst Carolath mit seiner liebenswürdigen Gemahlin. Ein traulicher Verkehr zwischen den beiden Freunden und ihren Frauen machte den Aufenthalt unvergeßlich schön.

Fürst Pückler, Carolaths naher Verwandter, damals in Württemberg weilend, wo er die Königin von Holland wiedersah und ihr sehr zugethan wurde, schickte an Geibel einige mysteriöse Verse vom „Tischrücken" zur Ausfeilung. Geibel antwortete aus Lindau am 13. September: „Euer Durchlaucht sende ich beiliegend das zweite Ihrer artigen Gedichte zurück mit dem aufrichtigen Wunsche, daß die wenigen Striche, die ich hineinzuthun gewagt, die ursprüngliche Eleganz nicht völlig verwischt haben möchten. Die Versicherung, daß ich in Betreff Ihres Geheimnisses ebenso diskret sein werde, wie ich es gegen Ihr geistiges Eigentum zu sein mich bemühte, brauche ich wohl kaum hinzuzufügen." Die Verse lauten:

In diesen Tagen, wo Prophetengeist
Im Holz der Tische kräftig sich erweist,
Ward das Geheimnis auch durch sie entdeckt,
Wie man die Toten wieder auferweckt.
So ward auch ich, dem selbst im Paradies
Das Heimweh nach der Herrin Rast nicht ließ,
Durch einen Tischgeist, den gerührt mein Leid,
Zurückgebannt in diese Sterblichkeit,
Die mehr als Edens Wonne mich entzückt,
Wenn mich von dir ein holder Gruß beglückt.

Mitte September traten Carolaths die Heimreise an. Auch Geibel kehrte zum Herbst neu gestärkt, wie er so schön im „Abschied von Lindau" singt, nach München zurück; aber seine Ada fühlte sich plötzlich auf der Fahrt unwohl und mußte gleich nach der Ankunft sich legen, um von ihrem Krankenlager nicht wieder

aufzustehen. Am 21. November 1855 erlöste ein sanfter Tod sie von ihren langen, schweren Leiden, im zweiundzwanzigsten Jahre ihres Alters, im vierten ihrer glücklichen Ehe.

Dieser Verlust traf ihn bis ins innerste Herz. In den köstlichen Tagebuchblättern der „neuen Gedichte“ besang er seine Ada, und bis ans Ende trug er, der vereinsamte Grimmbart, ein unauslöschliches Heimweh nach ihr in der Seele. Aber gebrochen war er nicht, und die Hoffnung, noch etwas zu leisten, was der Mühe wert, verließ ihn auch nicht. Seine glücklichsten Stunden waren fortan die, wo er schaffend oder empfangend rein in geistigen Dingen lebte.

Sein einziges Töchterchen brachte er Pfingsten 1856 nach Lübeck zu einer älteren Schwester seiner verstorbenen Frau, damit in deren Hause das Kind mit Kindern und unter norddeutsch protestantischen Eindrücken aufwachse. Das war ein schwerer Schritt, aber auch der mußte gethan sein, um der Kleinen willen. Besser geschieden als verdorben. Er hat den harten Entschluß nie zu bereuen gehabt, denn seine Marie gedieh an Leib und Seele, so daß er die reinste Freude an ihrer Entwickelung genoß. In Zukunft beschränkte sich seine ehemals rege Reiselust fast ganz auf den Wechsel zwischen München und Lübeck, und hier verlebte er regelmäßig das Sommerhalbjahr.

Im Winter begrüßte ihn Adolf Friedrich von Schack in München, den eine Einladung des Königs Maximilian veranlaßt hatte, dorthin jährlich auf etliche Monate zu kommen. Erst viel später hat Schack dauernd seinen Aufenthalt in der bayrischen Hauptstadt genommen.

Den alten Studienfreund bei sich zu haben, war für Geibel in jeder Hinsicht angenehm. Durch die beiden gemeinsame Neigung zu weiten Spaziergängen kamen sie beinahe täglich zusammen. Ein Hauptziel ihrer Promenade war die Menterschwaige, wohin die Aussicht auf die wild zerrissenen Ufer der Isar und auf das ferne Gebirge lockte. Diese körperliche Bewegung wirkte ebenso kräftigend und heilsam, wie förderlich und belebend.

Geibel war damals mit verschiedenen dramatischen Entwürfen beschäftigt; besonders trug er sich seit Jahren mit drei Stoffen, welche er schon mehrfach verworfen hatte, die ihn jedoch immer wieder anzogen, nämlich Heinrich der Vogelsteller, Alarich und Stilicho und die Albigenser. Er hatte durch eifrige Lektüre guter Schauspiele wie dramaturgischer Schriften sich eine vollkommene Kenntnis vom Wesen der dramatischen Komposition und von den Bedingungen der theatralischen Wirkung eines Stückes angeeignet. Schack mahnte ihn an die Ausarbeitung seiner Projekte, in der Ueberzeugung, daß Geibel hierdurch der Litteratur einen größeren Dienst leisten werde, als wenn er seinen früheren lyrischen Sammlungen neue hinzufüge. Eine zu große Menge lyrischer Gedichte des nämlichen Verfassers, unter denen doch unmöglich alle von gleichem Werte sein können, sei ein Uebelstand, wie er ja dies selbst bei Rückert beklage. Geibel gab dies dem Freunde wohl zu, widmete sich indessen auch für die Folge vorzugsweise der lyrischen Produktion, so daß nach und nach die Zahl seiner Gedichtsammlungen bis auf sechs anwuchs. Von seinen dramatischen Arbeiten dagegen wurden, abgesehen von dem in der Jugend entstandenen König Roderich, dem Lustspiel Meister Andrea und einem kleinen Proverbe, bloß die Nibelungentragödie Brunhild sowie Sophonisbe vollendet.

Schon die erstere war nur nach vielen Unterbrechungen in einer Reihe von Jahren zustande gekommen. „Geibel hatte mir,“ — hier und weiterhin folge ich den mir übergebenen Aufzeichnungen des Grafen Schack — „den Plan und einzelne Szenen davon mindestens ein Dezennium vor deren Erscheinen mitgeteilt. Daß aber die Sophonisbe überhaupt fertig geworden ist, daran glaube ich mir ein bescheidenes Verdienst zuschreiben zu dürfen. Er war in diesem Trauerspiel bis an den vierten Akt vorgerückt, kam aber damit nicht weiter, und ich sagte ihm oft, wenn er so lässig bei der Arbeit sei, werde er sie nie beenden. Zuletzt bot ich ihm eine Wette an, daß sein Stück bis zu einem bestimmten Termin noch nicht zum Schluß gebracht sein werde. Auf den Verlust der Wette

war eine Anzahl Flaschen Champagner gesetzt. Dies that die von mir gehoffte Wirkung, und Sophonisbe war am anberaumten Tage druckreif."

Geibel besuchte das Münchener Hoftheater fast jedesmal, wenn ein irgendwie interessantes Drama aufgeführt wurde, und suchte seinen Einfluß bei König Max dahin geltend zu machen, daß das Repertoire mannigfaltiger und mit wertvollen Stücken bereichert würde. Zu diesem Zwecke schlug er nicht nur Werke neuerer Autoren, sondern auch ältere, mit Unrecht von der Bühne verschwundene vor. Der Monarch ging stets sehr bereitwillig auf solche Propositionen ein und gab den betreffenden Persönlichkeiten den Auftrag, die genannten Dramen in Szene zu setzen. Doch kam es in den seltensten Fällen bis zur Darstellung, da alle möglichen Kabalen hinter den Coulissen dieselbe hintertrieben. Geibel geriet oft außer sich vor Wut, wenn seine guten Absichten auf solche Art vereitelt wurden. Man irrt sehr, wenn man glaubt, wozu der Charakter seiner meisten Gedichte Anlaß geben könnte, er sei von weiblicher Sanftheit und Milde gewesen; vielmehr brauste er leicht in Unwillen auf, und geringfügige Ursachen erregten in ihm nicht selten einen Aerger, den er tagelang nicht wieder los werden konnte, und der sicher einen nachteiligen Einfluß auf seine Gesundheit übte.

In der Hoffnung, der dramatischen Litteratur und dem deutschen Theater zu nützen, veranlaßte Geibel den König, einen Preis für das beste Trauerspiel auszusetzen, welches, nachdem sein poetischer Wert von einer Prüfungskommission anerkannt worden, auch bei der Aufführung sich als bühnenfähig erweisen würde. Der Monarch ersuchte im März 1856 Geibel, Sybel und Schack, das Preisrichteramt zu übernehmen. Letzterer unterzog sich diesem Auftrage nur zögernd und unter großen Bedenken, weil ihm der Nutzen solcher Ausschreiben höchst problematisch erschien.

Das große Hindernis, welches einem Aufblühen des höheren Dramas in Deutschland entgegensteht, liegt darin, daß unsere Bühnen nur selten und sporadisch Werke dieser Gattung bieten,

und daß der Dichter, welcher ein Trauerspiel dem Publikum vorführen will, mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Eine goldene Periode des deutschen Dramas könnte bei uns nur herbeigeführt werden, wenn wieder dieselben Bedingungen einträten, welche während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in England und in Spanien walteten und die Blüte des Theaters unter der Regierung der Elisabeth und der drei Philippe hervorriefen. Die hauptsächlichste jener Bedingungen war, daß in London wie in Madrid unaufhörlich neue Dramen höheren Stils gegeben wurden. Hierdurch entbrannte ein lebhafter Wettstreit der Talente, und alle Poeten wandten sich der dramatischen Produktion zu. Natürlich befand sich unter der Menge von Novitäten auch vieles Geringe und Mittelmäßige, das mit dem Tage wieder verschwand; aber unter der Masse hoben sich einzelne Erscheinungen von höherer und dauernder Bedeutung hervor, die wiederholt dargestellt und als ein bleibender Besitz der Bühne auch für die folgenden Generationen angesehen wurden. Oeffnet das Theater sich auf solche Weise der Produktion, so befeuert es die Dichter zu eifrigem Streben und wird zugleich eine Schule für sie, in der sie lernen können, was nötig ist, um ein poetisches Werk zugleich bühnenwirksam zu machen. Wenn es auf diese Art möglich sein würde, eine Blüte der dramatischen Litteratur zu erzielen, und die jetzt vom Publikum mit Vorliebe gehätschelten, gar nichts mit Poesie gemeinsam habenden Gattungen des Schauspiels zurückzudrängen, so läßt sich durch ein Preisausschreiben im günstigsten Falle nichts weiter erreichen, als daß auf ein oder ein paar gekrönte Stücke, welche sonst als sogenannte Buchdramen unbeachtet bleiben würden, die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt wird. Ein weiteres Resultat hat kaum eine der vielen Prämiierungen gehabt, die in Deutschland schon seit dem vorigen Jahrhundert stattgefunden; und die Nation hat fast niemals den Spruch der Preisrichter auf die Dauer ratifiziert, man müßte denn Klingers Zwillinge, welche indessen auch bereits lange von den Brettern verschwunden sind, als Ausnahmefall gelten lassen.

Geibel verschloß sich diesen Bemerkungen Schacks nicht und sprach bei der Gelegenheit mehrmals feurig den Wunsch aus, er möchte ein König oder vielfacher Millionär sein, um ein Theater nach dem Muster des Londoner Globe und des Madrider del Prinzipe errichten zu können und so das deutsche Drama einem noch nicht dagewesenen Glanze entgegenzuführen. Dennoch hoffte er, wenn auch in bescheidenerem Maße, eine günstige Wirkung von der durch ihn vorgeschlagenen Konkurrenz. Was Schack noch besonders bedenklich machte, war die Erwägung, daß das Publikum das Urteil der Preisrichter mißtrauisch aufnehmen könnte, und zwar nach früheren Vorgängen nicht ohne Grund. Ein solcher hatte sich vor mehreren Dezennien eben in München ereignet. Bei einer ähnlichen Wettbewerbung war daselbst Uhlands Ernst von Schwaben nicht berücksichtigt worden, dagegen hatte eine höchst mittelmäßige Tragödie „Heimeran" den ersten Preis erhalten.

Trotz aller Skrupel unterzog sich Schack endlich der Arbeit, mehr als hundert eingesandte Stücke zu lesen, und gab schließlich nach bester Ueberzeugung sein Votum ab. Das Resultat war, wie vorauszusehen; es wurde ein Trauerspiel, das wirkliche Vorzüge besaß, Heyses Raub der Sabinerinnen gekrönt, indessen einen nachhaltigen Erfolg errang es nicht, ward nach einigen Aufführungen beiseite gelegt und ist auf andere Bühnen nicht übergegangen. Zuletzt blieb noch das peinliche Gefühl zurück, daß unter den nicht prämiierten Werken doch noch verschiedene Leistungen gewesen sein möchten, welche Berücksichtigung verdient hätten. Aber bei der Unzulänglichkeit aller menschlichen Beurteilungskraft und in Erinnerung daran, wie Goethe, der doch sicher die größte litterarische Autorität in Europa war, die schwachen Stücke Alexander Manzonis hochgepriesen, dagegen diejenigen Heinrich von Kleists herabgesetzt hatte, konnten die Münchener Preisrichter unmöglich für ihr Votum Unfehlbarkeit beanspruchen.

Geibel hatte sich, wie wir schon sahen, viel mit der spanischen Volkspoesie beschäftigt und eine kleine Auswahl von Uebersetzungen Freiligrath gewidmet. Dieselbe war namentlich in Fachkreisen be-

achtet worden. Als Konrad Hofmann und Ferdinand Wolf ihre Sammlung der Primavera y Flor de Romances 1855 herausgaben, widmeten sie ihre Arbeit Emanuel Geibel und Jakob Grimm. „Wem unter unseren Landsleuten,“ schrieb Dr. Wolf ersterem, „waren wir mehr verpflichtet, als Ihnen, da Sie wie keiner in den Geist jener Volksdichtung eingedrungen sind, der mit der vollen Berechtigung des anch' io sono pittore gezeigt hat, daß man ihre Produkte in ihrer ganzen keuschen Schönheit nachdichten könne.“ Geibel beabsichtigte nun eine umfangreichere derartige Sammlung zu veranstalten und lud Schack ein, sich zu diesem Zwecke mit ihm zu vereinigen. So kam der Romanzero der Spanier und Portugiesen zustande, welcher 1860 erschien. Schack hat zu demselben besonders portugiesische Romanzen beigesteuert, welche er zuerst in Deutschland einführte. Bis zum Jahre 1851 wußte niemand, daß Portugal, ebenso wie das Nachbarland, einen Schatz solcher Volksdichtungen besitze; erst in genanntem Jahre gab der vorzügliche Gelehrte und Dichter Almeida-Garret eine Sammlung von Romanzen heraus, die er aus dem Munde seines Volkes geschöpft, und unter denen manche sich durch hohe Schönheit auszeichneten. Wie Schack sich bei seinen litterarhistorischen Schriften immer bloß solche Felder erkor, welche noch keine Bearbeitung gefunden hatten, so reizte es ihn auch von jeher nur, Dichtungen nachzubilden, die bisher noch nicht übertragen waren. Die bei uns herrschende Manier, schon vorher gut verdeutschte Werke von neuem und gar zehnfach zu übersetzen, hat ihm stets widerstrebt. Denn er sagte sich: selbst wenn ich etwas Besseres leisten könnte, als mein Vorgänger, hätte ich doch gegen ihn, dem die unendlich schwierigere Arbeit zugefallen, ein leichtes Spiel und könnte mich des Vorzuges vor ihm kaum rühmen. Er ging daher den von Diez gebotenen Romanzen sorgfältig aus dem Wege. Geibel hatte übrigens die glückliche Idee, lediglich die männliche Assonanz anzuwenden, indem er mit Recht behauptete, einzig dann übe der Gleichklang im Deutschen eine günstige Wirkung, während er bei den weiblichen Endungen wegen des immer wiederkehrenden stummen e nur als

Mißklang ins Ohr falle. Dies leuchtete dem Freunde so sehr ein, daß er die von ihm schon früher vollendeten Stücke demgemäß umarbeitete.

Bald darauf fügten es die Verhältnisse, daß sich die Studiengenossen seltener sahen und seit 1868 gar nicht mehr.

Geibel lebte abwechselnd in München und Lübeck. Zwar quälte ihn sein Unterleibsübel fortwährend, und er hatte oft arge Schmerzen auszustehen, aber der Mensch gewöhnt sich ja an vieles. Die Lübeckische Heimatsluft, die grüne Stille, die wundervolle Frühlingsblüte, die köstliche Rosenzeit erquickten ihn stets aufs neue; und er freute sich jedesmal wie ein Kind auf das herzliche Lachen und die klaren Augen seiner heranwachsenden Tochter. Dann reiste er im Spätherbst, Ende Oktober oder Anfang November, frischer und heiterer nach der Isarstadt zurück.

Dort nämlich vereinigte sich zu der Zeit unter Leitung des Freiherrn Justus von Liebig das Kapitel des Maximiliansordens. Derselbe war 1853 vom Könige begründet, um hervorragenden Leistungen im Gebiete der Wissenschaft und Kunst eine besondere Auszeichnung zu gewähren. Zwei Abteilungen, die eine für Wissenschaft, die andere für Kunst, stehen in ihm gleichberechtigt neben einander; die Gesamtheit der Mitglieder soll die Zahl hundert nicht übersteigen. Geibel nahm in dem Kapitel den Sitz für schöne Litteratur ein, eine verantwortliche Ehre, welche ihm bei Wiederbesetzung der durch den Tod von Kerner und Zedlitz erledigten Stellen im Jahre 1863 viel Aergernis bereitete und ihn heftig aufregte. Die bekannte, namentlich durch einen indiskreten Münchener Korrespondenten der englischen Zeitschrift „Athenäum" Staub aufwirbelnde, hier nicht näher zu erörternde Fehde hatte nur das eine Erfreuliche für ihn, dadurch wieder in Korrespondenz zu treten mit seinem treuen Freiligrath in London, der ihm jetzt wahre Freundschaftsdienste erwies. Auch Heyse bewährte sich ihm in diesen Tagen des Sturmes als echter Freund. Dazu ist die Not gut, daß sie die Herzen kennen lehrt. Die Sprache spielt wunderlich, wenn sie „die liebe Not" sagt.

Uebrigens zeigt die ihn tief verstimmende Geschichte, daß er in München nicht gerade auf Rosen gebettet war. Er wäre längst gegangen, wenn ihn nicht ein Gefühl rein menschlicher Pietät an den König Max fesselte. Anno 1861 hatte Geibel bereits definitiv um seine Entlassung gebeten, aber der Monarch bot ihm in so liebenswürdiger Weise völlige Freiheit an für sein Gehen, Ausbleiben und Wiederkommen und bewies ihm so viel persönlichen Anteil, daß es ihm damals undankbar erschienen wäre, auf seinem Sinn zu beharren.

Aus jenem Jahre stammt übrigens ein höchst launiges Lied. Der König hatte in kleinem Hofzirkel Geibel aufgefordert, aus dem Stegreife das Wort „Thee" zu besingen, und er improvisierte nach der Melodie der neunten Symphonie Beethovens (Freude, schöner Götterfunken) die folgenden feuchtfröhlichen Verse:

Thee beherrschet die Bezirke,
Drum die große Mauer geht;
Schwarzen Kaffee trinkt der Türke,
Und der Perser schlürft Sorbet.

Bei des Kumis vollem Gusse
Wird der Sohn der Wüste froh,
Quas und Fusel säuft der Russe,
Walfischthran der Eskimo.

Schwärmt der Franzmann beim Champagner,
Blickt der Britte stumm ins Ale,
Heißen Xeres trinkt der Spanier,
Kaltes Wasser — das Kamel.

Aber wir, bekränzten Hauptes,
Trinken unsres Stromes Wein;
Soll die Welt sich drehn, o glaubt es,
Darf die Welt nicht nüchtern sein.

Damals elektrisierte ihn auch das Gastspiel der genialen Lilla von Bulyovsky, deren hohes, ja einziges Talent er nicht genug

zu preisen vermochte; er hatte auf der deutschen Bühne lange nichts gesehen, was an ihre Maria Stuart oder Sappho reichte, und riet ihr, in ihr Repertoire noch die Jungfrau von Orleans, Lady Macbeth und Desdemona aufzunehmen; jede ihrer Rollen war ein rein für sich abgeschlossenes Kunstwerk, ohne die mindeste Aehnlichkeit unter einander.

Trotz des Königlichen Vertrauens, trotz so mancher künstlerischen Anregung tauchte der Wunsch, fortzukommen, aus mehr als einem Grunde immer wieder in Geibel auf, und er hoffte, sein Verhältnis sollte in nicht allzu langer Frist sich doch noch lösen.

Die letzten Semester hatten ihm schriftstellerisch wenig gebracht. Er empfand, daß der lyrische Quell spärlicher mit den Jahren fließe, sammelte indessen sachte für einen vierten Band. Daneben gab er „Ein Münchener Dichterbuch“ heraus, bunte, sehr verschiedenartige Erzeugnisse der Münchener Poeten. Außerdem trug er sich wieder mit allerlei dramatischen Entwürfen, der normannischen Erbtochter von Sicilien, Kaiserin Konstanze, Gemahlin des Hohenstaufischen Heinrich, und — wie bereits erwähnt — einer Sophonisbe; letztere mehr phantastisch als historisch gefaßt, ein Gegenbild zu der nordischen Brunhild, welche 1857 erschienen war, auf dem prächtigen afrikanischen Hintergrunde; die Sprache natürlich ganz anders gegriffen: dort keusch und marmorn im Ausdruck, hier in alle Farbenglut der südlichen Sphäre getaucht. Doch hatte er daran noch manches zu thun, bis er zu dem eigentlich genußreichen Teile der Arbeit, dem Ausführen, gelangte.

„Wenn nur unsere Theater besser wären,“ klagte er, „und dem Dichter durch tüchtige Leistungen mehr Anregung und Ermutigung brächten! Aber sie reichen eigentlich nur für eine gewisse hausbackene Mittelsorte von Stücken aus; alles, was höheren Stil fordert, gelingt höchstens einmal ausnahmsweise. Hebbels Nibelungen enthalten, neben einzelnen Geschmacklosigkeiten, große und gewaltige Szenen, die ihre Wirkung nicht verfehlen werden. Sonst giebt es wenig neues auf dem Felde der Poesie, was des

Nennens wert; in der Lyrik gar nichts, im Drama nur Versuche im Halbdunkel tastender Talente; überhaupt scheint die geschlossene Form dem jungen ‚praktischen‘ Geschlechte unbequem zu werden, und man greift nach leichteren und ausgiebigeren Gattungen. Unaufhörlich erscheinen neue Romane und Novellen von Berufenen und Unberufenen; nur schade, daß selbst die begabteren Geister, die hier auftauchen, sich meistens bald aufreiben durch die unselige, von Tag zu Tage mehr überhandnehmende litterarische Industrie. Wer kann wahrhaft künstlerisch schaffen, wenn er zunächst Geld verdienen will!“

Geibel sehnte sich förmlich nach einem Aussprechen mit einem seiner alten Freunde. „Wäre ich mobiler, ich hätte Dich längst in London heimgesucht, das ja von Hamburg aus so leicht erreichbar ist,“ schrieb er 1863 an Freiligrath. „Ja, es wäre schön, nach so vielen Stürmen einmal wieder in alter Traulichkeit ein paar Abende mit einander zu verplaudern, wenn auch im englischen Kohlennebel ein heißer Grog den weiland Steger und Manubacher Wein ersetzen müßte. Was hätte ich nicht alles zu erzählen von Abenteuern und Schicksalen, Fahrten und Irrgängen, von meinem ganzen Streben, Denken und Dichten!“

Seitdem er aufs neue mit Freiligrath in Briefwechsel getreten, standen ihm auch die gemeinsam genossenen rheinischen Tage doppelt lebhaft im Gemüte. Am Rhein wohnte jetzt ein anderer ihm teurer Mensch, Heinrich Kruse, der die Chefredaktion der Kölnischen Zeitung übernommen hatte.

So regten sich in Geibel noch einmal Wanderlust und Sehnsucht, die Stätten der Studienzeit wiederzuschauen. Am Charsamstag 1863 war er in St. Goar. Nachmittags ging er auf dem altbekannten Wege nach Oberwesel hinauf. Es war alles, wie sonst: nur daß die Eisenbahn über dem Fußpfade am Abhang sich hinzog, die aber nicht, wie er gefürchtet hatte, den Eindruck störte; im Gegenteil, die schwarzen Felsenpforten der häufigen Tunnels machten sich recht gut. Er kehrte natürlich im Pfropfenzieher ein und trank einen Schoppen Enghöller bei dem alten d'Avis, mit

dem er sich über den köstlichen Sommer 1843 und Freiligrath unterhielt. Als Geibel auf dem Rückwege in tiefer Dämmerung bei der Loreley vorüber zu den einzelnen Nußbäumen kam, die auf dem schmalen Feldstreifen zur Rechten nach dem Fluß hinunter stehen, mußte er lebhaft des Abends gedenken, wo Mathilde Heuberger, des Landrats poetische Tochter, dort aus dem Korn auftauchend wie eine Elfin Maitrank in silbernem Becher kredenzte. Ja, es war eine lustige, klingende Zeit gewesen!

Abends ward in der Lilie mit dem jungen Linck und ein paar Koblenzern noch einmal vom Besten getrunken. Die Nacht war zauberhaft, der Mond schien durch ziehende Wolken. Geibel hörte, wenn er zwischendurch aufwachte, den Zug des Stromes, das Brausen der Dampfer und zuletzt das Abendgeläut, das hell und feierlich von St. Goarshausen herüberschwamm. In der Sonntagsfrühe ging er noch um den Rheinfels, der in Blau und Sonnenglanz gebadet lag, das Gründelthal hinauf, wo die Veilchen blühten. Vergangenheit und Gegenwart wuchsen ihm so wunderbar durch einander, daß er sich wirklich wie verzaubert vorkam.

Gegen Mittag brachte ihn ein Schiff nach der heiligen Stadt. Wie freute es ihn, das treue Gesicht seines alten Kruse wiederzusehen, der ihn an der Landungsbrücke bewillkommte, und in dessen gemütlicher Häuslichkeit er unvergeßliche Stunden verlebte! Er fühlte sich wohl in diesem Kreise, und beim Diner improvisierte er mit dem Champagnerglas in der Hand noch eben so gut und gern, wie ehedem. Wer das Glück gehabt hat, Heinrich Kruse und seine hochgebildete Gattin Luise, eine Tochter des Generals Menckhoff, kennen zu lernen, wird es begreiflich finden, daß die Kölner Tage stets eine liebe und wohlthuende Erinnerung bei Geibel zurückgelassen haben.

Dazu beigetragen hatte wesentlich Lilla von Bulyovsky, die, mit seiner wärmsten Empfehlung an Kruse, von München nach Köln gegangen war. Geibel konnte seine Sehnsucht befriedigen, noch einmal ihr mächtiges Spiel auf sich wirken zu lassen, noch

einmal die Eindrücke hoher Tragödie zu empfangen; auch genoß er wiederholt das süße Glück, der von ihm vergötterten Künstlerin gesellschaftlich und freundschaftlich nahezutreten.

In einem Briefe aus Lübeck rekapitulierte er: „Die Kölner Tage liegen hinter mir wie ein Märchentraum. Wir lebten dazumal in wundersam gesteigerten Ausnahmezuständen; das ist mitunter eine wahre Erquickung, ein rechtes Verjüngungsbad. Nur muß die Seele sich, wenigstens in ihrem tiefsten Grunde, bewußt bleiben, daß solche Zustände ebenso leicht gewoben und vergänglich, als schön sind, ja, daß ihr höchster Reiz eben durch diese Vergänglichkeit bedingt wird. Wer wird auch die Musen heiraten oder den Regenbogen in seinen Koffer verpacken wollen!“

Die Münchener Katastrophe.

Auf der Reise nach Norddeutschland hatte sich Geibel in den letzten Tagen einen fürchterlichen Katarrh geholt. Hegel soll den Schnupfen definiert haben als einen an sich seienden Schleim mit Progression in die Unendlichkeit. Geibel erfuhr jetzt zu seiner Plage die Richtigkeit dieser Definition.

Ende April 1863 befand er sich wieder in Lübeck, wieder zu Hause. Ja, er war und blieb ein Stockhanseat, dem es, wie er selbst bekennt, auf die Länge immer am wohlsten, wo die spitzen Türme stehen. Viel mochte jetzt freilich auch auf die Rechnung seiner Tochter kommen.

Auf eine Woche fuhr er nach Hamburg hinüber zu seiner teuersten Freundin Marianne Wolff, etliche Tage wurden in Travemünde zugebracht, sonst hauste er still und zurückgezogen in seinen bei der Frau Rätin du Roi gemieteten Zimmern, freute sich aber auf Spaziergängen an der wundervollen Frühlingsblüte und später

war es mir doch zu dieser Zeit noch nicht möglich, die rechte musikalische Form zu finden. Erst drei Jahre später, im Juli 1866, gestaltete sich meine Komposition zu ‚Schön Ellen‘ unter dem gewaltigen Eindruck der Siegesnachricht von Königgrätz in wenigen Tagen.“

Während des Spätherbstes hielt sich König Max in Rom auf, so daß Geibel diesmal länger als gewöhnlich in Lübeck bleiben und seit acht Jahren zum ersten Male mit seinem Kinde Weihnachten feiern konnte. Seit Ausgang Januar 1864 lebte er wieder zu München in engerem Freundeskreise so traulich dahin, wie es für einen alten Knaben möglich, der nicht das Glück in seinen vier Wänden hatte, war aber leider viel unwohl und ärgerte sich täglich an der bodenlosen Jämmerlichkeit unserer politischen Zustände.

Jemand hatte ihm damals eine ernste, schön gereifte Gedichtsammlung gesandt, aus welcher ein Hauch frommer Ergebung und tröstlicher Hoffnung wehte, der jedes religiös-bedürftige Gemüt erquicken und doppelt wohlthuend für den sein mußte, der selbst leidet oder viel gelitten hat. Manche der Lieder waren ihm schon aus Diepenbrocks Geistlichem Blumenstrauß bekannt, und Geibel hatte sie bis dahin der verstorbenen Luise Hensel zugeschrieben. „Ob sich diesen Augenblick,“ antwortete er, „mit Erfolg etwas für das Buch thun läßt, scheint mir zweifelhaft. Die politischen Wogen gehen, wenigstens hier, so hoch, daß sie jedes andere Interesse verschlingen. Wenn das Gewitter losgebrochen ist und die Feuerglocke stürmt, will niemand auf die Nachtigall hören. Aber es werden ja wieder stillere Tage kommen, wo die Gemüter bei sich selbst einkehren; so Gott will, bald. Denn wenn das Ende dieser ungeheueren Bewegung noch ein glückliches werden soll, so muß es rasch kommen.“

Bei alledem harrte er aus, weil er wußte, daß das Schicksal gewaltiger ist, als der Menschenwille, und weil es ihm denn doch mitunter wie ein Hauch besserer Zukunft um die Stirn wehte.

König Max hatte im Jahre 1863 bei seiner Anwesenheit zum Frankfurter Fürstentage den Wunsch geäußert, Wilhelm Jordan

und seine Nibelungen-Siegfriedsage kennen zu lernen. Der offiziellen Einladung entsprach der Rhapsode Ende Februar 1864. Geibel gab auf Befragen dem Adjutanten, General von Spruner, folgende Auskunft: „Ein paar kurze Stellen ausgenommen, die Jordan mir vorlas, kenne ich von seinem Gedichte, das bis dahin Manuskript ist, gar nichts. Doch sagte er mir, das Ganze bestehe aus 24 Gesängen, zu ungefähr 600 Langzeilen. Wieviel Zeit er zum Vortrag eines solchen Gesanges braucht, weiß ich nicht genau zu berechnen; doch veranschlage ich sie, der Verszahl nach, etwa auf eine gute Stunde. Es wäre daher vielleicht geratener, das Pensum auf zwei Abende zu verteilen, zumal, da wohl einige einleitende Worte zur Einführung in den Gang der Begebenheiten erforderlich sein dürften, die auch noch einige Zeit in Anspruch nehmen würden." Die Rezitation Jordans vor dem Monarchen hat stattgefunden; denn (Strophen und Stäbe S. 173):

O König Max! Mein Lied der Nibelunge
Zu hören riefst du her zu dir den Dichter —
Da krallt der Tod dich fort im Tigersprunge.

Du lauschtest andachtsvoll und mild als Richter
Am Freitag noch — der Freitag heut entzündet
Um deinen Katafalk die Grabeslichter.

Wie sprachst du klar! Wie frugst du tief begründet!
Nun wärst du ewig hin?

Ja, am 10. März 1864, war König Max nach Gottes Schluß noch in der Jahre Blüte entschlafen. Unser ihm von Herzen ergebener Geibel setzte dem hohen Verblichenen in einem Sonett das schönste Ehrenmal:

Gesegnet, wie du segnetest hienieden,
Sei dein Gedächtnis! Unsre Thräne rollt,
Als wär' ein Freund und Vater uns geschieden.

Ludwig II. bestieg Bayerns Thron. Die Isarstadt war fortan dem norddeutschen Poeten und Professor verleidet, aber sein Pflicht-

gefühl ließ ihn die Wintermonate hindurch ausharren, bis die Geschichte mit mächtiger Hand in sein ferneres Geschick eingriff. Oft gedachte er aus den dortigen Verhältnissen ganz zu scheiden, seiner Doppelexistenz ein Ende zu machen. „Der Aufbruch nach München kostet mich jedesmal große Ueberwindung," schrieb er damals. „Ach, daß ich endlich zur Ruhe kommen und in der Heimat bei meinem Kinde still ausleben könnte!"

Fast den ganzen Sommer widmete Geibel sich der Ueberarbeitung und Abrundung der „Gedichte und Gedenkblätter." Dem Kronprinzen von Preußen, welcher mit der Frau Kronprinzessin einige Monate zuvor Lübeck berührt und ihn überaus gnädig begrüßt hatte, sandte er im November das erste Exemplar mit folgenden Geleitzeilen:

„Eure Königliche Hoheit haben bei mehr als einer Gelegenheit mich einer so huldvollen Teilnahme gewürdigt, daß ich mich dadurch zu der Bitte ermutigt fühle, den soeben erschienenen vierten Band meiner Gedichte mit dem ehrfurchtsvollen Ausdrucke meiner dankbaren Gesinnung in Ihre Hände legen zu dürfen.

Die Sammlung, vielleicht die letzte, die mir, bei abnehmender Jugendlichkeit und Gesundheitsfrische, zusammenzustellen vergönnt war, enthält, was sich mir während der jüngstverflossenen Jahre in epischer und lyrischer Form gestaltete. Möchten Eure Königliche Hoheit beim Durchblättern derselben noch hin und wieder einen Klang finden, der zu Ihrem Herzen spricht, und Sich dadurch bewogen fühlen, großmütig Nachsicht zu üben, wo etwa ein Bekenntnis des Dichters Sie befremden oder seine künstlerische Kraft nicht mehr ausreichend erscheinen sollte.

Zugleich sei es mir bei diesem Anlasse gestattet, Eurer Königlichen Hoheit zu der Geburt des jüngsten hoffnungsvollen Prinzen meinen innigsten Glückwunsch darzubringen. Wie der fürstliche Knabe der Sprößling eines Siegesjahres ist und am Siegestage die Weihe der heiligen Taufe empfangen hat, so möge die glückliche Vorbedeutung, die in seinem Namen anklingt, sich reich an ihm erfüllen und ein Strahl des Sieges seinen Lebenspfad um-

leuchten![1]) Gott segne ihn und den edlen Stamm, dem er angehört, das Geschlecht, auf das die besten deutschen Herzen mit Vertrauen hinblicken, wenn sie der Zukunft ihres großen Vaterlandes gedenken."

In dieser Zeit ward ein großes Stück Arbeit vollendet, „Sophonisbe", in der Geibel auf historischem Grunde, aber mit völlig freier Behandlung der gebotenen Motive eine Leidenschaftstragödie zu schaffen bemüht war. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, den Anforderungen der Bühne gerecht zu werden, ohne darum der Poesie etwas zu vergeben. Und das ist schwerer, als die meisten denken. Allerlei sonstige dramatische Studien beschäftigten ihn, dagegen floß der lyrische Quell jetzt sehr sparsam. Zu längeren Ergüssen kam er nur noch ganz ausnahmsweise, wenn irgend ein mächtiges Ereignis an ihn herantrat; und für Balladen, in denen er sich zu gern wieder einmal versucht hätte, fehlten die rechten Stoffe. Er vermochte es eben nicht, die erste beste Geschichte oder Anekdote in Reime zu setzen. Der Gegenstand, der ihn erwärmen sollte, mußte entweder irgend einen überraschenden, stark charakteristischen Zug bieten oder in seiner Besonderheit etwas menschlich Allgemeines ausdrücken, das das Herz ergreift.

Kleine Gelegenheitsverse verfaßte er zum zweiten niedersächsischen Gauturnfest, das im August 1865 zu Lübeck stattfand. Die Sinnsprüche, deren erster in den „Spätherbstblättern" steht, prangten am Holsten-, Burg- und Mühlenthor, an der Rednertribüne auf dem Turnplatz, sowie an der Jahnseiche:

Am würdigen Alten
In Treuen halten,
Am kräftigen Neuen
Sich stärken und freuen,
Wird Niemand gereuen.

---

[1]) Leider wurde das geliebte Kind den erlauchten Eltern schon am 18. Juni 1866 wieder entrissen; Prinz Sigismund hat in der Friedenskirche zu Potsdam seine irdische Ruhestätte.

Kühner Mut, der Gott vertraut,
Eintracht, der vor'm Feind nicht graut,
Freier Söhne starke Hand,
Veste Burg fürs Vaterland.

Lasset uns insgemein
Wehrhaft und wacker sein.
Der Freiheit zu Nutz,
Der Heimat zum Schutz,
Jeglichem Feind zum Trutz.

Eurer Jugend frische Stärke
Uebt im heitern Spiel sich heut';
Uebt sie einst am ernsten Werke,
Wenn das Vaterland gebeut.

Gemüt und Arm zu stählen
Zu deutschen Volkstums Hort,
Das ist's, was wir erwählen,
Es rauscht in unsern Seelen
Ein Hauch des Meisters fort.

In Lübeck wie in München lebte Geibel immer zurückgezogener, fast wie ein Einsiedler, da er die Stundeneinteilung und Diät der Gesellschaft nicht ertrug und jede kleine Unregelmäßigkeit seines Siechtums wegen schwer büßte. Er hatte einen wundervollen Sauternes im Keller, aber wer mag allein zechen? Goethes Wort ist nur zu wahr: „Wer sich der Einsamkeit ergiebt, ach, der ist bald allein.“ Ein Mann muß sich über Wissenschaft, Kunst und Staatsleben aussprechen und zwar gegen jemand, der selbst eine Meinung hat. Doch hatte er wenigstens sein Mariechen, das zum heiteren hübschen Mädchen heranwuchs; das reichte aus fürs Herz.

Da brachte ihm der Frühling 1866 ein ganz unerwartetes Wiedersehen mit Cäcilie, nach dreißigjähriger Entfremdung und Entfernung.

Fräulein Wattenbach, die mit ihrem Bruder Wilhelm, dem Universitätsprofessor, damals in Heidelberg lebte, hatte der dringenden Einladung lieber Menschen in Lübeck Folge geleistet und die

Stadt besucht, wo sie den schönsten Traum geträumt, der ihr so viel Glück und Leid und schmerzliche Trennung verursacht.

Geibel hörte durch eine gemeinsame Bekannte von der Anwesenheit Cäciliens und eilte zu ihr. Beide waren lange allein miteinander, am 11. April, wie im Kalender der Gastfreundin verzeichnet steht, und sprachen die Geschichte ihrer Jugendliebe durch. Seine Seele jauchzte bei ihren Worten: „Emanuel, ich habe Ihrer nur im Guten gedacht, stets Ihre Geschicke mit liebevoller Teilnahme begleitet."

War Cäcilie doch seine blaue Blume gewesen und geblieben, auch, wie er selbst sagt und klagt, „seit man uns schied," und er hat es untrüglich bezeugt; vergessen konnte er ihrer nimmer:

Ich warb um Lust, um Ruhm, um Tugend,
Und manches Schöne fiel mir zu;
Doch bleibt das schönste Glück die Jugend,
Und meiner Jugend Glück warst du.

In den Liedern aus alter und neuer Zeit sind viele diesem Jugend-Morgenstern geweiht.

Nun beseligte ihn die Erfüllung seiner beständigen Bitte:

Wüßt' ich das Eine nur, was Tag und Nacht
Die Rast mir nimmt und mir verstört das Leben,
Das Eine nur, ob du noch mein gedacht,
Und, wenn du's thatest, ob du mir vergeben.

Die Bestätigung hatte er jetzt aus ihrem eigenen Munde vernommen, und somit hatte schließlich das Verhältnis einen versöhnenden Ausklang gefunden.

Als er im Herbst nach München reiste, nahm er diesmal den Weg über Heidelberg und stattete seiner Cäcilie einen Gegenbesuch ab. Er empfand es als ein hohes Glück, daß nunmehr auch der letzte Schatten, der noch zwischen ihnen stand, wich, daß jeder Mißton verstummte, daß sie sich endlich unbefangen alles, was noch unklar war, vom Herzen reden und im Erkennen der Vergangen-

heit die ungetrübte Freude an ihr wiederfinden konnten. Er drückte ihr in treuer Freundschaft die Hand und bat sie, gleich ihm die alten Erinnerungen „aus grüner Jugendwildnis," von allen Schlacken gereinigt, als einen lieben geistigen Besitz festzuhalten.

Besonders freute es ihn, daß sich Cäcilie ganz das Herz seiner Tochter Marie gewann.

So durfte er wohl dichten:

Nach heitern und nach trüben Losen
Blieb fest die Treu der alten Zeit,
Und wieder blüh'n um uns die Rosen,
Die Rosen der Vergangenheit.

Ja, als ein rechtes Segensjahr erschien ihm 1866: es schenkte ihm, dem Sänger der Minne, die Erkor'ne, Frühverlor'ne wieder in Freundschaft, und es brachte ihm, dem Herold des Reiches, den großen thatsächlichen Anfang der heiß erflehten deutschen Einheit.

Für beides dankte er Gott.

Damals gab er ein geharnischtes Zeitgedicht dem Redakteur der „Wespen," Julius Stettenheim, mit dem er einen frohen Abend im Ratsweinkeller zu Lübeck schwärmte; doch schon am nächsten Morgen brachte ein Bote dem Humoristen folgendes Billet:

„Lieber Stettenheim!

Soeben erhalte ich Nachrichten aus München, die mich dringend wünschen lassen, daß das Ihnen gestern mitgeteilte Gedicht diesen Augenblick nicht gedruckt werde. Sie verzeihen daher, wenn ich um freundliche Rücksendung bitte; ich werde meine Treulosigkeit bei nächster Gelegenheit gut zu machen suchen. Herzlich grüßend

Breite Straße 801 der Ihrige
d. 8. Juli 66. Geibel."

dem er sich über den köstlichen Sommer 1843 und Freiligrath unterhielt. Als Geibel auf dem Rückwege in tiefer Dämmerung bei der Loreley vorüber zu den einzelnen Nußbäumen kam, die auf dem schmalen Feldstreifen zur Rechten nach dem Fluß hinunter stehen, mußte er lebhaft des Abends gedenken, wo Mathilde Heuberger, des Landrats poetische Tochter, dort aus dem Korn auftauchend wie eine Elfin Maitrank in silbernem Becher kredenzte. Ja, es war eine lustige, klingende Zeit gewesen!

Abends ward in der Lilie mit dem jungen Linck und ein paar Koblenzern noch einmal vom Besten getrunken. Die Nacht war zauberhaft, der Mond schien durch ziehende Wolken. Geibel hörte, wenn er zwischendurch aufwachte, den Zug des Stromes, das Brausen der Dampfer und zuletzt das Abendgeläut, das hell und feierlich von St. Goarshausen herüberschwamm. In der Sonntagsfrühe ging er noch um den Rheinfels, der in Blau und Sonnenglanz gebadet lag, das Gründelthal hinauf, wo die Veilchen blühten. Vergangenheit und Gegenwart wuchsen ihm so wunderbar durch einander, daß er sich wirklich wie verzaubert vorkam.

Gegen Mittag brachte ihn ein Schiff nach der heiligen Stadt. Wie freute es ihn, das treue Gesicht seines alten Kruse wiederzusehen, der ihn an der Landungsbrücke bewillkommte, und in dessen gemütlicher Häuslichkeit er unvergeßliche Stunden verlebte! Er fühlte sich wohl in diesem Kreise, und beim Diner improvisierte er mit dem Champagnerglas in der Hand noch eben so gut und gern, wie ehedem. Wer das Glück gehabt hat, Heinrich Kruse und seine hochgebildete Gattin Luise, eine Tochter des Generals Menckhoff, kennen zu lernen, wird es begreiflich finden, daß die Kölner Tage stets eine liebe und wohlthuende Erinnerung bei Geibel zurückgelassen haben.

Dazu beigetragen hatte wesentlich Lilla von Bulyovszky, die, mit seiner wärmsten Empfehlung an Kruse, von München nach Köln gegangen war. Geibel konnte seine Sehnsucht befriedigen, noch einmal ihr mächtiges Spiel auf sich wirken zu lassen, noch

einmal die Eindrücke hoher Tragödie zu empfangen; auch genoß er wiederholt das süße Glück, der von ihm vergötterten Künstlerin gesellschaftlich und freundschaftlich nahezutreten.

In einem Briefe aus Lübeck rekapitulierte er: „Die Kölner Tage liegen hinter mir wie ein Märchentraum. Wir lebten dazumal in wundersam gesteigerten Ausnahmezuständen; das ist mitunter eine wahre Erquickung, ein rechtes Verjüngungsbad. Nur muß die Seele sich, wenigstens in ihrem tiefsten Grunde, bewußt bleiben, daß solche Zustände ebenso leicht gewoben und vergänglich, als schön sind, ja, daß ihr höchster Reiz eben durch diese Vergänglichkeit bedingt wird. Wer wird auch die Musen heiraten oder den Regenbogen in seinen Koffer verpacken wollen!"

Die Münchener Katastrophe.

Auf der Reise nach Norddeutschland hatte sich Geibel in den letzten Tagen einen fürchterlichen Katarrh geholt. Hegel soll den Schnupfen definiert haben als einen an sich seienden Schleim mit Progression in die Unendlichkeit. Geibel erfuhr jetzt zu seiner Plage die Richtigkeit dieser Definition.

Ende April 1863 befand er sich wieder in Lübeck, wieder zu Hause. Ja, er war und blieb ein Stockhanseat, dem es, wie er selbst bekennt, auf die Länge immer am wohlsten, wo die spitzen Türme stehen. Viel mochte jetzt freilich auch auf die Rechnung seiner Tochter kommen.

Auf eine Woche fuhr er nach Hamburg hinüber zu seiner teuersten Freundin Marianne Wolff, etliche Tage wurden in Travemünde zugebracht, sonst hauste er still und zurückgezogen in seinen bei der Frau Rätin du Roi gemieteten Zimmern, freute sich aber auf Spaziergängen an der wundervollen Frühlingsblüte und später

an der köstlichen Rosenzeit, die er kaum so reich und prächtig erlebt zu haben meinte.

In der Heimat erfüllte ihn frische Schaffenskraft. Er arbeitete im Durchschnitte sehr fleißig und vermochte verschiedene kürzere poetische Erzählungen in Versen, darunter eine, deren Stoff aus einer französischen Uebersetzung altbretonischer Volkslieder entnommen, sowie ein kleines Idyll „Eutin" zu schreiben, das ihm selbst gefiel. Diese und manche andere Gelegenheitsdichtungen, die Tagebuchblätter, Frühlings- und Ostseelieder sind zuerst in der Kölnischen Zeitung erschienen. Dorthin hatte er den herrlichen Nachruf auf Ludwig Uhland schon im April geschickt, zum sofortigen Abdruck. Da die Redaktion ihn nicht brachte, so glaubte Geibel, sie habe — etwa wegen der Strophe, die Uhlands wissenschaftliche Bedeutung allerdings in weniger gehobenem Tone ausführt — irgendwelche Bedenken dagegen, und gab das Gedicht auf seine Bitte dem Verleger des Dichterbuches für die dritte Auflage, als das einzig Neue darin.

Weil seine Bibliothek sich nicht in Lübeck befand, vermochte er nicht ordentlich zu suchen, als Max Bruch im Juli 1863 einen Text für Männerchöre und Soli zu haben wünschte. Aus der Erinnerung konnte er ihn nur auf folgende Stücke aufmerksam machen: Triumph der Liebe von Schiller, Christnacht von Platen (in Platens Gedichten; das seltsame Wort „musikisch" wäre wohl durch „melodisch" zu ersetzen), auf das Vorspiel des Kaisers Oktavianus von Tieck, aus dessen Anfang und Schluß, mit Weglassung des in der Mitte liegenden bei weitem größeren Teiles, sich eine recht brauchbare, eigentümlich romantische Kantate zusammensetzen lassen müßte. Endlich legte er, weil ihm sonst nichts einfallen wollte, eine eigene Ballade „Schön Ellen" bei, nebst der echten Melodie des Campbellmarsches, die vielleicht als musikalisches Motiv zu benutzen wäre. Für Tonmalerei würde sie seines Erachtens Gelegenheit genug bieten; ob sie freilich eigentlich für Chor geeignet sei, überließ er Bruchs Entscheidung. Derselbe teilte mir dazu folgendes mit: „Wenn auch der Stoff mich sehr anzog, so

war es mir doch zu dieser Zeit noch nicht möglich, die rechte musikalische Form zu finden. Erst drei Jahre später, im Juli 1866, gestaltete sich meine Komposition zu ‚Schön Ellen‘ unter dem gewaltigen Eindruck der Siegesnachricht von Königgrätz in wenigen Tagen.“

Während des Spätherbstes hielt sich König Max in Rom auf, so daß Geibel diesmal länger als gewöhnlich in Lübeck bleiben und seit acht Jahren zum ersten Male mit seinem Kinde Weihnachten feiern konnte. Seit Ausgang Januar 1864 lebte er wieder zu München in engerem Freundeskreise so traulich dahin, wie es für einen alten Knaben möglich, der nicht das Glück in seinen vier Wänden hatte, war aber leider viel unwohl und ärgerte sich täglich an der bodenlosen Jämmerlichkeit unserer politischen Zustände.

Jemand hatte ihm damals eine ernste, schön gereifte Gedichtsammlung gesandt, aus welcher ein Hauch frommer Ergebung und tröstlicher Hoffnung wehte, der jedes religiös-bedürftige Gemüt erquicken und doppelt wohlthuend für den sein mußte, der selbst leidet oder viel gelitten hat. Manche der Lieder waren ihm schon aus Diepenbrocks Geistlichem Blumenstrauß bekannt, und Geibel hatte sie bis dahin der verstorbenen Luise Hensel zugeschrieben. „Ob sich diesen Augenblick,“ antwortete er, „mit Erfolg etwas für das Buch thun läßt, scheint mir zweifelhaft. Die politischen Wogen gehen, wenigstens hier, so hoch, daß sie jedes andere Interesse verschlingen. Wenn das Gewitter losgebrochen ist und die Feuerglocke stürmt, will niemand auf die Nachtigall hören. Aber es werden ja wieder stillere Tage kommen, wo die Gemüter bei sich selbst einkehren; so Gott will, bald. Denn wenn das Ende dieser ungeheueren Bewegung noch ein glückliches werden soll, so muß es rasch kommen.“

Bei alledem harrte er aus, weil er wußte, daß das Schicksal gewaltiger ist, als der Menschenwille, und weil es ihm denn doch mitunter wie ein Hauch besserer Zukunft um die Stirn wehte.

König Max hatte im Jahre 1863 bei seiner Anwesenheit zum Frankfurter Fürstentage den Wunsch geäußert, Wilhelm Jordan

und seine Nibelungen-Siegfridsage kennen zu lernen. Der offiziellen Einladung entsprach der Rhapsode Ende Februar 1864. Geibel gab auf Befragen dem Adjutanten, General von Spruner, folgende Auskunft: „Ein paar kurze Stellen ausgenommen, die Jordan mir vorlas, kenne ich von seinem Gedichte, das bis dahin Manuskript ist, gar nichts. Doch sagte er mir, das Ganze bestehe aus 24 Gesängen, zu ungefähr 600 Langzeilen. Wieviel Zeit er zum Vortrag eines solchen Gesanges braucht, weiß ich nicht genau zu berechnen; doch veranschlage ich sie, der Verszahl nach, etwa auf eine gute Stunde. Es wäre daher vielleicht geratener, das Pensum auf zwei Abende zu verteilen, zumal, da wohl einige einleitende Worte zur Einführung in den Gang der Begebenheiten erforderlich sein dürften, die auch noch einige Zeit in Anspruch nehmen würden." Die Rezitation Jordans vor dem Monarchen hat stattgefunden; denn (Strophen und Stäbe S. 173):

O König Max! Mein Lied der Nibelunge
Zu hören riefst du her zu dir den Dichter —
Da krallt der Tod dich fort im Tigersprunge.

Du lauschtest andachtsvoll und mild als Richter
Am Freitag noch — der Freitag heut entzündet
Um deinen Katafalk die Grabeslichter.

Wie sprachst du klar! Wie frugst du tief begründet!
Nun wärst du ewig hin?

Ja, am 10. März 1864, war König Max nach Gottes Schluß noch in der Jahre Blüte entschlafen. Unser ihm von Herzen ergebener Geibel setzte dem hohen Verblichenen in einem Sonett das schönste Ehrenmal:

Gesegnet, wie du segnetest hienieden,
Sei dein Gedächtnis! Unsre Thräne rollt,
Als wär' ein Freund und Vater uns geschieden.

Ludwig II. bestieg Bayerns Thron. Die Isarstadt war fortan dem norddeutschen Poeten und Professor verleidet, aber sein Pflicht-

gefühl ließ ihn die Wintermonate hindurch ausharren, bis die Geschichte mit mächtiger Hand in sein ferneres Geschick eingriff. Oft gedachte er aus den dortigen Verhältnissen ganz zu scheiden, seiner Doppelexistenz ein Ende zu machen. „Der Aufbruch nach München kostet mich jedesmal große Ueberwindung," schrieb er damals. „Ach, daß ich endlich zur Ruhe kommen und in der Heimat bei meinem Kinde still ausleben könnte!"

Fast den ganzen Sommer widmete Geibel sich der Ueberarbeitung und Abrundung der „Gedichte und Gedenkblätter." Dem Kronprinzen von Preußen, welcher mit der Frau Kronprinzessin einige Monate zuvor Lübeck berührt und ihn überaus gnädig begrüßt hatte, sandte er im November das erste Exemplar mit folgenden Geleitzeilen:

„Eure Königliche Hoheit haben bei mehr als einer Gelegenheit mich einer so huldvollen Teilnahme gewürdigt, daß ich mich dadurch zu der Bitte ermutigt fühle, den soeben erschienenen vierten Band meiner Gedichte mit dem ehrfurchtsvollen Ausdrucke meiner dankbaren Gesinnung in Ihre Hände legen zu dürfen.

Die Sammlung, vielleicht die letzte, die mir, bei abnehmender Jugendlichkeit und Gesundheitsfrische, zusammenzustellen vergönnt war, enthält, was sich mir während der jüngstverflossenen Jahre in epischer und lyrischer Form gestaltete. Möchten Eure Königliche Hoheit beim Durchblättern derselben noch hin und wieder einen Klang finden, der zu Ihrem Herzen spricht, und Sich dadurch bewogen fühlen, großmütig Nachsicht zu üben, wo etwa ein Bekenntnis des Dichters Sie befremden oder seine künstlerische Kraft nicht mehr ausreichend erscheinen sollte.

Zugleich sei es mir bei diesem Anlasse gestattet, Eurer Königlichen Hoheit zu der Geburt des jüngsten hoffnungsvollen Prinzen meinen innigsten Glückwunsch darzubringen. Wie der fürstliche Knabe der Sprößling eines Siegesjahres ist und am Siegestage die Weihe der heiligen Taufe empfangen hat, so möge die glückliche Vorbedeutung, die in seinem Namen anklingt, sich reich an ihm erfüllen und ein Strahl des Sieges seinen Lebenspfad um-

leuchten![1]) Gott segne ihn und den edlen Stamm, dem er angehört, das Geschlecht, auf das die besten deutschen Herzen mit Vertrauen hinblicken, wenn sie der Zukunft ihres großen Vaterlandes gedenken."

In dieser Zeit ward ein großes Stück Arbeit vollendet, „Sophonisbe", in der Geibel auf historischem Grunde, aber mit völlig freier Behandlung der gebotenen Motive eine Leidenschaftstragödie zu schaffen bemüht war. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, den Anforderungen der Bühne gerecht zu werden, ohne darum der Poesie etwas zu vergeben. Und das ist schwerer, als die meisten denken. Allerlei sonstige dramatische Studien beschäftigten ihn, dagegen floß der lyrische Quell jetzt sehr sparsam. Zu längeren Ergüssen kam er nur noch ganz ausnahmsweise, wenn irgend ein mächtiges Ereignis an ihn herantrat; und für Balladen, in denen er sich zu gern wieder einmal versucht hätte, fehlten die rechten Stoffe. Er vermochte es eben nicht, die erste beste Geschichte oder Anekdote in Reime zu setzen. Der Gegenstand, der ihn erwärmen sollte, mußte entweder irgend einen überraschenden, stark charakteristischen Zug bieten oder in seiner Besonderheit etwas menschlich Allgemeines ausdrücken, das das Herz ergreift.

Kleine Gelegenheitsverse verfaßte er zum zweiten niedersächsischen Gauturnfest, das im August 1865 zu Lübeck stattfand. Die Sinnsprüche, deren erster in den „Spätherbstblättern" steht, prangten am Holsten-, Burg- und Mühlenthor, an der Rednertribüne auf dem Turnplatz, sowie an der Jahnseiche:

Am würdigen Alten
In Treuen halten,
Am kräftigen Neuen
Sich stärken und freuen,
Wird Niemand gereuen.

---

[1]) Leider wurde das geliebte Kind den erlauchten Eltern schon am 18. Juni 1866 wieder entrissen; Prinz Sigismund hat in der Friedenskirche zu Potsdam seine irdische Ruhestätte.

Kühner Mut, der Gott vertraut,
Eintracht, der vor'm Feind nicht graut,
Freier Söhne starke Hand,
Beste Burg fürs Vaterland.

Lasset uns insgemein
Wehrhaft und wacker sein.
Der Freiheit zu Nutz,
Der Heimat zum Schutz,
Jeglichem Feind zum Trutz.

Eurer Jugend frische Stärke
Uebt im heitern Spiel sich heut';
Uebt sie einst am ernsten Werke,
Wenn das Vaterland gebeut.

Gemüt und Arm zu stählen
Zu deutschen Volkstums Hort,
Das ist's, was wir erwählen,
Es rauscht in unsern Seelen
Ein Hauch des Meisters fort.

In Lübeck wie in München lebte Geibel immer zurückgezogener, fast wie ein Einsiedler, da er die Stundeneinteilung und Diät der Gesellschaft nicht ertrug und jede kleine Unregelmäßigkeit seines Siechtums wegen schwer büßte. Er hatte einen wundervollen Sauternes im Keller, aber wer mag allein zechen? Goethes Wort ist nur zu wahr: „Wer sich der Einsamkeit ergiebt, ach, der ist bald allein.“ Ein Mann muß sich über Wissenschaft, Kunst und Staatsleben aussprechen und zwar gegen jemand, der selbst eine Meinung hat. Doch hatte er wenigstens sein Mariechen, das zum heiteren hübschen Mädchen heranwuchs; das reichte aus fürs Herz.

Da brachte ihm der Frühling 1866 ein ganz unerwartetes Wiedersehen mit Cäcilie, nach dreißigjähriger Entfremdung und Entfernung.

Fräulein Wattenbach, die mit ihrem Bruder Wilhelm, dem Universitätsprofessor, damals in Heidelberg lebte, hatte der dringenden Einladung lieber Menschen in Lübeck Folge geleistet und die

Stadt besucht, wo sie den schönsten Traum geträumt, der ihr so viel Glück und Leid und schmerzliche Trennung verursacht.

Geibel hörte durch eine gemeinsame Bekannte von der Anwesenheit Cäciliens und eilte zu ihr. Beide waren lange allein miteinander, am 11. April, wie im Kalender der Gastfreundin verzeichnet steht, und sprachen die Geschichte ihrer Jugendliebe durch. Seine Seele jauchzte bei ihren Worten: „Emanuel, ich habe Ihrer nur im Guten gedacht, stets Ihre Geschicke mit liebevoller Teilnahme begleitet.“

War Cäcilie doch seine blaue Blume gewesen und geblieben, auch, wie er selbst sagt und klagt, „seit man uns schied,“ und er hat es untrüglich bezeugt; vergessen konnte er ihrer nimmer:

> Ich warb um Lust, um Ruhm, um Tugend,
> Und manches Schöne fiel mir zu;
> Doch bleibt das schönste Glück die Jugend,
> Und meiner Jugend Glück warst du.

In den Liedern aus alter und neuer Zeit sind viele diesem Jugend-Morgenstern geweiht.

Nun beseligte ihn die Erfüllung seiner beständigen Bitte:

> Wüßt' ich das Eine nur, was Tag und Nacht
> Die Rast mir nimmt und mir verstört das Leben,
> Das Eine nur, ob du noch mein gedacht,
> Und, wenn du's thatest, ob du mir vergeben.

Die Bestätigung hatte er jetzt aus ihrem eigenen Munde vernommen, und somit hatte schließlich das Verhältnis einen versöhnenden Ausklang gefunden.

Als er im Herbst nach München reiste, nahm er diesmal den Weg über Heidelberg und stattete seiner Cäcilie einen Gegenbesuch ab. Er empfand es als ein hohes Glück, daß nunmehr auch der letzte Schatten, der noch zwischen ihnen stand, wich, daß jeder Mißton verstummte, daß sie sich endlich unbefangen alles, was noch unklar war, vom Herzen reden und im Erkennen der Vergangen-

heit die ungetrübte Freude an ihr wiederfinden konnten. Er drückte ihr in treuer Freundschaft die Hand und bat sie, gleich ihm die alten Erinnerungen „aus grüner Jugendwildnis," von allen Schlacken gereinigt, als einen lieben geistigen Besitz festzuhalten.

Besonders freute es ihn, daß sich Cäcilie ganz das Herz seiner Tochter Marie gewann.

So durfte er wohl dichten:

Nach heitern und nach trüben Losen
Blieb fest die Treu der alten Zeit,
Und wieder blüh'n um uns die Rosen,
Die Rosen der Vergangenheit.

Ja, als ein rechtes Segensjahr erschien ihm 1866: es schenkte ihm, dem Sänger der Minne, die Erkor'ne, Frühverlor'ne wieder in Freundschaft, und es brachte ihm, dem Herold des Reiches, den großen thatsächlichen Anfang der heiß erflehten deutschen Einheit.

Für beides dankte er Gott.

Damals gab er ein geharnischtes Zeitgedicht dem Redakteur der „Wespen," Julius Stettenheim, mit dem er einen frohen Abend im Ratsweinkeller zu Lübeck schwärmte; doch schon am nächsten Morgen brachte ein Bote dem Humoristen folgendes Billet:

„Lieber Stettenheim!

Soeben erhalte ich Nachrichten aus München, die mich dringend wünschen lassen, daß das Ihnen gestern mitgeteilte Gedicht diesen Augenblick nicht gedruckt werde. Sie verzeihen daher, wenn ich um freundliche Rücksendung bitte; ich werde meine Treulosigkeit bei nächster Gelegenheit gut zu machen suchen. Herzlich grüßend

Breite Straße 801 — der Ihrige
d. 8. Juli 66. — Geibel."

Das Gedicht blieb ungedruckt. Er fürchtete freilich, daß die Pfähle, die den Main überbrücken sollten, erst wieder im Donnerwetter gehauen werden müßten. Vielleicht schon bald; ihn däuchte, die Luft sei schwül, und es murre in den Wolken. „Hoffentlich ist Preußen auf alles gefaßt,“ politisierte er unterm 29. Juli 1867, „und hat während der Industrieausstellungspause die Hände nicht in den Schoß gelegt.“

Da sollte plötzlich sein Kaisergruß einen ungeahnten Umschwung für sein Leben hervorrufen. Im Herbst 1868 besuchte nämlich König Wilhelm von Preußen Lübeck. Als derselbe am Morgen des 13. Septembers sich zum Kirchgange nach St. Marien anschickte, ward ihm namens des Senats und der Stadt ein begeistertes Willkommen dargebracht, welches mit dem prophetischen Wunsche schloß:

Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht!

Der Dichter war kurz vorher aus Carolath zurückgekehrt, wo er von Mitte Juni auf längere Zeit mit seiner Tochter Landluft genossen und bei geistig anregender Unterhaltung ganz nach seiner Bequemlichkeit gelebt hatte. Die verwitwete Frau Fürstin Alma zu Carolath-Beuthen hegte bei vollster Einsicht in die Verhältnisse ihres Gastes die Hoffnung, den langjährigen treuen Freund ihrer Familie von dem schweren inneren Konflikt zu befreien. Daher richtete sie aus eigenem Antriebe und natürlich ohne Geibels Wissen am 27. August 1868 ein Immediatgesuch an Se. Majestät den König von Preußen, worin sie klarlegte, wie Geibel von Anfang her in München sich niemals völlig heimisch gefühlt, weil ihm weder das Klima noch die geistige Atmosphäre der Isarstadt zusagten, wie ihn aber dort neben einer freien Stellung das ehrende Vertrauen des hochseligen Königs fesselte, der mit ihm wie mit einem Freunde verkehrte, ihn vielfach in litterarischen Dingen zu Rate zog und ihm außerdem in huldvoller Rücksicht auf seine Kränklichkeit gestattete, einen großen Teil des Jahres in Lübeck bei

den Seinigen zuzubringen. „Allein König Max starb, der versuchte Aufschwung geriet durch musikalische und ultramontane Einflüsse ins Stocken, und die seit 1866 eingetretenen Verwickelungen thaten das letzte, dem Dichter, der seine preußisch-deutsche Gesinnung in Wort und Schrift laut und offen bekannte, den Aufenthalt in Bayern vollständig zu verleiden. Dazu kommt, daß das Ueberhandnehmen eines schmerzvollen chronischen Leidens ihm die jährliche Reise nach Hause unmöglich zu machen droht; und es ist daher sein sehnlichster Wunsch, ganz in die Heimat zurückzukehren und dort, wenn auch in bescheidenen Verhältnissen, doch im Einklang mit der umgebenden Lebensströmung, seiner Produktion gewidmet, still ausleben zu dürfen. Wenn daher Eure Königliche Majestät sich in großmütiger Weise entschließen könnten, in Anerkennung dessen, was Emanuel Geibel seit fünfundzwanzig Jahren litterarisch zu leisten bemüht war, ihm nur die Hälfte seines gegenwärtigen bayrischen Jahrgehalts, die Summe von fünfhundert Thalern, als jährliche Zulage zu der kleinen Pension, welche er bereits von Berlin aus bezieht, huldvollst zu gewähren, so würde das genügen, um ihn von dem inneren Widerspruche, in dem er sich jetzt befindet, zu erlösen, vor drückenden Sorgen zu schützen und ihm den Lebensmut zu fernerem freudigem Schaffen zu erhalten; auch wäre dadurch dem heimatlichen Norden einer der ersten jetzt lebenden Dichter Deutschlands wiedergewonnen."

Dieser Immediatvorstellung erlaubte sich die Fürstin eins der vielen patriotischen Gedichte in Abschrift beizulegen, welche Geibel in der letzten Zeit veröffentlichte, den herrlichen Hymnus „Am Jahresschlusse 1866" mit dem sehnsuchtsvollen Ausruf:

O, wann kommst du Tag der Freude,
Den mein ahnend Herz mir zeigt,
Da des jungen Reichs Gebäude
Himmelan vollendet steigt,
Da ein Geist der Eintracht drinnen
Wie am Pfingstfest niederzückt
Und des Kaisers Hand die Zinnen
Mit dem Kranz der Freiheit schmückt!

Solche Gesinnung, so bestimmt und doch so versöhnlich ausgesprochen, konnte gewiß nur dazu beitragen, dem großen Einigungswerke in dem Herzen des Volkes die Stätte zu bereiten.

König Wilhelm hat das Immediatgesuch, welches am 30. August nach Schloß Babelsberg gelangte, noch an demselben Tage gelesen und eigenhändig die folgende Entscheidung oben an den Rand geschrieben:

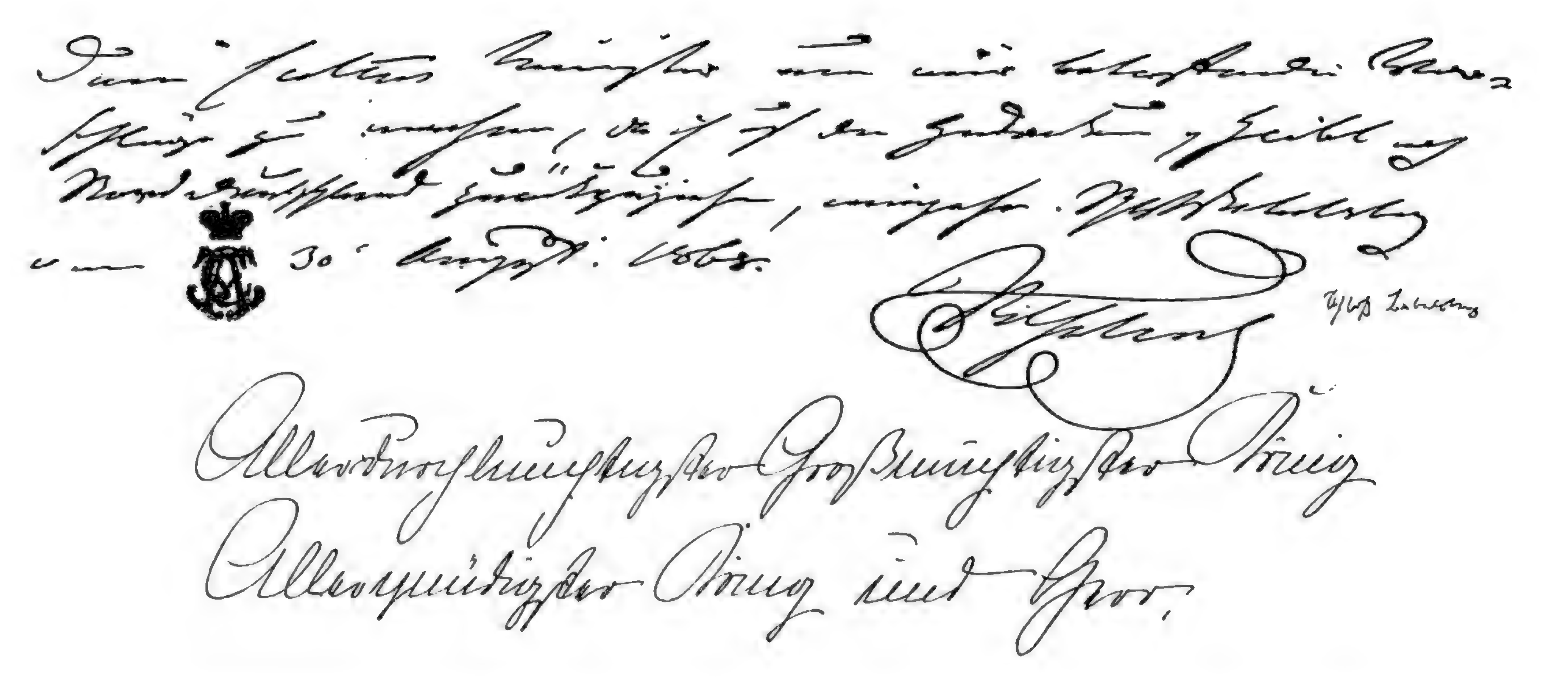
„Dem Kultus-Minister, um mir betreffende Vorschläge zu machen, da ich auf den Gedanken, Geibel nach Norddeutschland zurückzuziehen, eingehe. Schloß Babelsberg den 30. August 1868.

Wilhelm."

Zwei Wochen später weilte Preußens Herrscher als Gast in der Freien und Hansestadt Lübeck und sah den Dichter wieder, welchen er als Prinz schon seit 1847 persönlich kannte und schätzte. „Die langen braunen Locken waren dahin, aber im Gespräch war's derselbe feurige Geist," so äußerte sich nachmals der Kaiser. Die Worte des Dankes für den patriotischen Gruß und gnädigster Gesinnung blieben meinem Landsmann unvergeßlich, der nicht ahnte, daß der Monarch sich erst vor wenigen Tagen mit seiner Zukunft aufs neue angelegentlich und huldvollst beschäftigt hatte.

Bald darauf geschah nach alter Gewohnheit Geibels Rückkehr nach München, wo ihm am 15. Oktober das bekannte bayrische Kabinettsschreiben zuging.

Schon seit Jahrzehnten, ja beinahe von Jugend auf hatte er für den deutschen Einheitsgedanken gekämpft. Als einst sein Gedicht „Der Alte im Barte" in einem Münchener Konzert gesungen wurde und König Max sich an dem Schlusse stieß, wann der Kaiser die Braut Deutschland heimführen werde, erwiderte der Autor offen: „Das Lied entstand 1845 in meiner freien Vaterstadt, und Ew. Majestät haben mir selbst allergnädigst mein



30. August 1868.

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König
Allergnädigster König und Herr.

Eigenhändige Niederschrift des Königs Wilhelm vom 30. August 1868, Geibels Zurückberufung nach Norddeutschland betreffend.
(Nach dem Original aus dem Geh. Civilkabinett Sr. Majestät des Kaisers und Königs.)

Aus: Gaedertz, Emanuel Geibel. Leipzig, Georg Wigand.

dortiges Bürgerrecht vorbehalten," worauf der Monarch lächelnd meinte, hoffentlich werde er davon keinen Gebrauch machen.

Den gleichen würdigen Freimut atmet auch sein am 19. Oktober an König Ludwig gerichteter Brief:

„Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Durch ein Schreiben der Verwaltung der Königlichen Kabinettskasse vom 14. Oktober ist mir eröffnet worden, daß der mir bisher aus dieser Kasse bewilligte Ehrenbezug infolge der in meinen Gedichten neuerlich ausgesprochenen politischen Tendenzen durch Allerhöchste Kabinettsordre bis auf weiteres sistiert sei. Da ich nun in diesem Ausflusse des Königlichen Willens nur eine entschiedene Verurteilung meiner innersten Gesinnung zu erblicken vermag und somit auf die Aussicht verzichten muß, hier fernerhin in erfreulicher Weise thätig sein zu dürfen, so sehe ich mich in die schmerzliche Notwendigkeit versetzt, auch die letzten äußeren Bande, die mich noch an München knüpfen, sofort zu lösen, und richte daher an Ew. Majestät die ehrfurchtsvolle Bitte, mich meiner nominellen Ehrenprofessur an der Ludwig-Maximilians-Universität sowie meiner Verpflichtungen als Kapitular des Maximiliansordens definitiv entheben zu wollen. Indem ich hierin ganz nach dem Wunsche Ew. Majestät zu handeln meine, sei es mir gestattet, in aller Kürze noch zwei Punkte zu berühren, die nicht unerwähnt zu lassen mir beim Scheiden Bedürfnis ist. Einmal möchte ich darauf hinweisen, daß ich mich zu diesen Grundanschauungen, die mir gegenwärtig das Allerhöchste Mißfallen zugezogen haben, nicht erst in jüngster Zeit, sondern von jeher offen und unumwunden bekannt habe. Die Sehnsucht nach einer festeren Einigung des deutschen Vaterlandes, das Verlangen nach Kaiser und Reich klingt schon in meinen frühesten Gedichten, auch in jenen, die längst in aller Händen waren, als mir der Ruf nach München zuteil wurde. In diesem Verlangen bin ich mir allezeit treu

geblieben, und wenn dasselbe seit den Ereignissen des Jahres 1866 eine bestimmtere Gestalt annehmen mußte, so lag das in den Zeitgeschicken, nicht in mir. Abgesehen jedoch von der Idee einer Wiedervereinigung sämtlicher deutschen Fürsten und Volksgeschlechter zu einem großen Ganzen unter Kaiserlicher Obhut bin ich mir bewußt, niemals einem Gedanken Ausdruck geliehen zu haben, der das vollkommen berechtigte Selbstgefühl des bayrischen Stammes auch nur im mindesten hätte verletzen können. Zum anderen aber drängt es mich auszusprechen, daß ich trotz der notwendig gewordenen Lösung meiner hiesigen Verhältnisse — die ich in Erkenntnis der Sachlage noch vor Jahresschluß in einer milderen Form selbst herbeizuführen gehofft hatte — die dankbare Erinnerung an eine reiche und schöne Zeit sorglos künstlerischen Schaffens, die mir durch die freie Huld des hochseligen Königs Max so ehrenvoll gewährt und durch Ew. Majestät Bestätigung bis dahin verlängert wurde, unverbrüchlich im Herzen bewahren und mir, wie sich mein ferneres Leben auch gestalten möge, das Gefühl persönlicher Pietät niemals durch den Wogenschlag politischer Parteiung erschüttern lassen werde.

Ich verharre in Ehrfurcht
Ew. Majestät
unterthänigster
Emanuel Geibel."

Eine Rückäußerung hatte er am 24. Oktober noch nicht erhalten, gedachte sie auch nicht abzuwarten, sondern baldmöglichst nach Lübeck zu reisen, wenn sein sehr angegriffener Zustand es erlaubte. Ein paar Tage darauf traf die erbetene Entlassung ein.

Seltsam war es, daß, obwohl der Vorfall wochenalt und stadtkundig, keine bayrische Zeitung ihn erwähnte. Erst am 24. Oktober brachten die „Neuesten Nachrichten," das gelesenste Münchener Blatt, folgende Notiz: „Der Dichter Emanuel Geibel

bezog seit vielen Jahren aus der K. Kabinettskasse einen jährlichen Ehrensold, der ihm vom verstorbenen König Max zugesprochen worden. Als er jüngst von Lübeck, wo er ein Gedicht zum festlichen Empfange des Königs von Preußen verfaßt hatte, nach München zurückkehrte, wurde ihm eine K. Kabinettsordre mitgeteilt, der zufolge ihm diese Pension von nun an nicht mehr ausbezahlt werden dürfe."

Man ersieht daraus, daß auch hier die Sache durchaus so aufgefaßt wurde, wie sie wirklich gemeint war, nämlich als eine Maßregelung für seine preußisch-deutsche Gesinnung.

Geibel geriet natürlich bei seinem schweren körperlichen Leiden durch diese plötzliche Entziehung in peinliche Verlegenheit. Die „Kölnische Zeitung" regte sofort eine National-Sammlung an, wogegen sich im Prinzip nichts sagen ließ. Aber es ist damit, wie mit den Aderlässen; man soll sie nicht ohne Not anwenden. Und in diesem Falle lag, Gott sei Dank, keine Not vor. Von Weimar aus wurden ihm nämlich die liberalsten und ehrenvollsten Anerbietungen gemacht, auf die er vielleicht sofort eingegangen wäre, wenn es ihm bei seinem Befinden möglich gewesen, bestimmte Gegenleistungen in Aussicht zu stellen. Der Großherzog Carl Alexander hatte sich bei dieser Gelegenheit wahrhaft fürstlich und seines Großvaters würdig benommen. Außerdem mochte Geibel wohl auch das richtige Gefühl leiten, Preußen werde es sich nicht nehmen lassen, seine Zukunft sorgenfrei zu gestalten.

Es ist nun höchst erquicklich zu sehen, wie die Königin Augusta, die unter den Strahlen von Goethes Genius erblühte Enkelin Carl Augusts, von Koblenz aus in einem Handschreiben vom 3. November sich dahin aussprach: „Das Schicksal des Dichters Geibel erregt allgemeine Teilnahme und liegt auch gewiß dem Könige am Herzen."

Dem war so. Einen Tag nach Geibels Rückkehr in seine Vaterstadt überraschte ihn in der Frühe des 5. November ein eigenhändiger Brief des preußischen Kultusministers, Exzellenz von Mühler, der ihm mit dem Ausdruck seiner besonderen Freude die

Mitteilung machte von einer Allerhöchst bewilligten, lebenslänglichen weiteren Gnadenpension von jährlich tausend Thalern mit Anwartschaft auf eine Universitäts-Professur für deutsche Litteratur, Metrik und Aesthetik.

Darauf erwiderte der also Geehrte umgehend:

„Ew. Exzellenz

beeile ich mich durch diese Zeilen den Empfang Ihres hochgeehrten Schreibens vom 4. d. M. anzuzeigen, welches mich von dem huldreichen, meine Pensionsverhältnisse betreffenden Entschlusse Seiner Majestät des Königs in Kenntnis setzt. Ich thue dies mit freudig bewegtem Herzen, da mir durch die Königliche Entscheidung nicht nur der Blick in eine sorgenfreie Zukunft aufgeschlossen, sondern auch vielfachen Anfechtungen gegenüber eine Anerkennung bereitet ist, die mich jedes peinlichen Eindrucks vergessen macht.

Indem ich Ew. Exzellenz für die besondere Teilnahme, die Sie meinen Geschicken zugewandt, aus tiefstem Herzen danke, erlaube ich mir zugleich ein an Se. Majestät den König gerichtetes Schreiben beizuschließen mit der Bitte, dasselbe als den Ausdruck dankbarster Pietät in die Hände des hohen Monarchen niederlegen zu wollen.

Ueber die mir so ehrenvoll eröffnete Aussicht auf eine Professur wird es mir vielleicht gestattet sein, mich bei meiner nächsten Anwesenheit in Berlin persönlich gegen Ew. Exzellenz in vertraulicher Weise auszusprechen. Ich bin in aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit

Ew. Exzellenz

gehorsamster

Lübeck, den 5. Novbr. 68. Emanuel Geibel."

Des Dichters Dank an König Wilhelm hat den folgenden Wortlaut:

„Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Als ich vor kaum acht Wochen das Glück hatte, Ew. Majestät in meiner Vaterstadt Lübeck ehrerbietigst begrüßen zu dürfen, vermochte ich nicht zu ahnen, daß ich in dem erlauchten Schirmvogte des norddeutschen Bundes binnen so kurzer Frist auch den Schutzherrn meiner persönlichen Angelegenheiten verehren sollte. Seitdem ist in unerwarteter Weise die Notwendigkeit einer plötzlichen Umgestaltung meines ganzen Lebens an mich herangetreten, einer Umgestaltung, die zwar manches Schmerzliche in sich schließt, die ich aber doch als eine wohlthätige und heilsame erkennen muß, da sie mich dem drückenden Gefühle eines peinlichen inneren Widerspruchs enthebt. Daß ich aber auch in äußerer Beziehung dieser Notwendigkeit getrosten Mutes mich unterwerfen darf, ja, daß ich mich der geliebten norddeutschen Heimat in einer Stellung wiedergegeben sehe, wie sie bei meinen geistigen Bestrebungen und bei den vielfachen Störungen, die mir ein leidender Körper bereitet, das Ziel meiner kühnsten Wünsche sein mußte, das schulde ich einzig und allein der Großmut und Liberalität Ew. Majestät; und so möge es Ew. Majestät gefallen, in diesen Zeilen den schwachen Ausdruck des tiefempfundenen Dankes entgegenzunehmen, zu welchem ich mich durch dies hochherzige Eingreifen in die Verwickelungen meines Lebens verpflichtet fühle. Nachdem sich die Bande, die mich vordem gefesselt, durch das allzufrühe Hinscheiden des unvergeßlichen Königs Max gelockert und unter dem Einflusse der jüngsten Zeitereignisse als unhaltbar erwiesen hatten, konnte mir kein willkommeneres Los zufallen, als die Vergünstigung, das schöne Geschenk dichterischer Muße fortan aus derjenigen Hand zu empfangen, deren hohes Walten seit Jahren ein Segen für das gesamte deutsche Vaterland und für mich ein Gegenstand treuester und aufrichtigster Verehrung war. Möge es mir vergönnt sein, trotz des schwer angegriffenen Zustandes meiner Ge-

sundheit auf dem Gebiete meiner Kunst noch irgend etwas zu leisten, was einer so huldreichen Fürsorge gegenüber sich als würdig bewähren und Ew. Königlichen Majestät zur Freude gereichen könnte.

Ich verharre in tiefster Ehrfurcht
Ew. Majestät
unterthänigst
Lübeck, d. 5. Nov. 1868. treu gehorsamster
Emanuel Geibel."

Ja, er war den unberechenbaren Strömungen in München jetzt ein für allemal entrückt. Das Gefühl, der norddeutschen Heimat in sorgenfreier Lage ganz und auf immer zurückgegeben zu sein, und der endlich wieder errungene Einklang seiner Verhältnisse und Gesinnungen machten ihn unaussprechlich glücklich. „Ich würde mich am Ziel aller Wünsche glauben," schrieb er einige Tage darauf an Heinrich Kruse, dessen thätige Freundestreue ihm auch jetzt wieder zur Seite gestanden hatte, „wenn mein zunehmendes Körperleiden nicht fort und fort seine trüben Schatten über mein Leben würfe. Die in Aussicht gestellte Professur ist hoffentlich nur eine ehrenvolle Form. Ich könnte mich in eine solche Stellung jetzt, nachdem ich Jahre lang aus dem spezifisch gelehrten Fahrwasser heraus bin, nur mit Aufopferung meiner gesamten dichterischen Thätigkeit hineinarbeiten; was aber hätte Preußen davon, anstatt eines Poeten von wirklichem Belang einen mittelmäßigen Professor zu besitzen?"

Die beste Kraft muß am Ende rosten und versauern, wenn sie nicht auf entsprechendes Ziel gerichtet ist.

Geibel sollte fortan seiner Vaterstadt angehören, die ihren großen Sohn mit Auszeichnungen und Ovationen überschüttete. Der Senat verlieh ihm am 25. November 1868 das Diplom eines Ehrenbürgers, die Zweig-Schillerstiftung dasjenige ihrer Ehrenmitgliedschaft; ein Fackelzug und ein Festmahl am Abend des 9. Dezember verliefen auf das Glänzendste. Auch mancherlei

Ehrengaben wurden ihm dargebracht: ein silbernes Schreibzeug, eine goldene Feder, ein silberner Pokal, ein Ohm feinen Rheinweines.

Das auf ihn ausgebrachte Lebehoch beantwortete der Gefeierte wie folgt:

„Indem ich nach Worten suche, Ihnen zu danken und den Gefühlen, die mich bewegen, Ausdruck zu geben, schweifen meine Gedanken unwillkürlich zurück zu jenem Tage, an welchem Sie mir gestattet hatten, in Ihrem Namen als Dichter das Wort zu führen. Mir ist es mit jenem Gruße ergangen, wie dem Bewohner der Ebene, der ahnungslos im Gebirge einen Schuß abfeuert und nun selbst erstaunt ist über die Wirkung, welche er hervorgebracht hat. Denn wie ihm nah und fern in hundertfach fortwachsendem Echo die Gipfel der Berge antworten, so ist auch mir ein mächtiger vielseitiger Widerhall zurückgekommen; nicht nur aus allen deutschen Gauen, diesseits und jenseits des Mains, sondern auch vom fernen Strande der Seine und von den Gletschern der Schweiz, aus dem Herzen Italiens und über den Ozean her von den Waldgestaden des Mississippi. Ich darf von dieser Wirkung ohne Unbescheidenheit reden, denn sie war kein Erfolg des Dichters, sie war ein Beweis, daß der Gedanke der wiedergewonnenen Ehre des Vaterlandes und des sich kräftig verjüngenden deutschen Lebens nur ausgesprochen werden darf, um sich die Zustimmung von Hunderttausenden zu erwerben. In den Lorbeerwäldern des schönen Südens, an den rheinischen Rebenbergen, an der königlichen waffenstolzen Spree wie in den glänzenden Kunsthallen an der Isar beschlich mich immer wieder Heimweh nach den Stätten meiner Jugend, und ich fand nicht Ruhe, bis ich die wohlbekannten Türme vor mir aufsteigen sah und das Geläute der Glocken von St. Marien hören konnte. Was mich immer wieder zurücktrieb war der Geist, den ich in allen Wandlungen der Zeit unverfälscht hier wiederfand, der Geist prunkloser Tüchtigkeit und ehrenhafter Sitte, der Geist menschlichen Wohlwollens und gegenseitigen Vertrauens, der

Geist des echten, wahren Bürgertums und der treuesten Vaterlandsliebe. — Gott segne Lübeck! Der alten Burg der Hansa und ihren Lenkern ein dreifaches Hoch!"

Nach dem Absingen des Liedes „Was ist des Deutschen Vaterland?" erhob sich Geibel nochmals und sprach die schönen, zur Wahrheit gewordenen Worte auf König Wilhelm:

„Lassen Sie uns hier des hohen Herrschers gedenken, dem wir nächst Gott die Wiederbelebung Deutschlands verdanken. In seinem wahrhaft Königlichen Eingreifen in mein Geschick liegt für mich nicht nur ein herzerhebender Beweis anerkennender Fürsorge und ein Grund dankbarer Verpflichtung, es liegt darin für Sie alle eine erneute freudige Bürgschaft, daß unser junges Bundesleben kein leerer Schall ist, daß ein Schirmvogt über uns wacht, der im großen und kleinen die Macht hat, uns zu fördern und zu schützen."

Durch das Walten einer hilfreichen Hand sah der Dichter von nun an ein neues, durch keinen inneren Widerspruch mehr getrübtes Leben vor sich aufgeschlossen, wonach immer sein Sehnen ging: ein Leben in der Heimat.

Preisgekrönt.

Schon im Jahre 1865 hatte Geibel in der Breiten Straße bei St. Jakobi (Marien-Magdalenen-Quartier) Nr. 801 eine Etage zwei Treppen hoch gemietet, um sein einziges Kind zu sich nehmen zu können. Seine praktisch tüchtige und dabei hochbegabte Nichte Bertha, Tochter seines verstorbenen Bruders Karl, führte ihm den Hausstand. Vorn vom Wohnzimmer aus sah er auf die altertümliche Jakobikirche und den mit kleinen Bäumen umgebenen Kirchhof, zur linken Seite auf den Kauf- oder Kuhberg, nachmals

Koberg (jetzt Geibelplatz). Nach hinten hinaus lag seine Studierstube mit Aussicht auf die hohen Baumwipfel des Walles. Hier, im Lehnstuhle am offenen Fenster sitzend, in welches die reine Luft sich ergoß, erquickte sich sein Auge täglich an dem herrlichen Anblicke. Wenn er im Lenz von München kam, hatten die Aeste sich mit dem saftigsten Blättergrün geschmückt, das sich zart von dem blauen Himmel abhob, und wenn er wieder von dannen zog, prangten sie im schönsten Farbenspiel des Herbstes oder waren auch wohl über Nacht plötzlich kahl geworden, und der Wind fuhr mit Brausen hindurch.

Jetzt gewahrte er bald statt der frischen frohen Blüte, statt des bunten rostigen Herbstlaubes, die alten knorrigen Riesen in eine weiße Decke gehüllt und die Zweige von der Wucht des Schnees niedergedrückt. Ja, es war Winter geworden, auch für ihn; sein volles Haupthaar gebleicht und dünn, sein starker Knebelbart ergraut. Man konnte dem edlen Kopfe die Stürme ansehen, die über ihn dahingegangen.

Indes auch der Winter, auch das Alter hat seine Freuden; allein es ist damit eben ein eigen Ding. An sich sind sie gewiß nicht geringer, als die der früheren Jahre, aber es fehlt ihnen der Goldgrund der Hoffnung, die beneidenswerte Zuversicht, mit der die Jugend stets im gegenwärtigen Glück von einem schönern, noch zu erwartenden träumt und tausend schimmernde Fäden in die Zukunft hinausspinnt. Den hochbetagten Leuten gehört nur noch der Augenblick; was er Schönes bringt, sollen sie dankbar genießen und ihn ohne Bitterkeit schwinden sehen. Die Kunst heiter zu verzichten bleibt die wahre Lebensweisheit der Altgewordenen.

Geibel war an Jahren freilich kein Greis, und sein Geist blieb noch lange feurig und lebhaft; aber sein stetes Siechtum hielt seinen Körper wie in Fesseln geschlagen. Der Mensch gewöhnt sich zwar auch an ein gewisses Maß von Schmerzen und Beschwerden. Der Dichter würde sich daher wohl allmählich in das Unabänderliche zu schicken gelernt haben, wenn sein unheilbares

dortiges Bürgerrecht vorbehalten," worauf der Monarch lächelnd meinte, hoffentlich werde er davon keinen Gebrauch machen.

Den gleichen würdigen Freimut atmet auch sein am 19. Oktober an König Ludwig gerichteter Brief:

„Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Durch ein Schreiben der Verwaltung der Königlichen Kabinettskasse vom 14. Oktober ist mir eröffnet worden, daß der mir bisher aus dieser Kasse bewilligte Ehrenbezug infolge der in meinen Gedichten neuerlich ausgesprochenen politischen Tendenzen durch Allerhöchste Kabinettsordre bis auf weiteres sistiert sei. Da ich nun in diesem Ausflusse des Königlichen Willens nur eine entschiedene Verurteilung meiner innersten Gesinnung zu erblicken vermag und somit auf die Aussicht verzichten muß, hier fernerhin in erfreulicher Weise thätig sein zu dürfen, so sehe ich mich in die schmerzliche Notwendigkeit versetzt, auch die letzten äußeren Bande, die mich noch an München knüpfen, sofort zu lösen, und richte daher an Ew. Majestät die ehrfurchtsvolle Bitte, mich meiner nominellen Ehrenprofessur an der Ludwig-Maximilians-Universität sowie meiner Verpflichtungen als Kapitular des Maximiliansordens definitiv entheben zu wollen. Indem ich hierin ganz nach dem Wunsche Ew. Majestät zu handeln meine, sei es mir gestattet, in aller Kürze noch zwei Punkte zu berühren, die nicht unerwähnt zu lassen mir beim Scheiden Bedürfnis ist. Einmal möchte ich darauf hinweisen, daß ich mich zu diesen Grundanschauungen, die mir gegenwärtig das Allerhöchste Mißfallen zugezogen haben, nicht erst in jüngster Zeit, sondern von jeher offen und unumwunden bekannt habe. Die Sehnsucht nach einer festeren Einigung des deutschen Vaterlandes, das Verlangen nach Kaiser und Reich klingt schon in meinen frühesten Gedichten, auch in jenen, die längst in aller Händen waren, als mir der Ruf nach München zuteil wurde. In diesem Verlangen bin ich mir allezeit treu

geblieben, und wenn dasselbe seit den Ereignissen des Jahres 1866 eine bestimmtere Gestalt annehmen mußte, so lag das in den Zeitgeschicken, nicht in mir. Abgesehen jedoch von der Idee einer Wiedervereinigung sämtlicher deutschen Fürsten und Volksgeschlechter zu einem großen Ganzen unter Kaiserlicher Obhut bin ich mir bewußt, niemals einem Gedanken Ausdruck geliehen zu haben, der das vollkommen berechtigte Selbstgefühl des bayrischen Stammes auch nur im mindesten hätte verletzen können. Zum anderen aber drängt es mich auszusprechen, daß ich trotz der notwendig gewordenen Lösung meiner hiesigen Verhältnisse — die ich in Erkenntnis der Sachlage noch vor Jahresschluß in einer milderen Form selbst herbeizuführen gehofft hatte — die dankbare Erinnerung an eine reiche und schöne Zeit sorglos künstlerischen Schaffens, die mir durch die freie Huld des hochseligen Königs Max so ehrenvoll gewährt und durch Ew. Majestät Bestätigung bis dahin verlängert wurde, unverbrüchlich im Herzen bewahren und mir, wie sich mein ferneres Leben auch gestalten möge, das Gefühl persönlicher Pietät niemals durch den Wogenschlag politischer Parteiung erschüttern lassen werde.

Ich verharre in Ehrfurcht
Ew. Majestät
unterthänigster
Emanuel Geibel."

Eine Rückäußerung hatte er am 24. Oktober noch nicht erhalten, gedachte sie auch nicht abzuwarten, sondern baldmöglichst nach Lübeck zu reisen, wenn sein sehr angegriffener Zustand es erlaubte. Ein paar Tage darauf traf die erbetene Entlassung ein.

Seltsam war es, daß, obwohl der Vorfall wochenalt und stadtkundig, keine bayrische Zeitung ihn erwähnte. Erst am 24. Oktober brachten die „Neuesten Nachrichten," das gelesenste Münchener Blatt, folgende Notiz: „Der Dichter Emanuel Geibel

bezog seit vielen Jahren aus der K. Kabinettskasse einen jährlichen Ehrensold, der ihm vom verstorbenen König Max zugesprochen worden. Als er jüngst von Lübeck, wo er ein Gedicht zum festlichen Empfange des Königs von Preußen verfaßt hatte, nach München zurückkehrte, wurde ihm eine K. Kabinettsordre mitgeteilt, der zufolge ihm diese Pension von nun an nicht mehr ausbezahlt werden dürfe."

Man ersieht daraus, daß auch hier die Sache durchaus so aufgefaßt wurde, wie sie wirklich gemeint war, nämlich als eine Maßregelung für seine preußisch-deutsche Gesinnung.

Geibel geriet natürlich bei seinem schweren körperlichen Leiden durch diese plötzliche Entziehung in peinliche Verlegenheit. Die „Kölnische Zeitung" regte sofort eine National-Sammlung an, wogegen sich im Prinzip nichts sagen ließ. Aber es ist damit, wie mit den Aderlässen; man soll sie nicht ohne Not anwenden. Und in diesem Falle lag, Gott sei Dank, keine Not vor. Von Weimar aus wurden ihm nämlich die liberalsten und ehrenvollsten Anerbietungen gemacht, auf die er vielleicht sofort eingegangen wäre, wenn es ihm bei seinem Befinden möglich gewesen, bestimmte Gegenleistungen in Aussicht zu stellen. Der Großherzog Carl Alexander hatte sich bei dieser Gelegenheit wahrhaft fürstlich und seines Großvaters würdig benommen. Außerdem mochte Geibel wohl auch das richtige Gefühl leiten, Preußen werde es sich nicht nehmen lassen, seine Zukunft sorgenfrei zu gestalten.

Es ist nun höchst erquicklich zu sehen, wie die Königin Augusta, die unter den Strahlen von Goethes Genius erblühte Enkelin Carl Augusts, von Koblenz aus in einem Handschreiben vom 3. November sich dahin aussprach: „Das Schicksal des Dichters Geibel erregt allgemeine Teilnahme und liegt auch gewiß dem Könige am Herzen."

Dem war so. Einen Tag nach Geibels Rückkehr in seine Vaterstadt überraschte ihn in der Frühe des 5. November ein eigenhändiger Brief des preußischen Kultusministers, Exzellenz von Mühler, der ihm mit dem Ausdruck seiner besonderen Freude die

Mitteilung machte von einer Allerhöchst bewilligten, lebenslänglichen weiteren Gnadenpension von jährlich tausend Thalern mit Anwartschaft auf eine Universitäts-Professur für deutsche Litteratur, Metrik und Aesthetik.

Darauf erwiderte der also Geehrte umgehend:

„Ew. Exzellenz

beeile ich mich durch diese Zeilen den Empfang Ihres hochgeehrten Schreibens vom 4. d. M. anzuzeigen, welches mich von dem huldreichen, meine Pensionsverhältnisse betreffenden Entschlusse Seiner Majestät des Königs in Kenntnis setzt. Ich thue dies mit freudig bewegtem Herzen, da mir durch die Königliche Entscheidung nicht nur der Blick in eine sorgenfreie Zukunft aufgeschlossen, sondern auch vielfachen Anfechtungen gegenüber eine Anerkennung bereitet ist, die mich jedes peinlichen Eindrucks vergessen macht.

Indem ich Ew. Exzellenz für die besondere Teilnahme, die Sie meinen Geschicken zugewandt, aus tiefstem Herzen danke, erlaube ich mir zugleich ein an Se. Majestät den König gerichtetes Schreiben beizuschließen mit der Bitte, dasselbe als den Ausdruck dankbarster Pietät in die Hände des hohen Monarchen niederlegen zu wollen.

Ueber die mir so ehrenvoll eröffnete Aussicht auf eine Professur wird es mir vielleicht gestattet sein, mich bei meiner nächsten Anwesenheit in Berlin persönlich gegen Ew. Exzellenz in vertraulicher Weise auszusprechen. Ich bin in aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit

Ew. Exzellenz

gehorsamster

Lübeck, den 5. Novbr. 68. Emanuel Geibel.“

Des Dichters Dank an König Wilhelm hat den folgenden Wortlaut:

„Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Als ich vor kaum acht Wochen das Glück hatte, Ew. Majestät in meiner Vaterstadt Lübeck ehrerbietigst begrüßen zu dürfen, vermochte ich nicht zu ahnen, daß ich in dem erlauchten Schirmvogte des norddeutschen Bundes binnen so kurzer Frist auch den Schutzherrn meiner persönlichen Angelegenheiten verehren sollte. Seitdem ist in unerwarteter Weise die Notwendigkeit einer plötzlichen Umgestaltung meines ganzen Lebens an mich herangetreten, einer Umgestaltung, die zwar manches Schmerzliche in sich schließt, die ich aber doch als eine wohlthätige und heilsame erkennen muß, da sie mich dem drückenden Gefühle eines peinlichen inneren Widerspruchs enthebt. Daß ich aber auch in äußerer Beziehung dieser Notwendigkeit getrosten Mutes mich unterwerfen darf, ja, daß ich mich der geliebten norddeutschen Heimat in einer Stellung wiedergegeben sehe, wie sie bei meinen geistigen Bestrebungen und bei den vielfachen Störungen, die mir ein leidender Körper bereitet, das Ziel meiner kühnsten Wünsche sein mußte, das schulde ich einzig und allein der Großmut und Liberalität Ew. Majestät; und so möge es Ew. Majestät gefallen, in diesen Zeilen den schwachen Ausdruck des tiefempfundenen Dankes entgegenzunehmen, zu welchem ich mich durch dies hochherzige Eingreifen in die Verwickelungen meines Lebens verpflichtet fühle. Nachdem sich die Bande, die mich vordem gefesselt, durch das allzufrühe Hinscheiden des unvergeßlichen Königs Max gelockert und unter dem Einflusse der jüngsten Zeitereignisse als unhaltbar erwiesen hatten, konnte mir kein willkommeneres Los zufallen, als die Vergünstigung, das schöne Geschenk dichterischer Muße fortan aus derjenigen Hand zu empfangen, deren hohes Walten seit Jahren ein Segen für das gesamte deutsche Vaterland und für mich ein Gegenstand treuester und aufrichtigster Verehrung war. Möge es mir vergönnt sein, trotz des schwer angegriffenen Zustandes meiner Ge-

sundheit auf dem Gebiete meiner Kunst noch irgend etwas zu leisten, was einer so huldreichen Fürsorge gegenüber sich als würdig bewähren und Ew. Königlichen Majestät zur Freude gereichen könnte.

Ich verharre in tiefster Ehrfurcht
Ew. Majestät
unterthänigst
Lübeck, d. 5. Nov. 1868. treu gehorsamster
Emanuel Geibel."

Ja, er war den unberechenbaren Strömungen in München jetzt ein für allemal entrückt. Das Gefühl, der norddeutschen Heimat in sorgenfreier Lage ganz und auf immer zurückgegeben zu sein, und der endlich wieder errungene Einklang seiner Verhältnisse und Gesinnungen machten ihn unaussprechlich glücklich. „Ich würde mich am Ziel aller Wünsche glauben," schrieb er einige Tage darauf an Heinrich Kruse, dessen thätige Freundestreue ihm auch jetzt wieder zur Seite gestanden hatte, „wenn mein zunehmendes Körperleiden nicht fort und fort seine trüben Schatten über mein Leben würfe. Die in Aussicht gestellte Professur ist hoffentlich nur eine ehrenvolle Form. Ich könnte mich in eine solche Stellung jetzt, nachdem ich Jahre lang aus dem spezifisch gelehrten Fahrwasser heraus bin, nur mit Aufopferung meiner gesamten dichterischen Thätigkeit hineinarbeiten; was aber hätte Preußen davon, anstatt eines Poeten von wirklichem Belang einen mittelmäßigen Professor zu besitzen?"

Die beste Kraft muß am Ende rosten und versauern, wenn sie nicht auf entsprechendes Ziel gerichtet ist.

Geibel sollte fortan seiner Vaterstadt angehören, die ihren großen Sohn mit Auszeichnungen und Ovationen überschüttete. Der Senat verlieh ihm am 25. November 1868 das Diplom eines Ehrenbürgers, die Zweig-Schillerstiftung dasjenige ihrer Ehrenmitgliedschaft; ein Fackelzug und ein Festmahl am Abend des 9. Dezember verliefen auf das Glänzendste. Auch mancherlei

Ehrengaben wurden ihm dargebracht: ein silbernes Schreibzeug, eine goldene Feder, ein silberner Pokal, ein Ohm feinen Rheinweines.

Das auf ihn ausgebrachte Lebehoch beantwortete der Gefeierte wie folgt:

„Indem ich nach Worten suche, Ihnen zu danken und den Gefühlen, die mich bewegen, Ausdruck zu geben, schweifen meine Gedanken unwillkürlich zurück zu jenem Tage, an welchem Sie mir gestattet hatten, in Ihrem Namen als Dichter das Wort zu führen. Mir ist es mit jenem Gruße ergangen, wie dem Bewohner der Ebene, der ahnungslos im Gebirge einen Schuß abfeuert und nun selbst erstaunt ist über die Wirkung, welche er hervorgebracht hat. Denn wie ihm nah und fern in hundertfach fortwachsendem Echo die Gipfel der Berge antworten, so ist auch mir ein mächtiger vielseitiger Widerhall zurückgekommen; nicht nur aus allen deutschen Gauen, diesseits und jenseits des Mains, sondern auch vom fernen Strande der Seine und von den Gletschern der Schweiz, aus dem Herzen Italiens und über den Ozean her von den Waldgestaden des Mississippi. Ich darf von dieser Wirkung ohne Unbescheidenheit reden, denn sie war kein Erfolg des Dichters, sie war ein Beweis, daß der Gedanke der wiedergewonnenen Ehre des Vaterlandes und des sich kräftig verjüngenden deutschen Lebens nur ausgesprochen werden darf, um sich die Zustimmung von Hunderttausenden zu erwerben. In den Lorbeerwäldern des schönen Südens, an den rheinischen Rebenbergen, an der königlichen waffenstolzen Spree wie in den glänzenden Kunsthallen an der Isar beschlich mich immer wieder Heimweh nach den Stätten meiner Jugend, und ich fand nicht Ruhe, bis ich die wohlbekannten Türme vor mir aufsteigen sah und das Geläute der Glocken von St. Marien hören konnte. Was mich immer wieder zurücktrieb war der Geist, den ich in allen Wandlungen der Zeit unverfälscht hier wiederfand, der Geist prunkloser Tüchtigkeit und ehrenhafter Sitte, der Geist menschlichen Wohlwollens und gegenseitigen Vertrauens, der

Geist des echten, wahren Bürgertums und der treuesten Vaterlandsliebe. — Gott segne Lübeck! Der alten Burg der Hansa und ihren Lenkern ein dreifaches Hoch!"

Nach dem Absingen des Liedes „Was ist des Deutschen Vaterland?" erhob sich Geibel nochmals und sprach die schönen, zur Wahrheit gewordenen Worte auf König Wilhelm:

„Lassen Sie uns hier des hohen Herrschers gedenken, dem wir nächst Gott die Wiederbelebung Deutschlands verdanken. In seinem wahrhaft Königlichen Eingreifen in mein Geschick liegt für mich nicht nur ein herzerhebender Beweis anerkennender Fürsorge und ein Grund dankbarer Verpflichtung, es liegt darin für Sie alle eine erneute freudige Bürgschaft, daß unser junges Bundesleben kein leerer Schall ist, daß ein Schirmvogt über uns wacht, der im großen und kleinen die Macht hat, uns zu fördern und zu schützen."

Durch das Walten einer hilfreichen Hand sah der Dichter von nun an ein neues, durch keinen inneren Widerspruch mehr getrübtes Leben vor sich aufgeschlossen, wonach immer sein Sehnen ging: ein Leben in der Heimat.

Preisgekrönt.

Schon im Jahre 1865 hatte Geibel in der Breiten Straße bei St. Jakobi (Marien-Magdalenen-Quartier) Nr. 801 eine Etage zwei Treppen hoch gemietet, um sein einziges Kind zu sich nehmen zu können. Seine praktisch tüchtige und dabei hochbegabte Nichte Bertha, Tochter seines verstorbenen Bruders Karl, führte ihm den Hausstand. Vorn vom Wohnzimmer aus sah er auf die altertümliche Jakobikirche und den mit kleinen Bäumen umgebenen Kirchhof, zur linken Seite auf den Kauf- oder Kuhberg, nachmals

Koberg (jetzt Geibelplatz). Nach hinten hinaus lag seine Studierstube mit Aussicht auf die hohen Baumwipfel des Walles. Hier, im Lehnstuhle am offenen Fenster sitzend, in welches die reine Luft sich ergoß, erquickte sich sein Auge täglich an dem herrlichen Anblicke. Wenn er im Lenz von München kam, hatten die Aeste sich mit dem saftigsten Blättergrün geschmückt, das sich zart von dem blauen Himmel abhob, und wenn er wieder von dannen zog, prangten sie im schönsten Farbenspiel des Herbstes oder waren auch wohl über Nacht plötzlich kahl geworden, und der Wind fuhr mit Brausen hindurch.

Jetzt gewahrte er bald statt der frischen frohen Blüte, statt des bunten rostigen Herbstlaubes, die alten knorrigen Riesen in eine weiße Decke gehüllt und die Zweige von der Wucht des Schnees niedergedrückt. Ja, es war Winter geworden, auch für ihn; sein volles Haupthaar gebleicht und dünn, sein starker Knebelbart ergraut. Man konnte dem edlen Kopfe die Stürme ansehen, die über ihn dahingegangen.

Indes auch der Winter, auch das Alter hat seine Freuden; allein es ist damit eben ein eigen Ding. An sich sind sie gewiß nicht geringer, als die der früheren Jahre, aber es fehlt ihnen der Goldgrund der Hoffnung, die beneidenswerte Zuversicht, mit der die Jugend stets im gegenwärtigen Glück von einem schönern, noch zu erwartenden träumt und tausend schimmernde Fäden in die Zukunft hinausspinnt. Den hochbetagten Leuten gehört nur noch der Augenblick; was er Schönes bringt, sollen sie dankbar genießen und ihn ohne Bitterkeit schwinden sehen. Die Kunst heiter zu verzichten bleibt die wahre Lebensweisheit der Altgewordenen.

Geibel war an Jahren freilich kein Greis, und sein Geist blieb noch lange feurig und lebhaft; aber sein stetes Siechtum hielt seinen Körper wie in Fesseln geschlagen. Der Mensch gewöhnt sich zwar auch an ein gewisses Maß von Schmerzen und Beschwerden. Der Dichter würde sich daher wohl allmählich in das Unabänderliche zu schicken gelernt haben, wenn sein unheilbares

Leiden und seine nervöse Reizbarkeit ihn nicht an jeder zusammenhängenden Produktion, oft an jeder selbstthätigen Arbeit überhaupt, hinderte. Er mußte zufrieden sein, wenn ihm nur hin und wieder noch eine lyrische Frucht beschieden war, die sich ja meistens, wenn auch langsam gereift, doch in wenigen guten Stunden pflücken ließ.

So entstand zur Versammlung der baltischen Aerzte in Lübeck, Mai 1869, ein begeistert gesungenes Bundeslied:

Wo der alten Hansa Macht
Einst beherrscht die Wogen,
Hand in Hand zur Dänenschlacht
Unsre Väter zogen,
Haben wir mit Herz und Mund
:|: Uns gesellt zu neuem Bund. :|:

Aber nicht in blut'gem Streit
Lorbeern zu erringen,
Unsre Waffen sind geweiht,
Trost und Heil zu bringen;
Wo das Schwert Verderben gab,
:|: Leben schafft der Schlangenstab. :|:

Preis zuerst dem Vaterland,
Dessen Mark uns nährte,
Das uns früh zum Licht gewandt
Wahrheit suchen lehrte!
Deutscher Ernst und deutscher Geist
:|: Ist's, der uns die Bahnen weist. :|:

Preis der hohen Wissenschaft,
Die die Völker segnet,
Unverzagt in Gottes Kraft
Not und Tod begegnet,
Und ins Rätsel der Natur
:|: Furchtlos dringt auf dunkler Spur! :|:

Preis der Freundschaft, deren Macht
Diesen Kreis gegründet,
Wo der Funke, still entfacht,
Freudig weiter zündet!
Erst im Tausch von Mund zu Mund
:|: Wird der rechte Segen kund. :|:

Ernstes Werk und froher Mut
Stimmen gut zusammen,
Darum schürt mit Rebenblut
Der Begeistrung Flammen!
Schenket ein den Wein vom Rhein!
:|: Angeklungen muß es sein. :|:

Trinkt den edlen Feuersaft
Unserm Bund zur Weihe,
Daß in brüderlicher Kraft
Fruchtend er gedeihe,
Deutsche Wissenschaft sein Hort,
:|: Deutscher Geist sein Losungswort! :|:

Besonders gern hätte Geibel, nachdem er sich endlich über das Wesen und die Gesetze der dramatischen Kunst klar geworden, namentlich auf diesem Gebiete noch etwas vor sich gebracht. Dazu gehörte allerdings ein, wenigstens zeitweilig, ununterbrochener Strom, eine stetige Anspannung und Konzentration der Kräfte, deren er nicht mehr fähig war, nicht mehr fähig werden sollte.

Aber seiner, gerade als Dramatiker, harrte nicht lange nach der Uebersiedelung in die Vaterstadt eine große Anerkennung, doppelt groß, weil sie unerwartet kam.

Aus Anlaß der hundertjährigen Geburtsfeier Friedrich Schillers (10. November 1859) wurde durch Allerhöchstes Patent vom 9. November 1859 in Berlin die Preisstiftung zum Andenken Schillers begründet, wonach für das beste in dem Zeitraum von je drei Jahren hervorgetretene Werk der deutschen dramatischen Dichtkunst ein Ehrensold von tausend Thalern in Gold nebst goldener Denkmünze bestimmt ward.

Zu Mitgliedern der Kommission von 1869 hatte Se. Exzellenz der Kultusminister Herr von Mühler am 4. November 1868 ernannt: den Generalintendant Herrn von Hülsen, die Professoren von Ranke, Hotho, Curtius, Droysen und Köpke in Berlin, Hettner in Dresden, Hoftheater-Direktor Devrient in Karlsruhe und Oberbibliothekar Schöll in Weimar.

In schon typisch gewordener deutscher Art hatten die meisten der in Frage kommenden einundfünfzig Dramen historische Stoffe zum Gegenstande. Zu höherem Anspruch und ernsterer Beachtung berechtigt erschienen „Die Gräfin“ von einem anonymen Verfasser und „Sophonisbe“ von Emanuel Geibel.

Lange schwankte die Wage. Am Ende entschied die Kommission, da für „Sophonisbe“ fünf Stimmen und von diesen zwei halb, doch nur notgedrungen, abgegeben waren, wogegen vier Stimmen die „Gräfin“ vorzogen, das eine Stück zu krönen, ohne das andere auszuzeichnen, sei ganz unmöglich; sie könne namentlich die „Sophonisbe“ zur Preiserteilung nur in der ausdrücklichen Voraussetzung empfehlen, daß sich auch für die „Gräfin“ eine gleichzeitige Anerkennung finden lasse. Als entsprechende Mitauszeichnung glaubte die Kommission die Zuteilung der großen goldenen Medaille für Kunst vorschlagen zu dürfen. Se. Majestät der König geruhte diesen Antrag zu bestätigen.

So wurde denn Geibel durch ein Ministerial-Schreiben unterm 8. November von der Verleihung des Preises von tausend Thalern in Gold (1133 Thlr. 10 Sgr.) in Kenntnis gesetzt und ihm die Denkmünze übersandt. Die Vorderseite derselben zeigt das einander deckende Reliefporträt des Königs und der Königin, die Rückseite dasjenige Schillers; auf dem äußeren Rande steht eingraviert: Schillerpreis für Sophonisbe von Emanuel Geibel. 1869.

Das bereitete dem gerade wieder schwer Leidenden, der den Winter nicht zu überleben glaubte, eine freudige Ueberraschung, wie er sie kaum je erfahren. Denn wenn ihm auch früher wohl einmal der vorübergehende Gedanke gekommen war: „Was werden sie in Berlin thun?“, so hatte dieser Gedanke doch niemals die

Gestalt einer bestimmten Hoffnung angenommen. Er hatte sich vielmehr im Bewußtsein, weder durch die Wahl des Vorwurfs noch durch die Behandlung des Stils dem herrschenden, auf moderne Stoffe und realistische Durchführung gerichteten Zeitgeschmack entgegengekommen zu sein, von Anfang an jeder unbescheidenen Erwartung zu entschlagen gesucht, war dann durch die verhältnismäßig geringe Beachtung, die sein Stück im Publikum wie bei den Bühnen fand, immer tiefer herabgestimmt worden und hatte zuletzt die Sache wirklich ganz vergessen. Die Nachricht, daß sein Werk nun dennoch der höchsten Auszeichnung, die zu erringen stand, gewürdigt war, traf ihn daher wie ein Blitz aus heiterem Himmel, und es läßt sich kaum mit Worten sagen, wie ihm in dem Augenblick zu Mute war, da er sie empfing. Schreck, Jubel, Dankgefühl, Stolz und Beschämung stürmten mit erschütternder Gewalt so übermächtig auf ihn ein, daß er geraumer Zeit bedurfte, um sich dem völlig Unverhofften gegenüber zu fassen.

„Wie sehr ich mich trotz alles körperlichen Elends über den Preis gefreut, magst Du nach Deinen eigenen Empfindungen ermessen", schrieb er dem ihm nahestehenden Dichter der ‚Gräfin'. „Die Freude war um so größer, als sie völlig unerwartet kam. Ich hatte auch nicht im entferntesten an solche Anerkennung gedacht und stand zuerst wie vom Donner gerührt."

Zur Ueberhebung verleitete der richterliche Spruch ihn nicht. Denn daß die „Sophonisbe" ihre erheblichen Mängel habe, zumal solche, welche auf den seiner Natur und seinem Talente gesetzten Schranken beruhen, gestand er selbst, und er wußte das besser, als jeder andere. Das Zeugnis aber durfte er ihr allerdings ausstellen, daß sie unter jahrelanger Anstrengung im ernsten Ringen nach künstlerischer Vollendung gereift und bis ins einzelnste des Ausdrucks[1]) hinein mit stets gleicher Gewissenhaftigkeit gearbeitet sei.

[1]) Gerade die reine, leichte und doch gehobene Diktion hatte Leopold von Ranke als Kommissionsmitglied besonders gerühmt: „Der Autor strebt

In dieser, ihn charakterisierenden Bescheidenheit richtete Geibel an Heinrich von Mühler das folgende Dankschreiben:

„Hochzuverehrender Herr Minister!

Indem ich Ew. Exzellenz für die gütige Mitteilung vom 8ten November meinen gehorsamsten Dank sage, drängt es mich zugleich auszusprechen, wie hoch ich mich durch den von Sr. Majestät dem Könige bestätigten Beschluß der dramaturgischen Preiskommission geehrt fühle. Ich betrachte denselben als den schönsten Achtungserfolg, den ich überhaupt zu erringen vermochte; und wenn mir gleichwohl bewußt ist, wie manches meiner Tragödie mangelt, um ein absolut würdiges Preisstück zu sein, so läßt mich doch der Gedanke, daß ein solches in unseren Tagen kaum zu finden sein dürfte, und daß durch den ausgesetzten Preis nicht bloß die vollendete Leistung belohnt, sondern auch ein ernstes, beharrliches und gewissenhaftes Streben auf dem Gebiete der dramatischen Kunst anerkannt und ermutigt werden soll, die mir unverhofft zuerkannte Auszeichnung ebenso dankbar und unbefangen dahinnehmen, wie ich sie freudig dem Besseren gegönnt haben würde.

Nur zu gerne wäre ich bei dieser für mich so erfreulichen Gelegenheit endlich selbst nach Berlin gekommen, um die anwachsende Schuld meiner Dankbarkeit bei dem hohen Geber persönlich abzutragen. Allein mein trauriges Siechtum hat dergestalt zugenommen, daß ich kaum noch eine schmerzlose Stunde habe und mich völlig außer Stande sehe, auch nur über den nächsten Tag frei zu bestimmen. Ich wage daher an Ew. Exzellenz die gehorsamste Bitte zu richten, durch die Mitteilung dieses leider nur allzu triftigen Grundes meine Entschuldigung bei des Königs Majestät gütigst übernehmen zu wollen, in dessen

mit Glück den klassischen Mustern nach. Sein Stück ist in diesem Bezug eine vorzügliche Leistung.“ Ueber die „Gräfin“ sprach sich der große Gelehrte mit nachdrücklichem Lobe aus: „Der Grundton und die Charakterschilderung sind durchaus gelungen. Das sind wirkliche Friesen!“

Augen saumselig und undankbar zu erscheinen mich tief bekümmern müßte. In der beruhigenden Zuversicht, daß Ew. Exzellenz freundliche Teilnahme mir die Erfüllung dieses Wunsches nicht versagen werde, verharre ich in hoher Verehrung

Ew. Exzellenz

Lübeck, d. 12. Nov. 1869. treu gehorsamster
Emanuel Geibel."

Den Dank brachte der Minister zur Kenntnis des Monarchen und unterließ nicht, am 4. Dezember, dem Dichter davon Mitteilung zu machen: „Daran knüpfe ich den aufrichtigen Wunsch, daß Ihnen recht bald Ihre Gesundheit möge wiedergeschenkt werden." — —

Wer aber war der Autor der „Gräfin", dieses kaum minder verdienstvollen Werkes?

Professor Droysen hatte auf Beaulieu in Oldenburg geraten, der Stellvertreter des Generalintendanten Kammerherrn von Hülsen, Dr. Titus Ullrich, sowie Professor Hotho hielten Gustav Freytag für den Verfasser. Als solcher wurde Heinrich Kruse ermittelt. Die beiden alten Freunde hatten sich also, ohne daß einer von ihnen davon eine Ahnung gehabt hätte, als Rivalen gegenüber gestanden und sollten schließlich gemeinsam als Sieger aus dem Wettkampf hervortreten.

„Daß Kruses Drama neben dem meinigen ausgezeichnet ist", schrieb Geibel nach der Preisverkündigung an Ernst Curtius, „hat mich von ganzem Herzen erfreut. Die beiden Stücke ergänzen sich in gewisser Weise, indem sie in doppelter Hinsicht zwei entgegengesetzte Richtungen zur Anschauung bringen, hier die epische und realistische, dort die architektonische und idealere. Was der „Gräfin" an dramatischer Kunst abgeht, dafür entschädigt sie durch unmittelbare Frische und kecke Lebendigkeit der Charakteristik. — Kruse schreibt mir überaus glücklich; er schwimmt bereits wieder im

vollsten Strome der Produktion. Ich wollte, ich dürfte das Gleiche von mir sagen, aber der trostlose Zustand, in dem ich mich befinde, läßt mich zur Zeit zu keiner größeren zusammenhängenden Arbeit kommen, und ich wünsche nur, daß mir der Goldregen, den Ihr auf mein bescheidenes Dach gelenkt, nicht wie dem armen Hebbel zur letzten Oelung werden möge. Ich möchte gerne noch leben und schaffen; in den wenigen freieren Stunden, die mir beschieden sind, glaube ich zu fühlen, daß ich mich noch nicht ausgegeben habe."

Schon längst hatte er das regste Interesse an Kruses dramatischen Arbeiten genommen, die ihm nach und nach im Manuskript, anfangs nur bruchstücksweise, zu Händen kamen. Er war stolz darauf, in seinem Studiengenossen, dem die volkstümlichen Idyllen und Seegeschichten so trefflich zu Gesichte standen, auch einen berufenen Dramatiker zu finden. Kruses Tragödien erschienen nunmehr Schlag auf Schlag, fast Jahr für Jahr, und einzelne Kritiker warnten den Autor vor allzu hastiger Produktion. In der That aber lagen die Stücke sämtlich schon seit Dezennien so gut wie fertig im Pulte, nur einer Umformung oder letzten Feile bedürftig, z. B. „Raven Barnekow" seit 1855. Selten wohl hat ein Schriftsteller die Forderung des alten Horaz „nonum prematur in annum" so streng beobachtet, ja auf den doppelten, dreifachen Zeitraum ausgedehnt, wie Heinrich Kruse. Durch die Auszeichnung, welche gleich seinem ersten Werke zu Teil wurde, wuchs die Lust, die alten, fast vollendeten Schöpfungen hervorzuholen und durchzuarbeiten, und so war es ihm möglich, die Welt in schneller Aufeinanderfolge mit neuen Dramen zu überraschen. Jetzt, 1869, nahm er seinen „Wullenwever" wieder in Angriff. Geibel, der schon 1863 ein Fragment davon eingesehen und die merkwürdige Vereinigung von scharfer realistischer Charakteristik und poetischem Schwung gerühmt hatte, las das ganze Stück mit lebhafter Teilnahme, oft mit Herzklopfen; es packte, rührte und erschütterte ihn in tiefster Seele und zwar nicht allein durch die Gewalt des historischen Moments, sondern auch durch die dichterische Macht

und Frische des Ausdrucks. Ihn, den Lübecker, mußte ja das Trauerspiel vom Untergang der Hansa vor allem fesseln; er selbst hatte nur im Bewußtsein der großen zu bewältigenden Schwierigkeiten diesen Stoff anderen Händen überlassen.

Bei Geibels täglich zunehmenden schmerzhaften Leiden war seine Lyra ein schadhaftes, rissiges Instrument geworden und wollte keinen rechten Ton mehr geben. Um so eifriger grübelte er über Theorie und Technik des Dramas. Schon in München hatte er unter steter Beobachtung der realen Bühne und ihrer Wirkungen gründlich über diese Dinge nachgedacht. Allmählich gelangte er zu sehr bestimmten Resultaten, die ihm um so mehr einleuchteten, als sie auf dem Wege der eigenen Erfahrung gewonnen im wesentlichen mit dem von Aristoteles (natürlich cum grano salis verstanden) und Lessing Aufgestellten zusammenfielen. Den eigentlichen Kern bildete für ihn nicht der historische, sondern der menschlich leidenschaftliche Konflikt, der freilich, um groß zu wirken, von irgend einem, aber gleichviel von welchem, bedeutenden Hintergrunde getragen sein muß. Er hatte, z. B. als er die „Sophonisbe“ entwarf, in erster Linie gar nicht an Rom und Karthago gedacht, sondern ein Weib darstellen wollen, das sich mit allem Feuer einer groß angelegten Natur nach ebenbürtiger Liebe sehnt und schließlich daran zu Grunde geht, daß der einzig Würdige, den sie findet, der Todfeind ihres Vaterlandes ist. Hierin liegt der bewegende Pulsschlag des ganzen Stückes; alles übrige kommt erst in zweiter Reihe. Wenn er an Scipios Stelle Karl den Großen oder Roland, an Sophonisbes eine Sachsenfürstin gesetzt, Massinissa in einen vertriebenen Häuptling, Thamar in eine Herthapriesterin verwandelt hätte, so würde das Drama als solches an Bau, Inhalt und Wirkung vollkommen dasselbe geblieben sein, nur das äußere und innere Zeitkostüm hätten der Modifikation bedurft. Das menschliche Problem, das Persönliche, blieb ihm die Hauptsache; alle welthistorischen Gegensätze, dafern sie nicht an einem solchen zur Erscheinung gelangen, werden sich, meinte er, so interessant sie an sich sein mögen, auf der Bühne wirkungslos erweisen,

während der starke Leidenschaftskonflikt, wie in Romeo und Othello, allenfalls der großen Historie entbehren könne.

Geibel freute sich, wenn er einmal mit jemandem über diesen Gegenstand zu disputieren Gelegenheit fand. Mit mir sprach er wiederholt davon und mit speziellem Hinblick auf Kruse. Dabei gestand er, daß er durch vieles Theoretisieren über dramatische Dinge etwas doktrinär geworden sein könnte. Für ihn galt als das eigentlich dramatische Moment das innere Werden und Reifen der Handlung, welches hinter dem historischen und charakteristischen nicht zurücktreten durfte. Ueber diesen Punkt, der mit ihrer ganzen Auffassung des Verhältnisses der Geschichte zum Drama zusammenfiel, waren die Freunde von jeher verschiedener Ansicht gewesen. Es ist hier vielleicht der Platz, nach Geibels Briefen und meinen mündlichen Unterhaltungen mit beiden Dichtern über ihre dramaturgischen Verhandlungen im allgemeinen folgendes zu bemerken:

Ueber dramatische Poesie haben sie sich zwanzig Jahre herumgestritten mit dem größten Freimut, ohne daß daraus jemals die leiseste persönliche Verstimmung hervorgegangen wäre. Geibel war ein großer Bewunderer der französischen Tragödie und der in ihrem Geist verfaßten Trauerspiele von Johann Elias Schlegel und schien fast zu bedauern, daß wir durch Lessing, Goethe und Schiller auf andere Wege geraten sind. Mit Geringschätzung sprach er oft über Shakespeares Historien wenigstens als Dramen, das wären bloß versifizierte Chroniken.[1]) Er befand sich dabei in Uebereinstimmung

---

[1]) Gemäßigter drückte Geibel sich 1874 aus: „In eine so einseitige Hochschätzung Shakespeares, namentlich wenn sie, wie bei Otto Ludwig, auf Kosten unserer großen Meister vorgetragen wird, weiß ich mich nicht hineinzufinden. Auch ich halte Shakespeare der ursprünglichen Potenz nach für den gewaltigsten Dichter der ganzen Neuzeit. Aber darum braucht doch noch nicht alles, was er für seine Zeit schuf, für uns maßgebend zu sein, darum doch besonders seine Kompositionsweise, die ich übrigens bewundere, nicht als die einzig und ausschließlich richtige hingestellt zu werden. Meiner Ansicht nach kann der strengere und mehr konzentrierte Aufbau der Lessingschen und Schillerschen Dramen neben dem breiteren und reicher gegliederten der Shakespeareschen Stücke

mit der Richtung, welche Freytag, Laube und andere durch Lehre und Beispiel der deutschen Bühne gegeben hatten. Kruse konnte unwirsch werden, wenn Geibel sich ihm gegenüber auf dessen Lessing berufen wollte. Kruse behauptete, daß, wenn die Wortführer des Tages über seine Stücke als Buchdramen die Nase rümpften und ihm Szenenwechsel à la Shakespeare vorwarfen, dies aller Wahrheit Hohn spreche. Er mußte sich fortwährend ermahnen lassen, Lessings und Schillers weise Beschränkung darin nachzuahmen; und wieviel Szenenwechsel hatte er denn? In König Erich, dem besonders häufiger Szenenwechsel vorgeworfen wurde, in allen fünf Akten zusammen vier, in anderen Dramen weniger, in Marino Faliero nur einen einzigen, dagegen Lessing im Nathan acht, Schiller im Tell zehn, im Carlos fünfzehn; und im Demetrius auf der Höhe seiner dramatischen Einsicht wäre er kaum unter zwanzig Verwandlungen weggekommen. Kruses ganzes Verbrechen besteht darin, daß er von der Freiheit, die Lessing angeblich der deutschen Bühne erstritten, den bescheidensten Gebrauch machte. Er hatte die größte Verachtung für den aufgewärmten kleinlichen Regelkram der sogenannten modernen Bühnentechnik und nannte es frechen Unsinn, wenn sich die Tagesschwätzer noch immer auf Lessings Dramaturgie beriefen, da sie doch den Grundgedanken derselben, daß wir Deutschen geistesverwandter wären mit der freien englischen Kunst als mit

---

vollkommen ebenbürtig bestehen. Und was den dichterischen Gehalt betrifft, steht da nicht Goethes Faust ebenso hoch über dem Hamlet, wie die Gesamtbildung des achtzehnten Jahrhunderts über der des sechzehnten? Man soll eben jedem das seine lassen." Von Lessing sagt Geibel: „Seine hohe Gestalt steht noch immer wie ein gewaltiger Wegweiser an der Grenzmark unserer neuen Litteratur aufgerichtet. Ich verehre in ihm nicht bloß den bahnbrechenden Kritiker, den freien, scharfen und tiefen Denker, sondern vor allem auch den eigentlichen Schöpfer des deutschen Dramas. An dichterischem Schwung haben ihn freilich die späteren Meister übertroffen; was aber die specifisch dramatische Kunst, was den szenischen Aufbau und die Charakteristik bis ins Einzelne betrifft, so ist Emilia Galotti unerreicht geblieben. Wollten nur unsere jungen Bühnenpoeten und Theaterkritiker seine Hamburgische Dramaturgie besser studieren!"

der gebundenen französischen, gänzlich vergessen und verlassen hätten. Von der Höhe der Einsicht, von der herab August Wilhelm Schlegel sagte: „Für andere Dramen lasse ich einen häufigeren Szenenwechsel zu, bei historischen Dramen fordere ich ihn sogar“, wären wir wieder tief in die alten Irrtümer herabgesunken.

Geibel quälte sich redlich ab, nicht bloß die Einheit der Handlung, sondern auch des Ortes und der Zeit nach Möglichkeit zu bewahren, eine wohlgegliederte, planmäßig ohne Episoden fortschreitende, korrekte Tragödie mit wenig Personen, dürftiger Handlung und deklamatorischem Pathos zu Stande zu bringen und es Boileau und Batteux thunlichst recht zu machen.

Kruse hielt ihm beständig vor, daß das historische Drama im großen Stil sich auf dieses Prokrustes-Bett nicht spannen lasse, und daß seine Stücke gerade in der von ihm gewünschten Richtung das Mögliche und Wünschenswerte leisteten. Verglichen mit den meisten Historien Shakespeares, mit Götz ꝛc. wären sie sozusagen halbe Wunderwerke von Einheit nnd Geschlossenheit. Aeußerlich stritt er lange Jahre umsonst. Nach 1872 griff Emanuel in einem nach seinem Tode veröffentlichten Briefe, ohne des Freundes Namen zu nennen, scheinbar dessen Prinzipien an, während er im Grunde nur seine eigenen verteidigte. Er warf ihm vor, die Weltgeschichte zu dialogisieren, womit nichts gesagt ist; denn die Aufgabe des Dramatikers besteht ja in nichts anderem, als ein dazu geeignetes Stück der Weltgeschichte in Dialoge zu bringen. Doch als Kruse ihn 1875 in Lübeck besuchte, erlebte Geibel, den er oft einen verstockten Akademiker schalt, seinen Tag von Damaskus. Er hatte ihm seine Albigenser vorgelesen, und Kruse sagte zu ihm: „Siehst du, Emanuel, welch' herzergreifende Szenen! Welch' ein schönes Thema! Aber nach deinem Regelkram ist es allerdings nicht zu behandeln. Kannst du es verantworten, deinen dramaturgischen Schrullen zu Liebe die Albigenser bei Seite gelegt zu haben?“ Er entgegnete: „Du hast recht! Es thut mir selbst leid, daß ich einer einseitigen Richtung zu Liebe an den Albigensern verzweifelte. Ich habe deine freiere Richtung lange hartnäckig bekämpft, aber ich

sehe jetzt ein, daß sie vollkommen berechtigt ist.“ Ja häufig, mitten während solches freundschaftlichen Streites, stellten sich Zweifel bei ihm ein, ob er wohl ein unbefangenes Urteil habe, ob er nicht zu viel theoretisiert und gegrübelt habe und durch seine eigene Praxis einseitig geworden sei. Man thut Geibel gewiß nicht unrecht, wenn man seine dramatische Begabung, obgleich auch sie bedeutend war, seiner lyrischen nachstellt. Er wiederholte oft, daß er Kruse um die Unmittelbarkeit des Schaffens beneide. Ja, als er einmal einen für dramatische Behandlung besonders günstigen Stoff aus unserem Jahrhundert gefunden zu haben glaubte, fügte er mit rührender Bescheidenheit hinzu: „Aber das Werk auszuführen, dazu reicht meine Kraft nicht aus. Heinrich, das Stück mußt Du schreiben!“

Wie schon bemerkt, haben Kruses Tragödien und Lustspiele Geibel handschriftlich vorgelegen. Er prüfte sie mit eingehender Gewissenhaftigkeit und pflegte sich in Lob und Tadel gleich stark auszudrücken. Beide verständigten sich, soweit sie konnten, über die Komposition des Ganzen, und jedes Wort in Kruses Dramen hat auf Geibels Goldwage gelegen. Er schrieb seine Kritik und seine Verbesserungsvorschläge mit Bleistift an den Rand; und der Freund hatte unzählige Mal Gelegenheit, die Feinheit seines Sprachgefühls und seiner poetischen Empfindung zu bewundern. Wenn Verschiedenheiten des Urteils sich ergaben, so lag der Grund dafür meistens in Geibels Vorliebe für das Pathetische. Er suchte als Lyriker nach dem volltönendsten, Kruse nach dem einfachsten Ausdruck. Geibel wachte unerbittlich über die tragische Würde des Ausdrucks und erinnerte den Freund an Voltaires Anmerkungen zu Corneille, der häufig einen Ausdruck zu „gewöhnlich“ oder „lustspielartig“ findet. Wenn Geibel, den Kruse scherzend einen Purpur-Phönix mit Goldklauen nannte, darin manchmal vielleicht zu weit ging, so ist Kruse ihm doch großen Dank dafür schuldig, daß Geibel ihm half, die richtige Mitte zu bewahren. Dessen schöne Uneigennützigkeit und der Eifer seines Beirats kann gar nicht genug anerkannt werden. Für „Karin“ die passenden Lieder auf-

zufinden, hat er sich beinahe mehr Mühe gegeben, als der Verfasser selbst.

Die „Gräfin“ und „Sophonisbe“ sollten bald in zweiter Auflage erscheinen oder, wie Geibel sich resigniert ausdrückte, ihre zweite Wanderung durch die Buchläden beginnen: „Bei dem trostlosen Zustande des Theaterwesens werden wir beide, wie wir einmal sind, überhaupt wohl mehr auf das lesende, als auf das zuschauende Publikum angewiesen sein.“

Doch erkannten einige der größeren Bühnen ihre moralische Verpflichtung, die preisgekrönten Stücke sofort darzustellen. Das Geibelsche war übrigens schon im April 1867 am Schweriner Hoftheater erfolgreich gegeben worden, unter Leitung seines Freundes Gustav zu Putlitz,[1]) der das ihm nachmals dedizierte Drama im Manuskript erhalten hatte. Auch auf dem Wiener Burgtheater war es bereits im Oktober 1868 über die Bretter gegangen und mit Glück wiederholt worden, wie sehr auch die Großdeutschen sich bemühten, das Stück anzufechten. Jetzt bewarb sich in erster Linie das Königliche Schauspielhaus zu Berlin um das Aufführungsrecht. Auf die Mitteilung hiervon schrieb Geibel unterm 17. November 1869 an Se. Exzellenz den Generalintendant Herrn von Hülsen: „Schon früher würde ich den Versuch gemacht haben, dieser Ehre teilhaftig zu werden, wenn mich nicht die Erwägung, in meinem Werke zwar den Anforderungen der realen Bühne, nicht aber dem herrschenden, auf modernen Stoff und realistische Behandlung gerichteten Zeitgeschmack entsprochen zu haben, immer wieder von einem Schritte zurückgehalten hätte, der, bei der Bedeutung der Berliner Kunstanstalt, über das Schicksal meiner Tragödie unwiderruflich entscheiden mußte. Im gegenwärtigen Augenblick aber scheint mir jedes Bedenken unstatthaft, und ich

---

[1]) Sein Lebensbild, zusammengestellt von Elisabeth zu Putlitz, geb. Gräfin Königsmarck, (Berlin 1894) bietet u. a. die Korrespondenz mit Geibel, welche über Entstehung, Gestaltung und Aufführung der „Brunhild“ und „Sophonisbe“, sowie über viele persönliche Beziehungen, auch zum preußischen Kronprinzenpaare, interessante Aufschlüsse giebt.

kann mich nur von der unmittelbaren Empfindung leiten lassen, daß mein Stück, nachdem eine ebenso hohe wie mir unverhoffte Auszeichnung die öffentliche Aufmerksamkeit einmal darauf hingelenkt, in keiner Weise sich mehr der Feuerprobe auf den Brettern des ersten deutschen Theaters entziehen dürfe."

Leider verhinderte ihn sein Siechtum, selbst nach Berlin zu kommen, um durch eingehende Rücksprache sich an den Vorbereitungen persönlich zu beteiligen, die Proben zu leiten und die Schauspieler über seine Intentionen zu verständigen. Um so vertrauensvoller empfahl er die theatralische Belebung seiner Tragödie der gütigen Obhut und wirksamen Teilnahme des Generalintendanten. Ob die „Sophonisbe" freilich jemals ein eigentlich populäres Stück werden könne, mußte er aus dem oben erwähnten Grunde dahingestellt sein lassen. Ein Sensations- oder Zugstück zu sein, hatte sie nie beansprucht; einen erfreulichen Achtungserfolg aber werde sie, hoffte er, bei glücklicher Besetzung der Hauptrollen und bei raschem, allerdings nur durch sorgfältiges Probieren zu erreichendem Ineinandergreifen der Ensembleszenen zu erringen imstande sein. An Nörgeleien und Verkleinerungsversuchen werde es selbstverständlich nicht fehlen; in unseren Tagen wachse kein reiner Lorbeer mehr.

Ende Dezember 1869 fand die Première statt. Im ganzen gestaltete sich dieselbe ziemlich günstig, namentlich kam der vierte Akt, den Geibel selbst dramatisch für den wirksamsten hielt, zur Geltung, und er konnte mit dem Eindruck, welchen seine Karthagerin auf den besseren Teil des Publikums hervorgebracht, zufrieden sein. Sehr wertvoll war ihm natürlich der Beifall des Königs und der Königin. Ueber die Darstellung hörte er das Widersprechendste, hohes Lob und schärfsten Tadel. Die Wahrheit lag, wie gewöhnlich, in der Mitte.

Krieg und Frieden.

Mit jedem neuen Jahre, wenn der junge Lenz lachend ins Land zog und sich die Natur wieder in Blütenpracht hüllte, fühlte sich der Poet ein wenig besser. Dann sahen ihn die Lübecker täglich zum Burgthore oder zum Holstenthore hinaus ins Freie wandern und wunderten sich, daß der Herr Professor von einem gar so schweren Uebel geplagt sein könne. Sein Aussehen war ja verhältnismäßig gesund.

Auf diesen Spaziergängen unterhielt sich Geibel mit meinem Vater bisweilen über die bildende Kunst und Malerei, wofür ersterem doch nicht, wie behauptet wird, aller Sinn abging. Ich erinnere mich noch sehr wohl, mit welchem Interesse er in der Beckergrube unsere Privatgemäldegallerie betrachtete, die ihn als Jüngling schon in die eigens dafür eingerichteten Häuser meiner Großeltern in der Königstraße gelockt hatte. Als 1869 mein Vater ein kunstkritisches Werk über den niederländischen Genremaler Adrian van Ostade herausgab, trug Geibel der Monographie volles Verständnis entgegen und lieferte sogar selbst dazu einen kleinen Beitrag durch folgende Uebersetzung von unter einer Radierung Ostades befindlichen lateinischen Distichen:

Schüfest du gleich so lebendig ein Werk mit der Kunst des Apelles,
Daß nicht die Maler allein, daß auch die Vögel es täuscht;
Doch wird giftiger Neid, dafern dich das Glück nicht gesegnet,
Dir den gebührenden Lohn deines Talentes entziehn. — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit Freuden empfand Geibel, wie die norddeutschen Zustände wuchsen und sich befestigten, während es in Süddeutschland trostlos aussah. Weil man das einzig Richtige dort nicht wollte, griff man schwankend von einem unhaltbaren Phantasiegebilde zum andern. „Wollten doch nur die Leute, die jetzt einen an Frank-

Wie aus Jupiters Stirn einst Pallas Athene, so sprang aus
Bismarcks Haupte das Reich waffengerüstet hervor.
Sei es der Göttin gleich, Germania! Pflanze den Ölbaum,
Sei den Gedanken ein Hort, aber entwaffne dich nie!

Lübeck, im Mai 1874. Emanuel Geibel.

Aus: Gaedertz, Emanuel Geibel.

Leipzig, Georg Wigand.

reich und Oesterreich gelehnten Südbund predigen," so politisierte er im März 1869, „sich einmal klar machen, welche Folgen ein Sieg dieser beiden Mächte — wenn das höchst Unwahrscheinliche einträte — für sie selbst haben, und wieviel mehr dadurch ihre so starr festgehaltene Selbständigkeit gefährdet sein würde, als durch den freiwilligen Anschluß an die übrigen endlich vereinigten drei Vierteile der deutschen Nation. Aber der Eigensinn ist blind, wie im Sommer 1866. Gott besser's!"

Da brach die Zeit von 1870 herein mit ihren großen göttlichen Fügungen und einte plötzlich die Stämme in Nord und Süd. Auch in Lübeck war die Stimmung patriotisch, alles durchdrungen von einmütiger opferfreudiger Begeisterung für das Vaterland. „Der Herr sei mit unserm teuren König und mit seinem tapferen Heere und schenke uns nach Seiner Weisheit bald den rechten Frieden! — Giebt Gott uns den Sieg, so ist Deutschland fertig," schrieb der Dichter, welcher, treu wie wenige, von Jugend auf mitgearbeitet hatte an dem Riesenwerke der deutschen Einigung. Daß sich Bayerns Söhne überall so wacker schlugen, bereitete ihm eine wahre Freude. An der urwüchsigen Kraft dieses Volkes hatte er nie gezweifelt. Nach langer Pause griff er wieder in die Saiten, mächtig und voll: der tiefe Ernst der heiligen Sache ließ ihn und Freiligrath die schönsten und kräftigsten Töne anstimmen, die damals hinausklangen aus Sängermunde. Sein Kriegslied wurde von einem Dutzend Komponisten in Musik gesetzt; wer hat es nicht gehört und mitgesungen? „Empor mein Volk! Das Schwert zur Hand und brich hervor in Haufen." Straubes Komposition schien ihm an einfacher Kraft die meisten zu übertreffen; eben derselbe löste auch die schwerere Aufgabe glücklich, ergreifende Akkorde zu finden für den Preisgesang vom 3. September „Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelsturm!" Die Art und Weise, wie das Ganze als rhythmischer Choral behandelt und durch das veränderte Vorzeichen der verschiedenartige Inhalt der Strophen charakterisiert worden war, entsprach vollkommen den innersten Intentionen des Dichters

und gab den Worten erst die rechte Weihe. Je öfter Geibel zu der herrlichen Melodie zurückkehrte, desto tiefer wuchs sie ihm ins Herz: er wünschte, sie einmal von großem Chor gesungen anzuhören, mit einfach mächtiger Begleitung, Posaunen und Pauken: die Wirkung solcher Instrumentation däuchte ihm überwältigend. Es freute ihn zu vernehmen, daß bei der Siegesfeier der Deutschen in Philadelphia sein Lied in dieser Vertonung dort bereits von Mund zu Munde ging.

Eine ihm mitgeteilte englische Uebertragung erschien ihm sehr gelungen; nur waren die biblischen Anklänge in der englischen Fassung nicht ganz zu ihrem Rechte gekommen. Dem Uebersetzer drückte er im Herbst 1870 seinen Dank aus, konnte aber nicht umhin, Albions Politik zu geißeln: „Der patriotische Aufschwung in Deutschland spiegelt sich treu in den Zeitungen wieder. Daß daneben allmählich eine gewisse Erbitterung gegen England Platz greift, ist bei der eigentümlichen Art, wie die dortige Regierung die Neutralität handhabt, nicht zum Verwundern. Im Namen der Menschlichkeit zum Frieden zu drängen und dennoch dem einen der streitenden Teile die Mittel zur Fortsetzung des Krieges zu liefern, darin liegt allerdings eine Inkonsequenz, die nahe an Perfidie grenzt und von vielen als solche empfunden wird.“

Die Aufregungen und welterschütternden Ereignisse jener bewegten Zeit wirkten übrigens auf sein Befinden eher günstig als ungünstig. Jedoch fesselte sein Leiden ihn völlig an die Vaterstadt. Schon seit länger als einem Jahre war er nicht über das Weichbild hinausgekommen; und selbst auf den ersehnten Herbstaufenthalt in dem nahen Travemünde, wo er für den September bereits gemietet hatte, mußte er schließlich verzichten. Von allem litterarischen und journalistischen Verkehr entfernt, lebte er in fast einsiedlerischer Zurückgezogenheit.

Zu seinem Geburtstage schrieb ihm Cäcilie einen Brief, welchen er zum 6. November erwiderte. Ihm traten fortan, je älter und einsamer er wurde, desto öfter und lebhafter, bei jedem Anlaß die Bilder aus jungen Tagen nahe.

Weihnachten 1870 erschienen die politischen Stimmungsgedichte „Heroldsrufe“, ein treuer Spiegel der wichtigsten Thaten und heißesten Wünsche des deutschen Volkes während der letzten dreißig Jahre. Kurz vorher, am 3. Dezember, hatte König Ludwig von Bayern dem König Wilhelm von Preußen die deutsche Kaiserwürde angeboten; sämtliche deutsche Fürsten und freien Städte traten diesem Vorschlage bei. Unbeschreibliche Empfindungen und Gefühle bewegten damals Geibel: König Ludwig hatte das, was der von ihm verstoßene Skalde als Wunsch ausgesprochen, nun gethan. Die Gewalt der Ereignisse und die zwingende Macht der Thatsachen hatte den mangelnden guten Willen einzelner Staatenlenker ersetzt: auf Grundlage des norddeutschen Bundes erstand jetzt ein großes einiges Deutschland. Geibel konnte Gott nicht genug danken, daß er diese Zeit der deutschen Ostern noch sehen durfte, die so vielem, was er fürs Vaterland ersehnt, glorreiche Erfüllung brachte. Mit fieberhafter Teilnahme war er den Riesengeschicken der letzten Monate gefolgt, hatte in den Tagen der Entscheidung mitgehofft und mitgebangt, mitgetrauert und mitgejubelt. Seine Gedanken waren fast mehr in Frankreich, in Paris gewesen, als zu Hause.[1]) Nun war unter des Höchsten gnädigem Beistand der Sieg errungen, der Kampfpreis unser. In der heiligen Not dieses Krieges hatten sich die deutschen Stämme selbst wiedergefunden, und die Wiederaufrichtung der nationalen Einheit und Größe, mit welcher die freudige Zuversicht auf eine sittliche Verjüngung alles deutschen Lebens Hand in Hand geht, schien ihm durch kein Opfer zu teuer erkauft.

Sein Herz trieb ihn, dem Kaiser Wilhelm seine Heroldsrufe mit einem Schreiben zuzustellen, das also lautet:

---

[1]) So erzählte mir seine Tochter, daß ihr Vater täglich mehrmals voll ängstlicher Spannung nach dem Telegraphenbureau geeilt wäre und dort als der Erste die sich jagenden Siegesbotschaften mit lautem Entzücken gelesen und weiter verkündet hätte.

„Allerdurchlauchtigster Großmächtigster Kaiser und König!
Allergnädigster Kaiser und Herr!

Der huldreiche und beglückende Gruß, welchen Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät mir jüngsthin aus Baden-Baden zu senden die Gnade hatten, giebt mir den Mut, Ew. Majestät heute eine Sammlung von Gedichten ehrfurchtsvoll zu Füßen zu legen, welche, sämtlich unter dem Eindrucke bedeutender Zeitereignisse entstanden, den bescheidenen Anteil aussprechen, den ich an dem politischen Leben der letzten drei Dezennien genommen. Von den Anläufen und Verirrungen der vierziger Jahre ausgehend begleiten diese Lieder, bald in freudiger Hoffnung und Vorhersagung, bald in Betrübnis und Ungeduld, seit 1866 in der gewissen Zuversicht eines nahen ruhmvollen Ausganges, die inneren Verwickelungen und äußeren Geschicke unseres Volkes und mögen ein Zeugnis dafür ablegen, daß ihr Verfasser die gegenwärtige glorreiche Gestaltung der deutschen Dinge, für die wir nächst Gott Ew. Majestät aus tiefbewegter Seele danken, allezeit als das unwandelbare Ziel seiner Sehnsucht im Herzen getragen.

Möchten Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät in der ehrerbietigen Darbringung dieser Blätter, die, wie leichtwiegend auch immer, doch das Einzige und zugleich das Eigenste sind, was der Dichter dem hohen Schirmherrn seines Vaterlandes zu bieten vermag, einen schwachen Ausdruck der treuen Dankbarkeit und Pietät zu erkennen geruhen, die ich Ew. Majestät für so vielfach mir erwiesene Huld und Gnade schulde, und mit welcher ich in tiefster Ehrfurcht verharre

Ew. Kaiserlichen und Königlichen Majestät
unterthänigst
treu gehorsamster
Emanuel Geibel.“

Lübeck, d. 16. Oktober
1871.

Gleichzeitig empfing ein zweites Exemplar des Buches mit ähnlichem Begleitbriefe die Kaiserin Augusta, welche den Poeten durch ein Handschreiben dafür huldvollst auszeichnete. Die hohe Frau hatte ja immer regstes Interesse für denselben bekundet und schrieb späterhin, auf die erste Nachricht von seinem Tode, an Ernst Curtius: „Ihre Antwort giebt ein treues Bild von den Verdiensten des Entschlafenen und von seinen Beziehungen zu Uns, die in Meinem Gedächtnis stets fortgelebt haben. Deutschland mußte auf seinen Emanuel Geibel stolz sein, und es freut Mich, daß sein ehrenvolles Zeugnis dieser Gesinnung da bevorsteht, wo es gilt, der Nachwelt seinen Namen zu überliefern, nachdem er selbst standhaft ausgelitten hat. Aber welcher Verlust für die Seinen, für seine Freunde und für Sie! Dies alles Ihnen recht warm auszudrücken und der Richtung zu huldigen, welche der Dichter vertrat, ist Zweck dieser Zeilen."

Doch noch atmete Geibel und begrüßte mit Freuden das ihm bald darauf, am 8. November 1871, gewordene Schreiben Sr. Majestät des Kaisers und Königs:

„Ich habe die Gedicht-Sammlung ‚Heroldsrufe — ältere und neuere Zeitgedichte', welche Sie Mir unter dem 16. v. M. überreicht haben, mit besonderem Wohlgefallen entgegengenommen und will es Mir nicht versagen, Sie hiermit Meines wärmsten Dankes zu versichern. Es ist das schöne Vorrecht des Dichters, in dem wechselvollen Laufe der Geschichte das, was die Nation als erhabenstes Ziel ihrer Wünsche im Herzen trägt, mit prophetischer Begeisterung zum Ausdruck zu bringen. Was Sie, in würdiger und loyaler Uebung Ihres Berufs, seit drei Jahrzehnten mit gläubiger Zuversicht in jenen Dichtungen verkündet haben, es ist jetzt zur Wahrheit geworden. Das deutsche Reich ist nach ruhmvollem Ringen wiedererstanden und wird im Gefühle stets bereiter Macht der Nation Bürge sein, ihrer geistigen und wirtschaftlichen Wohlfahrt im Frieden ungestört nachstreben zu dürfen. Möge dasselbe Ihrem poetischen Worte Erfüllung ge-

währen, von treuem deutschem Geiste durchdrungen, wehrhaft und fromm zugleich, in Freiheit, Zucht und Sitte blühen und gedeihen immerdar!"

Unter den großen Eindrücken der letzten Jahre erfreute sich Geibel auch an der Wahrnehmung, daß sich allmählich eine Annäherung auswärtiger Nationen an die deutsche, gerade mit Rücksicht auf die von Deutschland jetzt eingenommene Stellung, vollzog. Der Italiener Antonio de Marchi widmete ihm ein Gedicht Alla Germania (Palermo 1871), welches ihm besonders um des politischen Interesses willen so bedeutsam erschien, daß er für das Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" eine durch freie Uebersetzung etlicher Stellen belebte, anonyme Besprechung schrieb.

Mit seinem leiblichen Befinden stand es beim alten. Doch brachte ihm die letzte wundervolle Maiwoche, in der er einen großen Teil des Tages im Freien zubringen konnte, wenn auch nur vorübergehend, eine rechte Erquickung.

An der Feier der Heimkehr des Lübeckischen Füsilierbataillons am 18. und 19. Juni 1871 beteiligte er sich durch Abfassung eines Liedes, das — während fünf Ehrenjungfrauen, darunter des Dichters Tochter, die Fahne mit einem Lorbeerkranze schmückten — von dem gesamten Publikum nach der Melodie „Heil dir im Siegerkranz" gesungen wurde. Es war ein unvergeßlicher Moment, als die Mittagssonne das altertümliche Rathaus und die Kirchturmspitzen von St. Marien mit goldenem Glanze verklärte und aus tausend und abertausend Kehlen über den Marktplatz begeistert die Worte erschallten:

Heil euch im Siegerkranz,
Streiter des Vaterlands!
Gott war mit euch.
Glorreich in Wacht und Schlacht
Bracht ihr des Erbfeinds Macht,
Halft in verjüngter Pracht
Bauen das Reich.

Ja, was der Dichter einst prophezeit, war jetzt erfüllt in Herrlichkeit.

Die Poesie in dieser gewaltigen Epoche des deutsch-französischen Krieges schien ihm, als er Umschau hielt, sehr weit hinter den Thatsachen zurückgeblieben zu sein, vielleicht mit, weil die Ereignisse sich so rasch drängten, daß die Stimmung für das Einzelne nicht ausreifen konnte. Außer ein paar Sachen von Freiligrath, einem frischen Klang von Grieben und Treitschkes prächtigem Liede auf den schwarzen Adler war ihm kaum etwas zu Gesichte gekommen, was ihn tiefer berührt hätte.

Damals knüpften sich auch Beziehungen mit Heinrich von Treitschke an. Im Februar 1871 hatte Geibel an Fräulein Wattenbach in Heidelberg geschrieben: „Sie verkehren, wie ich zu meiner Freude höre, mit Treitschke; ich kann mir kaum vorstellen, daß diese mächtige Natur ohne Einfluß auf Ihre (politische) Denkweise geblieben sein sollte“: und im November: „Können Sie mir sagen, ob Treitschke auf dem Reichstage ist, und mir in diesem Falle seine Berliner Adresse verschaffen? Ich würde ihm gern die ‚Heroldsrufe‘ senden, da ich hoffe, daß ihn dies und jenes, namentlich aus den beiden letzten Abschnitten, interessieren soll“.

Darauf erfreute Treitschke unsern Dichter mit einem Neujahrsgruß unter Beifügung der eben erschienenen vierten Auflage seiner „historischen und politischen Aufsätze vornehmlich zur neuesten deutschen Geschichte“. Geibel sandte am 20. Januar 1872 einen Dankbrief, worin die Wahlverwandtschaft der beiden echt deutschen Geistesführer, sowie ihre bei aller Harmonie in Bezug auf nationale Gesinnung verschiedene Individualität charakteristisch zum Ausdruck gelangt: „Lassen Sie mich aussprechen, wie tief ich Ihnen schon seit lange verpflichtet bin. Denn während der ganzen Zeit unserer letzten nationalen Entwickelung waren Ihre Schriften mir ein stets frischer Quell der Anregung, Belehrung und Ermutigung. Ich spürte gleich anfangs, daß wir dieselbe Richtung einhielten; nur daß Sie das, was sich mir zunächst als ein Produkt unmittelbarer Empfindung aufdrängte, und was mir daher oft nur in dämmernden Umrissen vorschwebte, klar zu entwickeln, historisch zu begründen, ergreifend und überzeugend auszusprechen wußten. Dabei waren

Sie fast der einzige politische Autor, der, bis zu ihren Wurzeln hinabdringend, die vaterländischen Dinge wieder in ihrem tiefsten Kern und Wesen erfaßte und sich ebenso rücksichtslos, wie von den beklemmenden Vorurteilen der Kleinstaaterei, von der doktrinären Phrase lossagte, mit welcher der Liberalismus, zu dem ich seiner Zeit gern geschworen hätte, mich immer wieder zurückängstigte. Lebendiges, das war mir klar, läßt sich eben nicht bloß mathematisch konstruieren: es muß wachsen, und wir dürfen uns gegen keine der treibenden Kräfte, die wir für dies Wachstum als unentbehrlich erkennen, engherzig verschließen, weil sie uns unbequem fällt, oder weil sie nicht in die hergebrachte Formel passen will. Daß ich mit Ihnen zu diesen unerläßlichen Faktoren des deutschen Lebens auch ein gutes Stück unseres Idealismus zähle, bedarf wohl keiner Versicherung." Geibel schließt mit dem Wunsche, daß die geistige Saat, die Treitschke auszustreuen nicht müde werde, von Tage zu Tage auf empfänglicheren Boden fallen und uns allen zur Freude aufgehen möge in immer reicherer Frucht für das Vaterland. „Was mich selbst betrifft", fügt er im Hinblick auf sein Leiden wehmütig hinzu, „so kann ich freilich im neuen Reiche nicht mehr ‚mitthun', wie ich wohl möchte."

Auf den Sturm folgt Windstille, heißt es. Ihm that sie not, jene Stille der Seele, wonach er vergebens rang; die Welt hielt ihn noch zu mächtig. Seit einer verunglückten Kissinger Kur im Sommer 1869 hatte sich sein altes Uebel derart verschlimmert, daß er an täglich wiederkehrenden Schmerzen und Beängstigungen litt, die gewöhnlich erst um Sonnenuntergang oder noch später nachließen. Dadurch war er nicht nur unerbittlich an die Scholle gefesselt, sondern auch fast von allem anregendem Umgang ausgeschlossen und — was ihn am schwersten drückte — in jedem geistigem Vornehmen, zumal in jeder zusammenhängenden künstlerischen Arbeit fortwährend gehemmt und gestört. Früher hatte er, wenn auch bei sorgfältiger Ausführung langsam, doch verhältnismäßig leicht produziert; was er jetzt noch schuf, war dem widerstrebenden Körper mühsam, oft um den Preis vollständiger Er-

schöpfung abgerungen, und doch meist ohne rechte Freude des Gelingens. Kleinere Gedichte entstanden in schlaflosen Nachtstunden, in denen er sich durch rhythmische Gestaltung älterer Eindrücke über die peinliche Gegenwart hinwegzutäuschen suchte.

Damals that ihm das Liederbüchlein einer ungenannten Dame im Innersten wohl. „Was mich darin erquickte, rührte und ergriff," so bekannte er, „war freilich weniger die Macht eines ungewöhnlichen Talents, als das innige, gottergebene, leidverklärte Gemüt selbst, das sich in jeder Zeile kundgiebt. Die einfachen Weisen muteten mich an, wie das Zwitschern der Schwalbe, die im Vorhofe des Tempels ihr Nest gebaut hat; da ist alles Friede, Dankbarkeit, freudige zuversichtliche Hoffnung, mitten im Leide. Wohl dem, der sich in die ewig heitere Windstille solches Glaubens gerettet hat! Könnte ich mir nur von dieser himmlischen Geduld etwas zu eigen machen!"

Ein wahrer Trost in trüben Stunden war ihm seine zur holden Jungfrau aufgeblühte Tochter mit ihrem unbefangenen, stets heiteren Sinn und mit ihrem hübschen musikalischen Talent.

Daß dieselbe nicht immer beim Vater bleiben würde, hatte er sich wohl gedacht, aber nicht, daß der Schritt so bald gethan werden könnte. Am 22. Mai 1872 führte der Lübeckische Rechtsanwalt, jetzt Senator Dr. Ferdinand Fehling Marie Geibel als seine liebe Ehefrau heim. Glücklicherweise wohnte das junge Paar ganz in seiner Nähe, im vormals Martyschen Hause, und so konnten Grüße und Besuche täglich und stündlich herüber- und hinüberfliegen.

Dabei soll einmal folgende humoristische Szene sich abgespielt haben: Geibel war eines Abends mit mehreren Herren bei seinem Schwiegersohn. Im Laufe des Gespräches wurde er sehr animiert und sprach laut, mit Donnerstimme seine Meinung verfechtend. Als er am nächsten Tage wiederkam, stürzte das Dienstmädchen, welches vom Lande und erst neu zugezogen war und den Vater der Frau Doktor noch nicht kannte, zu derselben ins Zimmer und rief erregt: „Fru Doktorin, de Keerl von gistern Abend, de so'n

Spektakel maken deh, is wedder dor! Sall ik em ok herinlaten?"
Geibel soll sich über dies Quiproquo höchlichst amüsiert haben.
Er hatte eine besondere Vorliebe für Naturkinder und sah gern,
daß auch in seinem Hause solche waren.

Ein dreimonatlicher Sommeraufenthalt in Travemünde brachte
ihm nicht die gehoffte und ersehnte Kräftigung, obwohl bis gegen
Ende August das schönste Wetter herrschte und ein angenehmer
Besuch von Schloß Escheberg ihn überraschte: Adelheid von Baumbach.
Ein Wiedersehen nach dreißig Jahren! Mehr als beglückend
war der Austausch ihrer Gedanken und Gefühle. Lebendig traten
all die Gestalten aus ihrer sonnigen Jugend vor das geistige Auge,
die längst zur ewigen Ruhe eingegangen waren, es aber verstanden
hatten, Heil und Segen um sich zu verbreiten. „Manch heiterer
Scherz, froher Einfall und harmloser Witz, der in Escheberg geboren,
floß wieder von unseren Lippen, als läge keine Zeit zwischen
damals und jetzt", erzählte mir die Freundin.

Der September war regnerisch und rauh; es wurde plötzlich
so winterlich kalt, daß der „arme baltische Hyperboreer" Hals über
Kopf von der See aufbrechen mußte. Seitdem fühlte er sich fortwährend
elend, und, was das Schlimmste, er konnte nicht mehr
ordentlich schlafen, und das Gehen fing an ihm schwer zu fallen,
so daß er nur noch mühevoll schlich. Zu Hause mit seiner Nichte
Bertha lebte er sehr still, den Tag über meist ganz einsam. Erst
abends nach acht Uhr kam gewöhnlich ein Bekannter, um noch
ein Stündchen zu plaudern oder nach dem Abendbrot gemeinschaftlich
zu lesen. Dann ward er gesellig und mitunter recht heiter.

Seine Produktion wurde immer spärlicher: für die eigentliche
Lyrik war er allmählich zu alt und zum Drama nicht anhaltend
frisch genug. Was er noch leistete, arbeitete er langsam und mit
gewissenhaftem Fleiße, zum Teil im bewußten Widerspruch gegen
die barbarische Schleuderhaftigkeit der meisten Jüngern. Bisweilen
flog ihn wohl eine Stimmung, ein dichterischer Gedanke an, aber
wenn er ihn ergreifen und in der Form festhalten wollte, fiel derselbe
auseinander, wie eine Blume, die sich entblättert. Am liebsten

hätte er auf dem Gebiete des Dramas weiter geschaffen; oft drängten sich ihm Konflikte und Gestalten auf, die ihn zur Ausführung reizten, aber leider erträgt gerade die dramatische Arbeit am mindesten jene plötzlichen Unterbrechungen der Stimmung, und so sollte denn manches hoffnungsvoll Begonnene Fragment bleiben. Höchstens glückten ihm noch ein paar Verse in einer Mittelgattung. So verfaßte er in der ersten besseren Travemünder Zeit die bekannte Epistel in Hexametern. Sonst schuf er wenig und sah sich hauptsächlich auf Studium und Lektüre beschränkt, und fast nur deren Vielfältigkeit brachte noch einige Abwechselung. Viel beschäftigten ihn Paul Heyses Gedichte, die jetzt in gedruckter Sammlung vorlagen. Sie erschienen ihm zur Zeit fast als die einzigen, die, von einem bedeutenden Talente getragen, sich eines eigentümlichen künstlerischen Gepräges rühmen durften und neben vielem Leichten, Anmutigen und Geistreichen auch manches von großer dichterischer Gewalt enthielten. Die darin ausgesprochenen Lebensanschauungen waren allerdings nicht überall die seinen. Mit tiefer Bewegung las er die damals erst veröffentlichten Kindertotenlieder von Rückert, welche in ihrer Grundstimmung ihn weit sympathischer berührten, als die poetisch allerdings ebenfalls sehr schönen Gedichte, die Heyse nach dem Verluste seiner Kinder schrieb. In Franz Grillparzers nachgelassene Stücke versenkte er sich mit Vergnügen. Es that ihm wohl, nach so viel Schwachem und Halbem einmal wieder einer reichen, groß angelegten Dichternatur voll eigentümlicher Kraft zu begegnen. Manches erschien ihm freilich im ersten Augenblick etwas herb, und Mängel fand er auch; aber die frische Fülle des Ganzen ließ ihn sie willig vergessen. Sein Interesse für Grillparzer war sehr lebhaft. Zur Feier von dessen achtzigstem Geburtstage hatte er in einer Versammlung der Schillerstiftung zu Lübeck sich bei der Vorlesung von „König Ottokars Glück und Ende“ beteiligt; und als die Nachricht vom Heimgange dieses Dramatikers eintraf, da übernahm Geibel trotz seines leidenden Zustandes am 30. Januar 1872 in der Vorlesung des Fragments „Esther“ die Rolle des Königs.

Am 29. April 1873 schrieb Emanuel Geibel sein Testament. Den größten Teil des Sommers brachte er, um sich in frischer Luft einigermaßen zu stärken, und da ihm jede weitere Reise Beschwerden verursachte, im nahe gelegenen, von der prachtvollsten Buchenforstung rings umrahmten Schwartau zu, wo er die Zusammenstellung der ersten Hälfte eines letzten Gedichtbandes vollendete. Neues kam allerdings nicht viel hinzu; allein nach vierzig Jahren lyrischer Produktion glaubte er ohne Schande einmal ausruhen zu dürfen. Der Wald, Riesebusch genannt, war an sonnigen Tagen wunderbar schön, und er lebte sich einmal wieder recht in seinen grünen Zauber hinein. Die günstigen Wirkungen der Luft und einer gelinden Brunnenkur blieben nicht aus, die Hemmungen beim Gehen schwanden fast ganz, und eine klare, heiterberuhigte Stimmung ließ ihn seinen neunundfünfzigsten Geburtstag antreten. In der Frühe überraschte ihn zum ersten Mal sein kleiner Enkel Emanuel mit einem Blumenstrauß. Mittags fuhr er mit Schwester, Tochter und Nichte in die weite, in aller Herbstpracht glühende Waldlandschaft hinaus und genoß den Abend im traulichen Familienkreise. Zu derselben Stunde ging auf dem Hoftheater in Wiesbaden seine „Sophonisbe" über die Bretter und errang einen vollständigen Sieg. „Das ist ein schönes Zusammentreffen", schrieb er seinem Freunde Carl Schultes, dem alten ‚Landsknechte', der die Aufführung geleitet hatte, „Scipio liebte es bekanntlich, an seinem Geburtstage seine Schlachten zu schlagen."

Unter den blühenden Rosen, mit denen man seinen Schreibtisch aufgeschmückt hatte, fand Geibel auch einen lieben, teilnehmenden Gruß aus Cannstatt von Freiligrath, mit welchem er einst als leichtgeschürzter fröhlicher Wandersmann und Poet geschwärmt und nun seit dreißig Jahren nicht zusammen geweilt, seit zehn Jahren nicht korrespondiert hatte. Trotz aller Schicksale, die in Freud und Leid über beide dahingegangen, hatten sie einander nicht vergessen und sich dieselbe herzliche, rückhaltlos vertrauende Gesinnung bewahrt, ungeachtet ihrer verschiedenen politischen Anschauungen. Diese waren natürlich in einem so bedeutenden Zeit-

raume auch bei Geibel mannigfach geläutert, aber in den letzten Hauptzügen die alten geblieben. Ohne jemals zu einer der gebräuchlichen Parteifahnen des Augenblickes schwören zu können, war er stets im Herzen Ghibellin. In religiösen Dingen hatte er freier zu denken gelernt, als früher. Denn, wenn er auch des innigen Zusammenhanges mit dem Unendlichen in Andacht und Gebet schlechterdings nicht zu entbehren vermochte, so wußte er sich doch in die gegenwärtige Kirche und in die Dogmen, welche sie täglich schroffer und einseitiger betonte, mit bestem Willen nicht mehr zu finden.[1]) Herrschsüchtiges Priestertum und anmaßliche Unfehlbarkeit, gleichviel ob katholisch oder protestantisch, römisch oder kurhessisch, waren ihm in der Seele verhaßt; im übrigen ließ er gern jeden seines Glaubens leben und hielt sich an den Mann, nicht an das Bekenntnis. Mit diesen Worten hat der Dichter selbst seine religiöse Stellung charakterisiert und zwar im Antwortschreiben an Freiligrath, dem er auch wegen Ablebens seines Sohnes Trost spendet: „Laß Dir die Hand drücken, Alter, ich weiß, daß in solchen Fällen kein Wort frommt. Nur an den reichen Schatz von Liebe möchte ich Dich mahnen, der Dir in aller Nähe und Ferne geblieben ist. Und nach einem fruchtbaren buntbewegten Leben mit dreiundsechzig Jahren noch so gesund und rüstig zu sein, wie Du, ist doch auch kein Geringes und wohl des Dankes wert. Deine Lieder aus der Kriegszeit und die prächtige Widmung an Deutschland habe ich mit freudiger Begeisterung begrüßt; der Wein, den Du im Alter schenkst, ist unter dem Schnee nur klarer und feuriger geworden. Auch den kräftigen Realismus Deines Kali-

[1]) Hier darf vielleicht angemerkt werden, was Geibel über Lavater sagt: „Er ist mir immer als ein freilich weicher und impressionabler, aber durchaus reiner und echt religiöser Mann erschienen, dem es mit seiner Ueberzeugung heiliger Ernst war, und dem bei allem Bekehrungseifer, den ja der Glaube an ein Alleinseligmachendes so leicht mit sich bringt, doch die starre Unduldsamkeit der modernen Orthodoxie völlig fern lag. Daß ihm später beschränkte Verehrer und Verehrerinnen die Rolle des Propheten aufdrängten, war nicht seine Schuld. Gesucht hat er sie gewißlich nie, noch weniger mit Bewußtsein gespielt“.

forniers weiß ich zu schätzen, wenn er gleich meiner Natur um vieles ferner liegt, als Deine eigene Weise. . . — Hast Du schon Otto Ludwigs Nachlaßschriften[1]) gelesen? Sie sind leider schlecht redigiert, enthalten aber prachtvolle und hochinteressante Dinge. Was hätte dieser mächtige Geist trotz aller Krankheit schaffen können, wenn er sich eine andere Arbeitsmethode anzueignen ge=

[1]) „Der erste Band", urteilte Geibel, „gestattet einen tiefen Einblick in die geheimste Werkstatt des gewaltigen, rastlos nach dem Höchsten ringenden Dichters, dem es bei kräftigerer Gesundheit und bei einer weniger auf das Detail gerichteten Arbeitsmethode wohl gelungen wäre, sich einen Platz neben den besten Dramatikern aller Zeiten zu erkämpfen. Die Shakespearestudien des zweiten Teils enthalten viel Tiefes und für den schaffenden Künstler Anregendes, sind aber vom Herausgeber schlecht geordnet, der überhaupt hier viel zu viel von seiner eigenen Weisheit hinzugethan hat. — Der „Erbförster" ist ein Meisterstück der Charakteristik, aber düster und trostlos. Das Erdrückende liegt jedoch wohl weniger in der Starrheit der Charaktere, als in der fehlerhaften Führung der Handlung, vor allem darin, daß das furchtbare Verhängnis nicht durch eine freie und bewußte That, sondern durch einen Zufall, durch eine bloße Verwechselung herbeigeführt wird. Der Zufall aber gehört lediglich ins Lustspiel, die Tragödie schließt ihn unerbittlich aus. Wo er sich ihr dennoch als bewegende Macht eindrängt, da erscheint das Gesetz der sittlichen Weltordnung verdunkelt, und das Peinliche tritt an die Stelle des Tragischen. Darum denn auch am Schlusse das bloße Gefühl des Zermalmtseins statt der Erhebung." Interessant ist Geibels Urteil über Ludwigs Maccabäer=Tragödie, die neuerdings wieder in Dresden zur Aufführung gelangte und eine tiefgehende Wirkung ausübte. „So lang' ich las, kam ich gar nicht zur Reflexion, ich hatte nur die unmittelbare Empfindung, daß etwas Uebermächtiges mich anrührte, und mich überkam jener Schauder, welcher ‚der Menschheit bestes Teil ist', und der über alle Theorie hinaus die Gegenwart des Genius offenbart. Seitdem habe ich das Werk vielfach wieder gelesen, leise und laut, und die Wirkung ist für mich und andere stets dieselbe geblieben. Die ganze Handlung ist in eine Sphäre tragischer Hoheit hinaufgeschoben, wie sie selbst bei unseren ersten Meistern nur selten vorkommt, und doch sind nirgends die verknüpfenden Bande durchschnitten zwischen Himmel und Erde; es ist dieser Erhabenheit ein unvergleichliches Maß von jenem Realismus beigesellt, welchen wir an Shakespeare bewundern. Die deutsche Nation mag stolz darauf sein, daß einer ihrer Söhne dieses Werk zu schaffen vermochte; mir selbst ist es ein wahres Stahlbad wider allen litterarischen Pessimismus."

wußt hätte! — Und nun lebe wohl und bewahre mir das teuere Gut Deiner Freundschaft bis ans Ende!"

Einer Verehrerin zu Wernigerode, die ihn über die Feier des 18. Oktober und die Anwesenheit des Kronprinzen Mitteilung gemacht hatte, antwortete er damals: „Die Freudenfeuer auf den Bergen müssen ein herrliches Schauspiel geboten haben. Ich habe, als ein Kind der Ebene, nur einmal ähnliches gesehen, als ich 1852 in Ems zur Kur war und die Kaiserin von Rußland mit König Friedrich Wilhelm IV. den Stolzenfels besuchte. Damals fehlte freilich der Feier für mich der ideale Gehalt, der erhebende Gedanke des Reiches, der jetzt zu uns aus den Flammen redet."

Im Herbst 1873 hatte Professor Wattenbach in Heidelberg einen Ruf an die Berliner Universität angenommen. Cäcilie zog mit ihm in die Residenz, in deren hastigem Treiben sie wohl anfangs eine leise Sehnsucht nach den grünen Bergen und nach den stilleren, traulicheren Umgangskreisen am Neckar überschlich. Aber dafür saß sie jetzt dicht am sausenden Webstuhl der Zeit, an dem großen, rasch pulsierenden Herzen der Nation, von dem alle Quellen des geistigen Lebens ausströmen, und in das sie zurückfluten. Auch das hat, besonders wenn man mit gesunden Nerven begabt ist, seinen hohen unwiderstehlichen Reiz. Geibel dachte sich gern, daß Cäcilie und noch mehr deren Bruder in dieser bewegten Fülle für so manchen, jetzt in die Ferne gerückten, idyllischen Genuß überreichen Ersatz finden würde. Ihm, dem Poeten, hatte in Berlin immer die Gefahr nahe gelegen, sich zu zersplittern und vor lauter Anregung und Kritik zu nichts Rechtem zu kommen. Aber das ist ja anders bei dem Manne der Wissenschaft, der seine Wurzeln fest in den Boden treibt und schon durch die bestimmte Fachaufgabe sich gezwungen sieht, seine Kräfte nach einer Richtung hin zusammenzuhalten. Noch reisen zu können, war Geibels sehnlichster Wunsch. Er würde dann jährlich zweimal, etwa im spätesten Herbst und um Ostern, auf ein paar Wochen nach Berlin kommen, um dort alte Freunde wiederzusehen und sich, für die spätere Arbeit in der Stille, voll neuer Eindrücke zu saugen. Das

Bedürfnis darnach fühlte er nur zu schmerzlich, da er in Lübeck, wie er selbst klagt, seit Deeckes Fortgang keine Seele mehr hatte, mit der er über seine eigensten Interessen wirklich austauschen d. h. nicht bloß geben, sondern auch empfangen könnte. Er stand geistig völlig vereinsamt, wie auf einem Isolierschemel, und wenn das auch in gewisser Weise den Blick nach allen Seiten hin frei und offen erhält, so wog doch dieser zweifelhafte Vorzug nimmermehr den Mangel des für den Künstler fast unentbehrlichen wetteifernden Zusammenstrebens auf. Indeß er ertrug diese schwere Entbehrung lieber, als daß er die großen Vorteile aufgeben sollte, welche ihm die Vaterstadt bot: neben dem, was sein Herz fesselte, eine geachtete Stellung bei seinen Mitbürgern, im ganzen noch unverdorbene Zustände und besonders eine vollkommene Abwesenheit aller jener kleinen Gehässigkeiten und Intriguen, die ihm in München sein reicher bewegtes Leben so oft und so bitter verkümmerten.

Bereits vor der politischen Affaire, im Juli 1867, hatte er bei seiner winterlichen Uebersiedelung in die Isarstadt an Kruse geschrieben: „Wäre es doch Berlin statt München!" Auch Kruse und Curtius waren mittlerweile in der Kaiserresidenz ansässig geworden, dort also jetzt seine ältesten und teuersten Freunde vereinigt. Als ich Ende der siebziger Jahre gelegentlich eines Besuches in Lübeck deren Wunsch an Geibel ausrichtete, doch auf einige Wintermonate nach Berlin zu reisen, lehnte er wehmütig ab und brachte Gründe vor, deren Triftigkeit mir einleuchtete, deren nähere Erörterung hier aber unthunlich. Wieviel Schönes und Liebes die Reichshauptstadt ihm auch bieten mochte, er wußte, daß er keiner ihm auferlegten Verpflichtung mehr genügen könnte und an der Hast des dortigen Treibens zu Grunde gehen würde. Er ist denn fortan kaum um Meilenbreite über das Weichbild Lübecks hinausgekommen. Sein Trost war, daß unsere Väter es nicht besser gehabt haben und dabei doch allzeit tüchtige und geistig lebendige Menschen geblieben sind.

Eine große Freude war ihm Anfang Juni 1874 beschieden

durch die Geburt eines zweiten Enkels Kurt, dessen Bruder Emanuel schon in dem reizenden Alter des geistigen Erwachens stand, in allen Ecken umherwirtschaftete und unablässig das artigste Kauderwelsch vor sich hin plauderte. Ein Blick in die stille Welt des Glückes im Hause seiner Tochter erheiterte ihn und richtete ihn oft in trüben und körperlich bedrückten Stunden auf. Da übte auch die Macht der Musik ihren alten Zauber auf ihn aus, indem sein Schwiegersohn, ein gediegener Musikliebhaber, seiner Geige herrliche Töne zu entlocken wußte.

Kurz darauf zog Geibel nach Schwartau, da die guten Travemünder Quartiere nur noch für die großen Kaufleute erschwinglich, und er einer geräumigen und bequemen Wohnung nicht mehr entbehren konnte. Die wohlthuende Bruthitze des Juli brachte ihm leidliche Tage, und, bald am Schreibtische, bald auf den einsamen Waldwegen umherstreifend, lebte er endlich einmal wieder ganz in seinen Arbeiten. Sein Kopf fühlte sich freier. Eine metrische Verdeutschung der besten Horazischen Oden nebst einigen Episteln und Satiren, die er sich längst vorgenommen, ward im ersten Wurfe mit Glück vollendet. Gerade das Uebersetzen erschien ihm als ein gutes Auskunftsmittel, da es den Geist zu straffster Konzentration nötigt, ohne die schöpferische Thätigkeit zu sehr in Anspruch zu nehmen; bei dem fortwährend leidenden Zustand seiner Gesundheit eine würdige und doch nicht allzu anstrengende Beschäftigung. „Horaz ist zwar kein Dichter, der sich neben Homer, Dante und Shakespeare nennen ließe," urteilte Geibel, „kein ursprünglicher Genius von überwältigender Größe, aber der hochbegabte Sohn eines feingebildeten Zeitalters und der liebenswürdigste Begleiter für das Leben; ein frommes Weltkind voll lächelnder Weisheit; immer klar und wahr, heiter und anmutig, in seinen ersten Liedern oft schwungvoll und stets von bezauberndem Wohllaut. Mit den modernen Poeten, welche hier und da an ihn anklingen, wüßte ich ihn doch wieder nicht recht zu vergleichen; er ist um vieles reicher als Platen oder Hölty, geschmackvoller als Rückert, verständiger, aber auch gesünder als Hölderlin. Klopstock hat vieles

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„Es [illegible] im Sommer [illegible]

[illegible] zu haben. „Dann [illegible] Sie [illegible] um acht Uhr zum Abendbrot kommen!“ [illegible], dann den Wagen [illegible] zu haben, [illegible] Stunden [illegible] sei und sie mit [illegible] nicht den weiten, einsamen Weg fahren könne. [illegible] denn nicht geschrieben, daß ich meiner Schmerzen

wegen niemand vor acht Uhr empfangen kann? Nun, auf Wiedersehen um fünf!‘ Geibel entließ uns mit herzlichem Händedruck. Beim Mittagsessen unterhielten wir uns mit einem liebenswürdigen Ehepaar. Der Nachmittag bleibt mir unvergeßlich. Geibel erzählte viel von Travemünde: früher habe er gern dort gewohnt, seitdem aber die Sturmflut die Allee vom Kurhause nach dem Meer fortgerissen, sei ihm der Aufenthalt verleidet, auch bekomme ihm die Waldluft besser. Mit sonorer Stimme las er dann verschiedene seiner Gedichte, u. a. die Distichen vom Strande der See. Bei Tische ging es sehr heiter und ungezwungen zu, als wären wir schon jahrelang befreundet. Da der Tag sich zur Rüste neigte, gab Geibel uns eine Strecke das Geleite und ersuchte uns, doch ja das Hünengrab bei Waldhusen zu besehen, dies sei ihm eine liebe Stätte, wo er oft, wenn er dort beim Förster gewohnt, gesessen und geträumt habe. Im Riesebusch angelangt, rief er plötzlich: ‚Ach, da sind Jensens!‘ und siehe da, es waren unsere Nachbarn von der Table d'hote: Wilhelm Jensen, der wohlbekannte Schriftsteller, und Gattin. An Aufbruch war unter diesen Umständen nicht zu denken, Erinnerungen wurden ausgetauscht, und die Unterhaltung kam in lebhaftesten Fluß, als Geibel Champagner kommen ließ. Unter Grüßen und Winken fuhren wir erst in der Sommernacht fort. Wie Frau Jensen meiner Mutter nachmals erzählte, habe sie Geibel nie so fröhlich gesehen, er habe sogar noch gesungen. Einige Wochen darauf, bei unserer Abreise von Travemünde, zogen wir nach Schwartau, um dort in der Waldluft kurze Nachkur zu halten. Abends begegneten wir Geibel, welcher uns die Schönheiten ‚seines‘ Riesebusch zeigte, der ihm über alles ging, der Harz wäre gar nicht damit zu vergleichen; und als wir dies nicht zugaben, ward er ordentlich erregt: solche herrliche alte Buchen hätte der ganze Harz nicht aufzuweisen! Auch über die Lüneburger Haide waren wir verschiedener Meinung; sie hatte auf uns einen trostlosen Eindruck gemacht. ‚O, dann kennen Sie die Haide nicht! Wer so wie ich sie nach allen Seiten durchstreift hat, wird das nicht sagen. Ich weiß nichts Schöneres, als

bei Sonnenuntergang durch die Haide zu wandern; wie das blüht und duftet und von den emsigen Bienen belebt wird!“ Sehr hoch nahmen wir es auf, als Geibel uns andern Morgens trotz seiner Schmerzen und starker Sonnenhitze besuchte und zu einem Nachmittags-Spaziergang um fünf Uhr aufforderte. Mit dem Glockenschlage erschien er. ‚Das ist ja militärische Pünktlichkeit,‘ scherzte meine Mutter, „Herr Professor, Sie hätten einen vortrefflichen Offizier abgegeben‘, was Geibel, seinen martialischen Knebelbart streichend, schmunzelnd aufnahm. Unter heiteren Gesprächen kamen wir an eine prachtvolle Buche. ‚Das ist meine Stammbuche, hier sind die Namen meiner Eltern eingeschnitten, meiner Ada, meiner Marie und dort zuletzt meines kleinen Enkels Emanuel.‘ In seinem Studierzimmer kam dann die Rede auf das Kissinger Attentat; er sagte: ‚Hier an diesem Tische schrieb ich die Ode ‚Verflucht das Blei‘ ꝛc. Da nun die dichterische Ader nicht mehr so fließt wie in der Jugend, hab' ich mir den Horaz hervorgeholt und übersetzt und jetzt die Freude, ihn bald zum Drucke fertig zu sehen. Wenn ich nur nicht so viele unnütze Schreibereien hätte! Schickt mir da eine Dame ihre Gedichte zur Begutachtung. Was soll ich machen? ihr antworten, daß sie kein Talent zur Poesie habe?‘ ‚Aber, Herr Professor,‘ wandte ich schüchtern ein, ‚werfen Sie die Sachen in den Papierkorb!“ ‚Ja, wenn ich das könnte, andere in meiner Lage thäten das wohl, ich kann aber nicht so unhöflich sein. So erhielt ich kürzlich von einem Schulmeister eine Komposition von ‚Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus.‘ Dieses Lied kann man sich doch gar nicht anders denken, als wie es von jedermann gesungen wird. Doch was ist das Ende? Ich muß mich wohl oder übel bedanken; ich besitze schon etwa dreißig Kompositionen des Liedes, aber die eine bleibt und läßt sich von keiner neuen Melodie verdrängen. Das Lied ‚Fern im Süd das schöne Spanien‘ ist sogar vierzigmal in Musik gesetzt‘. Da Geibel gern abends Freunde empfing, war ein Oberlehrer aus Lübeck, Dr. Adolf Holm (der geschätzte Historiker, jetzt Professor in Neapel), sein Gast. Bei Tische ging es wieder ungemein animiert zu. Nachher

las der Dichter sein ‚Mädchen vom Don' vor, was einen gewaltigen Eindruck auf mich machte. Noch erinnere ich mich deutlich, wie er unsere Mienen beobachtete; wir ahnten, wen er mit seinem Freunde Gregor gemeint, und merkten, daß es ein Stück aus seiner griechischen Zeit war; dieses Selbsterlebte verlieh auch dem Ganzen die rechte Weihe. Nie habe ich wieder einen gleich zündenden Vortrag gehört. Sehr bedauerte Geibel, sich uns am nächsten Tage nicht widmen zu können, da er Goedeke erwarte. Dann legte er uns nochmals ans Herz, den Riesebusch ja recht viel zu besuchen, wohl um unser Vorurteil, dem Harz gegenüber, abzuschwächen. Auch Wernigerode, wo wir wohnten, hatte er früher (1834) besucht und in bleibendem Gedächtnis, da er dort furchtbares Zahnweh bekommen; um dies zu lindern, hätte der befreundete Oberpfarrer zum ersten besten Barbier geschickt, den Zahn zu entfernen, hierbei wäre er fast ein Opfer der Operation geworden, da das Blut kaum zu stillen gewesen. Andern Tags wäre er von der Pastorenfamilie tüchtig ausgelacht worden, als er auf die Frage, was er nach Absolvierung der Universität zu beginnen gedächte, erwiderte: ‚dann gehe ich nach Griechenland!' — Am folgenden Nachmittage sahen wir Geibel und Goedeke nebst Sohn. Geibel hieß beide vorausgehen und überreichte meiner Mutter einen Separatabdruck des ‚Mädchens vom Don.' Wir nahmen Abschied, da wir am nächsten Morgen reisen mußten. ‚Morgen schon?' fragte er langgedehnt. Wie erstaunten wir, ihn in der Frühe am Bahnhof zu finden, um uns Valet zu sagen! — —"

Bald darauf verließ auch Geibel sein Sommerquartier. Bereits in der zweiten Woche des August wurde es kalt und regnerisch, eine plötzliche Stockung der Produktionskraft trat ein, und sein Zustand verschlimmerte sich zugleich so merklich, daß er seine Rückkehr in die Stadt beeilen mußte. Seitdem schlug er sich trotz der köstlichen Herbsttage recht mühsam durch; auch der kühne Versuch, einer dringenden Einladung der Fürstin nach Carolath zu folgen, um dort im Beginn des Oktober den fünfundzwanzigsten Jahrestag ihrer nie gestörten Freundschaft gemeinsam zu verleben,

scheiterte leider noch im letzten Augenblicke an seinem Befinden. Der schon gepackte Koffer mußte wieder ausgeräumt und es mußte telegraphisch abgesagt werden.

Stillleben in Lübeck.

Ein altes Wort heißt: Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, muß der Prophet zum Berge kommen. So überraschten denn nach und nach den Einsiedler von Lübeck liebe Freunde: Carrière, der ihm viel von München erzählte, Kruse, an dessen prächtiger Gemütsfrische er sich erquickte, Classen, der zur Stiftungsfeier der gemeinnützigen Gesellschaft kam, Marianne Wolff und andere. Der erfreulichste Besuch aber war für ihn Fräulein Wattenbach. Ja, der Jugend-Morgenstern sollte nun doch in völlig reinem Strahle als friedlicher Abendstern über dem Lebensabend des Dichters aufgehen. Häufig hatte er ein erneutes Wiedersehen mit Cäcilie herbeigewünscht, um wieder einmal ungestört unter vier Augen von den Dingen reden zu können, die einst beide so selig und so betrübt bewegten. Das Zusammensein im Mai 1875 beglückte ihn innig. Namentlich blieb von der schönen Abschiedsstunde im sonnigen Gartenzimmer einer gemeinschaftlichen Bekannten, wo sie sich ganz aussprechen konnten, ein ruhiger und nachhaltiger Glanz in seiner Seele zurück. Da überreichte er ihr die zweiundsiebenzigste Auflage seiner ersten Gedichte. Beim Aufschlagen des Buches[1]) fand sie von seiner Hand alle diejenigen Lieder blau angestrichen, welche er vor vielen Jahrzehnten speziell für sie und auf sie gesungen hatte. Es sind die folgenden:

S. 46. Nachtlied. Der Mond kommt still gegangen.
S. 45. König Dichter. Der Dichter steht mit dem Zauberstab.

---

[1]) Leider fehlen in dem Exemplar die Seiten 51—54, die Lieder als Intermezzo III—VI enthaltend.

S. 50. II. Und als ich aufstand früh am Tag.
S. 56. VIII. Die Liebe gleicht dem April.
S. 57. IX. Die stille Wasserrose.
S. 61. XII. Du bist so still, so sanft, so sinnig.
S. 62. XIII. Mein Herz ist wie die dunkle Nacht.
S. 63. XIV. Aus zerrissnen Wolkenmassen.
S. 65. XVI. Vöglein, wohin so schnell?
S. 70. XXI. Nun ist der Tag geschieden.
S. 71. XXII. Wenn still mit seinen letzten Flammen.
S. 72. XXIII. Nun hab' ich alle Seligkeit.
S. 75. XXVI. Goldne Brücken seien.
S. 84. XXXIII. Die Lilien glühn in Düften.
S. 118. Lied. Die Sonne brannte heiß am Tage.
S. 124. Von Dingen, die man nicht antasten soll. Ich hatt' ein Bildnis wunderfein.
S. 129. Auf dem Wasser. Nun wollen Berg und Thale wieder blühn.
S. 133. Wie es geht. Sie redeten ihr zu: Er liebt dich nicht.
S. 135. Siehst du das Meer. Siehst du das Meer? Es glänzt auf seiner Flut.
S. 139. Scheiden, Leiden. Und bist du fern, und bist du weit.
S. 141. Nachruf. In diesen Zimmern hast du jüngst gewohnt.[1])
S. 152. In der Ferne. Sag' an, du wildes oft getäuschtes Herz.
S. 178. Unruhiger Sinn. Es treibt mich stets ein wechselndes Verlangen.
S. 211. Rückerinnerung. Oft, wenn die Sommernacht auf lauen Flügeln.
S. 258. O schöne Zeit. O schöne Zeit, die mich noch jede Stunde.
S. 275. Wenn sich zwei Herzen scheiden.
S. 277. Rühret nicht daran. Wo still ein Herz von Liebe glüht.

Jeder Freund der Geibelschen Muse, vor allem der Biograph und Litterarhistoriker, wird in diesem eigenhändigen Zeugnis des Dichters einen wertvollen Beitrag begrüßen. Bisher sind manche der Lieder, als auf andere Persönlichkeiten verfaßt, gedeutet worden. So erweist sich jetzt z. B. Rodenbergs Annahme als unrichtig, der in seiner Schilderung vom Besuche Geibels beim Freiherrn von der

[1]) Von Geibels Hand überschrieben mit Bleistift: Auf Kirchners Garten.

Malsburg auf Escheberg lag: „Hier fand Geibel noch mehr. Der Titel des vierten Buches in seinen Jugendgedichten ‚Escheberg und St. Goar' erinnert wehmütig an diese Zeit seines Verweilens in dem Schlosse der Malsburg, welches damals noch von einer schönen, jugendlichen Erscheinung belebt wurde; mit wenigstens zwei von den Gedichten, die dort entstanden sind, — zwei der volkstümlichsten, die Geibel gedichtet: ‚Wenn sich zwei Herzen scheiden' und ‚Wo still ein Herz von Liebe glüht' — erzählen eine Geschichte, von der wir nur, in des Dichters eigenen Worten, sagen wollen: O rühret, rühret nicht daran!"

Also nicht Henriette von der Malsburg, nachmalige Gräfin Holnstein, gab die Veranlassung zu diesen Liedern, sondern Cäcilie Wattenbach, der auch in den früheren Sammlungen, namentlich in den „Juniusliedern" und „Neuen Gedichten", etliche gelten, sowie die Reihe der bisher unveröffentlichten Poesien.

Für Geibel waren die wonnigen Stunden, welche er mit ihr wieder verleben konnte, ein kurzes, aber unbeschreiblich schönes Glück, dessen warmen Sonnenschein er noch lange nachgenoß. „Es war doch köstlich," — schrieb er ihr später — „das zwanzig Jahre durchgeschmolzene Gold des Gefühls, das wir einst jahrelang im verschwiegenen Herzen tragen mußten, ohne Scheu ausströmen zu dürfen. Und wenn dann für einen Moment die Jugend mit aller Fülle der Empfindung uns wiederkehrte, wenn die Vergangenheit zur leibhaftigen Gegenwart wurde, warum sollten wir uns nicht auch dessen dankbar freuen als eines himmlischen Geschenks und einer späten Entschädigung für so manche trübe Stunde?"

Eine Freude anderer Art sollte ihm gleichfalls im Monat Mai werden. Theodor Souchay,[1] der sich ein reizendes Heim in

[1] Souchays Bearbeitung von Geibels Epos „König Sigurds Brautfahrt" als weltliches Oratorium, komponiert von Arnold Krug, gehört anerkanntermaßen wie sein von demselben Tonkünstler in Musik gesetzter „Fingal" zu den bedeutendsten, für den Konzertsaal geschaffenen Vokalwerken der neueren Zeit, bei denen Dichtung und Musik auf gleicher Höhe stehen und sich kongenial mit einander verschmelzen. Beide Stücke haben daher in Europa und in

Cannstatt begründet, war schon 1873 mit einem Bändchen „Gedichte“ hervorgetreten, wovon er jetzt erst ein Exemplar an Geibel sandte. Demselben war das Buch als eine Gabe aus des Verfassers Hand doppelt willkommen, übrigens aber keineswegs unbekannt; er hatte es gleich nach Erscheinen für den belletristischen Lesezirkel angeschafft und sich an dem idealen Streben, von dem es Zeugnis giebt, aufrichtig erfreut. Vieles sprach ihn nach Form und Inhalt lebhaft an, besonders da, wo es galt, einfach menschliche Empfindungen auszudrücken oder Stimmungen der Natur wiederzugeben. Hierin lag seines Erachtens der eigentliche Kern aller Lyrik, und so rief er dem Landsmann und Genossen in einem Briefe vom 6. Mai 1875 ein fröhliches „Vorwärts!“ zu. Da beide lange Zeit nicht in der Heimat lebten, so hatten sie sich nur ab und an in flüchtiger Begegnung gesehen und gesprochen, wenn sie sich einmal bei Karl Geibel, welcher in Souchays elterlichem Hause sein Domizil hatte, trafen. Gelegenheit zu näherem Verkehr hätte freilich Theodor Souchays längerer Aufenthalt in Lübeck während des Winters 1870 gegeben; aber damals hatte er noch keine Zeile veröffentlicht, und reines Bescheidenheitsgefühl ließ ihn nicht den stark leidenden Dichter besuchen. „Desto mehr habe ich nachträglich bedauert, Sie damals nicht gesprochen zu haben,“ schrieb Geibel, „wo wir in mündlicher Unterhaltung ungestört mit einander hätten austauschen können. Daß ich im großen und ganzen die hiesige Geselligkeit nicht suche, werden Sie begreifen, da Ihnen die Lübeckischen Kreise und der in ihnen herrschende Mangel an ästhetischer Bildung und Teilnahme nicht unbekannt sind. Um so mehr aber würde es mich erfreut haben, mit jemandem zu verkehren, bei dem ich ein wirkliches Interesse für litterarische Dinge gefunden hätte; und ich bitte Sie daher von Herzen, falls Ihr Stern Sie

---

Amerika bei wiederholten Aufführungen reiche Erfolge errungen. Diese sowie noch viele andere größere Dichtungen für Musik, sehr sangbare Lieder und seine anheimelnde Gedichtsammlung „Frisch vom Herzen“ mit mehreren auf Geibel bezüglichen stimmungsvollen Strophen haben den Namen des liebenswürdigen Poeten schon längst in weitere Kreise getragen.

wieder einmal in die Vaterstadt führen sollte, an meiner Thüre nicht abermals vorüberzugehen.“ Leider haben sich beide Männer, die trefflich zu einander gepaßt und viele gemeinsame geistige Berührungspunkte gehabt hätten, nicht mehr von Angesicht zu Angesicht gesehen, jedoch in Briefwechsel gestanden. Souchay hat in Schwaben rege Propaganda für Geibel gemacht und auch den Impuls gegeben, daß die ausgezeichnete Tragödin Eleonore Wahlmann-Willführ, welche schon als Brunhild große Erfolge erzielte, an die Einstudierung der Sophonisbe ging. Die Vorstellung im Stuttgarter Hoftheater Anfang Dezember 1882 fiel über alle Erwartung glänzend aus. Spät abends auf der Heimfahrt nach Cannstatt schickte Souchay noch einen herzlichen Glückwunsch an den greisen Dichter. Es war richtig die erste Nachricht, welche ihm die frohe Botschaft verkündete.

Im allgemeinen stand es damals mit Geibels Gesundheit nicht besser als früher, aber auch nicht schlechter. Nur die scharfe, trockene Nordostluft des Frühlings that ihm nicht wohl, und er sehnte sich wieder, wie die Knospen an den Bäumen, die nicht recht zum Aufbrechen kommen, nach milder Luft und Regen. Der Sommer 1875 brachte so schönes Wetter, wie seit Jahren nicht. Geibel hätte im Waldesschatten zu Schwartau, wohin er wieder gezogen war, schwelgen können, wäre ihm nicht das Gehen schwer gefallen. Er besorgte während der sechs Wochen, möglichst viel in freier Natur sitzend, die Korrektur seines „klassischen Liederbuches“,[1]) die Frucht kranker Tage, in denen er sich zu freier Pro-

[1]) mit dem Nebentitel: „Griechen und Römer in deutscher Nachbildung.“ Die Wahl eines passenden Titels hatte viel Kopfzerbrechen verursacht. „Ich hätte gern einen Gesamtausdruck,“ bekannte Geibel am 29. Juni 1875, „einen mythologischen Namen oder dergleichen, dem dann das Weitere (drei Bücher klassischer Lyrik) gewissermaßen als Erklärung hinzugefügt werden könnte. Schade, daß wir keine Muse haben, welche die verschiedenen Gebiete der Lyrik zugleich repräsentiert!“ Am 14. Juli teilte er seinem Verleger Wilhelm Hertz folgendes mit: „Ich habe trotz allen Sinnens, Suchens und Beratens den Titel nicht gefunden, der als die unumstößlich richtige Bezeichnung sofort in die Augen spränge. Was ist mir nicht alles durch den Kopf gegangen oder

duktion nicht frisch genug fühlte und doch von der süßen Gewohnheit rhythmischer Arbeit nicht lassen konnte. Im übrigen, hoffte er sich ganz dem Genusse des lang entbehrten Müßigganges hinzugeben. Allein es sollte ihm nicht so gut werden. Unvermeidliche Ehrenaufgaben und weitläufige, nicht abzuweisende Korrespondenzen drängten sich von allen Seiten und in solcher Menge heran, daß er kaum einen Augenblick wirklicher Muße fand. So brach er, unerquickt und angegriffener als zuvor, wieder in die Stadt auf.

Sehr interessierte ihn die Enthüllung des Hermannsdenkmals bei Detmold. Im Geiste stieg er auf den prächtigen Teutoburger Waldgipfel, der das Standbild des ersten Befreiers vom römischen Joche fortan trägt. Er vermochte sich vollkommen dorthin zu versetzen, da er vor vierunddreißig Jahren der Legung des Grundsteins beigewohnt hatte. Ein eigentümlicher Vorfall war ihm von damals im Gedächtnis geblieben. Da die Anschaffung von Bannern zu kostspielig geworden wäre, so hatte man, um die verschiedenen deutschen Länder und Ländchen zu kennzeichnen, zwei- oder dreifarbige Stangen, wie die Feldmesser sie zu brauchen pflegen, im Kreise um die Stätte gepflanzt. Plötzlich aber, mitten während der Feier, erhob sich ein heftiger Windstoß und warf ein paar dieser Stangen herunter. Die eine, die ihm bis dicht vor die Füße rollte, war dunkelrot und weiß gestreift (Kurhessen); wäre die andere, worauf er leider nicht achtete, weiß und gelb (Hannover) gewesen: wer wollte uns hindern, in dem wunderlichen Zufall eine Vorbedeutung zu erblicken?

Weihnachten des vergangenen Jahres hatte er schon zwei Enkel in den strahlenden Lichterglanz des Tannenbaums hineinjubeln sehen. Diesmal wurde den prächtigen Burschen ein Brüderchen, Ferdinand, zum Heilchrist bescheert.

---

entgegengebracht worden! Mnemosyne; Stimmen des Altertums; Feriengaben; altes Gold; Leyer und Flöte (was insofern passend wäre, als im Altertum die Leyer das Lied, die Flöte die Elegie repräsentiert und die Sammlung fast gänzlich aus Liedern und Elegien besteht); schließlich auch noch ganz einfach: Klassisches Liederbuch, in deutscher Nachdichtung."

Kindheit und Tod. Einige Monate darauf bewegte der Heimgang Ferdinand Freiligraths ihn aufs tiefste. Er hatte sich mit ihm in letzter Zeit wieder einmal geschrieben wegen Ergreifung von Maßregeln gegen den buchhändlerischen Nachdruck und nie gedacht, daß er den weit rüstigeren Jugendgenossen überleben sollte. Theodor Souchay in Cannstatt machte ihm Mitteilung über die feierliche Bestattung und legte eine Photographie des Dahingeschiedenen bei. „Sie wird mir ein wertes Andenken bleiben“, erwiderte Geibel dankend am 6. April 1876. „Sie zeigt, vom kurz geschorenen Haar abgesehen, noch ganz den Ausdruck, wie ich ihn zuletzt im Leben empfangen; nur das schöne, treuherzige Auge, das so begeistert leuchten und so fröhlich lachen konnte, ist auf immer geschlossen. Wie tief mich dieser für mich ganz unerwartete Todesfall berührte und erschütterte, brauche ich nicht zu sagen. Meine Trauer gilt zugleich dem hochbegabten Dichter, dem Patrioten und dem einstigen treuen Gefährten glücklicher und gedankenvoller Tage. Freilich sind es jetzt mehr als dreißig Jahre her, daß wir, noch im vollen Safte der Jugend, einen köstlichen Sommer zusammen am Rheine verschwärmten; allein wir blieben seitdem, trotz aller Verschiedenheit unserer Anschauungen, bis zum letzten Augenblick getreue Freunde. Wußte doch jeder vom anderen, daß es ihm mit seiner Ueberzeugung voller und heiliger Ernst war.“

An den hochbetagten ehemaligen Landrat zu St. Goar, Karl Heuberger, schrieb Geibel: „Deutschland hat an Freiligrath einen mächtigen Dichter, ich selbst habe einen treuen, zuverlässigen Freund verloren, dem ich mich selbst in den Tagen, da unsere Wege am weitesten auseinander gingen, innerlich nie entfremdet fühlte, weil ich die Lauterkeit seiner Gesinnung kannte. Wiederbegegnet sind wir uns leider niemals; doch erhielten häufige Grüße durch vermittelnde Freunde und sparsamere Briefe stets das Bewußtsein in uns lebendig, daß wir einander lieb und wert waren. Wenn Sie Frau Ida sehen, so drücken Sie ihr in meinem Namen herzlich die Hand. Ich hätte das so gern selbst gethan, doppelt gern, da mir die Gabe, bei solchem Anlaß mein Gefühl und meine Teil-

nahme brieflich auszusprechen, absolut versagt ist.“ Ida Freiligraths jugendliches Bild stand noch so klar und edelgeprägt in seiner Seele, als hätte er sie gestern erst verlassen. Deren Schwester, Marie Melos, hatte ihm bald darauf freundliche Zeilen gesandt. Da antwortete er: „Gott tröste die Tiefbetrübte! Daß in solchem Falle mit menschlichem Troste nichts gethan ist, weiß ich aus eigener schwerer Erfahrung. Aber ich weiß auch, daß die Bitterkeit des Schmerzes im ergebenen Gemüte allmählich auslischt und einem treuen, wehmütigen Gedenken Platz macht, das uns in allen guten und schlimmen Stunden ein köstlicher Schatz bleibt.“

Seiner alten Freundin Luise Kugler dankte er damals für ihr Spruchbuch: „Als ich es auf gut Glück aufschlug, traf es sich eigen, daß mir zuerst gerade die Zeilen von Kopisch ins Auge fielen. (‚Niemand soll aus der Welt sich sehnen Und sei er noch so hochbetagt, Und siech und matt. Wer weiß, wer sagt, Wozu der droben ihn aufgehoben? Laßt uns den Herrn im Himmel loben!‘) Darin ist meine ganze Lebensstimmung ausgesprochen. Siech und matt bin ich, aber nicht verzagt und täglich bereit, Gott zu loben. Denn wenn mir auch alles kirchliche Bekenntniswesen völlig fern liegt, so habe ich doch an mir selbst den Segen höherer Führung und Fügung zu oft und zu sichtbar erfahren, als daß ich jemals zum Banner der modernen philosophischen Verneinung schwören könnte.“

In diesem Sinne lebte er noch gern, genoß dankbar jeden schmerzfreien Augenblick und hoffte, sich mit Gottes Hilfe auch bis ans Ende jenen trostlosen Pessimismus vom Leibe zu halten, mit dem jetzt unsere jungen Poeten Staat machen, wiewohl sie noch gar keine Ahnung davon haben, was Leiden heißt.

Eine frische, gesunde nordalbingische Natur begegnete ihm in Wilhelm Röseler aus Neumünster in Holstein. Für dessen Buch „Nordische Eichen“ folgten als Gegengeschenk die „Heroldsrufe“ mit der eigenhändigen Widmung: „Mit herzlichem Danke für Ihre dichterische Chronik empfiehlt sich Ihnen hochachtungsvoll grüßend Ihr alter Kollege.“ Nach der Lektüre aber hielt Geibel das für

nicht genug; hatte er doch einen sehr talentierten Autor, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, in dem Verfasser erkannt. So schrieb er diese Postkarte:

„Lieber Herr und Landsmann! Schon wieder? denken Sie. Aber ich muß Ihnen noch, wenn auch nur in der Flucht, zu erkennen geben, daß mich Ihr dramatisches Fragment ‚Erich und Abel‘ in Ihrem vaterländischen Werke ‚Nordische Eichen‘ ungemein gefesselt hat. Das sind mehr als bloße Jamben: da lodert die Flamme des Lebens, ich höre den Schrei der Möven, das Branden der Schlei und den Wetterschlag, der draußen beginnt und drinnen endet. Die Würfelszene, in der König und Herzog um Schleswig würfeln, ist sogar vortrefflich, man spielt unwillkürlich mit, vor allem aber wird man bei der Lektüre durch die Steigerung selbst mit fortgerissen. Glück auf dem Dramatiker, obwohl man zum Produzieren in dieser Beziehung bei den gegenwärtigen Verhältnissen eigentlich nicht ermuntern dürfte.[1] Gruß und Handschlag von Ihrem Emanuel Geibel. — Entschuldigen Sie die eilige Bleifederschrift.“

[1] Schon als Schüler hatte Röseler, der sich inzwischen durch „Dornröschen“, „Brockenteufel“, „Die Barbarina“ u. s. w. bekannt gemacht hat, für Geibel geschwärmt. In den sechziger Jahren besuchte er, Sekundaner der Rendsburger Gelehrtenschule, Lübeck. „Die weiße Mütze mit goldner Borte auf dem Kopfe, den Tornister auf dem Rücken“, so erzählt Röseler, „ging ich mit einem Schulkameraden just über die Puppenbrücke, als uns, wie gerufen, der Mann entgegentrat, den die alte Hansastadt mit Stolz ihren Sohn nennt. Langsam und wie in sich verloren, schritt die untersetzte Gestalt mit dem Knebelbart näher. Es war köstliches Pfingstwetter, aber Geibel sah sehr ernst aus. Er blickte uns scharf an und dachte vielleicht: Das sind Fremdlinge aus Korinth. Wir grüßten ehrfurchtsvoll, und er tippte lächelnd mit dem Finger an den runden Filzhut. Hernach sollten wir ihn noch einmal sehen. Er stand vor einem Laden an der Trave. Am Fenster hing ein durch Sonnenstrahlen vergilbter Bilderbogen von Gustav Kühn aus Neu-Ruppin, auf dem waren kolorierte Holzschnitte mit Bonbonversen. Diese „Bonbons“ hatte Geibel ja wohl alle genossen, er verweilte eine Viertelstunde und las sie der Reihe nach; seinen Mienen merkte man es an, daß er sich, wie man in Plattdeutschland sagt, „högte“. Schmunzelnd, die Hände über dem Rücken gekreuzt wie Jupiter Goethe, bog er dann in die Fischstraße“.

Angeregt durch diesen Stoff, entstand das in den „Spätherbstblättern“ gedruckte Gedicht: König Abels Ende. Schleswigsche Sage.

Ueber Ernst Curtius' „olympisches“ Glück freute er sich damals von Herzen. „Wie muß er sich jetzt gehoben fühlen, nachdem seine unablässigen Bemühungen für Olympia schließlich zu so glänzenden Erfolgen geführt! Er hat sich in der That ein monumentum aere perennius gesetzt, denn alles Schöne, was dort zu Tage kommt, wird mit seinem Namen verknüpft bleiben“, schrieb er an Heinrich Kruse, welcher des gemeinsamen Freundes wissenschaftliche Großthat durch einen Preisgesang verherrlicht hatte, den Geibel vortrefflich, einfach und schön gedacht fand und vollendet im Ausdruck, der nicht zu seinem Nachteil an Schiller erinnerte.

Da das seinem teuren Lehrer und Freunde Johannes Classen in dankbarer Verehrung gewidmete „klassische Liederbuch“, die eigentliche Hauptaufgabe seines Lebensabends, rasch Liebhaber und Käufer gefunden hatte, so wurde jetzt wieder für neue Auflagen fleißig übersetzt. Zuerst ging's an Horaz' große Satire: Hoc erat in votis, ein schön Stück Arbeit und herrlich gelungen. Außerdem übertrug Geibel bloß noch zehn kleinere Oden und kam bald damit zustande, teils weil sich die Motive wiederholen, teils weil die zusammengesetzteren Versmaße dem Deutschen widerstreben. Nur die alkäische, die sapphische und eine der vierzeiligen asklepiadeischen Strophen lassen sich wirklich bei uns einbürgern und werden, wie die Form des Distichons, ein schöner Erwerb für unsere Litteratur bleiben; das übrige läßt sich zwar machen, erscheint aber immer mehr als ein Kunststück denn als Kunstwerk. Auch den Ovid, der neben leichter Ware manches Bedeutende und Charakteristische bietet, gedachte Geibel vorzunehmen. Sehr bezeichnend ist sein eigenes Urteil über seine Leistung: „Der etwas herbe und trockene Ton der ersten Gedichte entspricht dem Original; erst in Theognis und Sappho tritt eine reichere Fülle des eigentlich lyrischen Elements hervor; dagegen sind die Römer schon fast modern, und ich habe mich

Malsburg auf Escheberg sagt: „Hier fand Geibel noch mehr. Der Titel des vierten Buches in seinen Jugendgedichten ‚Escheberg und St. Goar‘ erinnert wehmütig an diese Zeit seines Verweilens in dem Schlosse der Malsburg, welches damals noch von einer schönen, jugendlichen Erscheinung belebt ward; und wenigstens zwei von den Gedichten, die dort entstanden sind, — zwei der volkstümlichsten, die Geibel gedichtet: ‚Wenn sich zwei Herzen scheiden‘ und ‚Wo still ein Herz von Liebe glüht‘ — erzählen eine Geschichte, von der wir nur, in des Dichters eigenen Worten, sagen wollen: O rühret, rühret nicht daran!“

Also nicht Henriette von der Malsburg, nachmalige Gräfin Holnstein, gab die Veranlassung zu diesen Liedern, sondern Cäcilie Wattenbach, der auch in den späteren Sammlungen, namentlich in den „Juniusliedern“ und „Neuen Gedichten“, etliche gelten, sowie die Reihe der bisher unveröffentlichten Poesien.

Für Geibel waren die wonnigen Stunden, welche er mit ihr wieder verleben konnte, ein kurzes, aber unbeschreiblich schönes Glück, dessen warmen Sonnenschein er noch lange nachgenoß. „Es war doch köstlich,“ — schrieb er ihr später — „das zehnfach durchgeschmolzene Gold des Gefühls, das wir einst jahrelang im verschwiegenen Herzen tragen mußten, ohne Scheu ausströmen zu dürfen. Und wenn dann für einen Moment die Jugend mit aller Fülle der Empfindung uns wiederkehrte, wenn die Vergangenheit zur leibhaftigen Gegenwart wurde, warum sollten wir uns nicht auch dessen dankbar freuen als eines himmlischen Geschenks und einer späten Entschädigung für so manche trübe Stunde?“

Eine Freude anderer Art sollte ihm gleichfalls im Monat Mai werden. Theodor Souchay,[1]) der sich ein reizendes Heim in

[1]) Souchays Bearbeitung von Geibels Epos „König Sigurds Brautfahrt“ als weltliches Oratorium, komponiert von Arnold Krug, gehört anerkanntermaßen wie sein von demselben Tonkünstler in Musik gesetzter „Fingal“ zu den bedeutendsten, für den Konzertsaal geschaffenen Vokalwerken der neueren Zeit, bei denen Dichtung und Musik auf gleicher Höhe stehen und sich kongenial mit einander verschmelzen. Beide Stücke haben daher in Europa und in

Cannstatt begründet, war schon 1873 mit einem Bändchen „Gedichte“ hervorgetreten, wovon er jetzt erst ein Exemplar an Geibel sandte. Demselben war das Buch als eine Gabe aus des Verfassers Hand doppelt willkommen, übrigens aber keineswegs unbekannt; er hatte es gleich nach Erscheinen für den belletristischen Lesezirkel angeschafft und sich an dem idealen Streben, von dem es Zeugnis giebt, aufrichtig erfreut. Vieles sprach ihn nach Form und Inhalt lebhaft an, besonders da, wo es galt, einfach menschliche Empfindungen auszudrücken oder Stimmungen der Natur wiederzugeben. Hierin lag seines Erachtens der eigentliche Kern aller Lyrik, und so rief er dem Landsmann und Genossen in einem Briefe vom 6. Mai 1875 ein fröhliches „Vorwärts!“ zu. Da beide lange Zeit nicht in der Heimat lebten, so hatten sie sich nur ab und an in flüchtiger Begegnung gesehen und gesprochen, wenn sie sich einmal bei Karl Geibel, welcher in Souchays elterlichem Hause sein Domizil hatte, trafen. Gelegenheit zu näherem Verkehr hätte freilich Theodor Souchays längerer Aufenthalt in Lübeck während des Winters 1870 gegeben; aber damals hatte er noch keine Zeile veröffentlicht, und reines Bescheidenheitsgefühl ließ ihn nicht den stark leidenden Dichter besuchen. „Desto mehr habe ich nachträglich bedauert, Sie damals nicht gesprochen zu haben,“ schrieb Geibel, „wo wir in mündlicher Unterhaltung ungestört mit einander hätten austauschen können. Daß ich im großen und ganzen die hiesige Geselligkeit nicht suche, werden Sie begreifen, da Ihnen die Lübeckischen Kreise und der in ihnen herrschende Mangel an ästhetischer Bildung und Teilnahme nicht unbekannt sind. Um so mehr aber würde es mich erfreut haben, mit jemandem zu verkehren, bei dem ich ein wirkliches Interesse für litterarische Dinge gefunden hätte; und ich bitte Sie daher von Herzen, falls Ihr Stern Sie

---

Amerika bei wiederholten Aufführungen reiche Erfolge errungen. Diese sowie noch viele andere größere Dichtungen für Musik, sehr sangbare Lieder und seine anheimelnde Gedichtsammlung „Frisch vom Herzen“ mit mehreren auf Geibel bezüglichen stimmungsvollen Strophen haben den Namen des liebenswürdigen Poeten schon längst in weitere Kreise getragen.

wieder einmal in die Vaterstadt führen sollte, an meiner Thüre nicht abermals vorüberzugehen." Leider haben sich beide Männer, die trefflich zu einander gepaßt und viele gemeinsame geistige Berührungspunkte gehabt hätten, nicht mehr von Angesicht zu Angesicht gesehen, jedoch in Briefwechsel gestanden. Souchay hat in Schwaben rege Propaganda für Geibel gemacht und auch den Impuls gegeben, daß die ausgezeichnete Tragödin Eleonore Wahlmann-Willführ, welche schon als Brunhild große Erfolge erzielte, an die Einstudierung der Sophonisbe ging. Die Vorstellung im Stuttgarter Hoftheater Anfang Dezember 1882 fiel über alle Erwartung glänzend aus. Spät abends auf der Heimfahrt nach Cannstatt schickte Souchay noch einen herzlichen Glückwunsch an den greisen Dichter. Es war richtig die erste Nachricht, welche ihm die frohe Botschaft verkündete.

Im allgemeinen stand es damals mit Geibels Gesundheit nicht besser als früher, aber auch nicht schlechter. Nur die scharfe, trockene Nordostluft des Frühlings that ihm nicht wohl, und er sehnte sich wieder, wie die Knospen an den Bäumen, die nicht recht zum Aufbrechen kommen, nach milder Luft und Regen. Der Sommer 1875 brachte so schönes Wetter, wie seit Jahren nicht. Geibel hätte im Waldesschatten zu Schwartau, wohin er wieder gezogen war, schwelgen können, wäre ihm nicht das Gehen schwer gefallen. Er besorgte während der sechs Wochen, möglichst viel in freier Natur sitzend, die Korrektur seines „klassischen Liederbuches",[1]) die Frucht kranker Tage, in denen er sich zu freier Pro-

[1]) mit dem Nebentitel: „Griechen und Römer in deutscher Nachbildung." Die Wahl eines passenden Titels hatte viel Kopfzerbrechen verursacht. „Ich hätte gern einen Gesamtausdruck," bekannte Geibel am 29. Juni 1875, „einen mythologischen Namen oder dergleichen, dem dann das Weitere (drei Bücher klassischer Lyrik) gewissermaßen als Erklärung hinzugefügt werden könnte. Schade, daß wir keine Muse haben, welche die verschiedenen Gebiete der Lyrik zugleich repräsentiert!" Am 14. Juli teilte er seinem Verleger Wilhelm Hertz folgendes mit: „Ich habe trotz allen Sinnens, Suchens und Beratens den Titel nicht gefunden, der als die unumstößlich richtige Bezeichnung sofort in die Augen spränge. Was ist mir nicht alles durch den Kopf gegangen oder

duktion nicht frisch genug fühlte und doch von der süßen Gewohnheit rhythmischer Arbeit nicht lassen konnte. Im übrigen hoffte er sich ganz dem Genusse des lang entbehrten Müßigganges hinzugeben. Allein es sollte ihm nicht so gut werden. Unvermeidliche Ehrenaufgaben und weitläufige, nicht abzuweisende Korrespondenzen drängten sich von allen Seiten und in solcher Menge heran, daß er kaum einen Augenblick wirklicher Muße fand. So brach er, unerquickt und angegriffener als zuvor, wieder in die Stadt auf.

Sehr interessierte ihn die Enthüllung des Hermannsdenkmals bei Detmold. Im Geiste stieg er auf den prächtigen Teutoburger Waldgipfel, der das Standbild des ersten Befreiers vom römischen Joche fortan trägt. Er vermochte sich vollkommen dorthin zu versetzen, da er vor vierunddreißig Jahren der Legung des Grundsteins beigewohnt hatte. Ein eigentümlicher Vorfall war ihm von damals im Gedächtnis geblieben. Da die Anschaffung von Bannern zu kostspielig geworden wäre, so hatte man, um die verschiedenen deutschen Länder und Ländchen zu kennzeichnen, zwei- oder dreifarbige Stangen, wie die Feldmesser sie zu brauchen pflegen, im Kreise um die Stätte gepflanzt. Plötzlich aber, mitten während der Feier, erhob sich ein heftiger Windstoß und warf ein paar dieser Stangen herunter. Die eine, die ihm bis dicht vor die Füße rollte, war dunkelrot und weiß gestreift (Kurhessen); wäre die andere, worauf er leider nicht achtete, weiß und gelb (Hannover) gewesen: wer wollte uns hindern, in dem wunderlichen Zufall eine Vorbedeutung zu erblicken?

Weihnachten des vergangenen Jahres hatte er schon zwei Enkel in den strahlenden Lichterglanz des Tannenbaums hineinjubeln sehen. Diesmal wurde den prächtigen Burschen ein Brüderchen, Ferdinand, zum Heilchrist beschеert.

---

entgegengebracht worden! Mnemosyne; Stimmen des Altertums; Feriengaben; altes Gold; Leyer und Flöte (was insofern passend wäre, als im Altertum die Leyer das Lied, die Flöte die Elegie repräsentiert und die Sammlung fast gänzlich aus Liedern und Elegien besteht); schließlich auch noch ganz einfach: Klassisches Liederbuch, in deutscher Nachdichtung."

von ihm gelernt, ist aber ein völlig anders gearteter Geist; ihre Verwandtschaft liegt hauptsächlich in der Form, in deren Beherrschung dann freilich der stets ernsthafte, oft starre Deutsche weit hinter der melodischen Virtuosität seines römischen Vorbildes zurückbleibt."

Neben dieser mit glücklicher Stimmung gepflegten Uebersetzung und Ausfeilung strömte auch die eigene Ader in ungewohnter Fülle. Jeden Tag, jede Stunde des schönen Monats genoß er mit vollen Zügen:

Zwischen Hoffnung und Furcht, in wechselndem Zürnen und Bangen,
Denk' an jeglichem Tag, er sei dein letzter, und täglich
Wird dir zum holden Geschenk, die du nicht hofftest, die Stunde.

An Besuchen fehlte es nicht; u. a. erschienen zwei Verehrerinnen vom Harze, Mutter und Tochter. Mit ersterer stand Geibel schon länger in Briefwechsel. Ihre persönlichen Erinnerungen hat die junge Dame mir folgendermaßen erzählt:

„Es war im Sommer 1874, als wir im Seebade Travemünde weilten und einen Abstecher nach Schwartau machten. Der Herr Professor sei nicht zu sprechen, erklärte das Hausmädchen, Fräulein Bertha sei nach Lübeck gefahren. Wir baten, wenigstens unsere Visitenkarten abzugeben. ‚Ich bin nicht!' . . . hörten wir mit einer Donnerstimme rufen, doch gleich darauf kam das Mädchen zurück: wir möchten unten in der Laube etwas rasten, der Arzt habe den Herrn Professor eben verlassen, und letzterer müsse sich erst noch ein wenig erholen. Endlich kam er und lud uns ein, zu Mittag zu bleiben, was wir dankend mit dem Bemerk ablehnten, schon im Riesebusch zur Table d'hote bestellt zu haben. ‚Dann müssen Sie wenigstens um acht Uhr zum Abendbrot kommen!' Meine Mutter bedauerte, dann den Wagen beordert zu haben, da ja Travemünde mehrere Stunden entfernt sei und sie mit mir in später Nacht nicht den weiten, einsamen Weg fahren könne. ‚Habe ich Ihnen denn nicht geschrieben, daß ich meiner Schmerzen

wegen niemand vor acht Uhr empfangen kann? Nun, auf Wiedersehen um fünf!‘ Geibel entließ uns mit herzlichem Händedruck. Beim Mittagsessen unterhielten wir uns mit einem liebenswürdigen Ehepaar. Der Nachmittag bleibt mir unvergeßlich. Geibel erzählte viel von Travemünde: früher habe er gern dort gewohnt, seitdem aber die Sturmflut die Allee vom Kurhause nach dem Meer fortgerissen, sei ihm der Aufenthalt verleidet, auch bekomme ihm die Waldluft besser. Mit sonorer Stimme las er dann verschiedene seiner Gedichte, u. a. die Distichen vom Strande der See. Bei Tische ging es sehr heiter und ungezwungen zu, als wären wir schon jahrelang befreundet. Da der Tag sich zur Rüste neigte, gab Geibel uns eine Strecke das Geleite und ersuchte uns, doch ja das Hünengrab bei Waldhusen zu besehen, dies sei ihm eine liebe Stätte, wo er oft, wenn er dort beim Förster gewohnt, gesessen und geträumt habe. Im Riesebusch angelangt, rief er plötzlich: ‚Ach, da sind Jensens!‘ und siehe da, es waren unsere Nachbarn von der Table d'hote: Wilhelm Jensen, der wohlbekannte Schriftsteller, und Gattin. An Aufbruch war unter diesen Umständen nicht zu denken, Erinnerungen wurden ausgetauscht, und die Unterhaltung kam in lebhaftesten Fluß, als Geibel Champagner kommen ließ. Unter Grüßen und Winken fuhren wir erst in der Sommernacht fort. Wie Frau Jensen meiner Mutter nachmals erzählte, habe sie Geibel nie so fröhlich gesehen, er habe sogar noch gesungen. Einige Wochen darauf, bei unserer Abreise von Travemünde, zogen wir nach Schwartau, um dort in der Waldluft kurze Nachkur zu halten. Abends begegneten wir Geibel, welcher uns die Schönheiten ‚seines‘ Riesebusch zeigte, der ihm über alles ging, der Harz wäre gar nicht damit zu vergleichen; und als wir dies nicht zugaben, ward er ordentlich erregt: solche herrliche alte Buchen hätte der ganze Harz nicht aufzuweisen! Auch über die Lüneburger Haide waren wir verschiedener Meinung; sie hatte auf uns einen trostlosen Eindruck gemacht. ‚O, dann kennen Sie die Haide nicht! Wer so wie ich sie nach allen Seiten durchstreift hat, wird das nicht sagen. Ich weiß nichts Schöneres, als

bei Sonnenuntergang durch die Haide zu wandern; wie das blüht und duftet und von den emsigen Bienen belebt wird!' Sehr hoch nahmen wir es auf, als Geibel uns andern Morgens trotz seiner Schmerzen und starker Sonnenhitze besuchte und zu einem Nachmittags-Spaziergang um fünf Uhr aufforderte. Mit dem Glockenschlage erschien er. ‚Das ist ja militärische Pünktlichkeit,' scherzte meine Mutter, ‚Herr Professor, Sie hätten einen vortrefflichen Offizier abgegeben', was Geibel, seinen martialischen Knebelbart streichend, schmunzelnd aufnahm. Unter heiteren Gesprächen kamen wir an eine prachtvolle Buche. ‚Das ist meine Stammbuche, hier sind die Namen meiner Eltern eingeschnitten, meiner Ada, meiner Marie und dort zuletzt meines kleinen Enkels Emanuel.' In seinem Studierzimmer kam dann die Rede auf das Kissinger Attentat; er sagte: ‚Hier an diesem Tische schrieb ich die Ode ‚Verflucht das Blei' 2c. Da nun die dichterische Ader nicht mehr so fließt wie in der Jugend, hab' ich mir den Horaz hervorgeholt und übersetzt und jetzt die Freude, ihn bald zum Drucke fertig zu sehen. Wenn ich nur nicht so viele unnütze Schreibereien hätte! Schickt mir da eine Dame ihre Gedichte zur Begutachtung. Was soll ich machen? ihr antworten, daß sie kein Talent zur Poesie habe?' ‚Aber, Herr Professor,' wandte ich schüchtern ein, ‚werfen Sie die Sachen in den Papierkorb!' ‚Ja, wenn ich das könnte, andere in meiner Lage thäten das wohl, ich kann aber nicht so unhöflich sein. So erhielt ich kürzlich von einem Schulmeister eine Komposition von ‚Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus.' Dieses Lied kann man sich doch gar nicht anders denken, als wie es von jedermann gesungen wird. Doch was ist das Ende? Ich muß mich wohl oder übel bedanken; ich besitze schon etwa dreißig Kompositionen des Liedes, aber die eine bleibt und läßt sich von keiner neuen Melodie verdrängen. Das Lied ‚Fern im Süd das schöne Spanien' ist sogar vierzigmal in Musik gesetzt'. Da Geibel gern abends Freunde empfing, war ein Oberlehrer aus Lübeck, Dr. Adolf Holm (der geschätzte Historiker, jetzt Professor in Neapel), sein Gast. Bei Tische ging es wieder ungemein animiert zu. Nachher

las der Dichter sein ‚Mädchen vom Don' vor, was einen gewaltigen Eindruck auf mich machte. Noch erinnere ich mich deutlich, wie er unsere Mienen beobachtete; wir ahnten, wen er mit seinem Freunde Gregor gemeint, und merkten, daß es ein Stück aus seiner griechischen Zeit war; dieses Selbsterlebte verlieh auch dem Ganzen die rechte Weihe. Nie habe ich wieder einen gleich zündenden Vortrag gehört. Sehr bedauerte Geibel, sich uns am nächsten Tage nicht widmen zu können, da er Goedeke erwarte. Dann legte er uns nochmals ans Herz, den Riesebusch ja recht viel zu besuchen, wohl um unser Vorurteil, dem Harz gegenüber, abzuschwächen. Auch Wernigerode, wo wir wohnten, hatte er früher (1834) besucht und in bleibendem Gedächtnis, da er dort furchtbares Zahnweh bekommen; um dies zu lindern, hätte der befreundete Oberpfarrer zum ersten besten Barbier geschickt, den Zahn zu entfernen, hierbei wäre er fast ein Opfer der Operation geworden, da das Blut kaum zu stillen gewesen. Andern Tags wäre er von der Pastorenfamilie tüchtig ausgelacht worden, als er auf die Frage, was er nach Absolvierung der Universität zu beginnen gedächte, erwiderte: ‚dann gehe ich nach Griechenland!' — Am folgenden Nachmittage sahen wir Geibel und Goedeke nebst Sohn. Geibel hieß beide vorausgehen und überreichte meiner Mutter einen Separatabdruck des ‚Mädchens vom Don.' Wir nahmen Abschied, da wir am nächsten Morgen reisen mußten. ‚Morgen schon?' fragte er langgedehnt. Wie erstaunten wir, ihn in der Frühe am Bahnhof zu finden, um uns Valet zu sagen! — —"

Bald darauf verließ auch Geibel sein Sommerquartier. Bereits in der zweiten Woche des August wurde es kalt und regnerisch, eine plötzliche Stockung der Produktionskraft trat ein, und sein Zustand verschlimmerte sich zugleich so merklich, daß er seine Rückkehr in die Stadt beeilen mußte. Seitdem schlug er sich trotz der köstlichen Herbsttage recht mühsam durch; auch der kühne Versuch, einer dringenden Einladung der Fürstin nach Carolath zu folgen, um dort im Beginn des Oktober den fünfundzwanzigsten Jahrestag ihrer nie gestörten Freundschaft gemeinsam zu verleben,

scheiterte leider noch im letzten Augenblicke an seinem Befinden. Der schon gepackte Koffer mußte wieder ausgeräumt und es mußte telegraphisch abgesagt werden.

Stillleben in Lübeck.

Ein altes Wort heißt: Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, muß der Prophet zum Berge kommen. So überraschten denn nach und nach den Einsiedler von Lübeck liebe Freunde: Carrière, der ihm viel von München erzählte, Kruse, an dessen prächtiger Gemütsfrische er sich erquickte, Classen, der zur Stiftungsfeier der gemeinnützigen Gesellschaft kam, Marianne Wolff und andere. Der erfreulichste Besuch aber war für ihn Fräulein Wattenbach. Ja, der Jugend-Morgenstern sollte nun doch in völlig reinem Strahle als friedlicher Abendstern über dem Lebensabend des Dichters aufgehen. Häufig hatte er ein erneutes Wiedersehen mit Cäcilie herbeigewünscht, um wieder einmal ungestört unter vier Augen von den Dingen reden zu können, die einst beide so selig und so betrübt bewegten. Das Zusammensein im Mai 1875 beglückte ihn innig. Namentlich blieb von der schönen Abschiedsstunde im sonnigen Gartenzimmer einer gemeinschaftlichen Bekannten, wo sie sich ganz aussprechen konnten, ein ruhiger und nachhaltiger Glanz in seiner Seele zurück. Da überreichte er ihr die zweiundsiebenzigste Auflage seiner ersten Gedichte. Beim Aufschlagen des Buches[1]) fand sie von seiner Hand alle diejenigen Lieder blau angestrichen, welche er vor vielen Jahrzehnten speziell für sie und auf sie gesungen hatte. Es sind die folgenden:

S. 46. Nachtlied. Der Mond kommt still gegangen.
S. 45. König Dichter. Der Dichter steht mit dem Zauberstab.

---

[1]) Leider fehlen in dem Exemplar die Seiten 51—54, die Lieder als Intermezzo III—VI enthaltend.

S. 50. II. Und als ich aufstand früh am Tag.
S. 56. VIII. Die Liebe gleicht dem April.
S. 57. IX. Die stille Wasserrose.
S. 61. XII. Du bist so still, so sanft, so sinnig.
S. 62. XIII. Mein Herz ist wie die dunkle Nacht.
S. 63. XIV. Aus zerrissnen Wolkenmassen.
S. 65. XVI. Vöglein, wohin so schnell?
S. 70. XXI. Nun ist der Tag geschieden.
S. 71. XXII. Wenn still mit seinen letzten Flammen.
S. 72. XXIII. Nun hab' ich alle Seligkeit.
S. 75. XXVI. Goldne Brücken seien.
S. 84. XXXIII. Die Lilien glühn in Düften.
S. 118. Lied. Die Sonne brannte heiß am Tage.
S. 124. Von Dingen, die man nicht antasten soll. Ich hatt' ein Bildnis wunderfein.
S. 129. Auf dem Wasser. Nun wollen Berg und Thale wieder blühn.
S. 133. Wie es geht. Sie redeten ihr zu: Er liebt dich nicht.
S. 135. Siehst du das Meer. Siehst du das Meer? Es glänzt auf seiner Flut.
S. 139. Scheiden, Leiden. Und bist du fern, und bist du weit.
S. 141. Nachruf. In diesen Zimmern hast du jüngst gewohnt.[1])
S. 152. In der Ferne. Sag' an, du wildes oft getäuschtes Herz.
S. 178. Unruhiger Sinn. Es treibt mich stets ein wechselndes Verlangen.
S. 211. Rückerinnerung. Oft, wenn die Sommernacht auf lauen Flügeln.
S. 258. O schöne Zeit. O schöne Zeit, die mich noch jede Stunde.
S. 275. Wenn sich zwei Herzen scheiden.
S. 277. Rühret nicht daran. Wo still ein Herz von Liebe glüht.

Jeder Freund der Geibelschen Muse, vor allem der Biograph und Litterarhistoriker, wird in diesem eigenhändigen Zeugnis des Dichters einen wertvollen Beitrag begrüßen. Bisher sind manche der Lieder, als auf andere Persönlichkeiten verfaßt, gedeutet worden. So erweist sich jetzt z. B. Rodenbergs Annahme als unrichtig, der in seiner Schilderung vom Besuche Geibels beim Freiherrn von der

[1]) Von Geibels Hand überschrieben mit Bleistift: Auf Kirchners Garten.

Malsburg auf Escheberg sagt: „Hier fand Geibel noch mehr. Der Titel des vierten Buches in seinen Jugendgedichten ‚Escheberg und St. Goar‘ erinnert wehmütig an diese Zeit seines Verweilens in dem Schlosse der Malsburg, welches damals noch von einer schönen, jugendlichen Erscheinung belebt ward; und wenigstens zwei von den Gedichten, die dort entstanden sind, — zwei der volkstümlichsten, die Geibel gedichtet: ‚Wenn sich zwei Herzen scheiden‘ und ‚Wo still ein Herz von Liebe glüht‘ — erzählen eine Geschichte, von der wir nur, in des Dichters eigenen Worten, sagen wollen: O rühret, rühret nicht daran!“

Also nicht Henriette von der Malsburg, nachmalige Gräfin Holnstein, gab die Veranlassung zu diesen Liedern, sondern Cäcilie Wattenbach, der auch in den späteren Sammlungen, namentlich in den „Juniusliedern“ und „Neuen Gedichten“, etliche gelten, sowie die Reihe der bisher unveröffentlichten Poesien.

Für Geibel waren die wonnigen Stunden, welche er mit ihr wieder verleben konnte, ein kurzes, aber unbeschreiblich schönes Glück, dessen warmen Sonnenschein er noch lange nachgenoß. „Es war doch köstlich,“ — schrieb er ihr später — „das zehnfach durchgeschmolzene Gold des Gefühls, das wir einst jahrelang im verschwiegenen Herzen tragen mußten, ohne Scheu ausströmen zu dürfen. Und wenn dann für einen Moment die Jugend mit aller Fülle der Empfindung uns wiederkehrte, wenn die Vergangenheit zur leibhaftigen Gegenwart wurde, warum sollten wir uns nicht auch dessen dankbar freuen als eines himmlischen Geschenks und einer späten Entschädigung für so manche trübe Stunde?“

Eine Freude anderer Art sollte ihm gleichfalls im Monat Mai werden. Theodor Souchay,[1]) der sich ein reizendes Heim in

[1]) Souchays Bearbeitung von Geibels Epos „König Sigurds Brautfahrt“ als weltliches Oratorium, komponiert von Arnold Krug, gehört anerkanntermaßen wie sein von demselben Tonkünstler in Musik gesetzter „Fingal“ zu den bedeutendsten, für den Konzertsaal geschaffenen Vokalwerken der neueren Zeit, bei denen Dichtung und Musik auf gleicher Höhe stehen und sich kongenial mit einander verschmelzen. Beide Stücke haben daher in Europa und in

Cannstatt begründet, war schon 1873 mit einem Bändchen „Gedichte“ hervorgetreten, wovon er jetzt erst ein Exemplar an Geibel sandte. Demselben war das Buch als eine Gabe aus des Verfassers Hand doppelt willkommen, übrigens aber keineswegs unbekannt; er hatte es gleich nach Erscheinen für den belletristischen Lesezirkel angeschafft und sich an dem idealen Streben, von dem es Zeugnis giebt, aufrichtig erfreut. Vieles sprach ihn nach Form und Inhalt lebhaft an, besonders da, wo es galt, einfach menschliche Empfindungen auszudrücken oder Stimmungen der Natur wiederzugeben. Hierin lag seines Erachtens der eigentliche Kern aller Lyrik, und so rief er dem Landsmann und Genossen in einem Briefe vom 6. Mai 1875 ein fröhliches „Vorwärts!“ zu. Da beide lange Zeit nicht in der Heimat lebten, so hatten sie sich nur ab und an in flüchtiger Begegnung gesehen und gesprochen, wenn sie sich einmal bei Karl Geibel, welcher in Souchays elterlichem Hause sein Domizil hatte, trafen. Gelegenheit zu näherem Verkehr hätte freilich Theodor Souchays längerer Aufenthalt in Lübeck während des Winters 1870 gegeben; aber damals hatte er noch keine Zeile veröffentlicht, und reines Bescheidenheitsgefühl ließ ihn nicht den stark leidenden Dichter besuchen. „Desto mehr habe ich nachträglich bedauert, Sie damals nicht gesprochen zu haben,“ schrieb Geibel, „wo wir in mündlicher Unterhaltung ungestört mit einander hätten austauschen können. Daß ich im großen und ganzen die hiesige Geselligkeit nicht suche, werden Sie begreifen, da Ihnen die Lübeckischen Kreise und der in ihnen herrschende Mangel an ästhetischer Bildung und Teilnahme nicht unbekannt sind. Um so mehr aber würde es mich erfreut haben, mit jemandem zu verkehren, bei dem ich ein wirkliches Interesse für litterarische Dinge gefunden hätte; und ich bitte Sie daher von Herzen, falls Ihr Stern Sie

---

Amerika bei wiederholten Aufführungen reiche Erfolge errungen. Diese sowie noch viele andere größere Dichtungen für Musik, sehr sangbare Lieder und seine anheimelnde Gedichtsammlung „Frisch vom Herzen“ mit mehreren auf Geibel bezüglichen stimmungsvollen Strophen haben den Namen des liebenswürdigen Poeten schon längst in weitere Kreise getragen.

[illegible]

Im allgemeinen stand es damals mit Geibels Gesundheit nicht besser als früher, aber auch nicht schlechter. Nur die scharfe, trockene Herbigkeit des Frühlings that ihm nicht wohl, und er sehnte sich wieder, wie die Knospen an den Bäumen, die nicht recht zum Aufbrechen kommen, nach milder Luft und Regen. Der Sommer 1875 brachte so schönes Wetter, wie seit Jahren nicht. Geibel hätte im Waldesschatten zu Schwartau, wohin er wieder gezogen war, schwelgen können, wäre ihm nicht das Gehen schwer gefallen. Er besorgte während der sechs Wochen, möglichst viel in freier Natur liegend, die Korrektur seines „Klassischen Liederbuches“[1], die Frucht kranker Tage, in denen er sich zu freier Pro-

[1] mit dem Nebentitel: „Griechen und Römer in deutscher Nachbildung.“ Die Wahl eines passenden Titels hatte viel Kopfzerbrechen verursacht. „Ich hätte gern einen Gesamtausdruck,“ bekannte Geibel am 30. Juni 1875, „einen mythologischen Namen oder dergleichen, dem dann das Weitere (drei Bücher klassischer Lyrik) gewissermaßen als Erklärung hinzugefügt werden könnte. Schade, daß wir keine Muse haben, welche die verschiedenen Gebiete der Lyrik zugleich repräsentiert!“ Am 14. Juli teilte er seinem Verleger Wilhelm Hertz folgendes mit: „Ich habe trotz allen Sinnens, Suchens und Beratens den Titel nicht gefunden, der als die unumstößlich richtige Bezeichnung sofort in die Augen spränge. Was ist mir nicht alles durch den Kopf gegangen oder

duktion nicht frisch genug fühlte und doch von der süßen Gewohnheit rhythmischer Arbeit nicht lassen konnte. Im übrigen hoffte er sich ganz dem Genusse des lang entbehrten Müßigganges hinzugeben. Allein es sollte ihm nicht so gut werden. Unvermeidliche Ehrenaufgaben und weitläufige, nicht abzuweisende Korrespondenzen drängten sich von allen Seiten und in solcher Menge heran, daß er kaum einen Augenblick wirklicher Muße fand. So brach er, unerquickt und angegriffener als zuvor, wieder in die Stadt auf.

Sehr interessierte ihn die Enthüllung des Hermannsdenkmals bei Detmold. Im Geiste stieg er auf den prächtigen Teutoburger Waldgipfel, der das Standbild des ersten Befreiers vom römischen Joche fortan trägt. Er vermochte sich vollkommen dorthin zu versetzen, da er vor vierunddreißig Jahren der Legung des Grundsteins beigewohnt hatte. Ein eigentümlicher Vorfall war ihm von damals im Gedächtnis geblieben. Da die Anschaffung von Bannern zu kostspielig geworden wäre, so hatte man, um die verschiedenen deutschen Länder und Ländchen zu kennzeichnen, zwei- oder dreifarbige Stangen, wie die Feldmesser sie zu brauchen pflegen, im Kreise um die Stätte gepflanzt. Plötzlich aber, mitten während der Feier, erhob sich ein heftiger Windstoß und warf ein paar dieser Stangen herunter. Die eine, die ihm bis dicht vor die Füße rollte, war dunkelrot und weiß gestreift (Kurhessen); wäre die andere, worauf er leider nicht achtete, weiß und gelb (Hannover) gewesen: wer wollte uns hindern, in dem wunderlichen Zufall eine Vorbedeutung zu erblicken?

Weihnachten des vergangenen Jahres hatte er schon zwei Enkel in den strahlenden Lichterglanz des Tannenbaums hineinjubeln sehen. Diesmal wurde den prächtigen Burschen ein Brüderchen, Ferdinand, zum Heilchrist beschеert.

---

entgegengebracht worden! Mnemosyne; Stimmen des Altertums; Feriengaben; altes Gold; Leyer und Flöte (was insofern passend wäre, als im Altertum die Leyer das Lied, die Flöte die Elegie repräsentiert und die Sammlung fast gänzlich aus Liedern und Elegien besteht); schließlich auch noch ganz einfach: Klassisches Liederbuch, in deutscher Nachdichtung."

Kindheit und Tod! Einige Monate darauf bewegte der Heimgang Ferdinand Freiligraths ihn aufs tiefste. Er hatte sich mit ihm in letzter Zeit wieder eifriger geschrieben wegen Ergreifung von Maßregeln gegen den holländischen Nachdruck und nie gedacht, daß er den weit rüstigeren Jugendgenossen überleben sollte. Theodor Souchay in Cannstatt machte ihm Mitteilung über die feierliche Bestattung und legte eine Photographie des Dahingeschiedenen bei. „Sie wird mir ein wertes Andenken bleiben", erwiderte Geibel dankend am 6. April 1876. „Sie giebt, vom stark ergreisten Haar abgesehen, noch ganz den Eindruck, wie ich ihn einst im Leben empfangen; nur das schöne, lebhafte Auge, das so begeistert leuchten und so fröhlich lachen konnte, ist auf immer geschlossen. Wie tief mich dieser für mich ganz unerwartete Todesfall betrübte und erschütterte, brauche ich nicht zu sagen. Meine Trauer gilt zugleich dem hochbegabten Dichter, dem Patrioten und dem einstigen teuren Gefährten glücklicher und gesangreicher Tage. Freilich sind es jetzt mehr als dreißig Jahre her, daß wir, noch im vollen Safte der Jugend, einen köstlichen Sommer zusammen am Rheine verschwärmten, allein wir blieben seitdem, trotz aller Verschiedenheit unserer Anschauungen, bis zum letzten Augenblick getreue Freunde. Wußte doch jeder vom anderen, daß es ihm mit seiner Ueberzeugung voller und heiliger Ernst war."

An den hochbetagten ehemaligen Landrat zu St. Goar, Karl Heuberger, schrieb Geibel: „Deutschland hat an Freiligrath einen mächtigen Dichter, ich selbst habe einen teuren, zuverlässigen Freund verloren, dem ich mich selbst in den Tagen, da unsere Wege am weitesten auseinander gingen, innerlich nie entfremdet fühlte, weil ich die Lauterkeit seiner Gesinnung kannte. Wiederbegegnet sind wir uns leider niemals; doch erhielten häufige Grüße durch vermittelnde Freunde und sparsamere Briefe stets das Bewußtsein in uns lebendig, daß wir einander lieb und wert waren. Wenn Sie Frau Ida sehen, so drücken Sie ihr in meinem Namen herzlich die Hand. Ich hätte das so gern selbst gethan, doppelt gern, da mir die Gabe, bei solchem Anlaß mein Gefühl und meine Teil-

nahme brieflich auszusprechen, absolut versagt ist.“ Ida Freiligraths jugendliches Bild stand noch so klar und edelgeprägt in seiner Seele, als hätte er sie gestern erst verlassen. Deren Schwester, Marie Melos, hatte ihm bald darauf freundliche Zeilen gesandt. Da antwortete er: „Gott tröste die Tiefbetrübte! Daß in solchem Falle mit menschlichem Troste nichts gethan ist, weiß ich aus eigener schwerer Erfahrung. Aber ich weiß auch, daß die Bitterkeit des Schmerzes im ergebenen Gemüte allmählich auslischt und einem treuen, wehmütigen Gedenken Platz macht, das uns in allen guten und schlimmen Stunden ein köstlicher Schatz bleibt.“

Seiner alten Freundin Luise Kugler dankte er damals für ihr Spruchbuch: „Als ich es auf gut Glück aufschlug, traf es sich eigen, daß mir zuerst gerade die Zeilen von Kopisch ins Auge fielen. (‚Niemand soll aus der Welt sich sehnen Und sei er noch so hochbetagt, Und siech und matt. Wer weiß, wer sagt, Wozu der droben ihn aufgehoben? Laßt uns den Herrn im Himmel loben!‘) Darin ist meine ganze Lebensstimmung ausgesprochen. Siech und matt bin ich, aber nicht verzagt und täglich bereit, Gott zu loben. Denn wenn mir auch alles kirchliche Bekenntniswesen völlig fern liegt, so habe ich doch an mir selbst den Segen höherer Führung und Fügung zu oft und zu sichtbar erfahren, als daß ich jemals zum Banner der modernen philosophischen Verneinung schwören könnte.“

In diesem Sinne lebte er noch gern, genoß dankbar jeden schmerzfreien Augenblick und hoffte, sich mit Gottes Hilfe auch bis ans Ende jenen trostlosen Pessimismus vom Leibe zu halten, mit dem jetzt unsere jungen Poeten Staat machen, wiewohl sie noch gar keine Ahnung davon haben, was Leiden heißt.

Eine frische, gesunde nordalbingische Natur begegnete ihm in Wilhelm Röseler aus Neumünster in Holstein. Für dessen Buch „Nordische Eichen“ folgten als Gegengeschenk die „Heroldsrufe“ mit der eigenhändigen Widmung: „Mit herzlichem Danke für Ihre dichterische Chronik empfiehlt sich Ihnen hochachtungsvoll grüßend Ihr alter Kollege.“ Nach der Lektüre aber hielt Geibel das für

nicht genug; hatte er doch einen sehr talentierten Autor, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, in dem Verfasser erkannt. So schrieb er diese Postkarte:

„Lieber Herr und Landsmann! Schon wieder? denken Sie. Aber ich muß Ihnen noch, wenn auch nur in der Flucht, zu erkennen geben, daß mich Ihr dramatisches Fragment ‚Erich und Abel‘ in Ihrem vaterländischen Werke ‚Nordische Eichen‘ ungemein gefesselt hat. Das sind mehr als bloße Jamben; da lodert die Flamme des Lebens, ich höre den Schrei der Möven, das Branden der Schlei und den Wetterschlag, der draußen beginnt und drinnen endet. Die Würfelszene, in der König und Herzog um Schleswig würfeln, ist sogar vortrefflich, man spielt unwillkürlich mit, vor allem aber wird man bei der Lektüre durch die Steigerung selbst mit fortgerissen. Glück auf dem Dramatiker, obwohl man zum Produzieren in dieser Beziehung bei den gegenwärtigen Verhältnissen eigentlich nicht ermuntern dürfte.[1]) Gruß und Handschlag von Ihrem Emanuel Geibel. — Entschuldigen Sie die eilige Bleifederschrift.“

---

[1]) Schon als Schüler hatte Röseler, der sich inzwischen durch „Dornröschen“, „Brockenteufel“, „Die Barbarina“ u. s. w. bekannt gemacht hat, für Geibel geschwärmt. In den sechziger Jahren besuchte er, Sekundaner der Rendsburger Gelehrtenschule, Lübeck. „Die weiße Mütze mit goldner Borte auf dem Kopfe, den Tornister auf dem Rücken“, so erzählt Röseler, „ging ich mit einem Schulkameraden just über die Puppenbrücke, als uns, wie gerufen, der Mann entgegentrat, den die alte Hansastadt mit Stolz ihren Sohn nennt. Langsam und wie in sich verloren, schritt die untersetzte Gestalt mit dem Knebelbart näher. Es war köstliches Pfingstwetter, aber Geibel sah sehr ernst aus. Er blickte uns scharf an und dachte vielleicht: Das sind Fremdlinge aus Korinth. Wir grüßten ehrfurchtsvoll, und er tippte lächelnd mit dem Finger an den runden Filzhut. Hernach sollten wir ihn noch einmal sehen. Er stand vor einem Laden an der Trave. Am Fenster hing ein durch Sonnenstrahlen vergilbter Bilderbogen von Gustav Kühn aus Neu-Ruppin, auf dem waren kolorierte Holzschnittte mit Bonbonversen. Diese „Bonbons“ hatte Geibel ja wohl alle genossen, er verweilte eine Viertelstunde und las sie der Reihe nach; seinen Mienen merkte man es an, daß er sich, wie man in Plattdeutschland sagt, „högte“. Schmunzelnd, die Hände über dem Rücken gekreuzt wie Jupiter Goethe, bog er dann in die Fischstraße“.

Angeregt durch diesen Stoff, entstand das in den „Spätherbst-blättern“ gedruckte Gedicht: König Abels Ende. Schleswigsche Sage.

Ueber Ernst Curtius' „olympisches“ Glück freute er sich damals von Herzen. „Wie muß er sich jetzt gehoben fühlen, nachdem seine unablässigen Bemühungen für Olympia schließlich zu so glänzenden Erfolgen geführt! Er hat sich in der That ein monumentum aere perennius gesetzt, denn alles Schöne, was dort zu Tage kommt, wird mit seinem Namen verknüpft bleiben“, schrieb er an Heinrich Kruse, welcher des gemeinsamen Freundes wissenschaftliche Großthat durch einen Preisgesang verherrlicht hatte, den Geibel vortrefflich, einfach und schön gedacht fand und vollendet im Ausdruck, der nicht zu seinem Nachteil an Schiller erinnerte.

Da das seinem teuren Lehrer und Freunde Johannes Classen in dankbarer Verehrung gewidmete „klassische Liederbuch“, die eigentliche Hauptaufgabe seines Lebensabends, rasch Liebhaber und Käufer gefunden hatte, so wurde jetzt wieder für neue Auflagen fleißig übersetzt. Zuerst ging's an Horaz' große Satire: Hoc erat in votis, ein schön Stück Arbeit und herrlich gelungen. Außerdem übertrug Geibel bloß noch zehn kleinere Oden und kam bald damit zustande, teils weil sich die Motive wiederholen, teils weil die zusammengesetzteren Versmaße dem Deutschen widerstreben. Nur die alkäische, die sapphische und eine der vierzeiligen asklepiadeischen Strophen lassen sich wirklich bei uns einbürgern und werden, wie die Form des Distichons, ein schöner Erwerb für unsere Litteratur bleiben; das übrige läßt sich zwar machen, erscheint aber immer mehr als ein Kunststück denn als Kunstwerk. Auch den Ovid, der neben leichter Ware manches Bedeutende und Charakteristische bietet, gedachte Geibel vorzunehmen. Sehr bezeichnend ist sein eigenes Urteil über seine Leistung: „Der etwas herbe und trockene Ton der ersten Gedichte entspricht dem Original; erst in Theognis und Sappho tritt eine reichere Fülle des eigentlich lyrischen Elements hervor; dagegen sind die Römer schon fast modern, und ich habe mich

bemüht, in ihren Rhythmen und Tönen ihren Geist fühlen zu lassen, daß ich mich allerdings auch in ein eigenes Gebiet gewagt haben würde.“ Die zweite Auflage erschien bereits in Jahresfrist. Der Verleger machte nun den Vorschlag, den gesamten Horaz zu verdeutschen. Geibel antwortete darauf ablehnend: „Ein wirklicher Dichter wird niemals den anderen in Bausch und Bogen übertragen; er kann vielmehr stets nur ausgewählte Stücke wiederzugeben suchen, denen er sich bis zu einem gewissen Grade kongenial fühlt, und die er dem Verständnis auch des ungelehrten Publikums nahe zu bringen hoffen darf. Alles übrige muß er meines Erachtens solchen überlassen, die bei ihrer Arbeit auch andere, als rein ästhetische Zwecke verfolgen, in unserem Falle den Philologen von Fach. Mit dem, was ich von den Dichtungen des Horaz in der bezeichneten Weise mir anzueignen vermochte, glaube ich so ziemlich zu Ende zu sein, nachdem ich außer den im klassischen Liederbuch mitgeteilten Stücken noch etwa acht bis zehn Oden und einzelnes aus den Satiren und Episteln übertragen.[1] Ich habe diese späteren Verdeutschungen für eine dritte Auflage des Liederbuches bestimmt, auf die ich noch immer zu hoffen wage; ebenso ein paar Ovidische Elegien. Catull bleibt trotz aller Ermahnungen der Kritik ausgeschlossen, nicht etwa, weil mich der reizende Dichter nicht lockte, sondern weil mir hier durch Theodor Heyse das Vortreffliche bereits geleistet scheint.“

Die ersehnte dritte Auflage beschäftigte ihn unaufhörlich. Einen höchst interessanten Einblick in Geibels Schaffensfreudigkeit für das ihm am Herzen liegende Buch gewährt noch sein Schreiben vom 8. November 1878: „Für eine Erweiterung des Inhalts habe ich inzwischen meinesteils vorgearbeitet. Zu den griechischen Gedichten sind freilich — da verschiedene Versuche, Pindarische Stücke wirklich zu verdeutschen, d. h. auch für ein nicht gelehrtes Publikum zugänglich zu machen, schlechterdings nicht glücken wollten, und da

[1]) Die siebente Epode des Horaz, andere Uebersetzung als im klassischen Liederbuch, hatte Geibel schon im „Philologus“ von Leutsch (Göttingen 1869. S. 373) veröffentlicht.

von Theognis das dichterisch Bedeutendste bereits gegeben ist — nur ein paar kurze Epigramme hinzugekommen. Dagegen habe ich das zweite Buch um eine größere Satire und mehrere Episteln des Horaz, sowie um zwei Stücke des Ovid vermehrt und das dritte von zweiunddreißig Oden auf fünfzig gebracht, so daß es jetzt fast alles Lyrische von Horaz enthält, was mir überhaupt der Uebersetzung wert und durch eine solche erreichbar schien."

Es war ihm beschieden, nicht nur die dritte, sondern auch eine vierte Auflage zu erleben. Mit diesen Uebertragungen hat Geibel als Greis das Versprechen eingelöst, welches er einst als Jüngling in den „klassischen Studien" gelobte, an den Anfang so ein fröhliches Ende fügend. Manche der dargebotenen Stücke erschienen ihm in ihrer einfachen Schönheit und Klarheit noch heute als selten erreichte Muster für den Lyriker. In die Horazischen Odenversmaße würde man sich leicht hineinlesen, hoffte er nicht ohne Grund. Unseren Vätern, die noch unter Klopstockischen Einflüssen aufwuchsen, waren sie vollkommen geläufig; und er hat es immer bedauert, daß unserer Jugend der empfängliche Sinn dafür, und mit diesem zugleich das feine Ohr für den Rhythmus des Wortes überhaupt, mehr und mehr verloren geht. In welchem Umfange freilich der moderne Dichter diese Formen noch benutzen soll, ist eine andere Frage. Doch haben Hölderlin und Platen gezeigt, ein wie reicher Inhalt sich in ihnen niederlegen läßt.

Besondere Anregung verdankte Geibel im Winter dem Stadttheater, das damals durch sein Repertoire manche große Residenzbühne beschämen konnte. Höheres Drama und feines Lustspiel waren ungewöhnlich gut. Der Direktor gehörte der Meininger Schule an, die doch trotz aller Uebertreibungen und Einseitigkeiten, zu denen sie Anlaß gab, im großen und ganzen nach Geibels Ansicht sehr wohlthätig auf das deutsche Schauspiel eingewirkt hat, nicht durch die Betonung unwesentlicher Aeußerlichkeiten, wohl aber durch die strenge Forderung eines fest in einander greifenden Zusammenspiels, das ja wiederum nur möglich ist, wenn jeder einzelne seine Rolle vollkommen beherrscht. In der Faschingswoche

Malsburg auf Escheberg sagt: „Hier fand Geibel noch mehr. Der Titel des vierten Buches in seinen Jugendgedichten ‚Escheberg und St. Goar‘ erinnert wehmütig an diese Zeit seines Verweilens in dem Schlosse der Malsburg, welches damals noch von einer schönen, jugendlichen Erscheinung belebt ward; und wenigstens zwei von den Gedichten, die dort entstanden sind, — zwei der volkstümlichsten, die Geibel gedichtet: ‚Wenn sich zwei Herzen scheiden‘ und ‚Wo still ein Herz von Liebe glüht‘ — erzählen eine Geschichte, von der wir nur, in des Dichters eigenen Worten, sagen wollen: O rühret, rühret nicht daran!“

Also nicht Henriette von der Malsburg, nachmalige Gräfin Holnstein, gab die Veranlassung zu diesen Liedern, sondern Cäcilie Wattenbach, der auch in den späteren Sammlungen, namentlich in den „Juniusliedern“ und „Neuen Gedichten“, etliche gelten, sowie die Reihe der bisher unveröffentlichten Poesien.

Für Geibel waren die wonnigen Stunden, welche er mit ihr wieder verleben konnte, ein kurzes, aber unbeschreiblich schönes Glück, dessen warmen Sonnenschein er noch lange nachgenoß. „Es war doch köstlich,“ — schrieb er ihr später — „das zehnfach durchgeschmolzene Gold des Gefühls, das wir einst jahrelang im verschwiegenen Herzen tragen mußten, ohne Scheu ausströmen zu dürfen. Und wenn dann für einen Moment die Jugend mit aller Fülle der Empfindung uns wiederkehrte, wenn die Vergangenheit zur leibhaftigen Gegenwart wurde, warum sollten wir uns nicht auch dessen dankbar freuen als eines himmlischen Geschenks und einer späten Entschädigung für so manche trübe Stunde?“

Eine Freude anderer Art sollte ihm gleichfalls im Monat Mai werden. Theodor Souchay,[1]) der sich ein reizendes Heim in

---

[1]) Souchays Bearbeitung von Geibels Epos „König Sigurds Brautfahrt“ als weltliches Oratorium, komponiert von Arnold Krug, gehört anerkanntermaßen wie sein von demselben Tonkünstler in Musik gesetzter „Fingal“ zu den bedeutendsten, für den Konzertsaal geschaffenen Vokalwerken der neueren Zeit, bei denen Dichtung und Musik auf gleicher Höhe stehen und sich kongenial mit einander verschmelzen. Beide Stücke haben daher in Europa und in

Cannstatt begründet, war schon 1873 mit einem Bändchen „Gedichte“ hervorgetreten, wovon er jetzt erst ein Exemplar an Geibel sandte. Demselben war das Buch als eine Gabe aus des Verfassers Hand doppelt willkommen, übrigens aber keineswegs unbekannt; er hatte es gleich nach Erscheinen für den belletristischen Lesezirkel angeschafft und sich an dem idealen Streben, von dem es Zeugnis giebt, aufrichtig erfreut. Vieles sprach ihn nach Form und Inhalt lebhaft an, besonders da, wo es galt, einfach menschliche Empfindungen auszudrücken oder Stimmungen der Natur wiederzugeben. Hierin lag seines Erachtens der eigentliche Kern aller Lyrik, und so rief er dem Landsmann und Genossen in einem Briefe vom 6. Mai 1875 ein fröhliches „Vorwärts!“ zu. Da beide lange Zeit nicht in der Heimat lebten, so hatten sie sich nur ab und an in flüchtiger Begegnung gesehen und gesprochen, wenn sie sich einmal bei Karl Geibel, welcher in Souchays elterlichem Hause sein Domizil hatte, trafen. Gelegenheit zu näherem Verkehr hätte freilich Theodor Souchays längerer Aufenthalt in Lübeck während des Winters 1870 gegeben; aber damals hatte er noch keine Zeile veröffentlicht, und reines Bescheidenheitsgefühl ließ ihn nicht den stark leidenden Dichter besuchen. „Desto mehr habe ich nachträglich bedauert, Sie damals nicht gesprochen zu haben,“ schrieb Geibel, „wo wir in mündlicher Unterhaltung ungestört mit einander hätten austauschen können. Daß ich im großen und ganzen die hiesige Geselligkeit nicht suche, werden Sie begreifen, da Ihnen die Lübeckischen Kreise und der in ihnen herrschende Mangel an ästhetischer Bildung und Teilnahme nicht unbekannt sind. Um so mehr aber würde es mich erfreut haben, mit jemandem zu verkehren, bei dem ich ein wirkliches Interesse für litterarische Dinge gefunden hätte; und ich bitte Sie daher von Herzen, falls Ihr Stern Sie

---

Amerika bei wiederholten Aufführungen reiche Erfolge errungen. Diese sowie noch viele andere größere Dichtungen für Musik, sehr sangbare Lieder und seine anheimelnde Gedichtsammlung „Frisch vom Herzen“ mit mehreren auf Geibel bezüglichen stimmungsvollen Strophen haben den Namen des liebenswürdigen Poeten schon längst in weitere Kreise getragen.

wieder einmal in die Vaterstadt führen sollte, an meiner Thüre nicht abermals vorüberzugehen." Leider haben sich beide Männer, die trefflich zu einander gepaßt und viele gemeinsame geistige Berührungspunkte gehabt hätten, nicht mehr von Angesicht zu Angesicht gesehen, jedoch in Briefwechsel gestanden. Souchay hat in Schwaben rege Propaganda für Geibel gemacht und auch den Impuls gegeben, daß die ausgezeichnete Tragödin Eleonore Wahlmann-Willführ, welche schon als Brunhild große Erfolge erzielte, an die Einstudierung der Sophonisbe ging. Die Vorstellung im Stuttgarter Hoftheater Anfang Dezember 1882 fiel über alle Erwartung glänzend aus. Spät abends auf der Heimfahrt nach Cannstatt schickte Souchay noch einen herzlichen Glückwunsch an den greisen Dichter. Es war richtig die erste Nachricht, welche ihm die frohe Botschaft verkündete.

Im allgemeinen stand es damals mit Geibels Gesundheit nicht besser als früher, aber auch nicht schlechter. Nur die scharfe, trockene Nordostluft des Frühlings that ihm nicht wohl, und er sehnte sich wieder, wie die Knospen an den Bäumen, die nicht recht zum Aufbrechen kommen, nach milder Luft und Regen. Der Sommer 1875 brachte so schönes Wetter, wie seit Jahren nicht. Geibel hätte im Waldesschatten zu Schwartau, wohin er wieder gezogen war, schwelgen können, wäre ihm nicht das Gehen schwer gefallen. Er besorgte während der sechs Wochen, möglichst viel in freier Natur sitzend, die Korrektur seines „klassischen Liederbuches",[1]) die Frucht kranker Tage, in denen er sich zu freier Pro-

[1]) mit dem Nebentitel: „Griechen und Römer in deutscher Nachbildung." Die Wahl eines passenden Titels hatte viel Kopfzerbrechen verursacht. „Ich hätte gern einen Gesamtausdruck," bekannte Geibel am 29. Juni 1875, „einen mythologischen Namen oder dergleichen, dem dann das Weitere (drei Bücher klassischer Lyrik) gewissermaßen als Erklärung hinzugefügt werden könnte. Schade, daß wir keine Muse haben, welche die verschiedenen Gebiete der Lyrik zugleich repräsentiert!" Am 14. Juli teilte er seinem Verleger Wilhelm Hertz folgendes mit: „Ich habe trotz allen Sinnens, Suchens und Beratens den Titel nicht gefunden, der als die unumstößlich richtige Bezeichnung sofort in die Augen spränge. Was ist mir nicht alles durch den Kopf gegangen oder

duktion nicht frisch genug fühlte und doch von der süßen Gewohnheit rhythmischer Arbeit nicht lassen konnte. Im übrigen hoffte er sich ganz dem Genusse des lang entbehrten Müßigganges hinzugeben. Allein es sollte ihm nicht so gut werden. Unvermeidliche Ehrenaufgaben und weitläufige, nicht abzuweisende Korrespondenzen drängten sich von allen Seiten und in solcher Menge heran, daß er kaum einen Augenblick wirklicher Muße fand. So brach er, unerquickt und angegriffener als zuvor, wieder in die Stadt auf.

Sehr interessierte ihn die Enthüllung des Hermannsdenkmals bei Detmold. Im Geiste stieg er auf den prächtigen Teutoburger Waldgipfel, der das Standbild des ersten Befreiers vom römischen Joche fortan trägt. Er vermochte sich vollkommen dorthin zu versetzen, da er vor vierunddreißig Jahren der Legung des Grundsteins beigewohnt hatte. Ein eigentümlicher Vorfall war ihm von damals im Gedächtnis geblieben. Da die Anschaffung von Bannern zu kostspielig geworden wäre, so hatte man, um die verschiedenen deutschen Länder und Ländchen zu kennzeichnen, zwei- oder dreifarbige Stangen, wie die Feldmesser sie zu brauchen pflegen, im Kreise um die Stätte gepflanzt. Plötzlich aber, mitten während der Feier, erhob sich ein heftiger Windstoß und warf ein paar dieser Stangen herunter. Die eine, die ihm bis dicht vor die Füße rollte, war dunkelrot und weiß gestreift (Kurhessen); wäre die andere, worauf er leider nicht achtete, weiß und gelb (Hannover) gewesen: wer wollte uns hindern, in dem wunderlichen Zufall eine Vorbedeutung zu erblicken?

Weihnachten des vergangenen Jahres hatte er schon zwei Enkel in den strahlenden Lichterglanz des Tannenbaums hineinjubeln sehen. Diesmal wurde den prächtigen Burschen ein Brüderchen, Ferdinand, zum Heilchrist bescheert.

---

entgegengebracht worden! Mnemosyne; Stimmen des Altertums; Feriengaben; altes Gold; Leyer und Flöte (was insofern passend wäre, als im Altertum die Leyer das Lied, die Flöte die Elegie repräsentiert und die Sammlung fast gänzlich aus Liedern und Elegien besteht); schließlich auch noch ganz einfach: Klassisches Liederbuch, in deutscher Nachdichtung."

Kindheit und Tod! Einige Monate darauf bewegte der Heimgang Ferdinand Freiligraths ihn aufs tiefste. Er hatte sich mit ihm in letzter Zeit wieder eifriger geschrieben wegen Ergreifung von Maßregeln gegen den holländischen Nachdruck und nie gedacht, daß er den weit rüstigeren Jugendgenossen überleben sollte. Theodor Souchay in Cannstatt machte ihm Mitteilung über die feierliche Bestattung und legte eine Photographie des Dahingeschiedenen bei. „Sie wird mir ein wertes Andenken bleiben", erwiderte Geibel dankend am 6. April 1876. „Sie giebt, vom stark ergreisten Haar abgesehen, noch ganz den Eindruck, wie ich ihn einst im Leben empfangen: nur das schöne, lebhafte Auge, das so begeistert leuchten und so fröhlich lachen konnte, ist auf immer geschlossen. Wie tief mich dieser für mich ganz unerwartete Todesfall betrübte und erschütterte, brauche ich nicht zu sagen. Meine Trauer gilt zugleich dem hochbegabten Dichter, dem Patrioten und dem einstigen teuren Gefährten glücklicher und gesangreicher Tage. Freilich sind es jetzt mehr als dreißig Jahre her, daß wir, noch im vollen Safte der Jugend, einen köstlichen Sommer zusammen am Rheine verschwärmten, allein wir blieben seitdem, trotz aller Verschiedenheit unserer Anschauungen, bis zum letzten Augenblick getreue Freunde. Wußte doch jeder vom anderen, daß es ihm mit seiner Ueberzeugung voller und heiliger Ernst war."

An den hochbetagten ehemaligen Landrat zu St. Goar, Karl Heuberger, schrieb Geibel: „Deutschland hat an Freiligrath einen mächtigen Dichter, ich selbst habe einen teuren, zuverlässigen Freund verloren, dem ich mich selbst in den Tagen, da unsere Wege am weitesten auseinander gingen, innerlich nie entfremdet fühlte, weil ich die Lauterkeit seiner Gesinnung kannte. Wiederbegegnet sind wir uns leider niemals; doch erhielten häufige Grüße durch vermittelnde Freunde und sparsamere Briefe stets das Bewußtsein in uns lebendig, daß wir einander lieb und wert waren. Wenn Sie Frau Ida sehen, so drücken Sie ihr in meinem Namen herzlich die Hand. Ich hätte das so gern selbst gethan, doppelt gern, da mir die Gabe, bei solchem Anlaß mein Gefühl und meine Teil-

nahme brieflich auszusprechen, absolut versagt ist.“ Ida Freiligraths jugendliches Bild stand noch so klar und edelgeprägt in seiner Seele, als hätte er sie gestern erst verlassen. Deren Schwester, Marie Melos, hatte ihm bald darauf freundliche Zeilen gesandt. Da antwortete er: „Gott tröste die Tiefbetrübte! Daß in solchem Falle mit menschlichem Troste nichts gethan ist, weiß ich aus eigener schwerer Erfahrung. Aber ich weiß auch, daß die Bitterkeit des Schmerzes im ergebenen Gemüte allmählich auslischt und einem treuen, wehmütigen Gedenken Platz macht, das uns in allen guten und schlimmen Stunden ein köstlicher Schatz bleibt.“

Seiner alten Freundin Luise Kugler dankte er damals für ihr Spruchbuch: „Als ich es auf gut Glück aufschlug, traf es sich eigen, daß mir zuerst gerade die Zeilen von Kopisch ins Auge fielen. (‚Niemand soll aus der Welt sich sehnen Und sei er noch so hochbetagt, Und siech und matt. Wer weiß, wer sagt, Wozu der droben ihn aufgehoben? Laßt uns den Herrn im Himmel loben!‘) Darin ist meine ganze Lebensstimmung ausgesprochen. Siech und matt bin ich, aber nicht verzagt und täglich bereit, Gott zu loben. Denn wenn mir auch alles kirchliche Bekenntniswesen völlig fern liegt, so habe ich doch an mir selbst den Segen höherer Führung und Fügung zu oft und zu sichtbar erfahren, als daß ich jemals zum Banner der modernen philosophischen Verneinung schwören könnte.“

In diesem Sinne lebte er noch gern, genoß dankbar jeden schmerzfreien Augenblick und hoffte, sich mit Gottes Hilfe auch bis ans Ende jenen trostlosen Pessimismus vom Leibe zu halten, mit dem jetzt unsere jungen Poeten Staat machen, wiewohl sie noch gar keine Ahnung davon haben, was Leiden heißt.

Eine frische, gesunde nordalbingische Natur begegnete ihm in Wilhelm Röseler aus Neumünster in Holstein. Für dessen Buch „Nordische Eichen“ folgten als Gegengeschenk die „Heroldsrufe“ mit der eigenhändigen Widmung: „Mit herzlichem Danke für Ihre dichterische Chronik empfiehlt sich Ihnen hochachtungsvoll grüßend Ihr alter Kollege.“ Nach der Lektüre aber hielt Geibel das für

nicht genug; hatte er doch einen sehr talentierten Autor, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, in dem Verfasser erkannt. So schrieb er diese Postkarte:

„Lieber Herr und Landsmann! Schon wieder? denken Sie. Aber ich muß Ihnen noch, wenn auch nur in der Flucht, zu erkennen geben, daß mich Ihr dramatisches Fragment ‚Erich und Abel‘ in Ihrem vaterländischen Werke ‚Nordische Eichen‘ ungemein gefesselt hat. Das sind mehr als bloße Jamben: da lodert die Flamme des Lebens, ich höre den Schrei der Möven, das Branden der Schlei und den Wetterschlag, der draußen beginnt und drinnen endet. Die Würfelszene, in der König und Herzog um Schleswig würfeln, ist sogar vortrefflich, man spielt unwillkürlich mit, vor allem aber wird man bei der Lektüre durch die Steigerung selbst mit fortgerissen. Glück auf dem Dramatiker, obwohl man zum Produzieren in dieser Beziehung bei den gegenwärtigen Verhältnissen eigentlich nicht ermuntern dürfte.[1]) Gruß und Handschlag von Ihrem Emanuel Geibel. — Entschuldigen Sie die eilige Bleifederschrift.“

[1]) Schon als Schüler hatte Röseler, der sich inzwischen durch „Dornröschen“, „Brockenteufel“, „Die Barbarina“ u. s. w. bekannt gemacht hat, für Geibel geschwärmt. In den sechziger Jahren besuchte er, Sekundaner der Rendsburger Gelehrtenschule, Lübeck. „Die weiße Mütze mit goldner Borte auf dem Kopfe, den Tornister auf dem Rücken“, so erzählt Röseler, „ging ich mit einem Schulkameraden just über die Puppenbrücke, als uns, wie gerufen, der Mann entgegentrat, den die alte Hansastadt mit Stolz ihren Sohn nennt. Langsam und wie in sich verloren, schritt die untersetzte Gestalt mit dem Knebelbart näher. Es war köstliches Pfingstwetter, aber Geibel sah sehr ernst aus. Er blickte uns scharf an und dachte vielleicht: Das sind Fremdlinge aus Korinth. Wir grüßten ehrfurchtsvoll, und er tippte lächelnd mit dem Finger an den runden Filzhut. Hernach sollten wir ihn noch einmal sehen. Er stand vor einem Laden an der Trave. Am Fenster hing ein durch Sonnenstrahlen vergilbter Bilderbogen von Gustav Kühn aus Neu-Ruppin, auf dem waren kolorierte Holzschnitte mit Bonbonversen. Diese „Bonbons“ hatte Geibel ja wohl alle genossen, er verweilte eine Viertelstunde und las sie der Reihe nach; seinen Mienen merkte man es an, daß er sich, wie man in Plattdeutschland sagt, „högte“. Schmunzelnd, die Hände über dem Rücken gekreuzt wie Jupiter Goethe, bog er dann in die Fischstraße“.

Angeregt durch diesen Stoff, entstand das in den „Spätherbstblättern“ gedruckte Gedicht: König Abels Ende. Schleswigsche Sage.

Ueber Ernst Curtius' „olympisches“ Glück freute er sich damals von Herzen. „Wie muß er sich jetzt gehoben fühlen, nachdem seine unablässigen Bemühungen für Olympia schließlich zu so glänzenden Erfolgen geführt! Er hat sich in der That ein monumentum aere perennius gesetzt, denn alles Schöne, was dort zu Tage kommt, wird mit seinem Namen verknüpft bleiben“, schrieb er an Heinrich Kruse, welcher des gemeinsamen Freundes wissenschaftliche Großthat durch einen Preisgesang verherrlicht hatte, den Geibel vortrefflich, einfach und schön gedacht fand und vollendet im Ausdruck, der nicht zu seinem Nachteil an Schiller erinnerte.

Da das seinem teuren Lehrer und Freunde Johannes Classen in dankbarer Verehrung gewidmete „klassische Liederbuch“, die eigentliche Hauptaufgabe seines Lebensabends, rasch Liebhaber und Käufer gefunden hatte, so wurde jetzt wieder für neue Auflagen fleißig übersetzt. Zuerst ging's an Horaz' große Satire: Hoc erat in votis, ein schön Stück Arbeit und herrlich gelungen. Außerdem übertrug Geibel bloß noch zehn kleinere Oden und kam bald damit zustande, teils weil sich die Motive wiederholen, teils weil die zusammengesetzteren Versmaße dem Deutschen widerstreben. Nur die alkäische, die sapphische und eine der vierzeiligen asklepiadeischen Strophen lassen sich wirklich bei uns einbürgern und werden, wie die Form des Distichons, ein schöner Erwerb für unsere Litteratur bleiben; das übrige läßt sich zwar machen, erscheint aber immer mehr als ein Kunststück denn als Kunstwerk. Auch den Ovid, der neben leichter Ware manches Bedeutende und Charakteristische bietet, gedachte Geibel vorzunehmen. Sehr bezeichnend ist sein eigenes Urteil über seine Leistung: „Der etwas herbe und trockene Ton der ersten Gedichte entspricht dem Original; erst in Theognis und Sappho tritt eine reichere Fülle des eigentlich lyrischen Elements hervor; dagegen sind die Römer schon fast modern, und ich habe mich

bemüht, in ihren Elegien und Oden keine Zeile stehen zu lassen, die ich nicht allenfalls auch in ein eigenes Gedicht gesetzt haben würde." Die zweite Auflage erschien bereits in Jahresfrist. Der Verleger machte nun den Vorschlag, den gesamten Horaz zu verdeutschen. Geibel mußte dankend ablehnen: „Ein wirklicher Lyriker wird niemals den anderen in Bausch und Bogen übersetzen; er kann vielmehr stets nur ausgewählte Stücke wiederzugeben suchen, denen er sich bis zu einem gewissen Grade kongenial fühlt, und die er dem Verständnisse auch des ungelehrten Publikums nahe zu bringen hoffen darf. Alles übrige muß er meines Erachtens solchen überlassen, die bei ihrer Arbeit noch andere, als rein ästhetische Zwecke verfolgen, in unserem Falle den Philologen von Fach. Mit dem, was ich von den Dichtungen des Horaz in der bezeichneten Weise mir anzueignen vermöchte, glaube ich so ziemlich zu Ende zu sein, nachdem ich außer den im klassischen Liederbuch mitgeteilten Stücken noch etwa acht bis zehn Oden und einzelnes aus den Satiren und Episteln übersetzt.[1]) Ich habe diese späteren Verdeutschungen für eine dritte Auflage des Liederbuches bestimmt, auf die ich noch immer zu hoffen wage; ebenso ein paar Ovidische Elegien. Catull bleibt trotz aller Anmahnungen der Kritik ausgeschlossen, nicht etwa, weil mich der reizende Dichter nicht lockte, sondern weil mir hier durch Theodor Heyse das Vortreffliche bereits geleistet scheint."

Die ersehnte dritte Auflage beschäftigte ihn unaufhörlich. Einen höchst interessanten Einblick in Geibels Schaffensfreudigkeit für das ihm am Herzen liegende Buch gewährt noch sein Schreiben vom 8. November 1878: „Für eine Erweiterung des Inhalts habe ich inzwischen meinesteils vorgearbeitet. Zu den griechischen Gedichten sind freilich — da verschiedene Versuche, Pindarische Stücke wirklich zu verdeutschen, d. h. auch für ein nicht gelehrtes Publikum zugänglich zu machen, schlechterdings nicht glücken wollten, und da

---

[1]) Die siebente Epode des Horaz, andere Uebersetzung als im klassischen Liederbuch, hatte Geibel schon im „Philologus" von Leutsch (Göttingen 1869. S. 373) veröffentlicht.

von Theognis das dichterisch Bedeutendste bereits gegeben ist — nur ein paar kurze Epigramme hinzugekommen. Dagegen habe ich das zweite Buch um eine größere Satire und mehrere Episteln des Horaz, sowie um zwei Stücke des Ovid vermehrt und das dritte von zweiunddreißig Oden auf fünfzig gebracht, so daß es jetzt fast alles Lyrische von Horaz enthält, was mir überhaupt der Uebersetzung wert und durch eine solche erreichbar schien."

Es war ihm beschieden, nicht nur die dritte, sondern auch eine vierte Auflage zu erleben. Mit diesen Uebertragungen hat Geibel als Greis das Versprechen eingelöst, welches er einst als Jüngling in den „klassischen Studien" gelobte, an den Anfang so ein fröhliches Ende fügend. Manche der dargebotenen Stücke erschienen ihm in ihrer einfachen Schönheit und Klarheit noch heute als selten erreichte Muster für den Lyriker. In die Horazischen Odenversmaße würde man sich leicht hineinlesen, hoffte er nicht ohne Grund. Unseren Vätern, die noch unter Klopstockischen Einflüssen aufwuchsen, waren sie vollkommen geläufig; und er hat es immer bedauert, daß unserer Jugend der empfängliche Sinn dafür, und mit diesem zugleich das feine Ohr für den Rhythmus des Wortes überhaupt, mehr und mehr verloren geht. In welchem Umfange freilich der moderne Dichter diese Formen noch benutzen soll, ist eine andere Frage. Doch haben Hölderlin und Platen gezeigt, ein wie reicher Inhalt sich in ihnen niederlegen läßt.

Besondere Anregung verdankte Geibel im Winter dem Stadttheater, das damals durch sein Repertoire manche große Residenzbühne beschämen konnte. Höheres Drama und feines Lustspiel waren ungewöhnlich gut. Der Director gehörte der Meininger Schule an, die doch trotz aller Uebertreibungen und Einseitigkeiten, zu denen sie Anlaß gab, im großen und ganzen nach Geibels Ansicht sehr wohlthätig auf das deutsche Schauspiel eingewirkt hat, nicht durch die Betonung unwesentlicher Aeußerlichkeiten, wohl aber durch die strenge Forderung eines fest in einander greifenden Zusammenspiels, das ja wiederum nur möglich ist, wenn jeder einzelne seine Rolle vollkommen beherrscht. In der Faschingswoche

trat sein „Meister Andrea“ wieder einmal vor die Lampen. „Brunhild“ fand eine glänzende Darstellung. Der Eindruck war ein gewaltiger, lautlose Stille wechselte mit stürmischem Beifall, und der Autor selbst fühlte sich den großen Szenen gegenüber mächtig erschüttert. Auch „Sophonisbe“ gelangte jetzt wieder zur Aufführung, Anfang Februar 1877, und die Vorbereitungen dazu nahmen ihn vollständig in Anspruch. Er lebte all die Zeit mehr in Afrika als in Lübeck, und sein Befangensein im eigenen Werke wurde noch dadurch erhöht, daß in denselben Tagen die Korrekturbogen einer dritten Auflage von Cotta eintrafen. Geibel nahm die Sache sehr ernst, studierte fortwährend Rollen ein, wählte Kostüme und Dekorationen aus, hielt Einzel- und Gesamtproben ab, und des Fragens, Ueberlegens und Bescheidgebens war kein Ende. Als das Stück schließlich über die Bretter ging, entsprach der Erfolg der aufgewandten Mühe. Alle Mitwirkenden bis auf den letzten Mann thaten ihr Bestes, das Zusammenspiel war vortrefflich, und sein nun auch heimgegangener Schwager Alexander Michelsen, der die „Sophonisbe“ im Königlichen Schauspielhause zu Berlin gesehen hatte, versicherte, der Gesamteindruck sei trotz der bescheideneren Mittel in Lübeck ein größerer gewesen.

Den Scipio gab der jugendliche Charakterdarsteller Max Grube in einer Auffassung, die, abweichend von derjenigen des Dichters, doch dessen Beifall fand. Grube, gegenwärtig Oberregisseur der Königlichen Schauspiele in Berlin, gehörte der Lübecker Bühne seit dem Herbst 1875 zwei Jahre hindurch an. Seine Erinnerungen an Geibel sind bald nach dem Ableben desselben im „Magazin für Litteratur des In- und Auslandes“ erschienen. Der liebenswürdige Künstler teilte mir dazu u. a. noch folgendes mit: „Geibel zählte, wenigstens in der Zeit, in welcher ich mit ihm verkehren durfte, und in der er viel von Schmerzen geplagt wurde, nicht zu den Autoren, die ihre Erzeugnisse gern und oft vorlesen. Er brauchte dazu besonderer Anregungen. Ihm zuzuhören, war ein großer Genuß. Sein Vortrag war zwar stark pathetisch — hatte doch schon seine gewöhnliche Sprechweise eine Art rhythmischen Schwunges, —

aber dieses Pathos wurde durch die mächtige Innerlichkeit und das gewaltige Feuer völlig aufgewogen und gewann etwas Weihevolles, ich möchte sagen: Hohenpriesterliches. Seine Stimme klang tief wie Meeresgrollen, und er ließ sie mit ihrer nicht geringen Wucht und Kraft ertönen. Außer vielen Gedichten von den gerade damals im Erscheinen begriffenen „Spätherbstblättern" rezitierte er seine „Sophonisbe" und Teile aus der „Brunhild". Ferner erinnere ich mich, einige dramatische Fragmente von ihm gehört zu haben, von denen das eine wohl aus dem Nachlasse herausgegeben zu werden verdiente. Es war das Vorspiel oder der erste Aufzug zu einem „Luther in Rom", wertvoll für die Beurteilung Geibels, weil es den vielverkannten Backfisch-Lyriker von der männlich-kühnsten Seite zeigt. Der Einzelheiten kann ich mich leider nicht mehr entsinnen; doch unvergeßlich ist mir der Schwung des Ganzen und die Schlußwirkung. Der Akt spielte während eines Gelages bei Leo X. Am Ende vernimmt man das Brausen der Volksmenge, welche den päpstlichen Segen erharrt. Der heilige Vater erhebt sich lächelnd und tritt zum Altan mit den Worten: ‚Mundus vult decipi, ergo decipiatur!' . . ."

Dieser Umgang mit dem jugendfrischen, kunstbegeisterten, litterarisch gebildeten Mimen, der ihn ebenfalls durch Darstellung und Inszenierung seines „Meister Andrea" erfreute, sowie die mit der höchst gelungenen Aufführung seiner beiden Tragödien verbundene Unruhe hatten einen günstigen Einfluß auf Geibels Befinden. Auch der Quell dichterischer Produktion begann plötzlich reicher und mächtiger zu fließen. „Nicht wahr," schrieb er seinem lieben alten Schultes, „das Singen verschwört ein echter Dichter nicht!" Er schuf in den Monaten Januar und Februar 1877 mehr, als in den letzten drei Jahren zusammengenommen. Das dramatische Sprichwort „Echtes Gold wird klar im Feuer" ward fertig. An eine theatralische Aufführung der Szenen hatte er niemals ernstlich gedacht; sie erschienen ihm allerdings gut und fein, allein für unsere nach heftiger Erregung und starker Bühnenwirkung verlangende Zeit doch nicht bewegt und spannend genug.

Gleichwohl ist das kleine [illegible] Stück [illegible] mit Beifall gegeben worden.

Außerdem entstanden [illegible] und eine ganze Reihe von Gedichten und Elegien, so daß es [illegible] für die „[illegible]“, welche noch im Laufe des Jahres erscheinen sollen, zu viel wurde. Daß er sich durch diese nicht mehr [illegible] fühlte [illegible], war natürlich, wenn ihm auch dabei die Empfindung, nur auf einer dünnen Brücke zu wandeln, nie mehr [illegible].

Das [illegible] Sommerstunde wurde ihm leider durch den [illegible] und [illegible] [illegible] verkümmert. Der [illegible] [illegible] war der zweite [illegible], an dem sein [illegible] Wolfgang die Taufe empfing. [illegible] einmal kam Geibel nach [illegible]münde, um Besuch zu machen, sondern nur [illegible] oder [illegible] [illegible] in den Schwartauer Wald.

In seiner Stadtwohnung [illegible] wir wieder die Damen vom Hause. Sie fanden ihn [illegible] gealtert. „Er [illegible] recht leidend aus, wurde jedoch in der Unterhaltung [illegible]“, erzählten sie mir. „Besonders sprach er von dem Besuche der [illegible] [illegible]. [illegible] von der [illegible] Berliner Bühne berichten, daß sie bei einer Vorstellung im Opernhause [illegible] [illegible] auf ihrem [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible], das [illegible] meine [illegible] und er lachte [illegible] Ton, ich werde [illegible] [illegible]. Doch immer war [illegible] des [illegible] bei ihm gewesen. So kam das Gespräch auf das Theater. Ein herrlicher Beruf, der des Schauspielers, ich wäre gern ein solcher geworden, doch mein Vater war Prediger, ich konnte ihm das Leid nicht antun. Ich werde auch zu den [illegible] gerechnet, aber ich habe nicht [illegible]. [illegible] bin ich Dichter geworden. Er sprach das mit [illegible] und [illegible], dann fuhr er lächelnd fort: „[illegible] Ihnen schon ein Leben ohne Schulden vorgekommen? Ich habe in meiner Jugend eine heilsame Erfahrung gemacht. In meinem ersten Bonner Semester wurde ich mit einem Studiosus näher bekannt, der mich anpumpte: er brauchte eine größere Summe, doch nur für wenige Tage. Ich gab ihm thörichterweise meinen ganzen,

eben aus Lübeck erhaltenen Wechsel. Kein Bitten, Flehen, Drohen schaffte mir das Geld zurück; hohnlachend versetzte der Leichtsinnige, das Wiedergeben an einen Fuchs sei nicht Sitte. Ich kam in größte Not; da öffnete sich die Thür meiner Bude, herein trat Professor Bleek mit zwei jungen Engländern, die deutschen Unterricht zu haben wünschten, ob ich vielleicht denselben zu erteilen bereit wäre. Natürlich sagte ich mit Freuden zu und fristete so mein Leben. Das ist mir eine gute Lehre gewesen, ich habe fortan nie mehr vergeben, als ich dazu übrig hatte, und mir nie etwas gekauft, was ich nicht bar bezahlen konnte'. — — —"

Trotz alles Zusammennehmens konnte Geibel damals zu keiner recht gedeihlichen Arbeit gelangen. Zur Lyrik fehlte ihm die rechte Stimmung, und ein paar Szenen aus den Albigensern, welche er, durch die Herausgabe des Vorspiels („Nord und Süd". Juniheft 1877) angeregt, noch auszuführen versuchte, wollten nicht glücken. So blieb ihm denn nichts anderes übrig, als wieder zu übersetzen. Das ist immer eine gute Beschäftigung für kranke Tage, da es uns nötigt, alle Gedanken in energischer Anspannung auf einen nicht erst zu suchenden, sondern bereits fest gegebenen Punkt zu richten.

Daneben besorgte er die Schlußredaktion seiner „Spätherbstblätter". Geibel sagt selbst über die neue Sammlung, daß sie einen minder einheitlichen Charakter trägt, als die früheren Bände. „Denn sie enthält nicht, wie diese, die Erzeugnisse einer in sich abgeschlossenen Reihe von Jahren, während deren mich bei allem Wechsel von Freud und Leid doch eine und dieselbe Grundstimmung beherrschte, sondern bringt Gedichte aus den verschiedensten Perioden meines Lebens von der fröhlichen Bonner und Berliner Studentenzeit an bis zu der einsiedlerischen Stille des letzten Winters. Hier und da, wo es mir nötig schien, ist das Entstehungsjahr angegeben; anderes hab' ich absichtlich bunt durch einander gemischt und versteckt und wiederum manchen Stücken durch die Anordnung einen scheinbaren Zusammenhang verliehen, der in der That nicht vorhanden war. Mag das alles denn wirken, wie es kann!"

Das erste Exemplar ging mit folgender Widmung an Cäcilie:

Diese Lieder, die dem Knaben
Wild erblüht im Frühlingsschein,
Mit des Herbstes reichen Gaben,
Nimm sie hin, denn sie sind dein!

Nimm sie hin, wie trüb uns immer
Irrsal und Verhängnis schied,
Dein vergessen konnt' ich nimmer,
Denn du warst mein erstes Lied.

Und mein alterndes Gemüte
Hat's wie Himmelsthau getränkt,
Daß dein Herz in reiner Güte
Wieder nun des Freundes denkt.

Dem Schilderer von Goethes Lilli, Grafen Ferdinand Eckbrecht Dürckheim-Montmartin zu Fröschweiler, jenem hochgemuten elsässischen Edelmann, der, Franzose durch seine Besitzungen, Deutscher von Gesinnung und Bildung, seiner Freude über die endliche Zurückgewinnung von Elsaß-Lothringen als Reichslande lauten Ausdruck verliehen hatte, sandte Geibel ein zweites Exemplar mit der Bemerkung „Windzerriss'nes Laub" und mit nachstehender poetischer Eintragung:

Ihm, der treu dem alten Stamme,
Deutschen Geistes reine Flamme
Fromm gehütet Jahr um Jahr,

Der auf halbverwälschter Erde
Patriarch an seinem Herde,
Deutscher Sitte Vorbild war,

Der in sturmbewegten Tagen
Hoch des Reichs Panier getragen,
Sammelnd die zerstreute Schar,

Der, ein Priester im Versöhnen
Und ein Held im Dienst des Schönen,
Jüngling blieb im greisen Haar,

Biet' ich, froh des innern Bandes,
Mit dem Dank des Vaterlandes,
Was ich sang, in Liebe dar.

Unseres Dichters Dasein ging in der alten einförmigen Weise fort, nur daß der Kreis seines Verkehrs sich immer enger schloß. Eine erfreuliche Abwechselung bot der Besuch des bekannten Bildhauers Heinrich Pohlmann, eines Hannoveraners, der in Berlin lebt. Derselbe hatte im Herbst 1877 bei Geibel anfragen lassen, ob er geneigt wäre, ihm zu einer Büste zu sitzen; und da nichts entgegen stand, so wurde die Sache sofort ins Werk gesetzt. Der Künstler kam nach Lübeck, richtete sich in einem Dachzimmer über der Wohnung des Poeten sein Atelier ein, und letzterer ging täglich dreimal auf eine halbe Stunde hinauf, um ihn in frischer Anschauung zu erhalten. So wurde binnen Wochenfrist das Thonmodell vollendet, das alle, die es gesehen, für ähnlich und ausdrucksvoll erklärten. Herr Pohlmann erzählte mir die Erlebnisse dieser Tage: „Bei meiner Anmeldung resp. meiner ersten Visite sprach sich der Herr Professor dahin aus, daß er schon lange den Wunsch hege, der Nachwelt eine gute Büste von sich zu hinterlassen, da die beiden früher modellierten ihm durchaus nicht gefielen. Daß sich schon andere an dem imposanten Kopfe versucht hatten, wußte ich noch nicht und schritt deshalb nicht ohne Besorgnis, den großen Mann ganz zu befriedigen, ans Werk. Als Arbeitsraum wurde mir eine Kammer angewiesen mit der Aussicht nach Westen auf die mit vielen Schiffen und Masten belebte Trave und auf die Bäume des Walles. Der Herr Professor und seine Nichte halfen Tische und Kisten zusammenstellen, um Thonbüste und Modell richtig zu plazieren. Meine Sorge für das Gelingen schwand bereits nach der ersten Sitzung, da mein Modell mit hingebender Geduld und in der liebenswürdigsten Art sich opferte. Die Arbeit nahm etwa eine Woche in Anspruch und ist mir wohl die interessanteste und angenehmste Zeit meines Lebens gewesen. Obgleich der Herr Professor oft über heftige Schmerzen klagte, welche besonders morgens in ganz auffallender Weise seine Züge

ermatteten und ihnen einen leidenden Ausdruck gaben, so führte er doch stets eine anregende Unterhaltung. Nachmittags litt er weniger, und sein Gesicht wie sein Gemüt waren heiter. Dann erzählte er allerlei lustige Geschichten von seinen Reisen in Griechenland, von seinem Aufenthalt in München und der Tafelrunde, von manchen Veranlassungen für dieses oder jenes Gedicht. In Betreff der bildenden Kunst stand er auf demselben idealen Boden wie als Poet. Unter großer Aufregung geißelte er die jetzige Kunstrichtung, welche den größten Wert auf realistische Wiedergabe der zufälligen Modelle und Stoffe lege, das Ideale und Geistige ganz außer Acht lasse. Solche Kunst müsse dem Untergange entgegengehen. Als Beispiel nannte er einen der berühmtesten Berliner Bildhauer, von dem er sich nicht modellieren lassen möchte. Abends hatte der Dichter gern einige Freunde bei sich und lud mich öfters dazu ein. Er klagte dann gewöhnlich, während seine Gäste Thee tranken, daß ihm die Roggensuppe so schlecht behage. Trotzdem wurde er meist so gesprächig und fröhlich, ja, wenn er das richtige Thema erfaßt hatte, so erregt, daß seine Nichte ihn zu beschwichtigen suchte: ‚Aber, Onkel, beruhige Dich doch, die Leute draußen bleiben ja stehen!‘ — Als die Büste ziemlich fertig war, kamen die Verwandten und Bekannten zur Begutachtung und fanden dieselbe ganz vorzüglich. Mein Original war hoch erfreut und machte die Beschauer auf die ideale Auffassung und den geistigen Ausdruck aufmerksam. Beim Abschiede begleitete der Herr Professor mich bis zu meiner Wohnung und drückte mir mit feuchten Augen und herzlichen Dankesworten die Hand. Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Als ich ihm außer einer Abformung in Originalgröße eine gewünschte verkleinerte Kopie der Büste schickte, schrieb er: ‚Ihre Schöpfung scheint mir in dieser neuen durchgearbeiteten Gestalt nicht bloß den früheren Abguß weit zu übertreffen, sondern, soweit mein Laienurteil reicht, absolut tadellos zu sein, sowohl in Hinsicht auf die äußere Aehnlichkeit der Form, als auch auf die charakteristische Wiedergabe des geistigen Ausdrucks. Alle stimmen in ihrem Lobe überein. Indem ich Sie daher bitte, jetzt auch keinen Zug

mehr daran ändern zu wollen, sage ich Ihnen nochmals meinen wärmsten Dank für all die Mühe, Liebe und Sorgfalt, die Sie auf das gelungene Werk so beharrlich verwenden mochten.‘ ...“ [1])

Angenehm überrascht ward Geibel damals bei einem Spaziergange durch die Fischergrube, an dem neuen Hause von Fritz Harms sein Porträt zu bemerken. „Meinen Kopf neben dem Friedrich Overbecks in ein Medaillon malen zu lassen, ist viel Ehre für mich. Mit der Gesellschaft darf ich schon zufrieden sein.“ Auch machte es ihm Spaß, zu beobachten, wie sich Handel und Industrie seines Namens und Antlitzes bemächtigten. Ein Schiff, das nach ihm getauft worden war, ist leider untergegangen. Er konnte aus Tassen trinken und aus Pfeifen rauchen, welche sein Konterfei trugen; ja sogar Cigarren giebt's, Marke: Geibel. Habana.

In Musik gesetzt waren viele seiner Lieder und Dichtungen, aber nur wenige illustriert und selten derart, daß Geibel beim Anblicke des Bildes den poetischen Zauber wiederempfand, der ihn einst beim Niederschreiben der Verse erfüllt hatte. Gern betrachtete er wohl noch gelegentlich die einst durch Albertine von Hochstätter und Luise Kugler bewirkte Illustration des „Morgenländischen Mythus“. Von ihnen im Jahre 1847 dazu aufgefordert, sang er jene sehnsuchtsvolle Liebes-Fabel des traumseligen Orients, schon durch den märchenhaften Schauplatz die künstlerische Phantasie zu anmutigen

[1]) Pohlmann hat auch Geibels Statuette nach dem Leben gefertigt und dessen rechte Hand, die so wundervolle Lieder schrieb, in kararischem Marmor ausgeführt. — Die Berliner Nationalgalerie wird nun wohl endlich die Büste oder ein Bild von Geibel aufstellen, der in so mannigfachen Beziehungen zur Hauptstadt und zum Herrscherhause Preußens und Deutschlands gestanden, der als Poet und Prophet gesungen und gesagt hat, wovon noch Jahrhunderte wiederhallen. Schon seit mehr als einem Decennium habe ich die Verwirklichung dieses meines Wunsches erhofft, den ich öffentlich ausgesprochen, jetzt rege ich die Sache nochmals an: ihm, Emanuel Geibel, gebührt ein Platz in der Nationalgalerie, wie auch im neuen Reichstag, als „Kaiserherold“. Der Verein für die Geschichte Berlins dürfte für eine Votivtafel am Enckeplatz Nr. 3, wo der Dichter gewohnt, Sorge zu tragen haben, der Magistrat aber einer Straße Geibels Namen beilegen.

[illegible]

[illegible]

[illegible] gemacht, er konnte dasselbe nicht aus der Seele loswerden, zumal es auch in der Natur Herbst geworden war, wodurch seine Stimmung um so tiefer herabgedrückt wurde, welche endlich Verkörperung fand, indem ihm fast unbewußt der Wald am Bergeshange unter dem Stifte entstand, rein aus innerster Empfindung hingeworfen. Was lag wohl näher, als das Blatt dem Sänger zu widmen? Aber schien ihm die Zeichnung allein zu einfach, es mußte ein glänzendes Gewand beschafft werden. So malte er Dedikation, Titel- und Textblatt, alles im Stile der mittelalterlichen Miniaturen, eine Kunstäußerung, die ihm, dem Romantiker, nahe lag. Die Gabe, kurz vor Weihnachten 1877 nach Lübeck gesandt, bereitete Geibel eine hohe und reine Freude. Es ergriff ihn ganz eigen, die Stimmung, welche ihn beim Dichten des Oktoberliedes beseelte, nun durch Meisterhand mit den Mitteln einer anderen Kunst so wirksam und verständnisvoll bis ins Kleinste wiedergegeben zu sehen. Denn nicht bloß das schöne, von ernster Wehmut durchhauchte Landschaftsbild selbst mit seinen entlaubten Bäumen und ziehenden Vögeln entsprach vollkommen dem Gefühlsinhalte seines Gedichtes, sondern auch der sinnreiche Schmuck des Titelblattes und der in gedämpften Herbstfarben prangende Text waren dem Künstler zu ausdrucksvollen Symbolen derselben Empfindung geworden. Als Geibel sich in die Betrachtung versenkte, ward es ihm wieder recht klar, wie Landschaftsmalerei und Lyrik schwesterlich Hand in Hand gehen, indem beide der Natur ihr Geheimnis ablauschen und ihre stumme Sprache, jede in ihrer Weise, zu deuten wissen.

Er schrieb dem Maler wärmsten Dank und schickte ihm seinen eben erschienenen letzten Band, durch welchen ja auch ein leiser Hauch spätherbstlicher Trauer hindurchweht.

Kutschmann faßte nun den Plan, eine Anzahl Gedichte von Geibel zu illustrieren und herauszugeben. Derselbe war entzückt von der Idee und lud den Künstler nach Lübeck ein. Es sei mir gestattet, bei diesem Lichtpunkte im Leben unseres Dichters ein wenig zu verweilen.

Noch niemandem war es eingefallen, lyrische Stimmungsbilder zu seinen Liedern zu zeichnen. Vorzüglich geeignet erschienen ihm hierfür:

Oktoberlied. Nun braut es herbstlich auf den Auen.
Am Meer. Nach dem Sturm am Himmelsrande
Schwebt der Mond um Mitternacht.
Auf der Reise. Wie war's im Saal und Garten friedlich dort,
Wie kühl und still der Kreuzgang.
Auf der Haide. Durch die weite wüste Haide
Trägt mein Roß mit meinem Leide.
Hünengrab am Strande. Mächtig getürmt aufs Meer hin schauen
die Mäler der Hünen.

Zu gleichem Zwecke holte er ein in keine der Sammlungen aufgenommenes Gedicht hervor, das etwa dreißig Jahre lang verborgen in einer Mappe lag und so lautet:

Vom Kloster, wo ich Rast hielt, zog ich fort,
Hinauf den Bergpfad unter grünen Buchen.
Wie war's im Saal und Garten friedlich dort,
Wie kühl und still der Kreuzgang, recht ein Ort,
Das Eine, was uns Not ist, fromm zu suchen!
Ich denk' mir's schön, in diesen reinen Hallen,
Das Auge stets gewandt zum ew'gen Licht,
In des Gebets, in der Betrachtung Pflicht
Windstille Bahnen sinnend auszuwallen —
Und doch, und doch! Ich könnt' es nicht.
Fast schauert's mich. Und wie nun fern im Winde
Der Mönche dunkler Frühgesang verhallt
Und nur der Wipfel Brausen rings noch schallt,
Jauchzt wie befreit mein Herz, und ich empfinde
Dich wieder froh, o Herr, im grünen Wald.

Ueber dem Prüfen und Wählen dieser Texte war die Zeit des Abendessens herangekommen, für den Künstler ein unvergeßliches, ernst-heiteres Mahl. „Was trinken Sie? Rotwein oder Rheinwein?“ Der Gast bat sich letzteren aus. „Sehen Sie, das ist das Rechte!“ hieß die Antwort. „Den Rheinwein hat der liebe Gott für die Künstler und Poeten wachsen lassen, der Rotwein ist Philistergesöff, man kann dabei nicht singen und fröhlich sein.“ Beide sprachen dem Glase wacker zu und gerieten in immer lebhafteres Tempo der Rede. Geibels erst etwas verdunkelte Stimme wurde klarer und tönender und klang bald wie Glocken und Donner. Den Höhepunkt erreichte die Weihe des Abends, als er anfing zu deklamieren:

> Durch die weite wüste Haide
> Trägt mein Roß mit meinem Leide
> Matt mich fort, der Abend graut.

Kutschmann hat später oft gewünscht, diese Klangfülle, den Wohllaut der Verse, die dem Munde des Dichters entquollen, auch nur annähernd zu schildern; er hatte ähnliches nie wieder gehört, war so nie wieder ergriffen worden wie von dieser Unmittelbarkeit des Vortrags. Das war nicht mehr das Organ eines kranken Greises, sondern eines kraftvollen, feurigen Jünglings. Dem Gast erschien's wie eine Erfüllung der Verheißung Mephistos:

> Du wirst, mein Freund, für deine Sinnen
> In dieser Stunde mehr gewinnen
> Als in des Jahres Einerlei —

nur in einer edleren Deutung und nicht in des Jahres, auch in des Lebens Einerlei. — Sie redeten über viele zeitgenössische Poeten; überall lautete Geibels Kritik milde und gerecht, bloß dem Unglauben und dem modernen Materialismus gegenüber war sein Urteil scharf und schneidend. „Sie können die Herzen lenken nach Gefallen; wehe ihnen, wenn sie es zum Bösen thun! Je süßer das Gift und je schöner die Form, um so verderblicher, je höher

die Gabe und je schlechter angewandt, um so größer wird die Verantwortung sein am Tage des Gerichts. Aber sie haben Ohren und wollen nicht hören.“ — In einem Zimmer hing das bekannte Porträt Geibels von der Hand Kaulbachs, eine lebensgroße Kohlenzeichnung. Wie Kutschmann seine Bewunderung über die schöne Arbeit äußerte, bemerkte der Dichter lächelnd: „O ja, die Zeichnung ist sehr schön, nur hat er seinen bekannten Ungarnhäuptling aus mir gemacht.“ — Es war tief in der Nacht, als der Maler sich nach einigen Gläsern Grog verabschiedete.

Nach zwei Jahren, 1879, erschien das der Frau Kronprinzessin von Deutschland und Preußen gewidmete Heft (Zwölf Folioblätter) und war schnell vergriffen. Geibel war stolz auf das Werk. Das mächtig beschattete Hünengrab mit dem Blick auf die langanrollenden Meereswellen und die steilen Uferhöhen glich vollkommen dem Gemälde, das ihm bei der Konzeption der illustrierten Stelle vor der Seele schwebte: ein Stück Ostseestrand, wie es charakteristischer kaum gedacht werden konnte. Auch die Zeichnung „Auf der Reise“ war ganz aus den Intentionen des Dichters heraus entstanden; die ernste Stille, in die sich eine gewisse Dumpfheit mischt, der vorn verschattete und doch nicht zu enge Raum, der einsam buschumwucherte Bogengang, die versinkenden Kreuze, welche an die Ruhe des Grabes mahnen, alles das war echt künstlerisch empfunden, ebenso der Gegensatz des frischen, urwüchsigen, von einem hereinbrechenden Sonnenstrome durchflossenen Waldes. Auf dem Haidebild gab die von Lachen zerrissene Erdformation die Stimmung des Wüsten und Unwirtlichen vortrefflich wieder. Das prächtige Titelblatt mit seiner geschmackvollen Anordnung und glücklichen Farbenwahl erinnerte ihn an den Schmuck mittelalterlicher Handschriften. Er konnte sich nicht satt sehen und faßte sein Urteil dem Künstler gegenüber zusammen in das alte Wort: Finis coronat opus.

Das Ende.

Die letzten Lebensjahre des Dichters sollten noch einmal durch das Wiedersehen mit Cäcilie Wattenbach verklärt werden. Geibel hatte ihr im November 1877 geschrieben: „Wüßten Sie nur, wie innig mich oft darnach verlangt, endlich einmal wieder ein paar Stunden ganz ungestört mit Ihnen zu verplaudern! Wenn im herzlichen Vertrauen ein Wort das andere giebt, läßt sich ja einer verständnisvollen Seele gegenüber so vieles aussprechen, was sich ungern der Feder bequemt; und je älter und einsamer ich werde, und je mehr ich deshalb in der Welt der Erinnerungen lebe, um so schmerzlicher empfinde ich den Mangel, daß ich hier niemand mehr habe, gegen den ich über die sturmvollen, aber schönen Tage einer reichen Vergangenheit mein Herz ausschütten dürfte. Ihnen aber könnte ich jetzt alles sagen, völlig offen und ohne die Furcht, daß Sie mich mißverstehen oder in dem Inhalt meiner Bekenntnisse nur Thorheiten und Verirrungen sehen würden."

In den ersten Tagen des August 1878, gerade als Wattenbachs bei Geibel waren, überbrachte dessen Schwiegersohn die fröhliche Botschaft von der Geburt eines fünften Enkels, der am 15. September in der Taufe den Namen Otto erhielt.

Diese abermalige Begegnung mit der Jugendfreundin that seinem Herzen unendlich wohl. Cäcilie, die mit den Ihrigen von Lübeck aus weiter reiste nach Glücksburg und nach Rundhof in Angeln zu der Familie von Rumohr, sandte ihm von dort Grüße und eine mit frohen und wehmütigen Herbsterinnerungen reizend ausgeschmückte Schale. Als sie ihm kurz darauf zum Geburtstage schrieb, da — hatte er die Nacht von ihr geträumt! „Giebt es einen geheimen Zusammenhang im Seelenleben örtlich getrennter Menschen, ein Hinauswirken des Gedankens in die Ferne, oder war es bloßer Zufall, daß ich, nachdem Sie, liebe Cäcilie, am Abend des sechzehnten an mich geschrieben, in derselben Nacht

lange und lebhaft von Ihnen träumte? Nichts Außerordentliches oder Bedeutungsvolles, aber alles merkwürdig klar und bestimmt. Wir reisten allein miteinander in die Welt hinein und saßen uns im offenen Wagen gegenüber. Die Sonne schien, die Bäume und Büsche blitzten im Tau, und weite in der Ferne verduftende Landschaften flogen in raschem Wechsel an uns vorüber. Ob und was wir während der langen Fahrt geredet, weiß ich nicht mehr, aber ich empfand mich wie von einem Gefühl unaussprechlichen Glücks durchdrungen, wie wir es eben nur im Traume kennen. Endlich hielten wir auf einer Anhöhe vor einem großen Gasthofe still und stiegen aus. In dem Augenblick aber, da ich Ihnen den Arm bot, um Sie die Treppe hinaufzuführen, hörte ich die Marienglocke Vier schlagen und erwachte. — Verzeihen Sie, daß ich Ihnen von so luftigen Dingen schreibe! Traum ist freilich Schaum, aber die freundlichen Bilder, die mich in jener Nacht umgaukelten, haben mich lange begleitet."

Ohnehin hätte Geibel gar wenig Erlebtes zu berichten gehabt, denn seine Tage flossen sehr still und eintönig dahin.

Furchtbar erschütterte ihn im Sommer 1878 der unerhörte Frevel in Berlin, das Nobilingsche Attentat auf Kaiser Wilhelm I. „In welchen Zeiten leben wir? Möge es Gott gefallen, in seiner Gnade das Aeußerste abzuwenden und uns das Leben des geliebten Kaisers zu erhalten!"

Besuche von auswärts brachten noch hin und wieder eine Abwechselung.

Im Oktober 1879, gerade nach Vollendung der Escheberger Elegie, überraschte ihn Henriette Gräfin von Holstein, seines Mäcens von der Malsburg Tochter. Ihr von Fräulein van der Embde in Kassel gemaltes Jugendbildnis, das lieblichste rosenwangige Gesichtchen mit blonden Ringellocken und schöner Büste, hatte ein Jahr vorher die Besitzerin, Adelheid von Baumbach, für Geibel photographieren lassen. Durch Erfüllung dieses Herzenswunsches war ihm eine große Freude bereitet worden. „Ich finde", schrieb er in seinem Dankbriefe, „das Bild auch in dieser Gestalt

vortrefflich und vermisse die Farben kaum. Zuerst konnte ich mich gar nicht daran satt sehen; ich fühlte mich wie durch Zauberschlag in die köstliche Escheberger Zeit zurückversetzt, und es kam wie ein warmer Strahl von Jugendglück über mich. Ach, das Alter hofft ja auf keine irdische Zukunft mehr, seine Gegenwart wird von Tage zu Tage einsamer, und fast alle seine besten Schätze liegen in der Erinnerung. — Darf ich Sie bitten, sich das beifolgende Buch als bescheidene Gegengabe freundlich gefallen zu lassen? Es ist die jüngste Sammlung meiner Gedichte und wird auch wohl die letzte bleiben, da mein Zustand sich leider fortwährend verschlimmert und das schadhafte Instrument keinen reinen Ton mehr giebt. — Den Escheberger meinen herzlichsten Glückwunsch zum eröffneten Ausblick in die Zukunft!" Jetzt stand das Original des Porträts vor ihm, und sie durchsprachen beide die unvergleichlich schönen Tage aus der Jugendzeit.

Einmal kam auch sein alter Freund Wilhelm Hemsen, weiland Hofbibliothekar des Königs von Württemberg, aus Stuttgart, ein gründlicher Kenner aller Litteraturen und der geistreichste Mensch seines Jahrhunderts, einmal Professor Scherer aus Berlin, mit dem er sich ein paar Abendstunden vortrefflich unterhielt. Sie hatten sich bald in Goethe vertieft und redeten namentlich über die Nausikaa und über das schöne Fragment der Achilleis, diesen viel zu wenig beachteten Schatz. Da konnte Geibel beim Weine noch ebenso schwärmen und fröhlich sein, wie vor Zeiten.

Das Theater gewährte ihm leider diesen Winter, wie auch schon im vorigen, wenig Freude und Anregung. Man gab fast nur Opern und mittelmäßige Lustspiele. In der letzten Saison hatte die Vorführung klassischer Stücke geradezu einen peinlichen Eindruck auf ihn gemacht, der durch die glückliche Belebung einzelner Rollen nicht aufgehoben wurde. Aus Carlos und Egmont war er recht verstimmt nach Hause gekommen. Auch Lindners Bluthochzeit hatte ihm einen widerwärtigen Nachgeschmack hinterlassen, an dem freilich wohl der Dichter den größeren Teil der Schuld trug. Mit Recht klagte Geibel, daß es mit unserem modernen Drama

übel aussähe und ihm kein neues Stück der Auszeichnung des wieder zur Verteilung gelangenden Schillerpreises wert schiene.

Der Lübeckische Stadttheater-Direktor besaß wenigstens die Klugheit, sich an das höhere Drama nur ganz selten zu wagen. Dennoch ging der Dichter gewohnheitsmäßig in den Musentempel, nicht sowohl um des Kunstgenusses als um des bequemen Ausruhens willen. Man kann eben nicht immer allein sein und über den Büchern brüten.

Lektüre wurde mehr und mehr seine Hauptbeschäftigung; er folgte eifrig der schönen Litteratur. Von den Wissenschaften interessierte ihn ausschließlich Geschichte. Vielfache Anregung, Belehrung und Ermutigung schöpfte er, wie er schon 1872 bekannte, aus Treitschkes historischen Schriften. Treitschke war fast der einzige politische Autor, mit dem Geibel sich vollständig zu befreunden wußte, da er, frei von allem doktrinären Vorurteil und Phrasentum, die deutschen Dinge wieder in ihrem tiefsten Kern und Wesen erfaßt und sie nicht nach einer geistreich ersonnenen Formel zugeschnitten, sondern in freiem und lebendigem Wachstum entwickelt sehen will. — Mit großem Vergnügen vertiefte er sich auch in Wilhelm Wattenbachs Buch über das römische Papsttum, woraus er willkommene Begründung alter Ueberzeugungen gewann. „Vortrefflich ist es," schrieb er der Schwester am 3. November 1876, „wie Wilhelm einerseits die Berechtigung, ja die Notwendigkeit und den Segen eines starken geistigen und geistlichen Mittelpunktes für die Zeiten versinkender Kultur und einbrechender Barbarei nachweist und doch wieder von vornherein die historische Nichtigkeit aller jener Voraussetzungen darthut, auf welchen die heutige Kirche das Gebäude ihrer willkürlichen und maßlosen Ansprüche aufführt." — Die Goethelitteratur verfolgte Geibel mit Aufmerksamkeit. Die neu erschienenen Briefe der „Frau Rath" sagten ihm durch ihre köstliche Lebensfrische und den gesunden Humor sehr zu; aus diesen ursprünglichen Blättern müsse man, erklärte er, Goethes Mutter kennen und lieben lernen, nicht aus Bettinas vielfach mit willkürlicher Zuthat versetzten Berichten. Als Hermann Grimms

Buch über Goethe ihm 1876 von dem Verleger zuging, dankte er letzterem: „Ich verspreche mir vielen Genuß. An geistvollen Aus- und Umblicken, an überraschenden Beleuchtungen und feinen Bemerkungen ist kaum ein anderer Schriftsteller so reich, und seine bis ins einzelne gehende, aus schriftlichen und mündlichen Quellen geschöpfte Kenntnis der Goetheschen Verhältnisse setzt ihn in den Stand, oft auch da noch neues zu bieten, wo der Gegenstand bereits durch andere erledigt schien.“ Nach geschehener Lektüre äußerte er: „Wie viele überraschende Ausblicke von den altvertrauten Pfaden eröffnet es nach allen Seiten, wie neu erscheint so vieles Bekannte durch diese Zusammenstellung und Beleuchtung! Lavaters befangender Einfluß und die Beziehungen zu Lotte Kestner, Maximilian Brentano, Lilli und Charlotte Vulpius sind mir nie so lebendig entgegengetreten. Am dankbarsten aber bin ich für die Darstellung des Verhältnisses zwischen Goethe und Schiller: mir däucht, die grundverschiedenen und eben darum sich ergänzenden Naturen unserer beiden großen Dichter sind noch niemals in ihrer tiefsten Eigentümlichkeit so klar erfaßt und geschildert worden: hier Schiller, der rastlos strebende, nie sich genugthuende Geist, der, stets das Publikum im Auge haltend, mit dem Bedürfnisse raschen Erfolgs seine Stoffe draußen sucht, sie mit dem vulkanischen Feuer seiner Begeisterung bewältigt und, wo ihm augenblicklich einmal die poetische Fülle ausgeht, diese, ohne sich dadurch aufhalten zu lassen, durch energische Gedankenarbeit zu ersetzen sucht: dort Goethe, der unbekümmert um das Urteil der Welt nur in sich wachsen läßt, was seiner Natur gemäß ist und mit der Ruhe des Genius geduldig wartet, bis sich ein Stück seines inneren Lebens, zur Dichtung geworden, leise von ihm ablöst; hier der unermüdlich nach dem höchsten Preise ringende Dramatiker, dort der große Lyriker, der auch dann Lyriker bleibt, d. h. das eigene Subjekt künstlerisch darstellt, wenn er einmal die dramatische Form wählt. Denn Faust und Mephisto, Tasso und Antonio, Clavigo und Carlos, ja Egmont und Alba sprechen nur die verschiedenen Seiten seines Wesens in gesonderten Gestalten aus.“ Creizenachs Publikation über Marianne

von Willemer fesselte ihn trotz der trockenen Behandlung nicht minder: „Um ihr Verhältnis zu Goethe schwebt ein wundervoller Duft; wir sehen hier die innigste Herzensneigung, der gewiß ursprünglich ein leidenschaftlicher Beisatz nicht fehlte, schließlich im zartesten Feuer der dichterischen Phantasie zu reinster Idealität verklärt. Die Briefe sind fast so reizend wie die Suleikalieder.“ Außerordentliche Teilnahme bekundete er für Lillis Bild, das wesentlich auf sein Betreiben Graf Eckbrecht Dürckheim, dessen Gemahlin eine Enkelin von Goethes Braut Lilli Schönemann war, entwarf. „Vor diesem reinen und würdigen Bilde muß alles voreingenommene Gerede verstummen. Wer in seiner Entwickelung eine so ungewöhnliche Charakterstärke und bei solcher weiblichen Anmut und Liebenswürdigkeit ein solches Maß von Opfermut und Pflichttreue zu entfalten vermochte, wie es Lilli gethan hat, in dem kann auch von Anfang her keine Ader von leichtfertig spielender Koketterie gewesen sein.“

In der modernen Belletristik stellte Geibel Theodor Fontanes Roman „Vor dem Sturm“ am höchsten, sowohl in Bezug auf die lebendige Zeit- und Charakterschilderung, als auch wegen der schönen und ernsten Gesinnung, von der das Ganze getragen erscheint. „Unsere neueste erzählende Litteratur hat uns Aufregenderes und geistreicher Zugespitztes, vielleicht auch im einzelnen Glänzenderes gebracht, aber ich wüßte kaum ein Werk zu nennen, das mir einen so wohlthuenden Gesamteindruck hinterlassen hätte.“ Nur bedingt lautete sein Lob über die Arbeit eines unserer berühmtesten Schriftsteller der Gegenwart. Ungestörter erfreute er sich an manchem, was die durch Heyse herausgegebenen Schriften von Hermann Kurz enthalten; seine Schilderungen aus dem altbürgerlichen Kleinleben erschienen ihm zum Teil meisterhaft. Von den neuen schönwissenschaftlichen Büchern wollte ihn sonst wenig recht ansprechen. „Bin ich älter und unempfänglicher geworden?“ fragte er, „oder geht es mit unserer Litteratur wirklich abwärts?“

Gedichtet hat Geibel in der letzten Zeit gar nichts mehr. Die Ruhepausen, die sein Uebel ihm noch gönnte, waren zu kurz, als

daß eine volle und reine Stimmung darin reif werden konnte. Doch suchte er bisweilen in seinen Mappen nach und holte dies oder jenes Manuskript hervor, um es auszufeilen. Beim Durchblättern der Papiere fand er eine kleine Elegie „Sechster November", welche Cäcilie gehörte, und wovon er ihr deshalb eine Abschrift schickte. Sie stammt aus der Zeit des Wintertagebuches und sollte einem Cyklus von „Jugenderinnerungen" eingereiht werden, der leider unvollendet blieb. Diese Distichen brachten ihr einen freundlichen Klang aus der Jugend, schildern sie doch den süßen Moment ihrer ersten Bekanntschaft:

Ach, schnell rann uns die Zeit, schon drängte die Sitte zum Aufbruch.
Stumm nur bot sie mir noch leisesten Druckes die Hand,
Aber ein zärtlicher Blick sprach: Komm bald wieder! Und wortlos
Jauchzend, trunken von Glück stürmt' ich ins Freie hinaus. — —

Wie weit lag diese köstliche Stunde hinter ihm, hinter ihr! Cäcilie sandte als Gegengabe ihrem Emanuel ein altes, grünes Büchlein, Tagebuchblätter, welche sie im August 1836 angelegt und fortgeführt hatte. Er las diese Bekenntnisse mit tiefer Rührung und hätte um das, was ihm unbewußt verloren gegangen, heiße Thränen weinen mögen. „Aber wie schwer haben wir uns damals selbst das Leben gemacht! Wie viel unschuldiges Glück uns dadurch verkümmert, daß wir uns in jugendlicher Befangenheit nicht ganz offen zu geben wußten! Glauben Sie mir, daß auch mich das Unausgesprochene oft tief beklemmte, und daß ich nicht ohne innere Kämpfe durch jene Zeit gegangen bin. Es trifft sich eigen, daß ich gerade aus denselben August- und Septembertagen 1836 die Bruchstücke eines alten Liederheftes besitze. Ich lege sie Ihnen bei, als treues Spiegelbild meiner damaligen Stimmungen."

Im April 1880 sahen sich beide zum letztenmal.

Doch zurück zur Gegenwart! Den ganzen kommenden Sommer blieb Geibel an die engste Scholle geschmiedet und brachte es nicht einmal zu einem bescheidenen Ausflug nach Travemünde. Es war eine doppelt sorgenvolle Zeit, da seine Nichte schwer erkrankt dar-

niederlag. Nach ihrer Genesung konnte er noch lange nicht die heftigen Gemütserschütterungen verwinden, und seiner guten Stunden wurden immer weniger. Abends kamen wohl sein Schwiegersohn und seine Tochter oder irgend ein Freund, oder er ging auf ein paar Akte ins Theater, um Musik zu hören oder ein neues Stück zu sehen. Allein die mittelmäßige Darstellung mittelmäßiger Dramen behagte ihm wenig, und jener häusliche Verkehr befriedigte zwar seine gemütlichen, indes auf die Dauer nicht seine geistigen Bedürfnisse. Die Freude eines reicheren Gedankenaustausches ward ihm gar selten und eigentlich nur, wenn ein günstiger Wind einmal einen fremden Zugvogel in sein stilles Heim verschlug. So besuchte ihn Classen vor seinem Aufbruche nach Italien, unverwüstlich frisch und lebhaft wie immer und sichtlich gehoben durch die ihm bei seinem Jubiläum von allen Seiten entgegengebrachte Teilnahme. Geibel freute sich, daß dessen vielbewegte, oft mühevolle Laufbahn nun in dieser lebenslang ersehnten römisch-griechischen Reise einen schönen und glänzenden Abschluß finden sollte. Auch überraschte ihn wieder Professor Scherer, mit dem er nach Herzenslust über litterarische Dinge redete. Vor allem nahm dessen geistvolle Ergänzung des Goetheschen Nausikaafragments sein Interesse gefangen. Die in einem Aufsatze der „deutschen Monatshefte“ darüber niedergelegten Ansichten las Geibel nachmals mit Vergnügen. In allen Hauptsachen schien ihm hier das Richtige getroffen zu sein und so der annähernde Genuß eines Werkes ermöglicht, von dem wir nicht genug beklagen können, daß es nicht vollendet ward. Denn der Stoff entsprach, wie kaum ein anderer, Goethes innerster Natur, und Geibel gesteht, daß er es nicht begreifen würde, wie Goethe ihn später fallen lassen konnte, wenn ihm nicht mit seinen Albigensern ganz Aehnliches geschehen wäre. Auch hier lag eine Aufgabe vor, an der er alle seine besten Kräfte hätte entfalten können. Aber er wurde durch seine Berufung nach München in der Arbeit unterbrochen, und als er sie nach Jahren wieder aufzunehmen versuchte, war es zu spät; der Guß war kalt geworden, und er fand den Ton für das so glücklich begonnene Stück nicht wieder.

[illegible]

[illegible] mit Ferdinande von Brackel [illegible]: „Professor Geibel sah schon recht leidend aus, hatte aber viel geistige Frische und Regsamkeit. Es waren prächtige Stunden. Ich bewunderte sehr seine innere Bescheidenheit, die ihm von vielen abgestritten wird, so daß ich sie ausdrücklich erwähne. Ich hatte ihm einiges über seine Dichtungen gesagt, wie reiz- und klangvoll seine Sprache, wie edel und rein seine Gedanken. ‚Aber ich habe nichts Großes und viel Unbedeutendes geschrieben‘, gab er als Antwort, so einfach, so ungeschminkt, daß es mich rührte. Im Herbst 1881 brachte ich noch einmal den Abend bei ihm zu. Er war gealtert und kränker geworden, indes ungemein gesprächig und angeregt. Wir unterhielten uns erst längere Zeit allein in seinem Arbeitszimmer. Er sprach von den neuesten dramatischen Schöpfungen, stellte Wilbrandt hoch und wollte mich auch zu dramatischen Versuchen ermuntern, zu denen er Talent in meinen Erzählungen zu entdecken glaubte. Ich er-

widerte ihm, daß es ein Gebiet sei, das für die Frauen gefährlich und meist ihrer Veranlagung zu fern liege, da uns die festen Regeln und der architektonische Bau des Dramas nie in Fleisch und Blut übergingen. Er äußerte sich dann noch freundlich über meine Novellen. Später bat er mich zum Souper. Da wurde er immer animierter, brachte Toaste aus und wies jede Ermahnung seiner Verwandten mit den Worten zurück: ‚Laßt mir doch die gute Stunde, ich fühle mich wieder einmal jung und froh!‘ Anschließend an eine frühere Unterhaltung über religiöse Anschauungen, wo wir sehr verschiedener Meinung gewesen, wandte er sich zu mir und sagte: ‚Mein Leiden ist ein schweres Kreuz; aber ich will nicht klagen, da Gott es geschickt.‘ . . .“

Geibels körperliche Schwäche wuchs mehr und mehr, und das Gehen, zumal das Treppensteigen — zwei Etagen hoch — wurde ihm immer beschwerlicher. So bezog er denn im September 1880 das ehemals Martysche Haus in der Königstraße Jakobi-Quartier 696 (jetzige Nummer 12), welches sein Schwiegersohn gekauft hatte. Er dankte Gott, als der Umzug glücklich von statten ging. Eine breite, bequeme Treppe führt zum ersten Stock, wo des Dichters Studierstube und Schlafzimmer nach vorn heraus lagen. Durch erstere gelangte er in den nebenan befindlichen Speisesaal.

Ob die neuen Räume ihm noch zur Heimat werden sollten? Der Gedanke beschäftigte die Seinen, welche nur mit den ernstesten Befürchtungen in die nächste Zukunft blickten.

Ein Sonnenstrahl war für ihn die Geburt eines sechsten Enkels, Walter mit Namen, und nach Jahresfrist einer Enkelin, welche der verstorbenen Großmutter zu Ehren Ada heißt.

Jede geistige Anstrengung blieb ihm bei den anhaltenden Körperschmerzen versagt. Die einzig besseren Stunden kamen spät Abends, die er nur zur Zerstreuung oder zum Vergessen der Leiden und zum Ausruhen von denselben gebrauchen durfte. Noch zweimal, im Sommer 1881 und 1882, verweilte er in Travemünde, wo er schon lange nicht gewesen. Hatte der Wechsel der Luft in ersterem

Jahr keinen vorteilhaften Einfluß, so gestaltete sich der nächste Sommer günstiger. Vom Wetter außerordentlich bevorzugt, genoß Geibel See und Strand nach Möglichkeit. Anfangs that der Aufenthalt ihm sehr gut; aber plötzlich trat, durch einen nervösen Zufall hervorgerufen, der alte Zustand wieder ein. Erst zum Winter wurde es erträglicher, und besonders hob das jetzt ganz vorzügliche Theater seine Kräfte wundersam.

Vor allem sollte Otto Sommerstorff, nachmals Mitglied des deutschen und gegenwärtig des Berliner Theaters in der Reichshauptstadt, ihm lieb werden und seinen Lebensabend verschönen. Als dieser junge Schauspieler Ende September 1882 nach Lübeck reiste, hatte er eine sogenannte Empfehlung an Geibel in der Tasche. Er war indes nie im stande, mit einem solchen Schreiben in ein friedliches Haus einzudringen und den Herrn desselben einfach zu zwingen, ihm sofort ein freundlich Gesicht zu machen, bloß als der Bekannte eines Bekannten eines seiner Bekannten. Zu dem greisen Dichter hätte er sich mit einem derartigen Papier schon gar nicht gewagt, auch wenn er nicht — während eines Spazierganges, wo es ihn trieb, einen Blick in das Poetenheim zu werfen — die steinernen Stufen emporgestiegen wäre und im Vorflur rechts auf einer kleinen Tafel die Worte gelesen hätte: „Professor Geibel ist nicht zu sprechen."

Ein paar Tage später kam ein glücklicher Zufall. In der Königstraße begegnete ihm sein Direktor, welcher seine Aufwartung bei Geibel gemacht hatte.

„Eben sprach ich von Ihnen beim Herrn Professor. Besuchen Sie ihn gleich, er wird sich freuen!"

Der jugendliche Mime sah ihn zweifelnd an.

„Nein, nein, gehen Sie nur sofort hin; es ist jetzt der günstigste Moment!"

Den weiteren Verlauf hat mir Otto Sommerstorff anschaulich geschildert, daß ich ihn selbst reden lassen will: „Und ich ging und wurde angenommen! Als der Dichter mir die Hand reichte, da begann mein Glück, das mir treu blieb, so lange ich in der Trave-

stadt weilen durfte. Ich war direkt aus meiner grünen Heimat, der Steiermark, nach dem Norden gefahren voll von Heimweh nach dem Süden; aber da Emanuel Geibel mich willkommen geheißen, zog mein Sehnen vorwärts in die Zukunft, voll heißen Ehrgeizes dem schönen Ziel entgegen, mir unter seinen Augen die ersten Sporen zu verdienen, seinen Beifall zu erringen. Unverwischt lebt die Erinnerung an jene erste Viertelstunde in meinem Herzen. Noch hatten die schweren Leiden, welche wenige Monate später ihren verheerenden Einfluß auszuüben begannen, keine sichtliche Gewalt über den Dichter.

Wie tiefer, voller Glockenton klang seine Stimme, als er mir von der Ostsee, die ich nie gesehen, erzählte, wie sie bei ruhiger Luft einer großen Pfütze vergleichbar, bei stürmischem Wetter aber „übergewaltig" sei; — hier ließ er den Ton voll und mächtig anschwellen, als wollte er mit dem einen Worte die ganze Stimmung des Meeres vor meine Seele zaubern.

Ueber das Theater, welches unter einer neuen Direktion eröffnet werden sollte, sprach er lebhaft und mit Interesse, und meine Mitteilung, daß das klassische Repertoire voraussichtlich besonders begünstigt würde, nahm er mit großer Freude auf. Ich selbst setzte meine ganzen Hoffnungen auf die Erfüllung dieser „klassischen" Vorsätze. Der Dichter wünschte mir Glück zu meinem ersten Auftreten, er freute sich darauf; — mir bebte das Herz. Stolz und glücklich ging ich davon. Die Lübecker Straßen sahen mir nun ganz anders aus, als vorher, in meinem Innern war's auch mit einemmal heiterer und sonniger geworden. Fort mit Heimweh und Sehnsuchtspein! rief ich mir zu. Frisch in die Zukunft geblickt und — in den Wilhelm Tell! Denn das war meine erste Rolle. Meine ganze Kraft wollte ich daran setzen, ich mußte gefallen, und ich gefiel.

Geibel war im Theater, er hatte applaudiert; und von nun an stand ich jeden Abend, an dem ich beschäftigt war, vor Beginn der Vorstellung am Guckloch des Vorhangs und durchforschte die Parkettreihe, in der er zu sitzen pflegte. Wenn ich ihn sah,

schlug mein Herz höher und begeisterter; ich spielte eigentlich nur für ihn.

Im November errang ich mit dem Hamlet einen ungewöhnlichen Erfolg. Mein Glück erreichte seinen Gipfel, als ich hörte, auch Geibel sei voll Lobes über meine Leistung. Bald darauf erhielt ich eine Einladung zum Thee. Es war einer jener Donnerstag-Abende, an denen er Freunde bei sich sah, für mich die erste jener unvergeßlichen Stunden. Wie rührend wußte der Dichter auszuzeichnen, wen er lieb hatte! Bei Tisch mußte ich stets an seiner Seite sitzen, und manchmal im Laufe des Winters fand ich auf meinem Teller einen Strauß aus Lorbeer und Veilchen, eine Aufmerksamkeit, welche er selbst für mich erdacht hatte. Doch erwies er auch materielle Aufmerksamkeiten. So empfing ich wiederholt Porter-Sendungen von ihm. Ich trank den braunen Stoff mit Wonne, so schlecht er mir auch schmeckte; denn Geibel meinte, er wäre für mich gesund und kräftigend bei der großen Anstrengung meines Berufes.

Der kleine Kreis der Donnerstag-Gesellschaft genoß in jenem Winter bisweilen das Glück, ihn aus seinen Dichtungen vorlesen zu hören. Er verstand es in wunderbar ergreifender Weise. Er las, als ob er wieder dichtete, träumte, — als ob er unmittelbar aus dem Buche seiner Seele läse. In vollen Klängen flossen die Worte von seinen Lippen, bald mächtig dröhnend wie Donnergrollen, bald weich-wehmütig in Molltönen verklingend. Er hatte die Augen fast geschlossen und agierte — unter dem Tische — mit der Faust, freilich nur für den Nebensitzenden bemerkbar. Und diese an sich unbedeutende Aktion, welche, dem Vortragenden ganz unbewußt, so beredt in ihrer Verborgenheit die Rezitation begleitete, hat mich, als ich sie zum erstenmal beobachtete, zu Thränen gerührt. Das waren Stunden edelster Erhebung für Herz und Geist.

Die Einfachheit der Darstellung (im Jahre 1882!), das Vermeiden jeder Effekthascherei hatte meinem jugendlichen Hamlet Geibels Beifall erworben; war er doch durchaus ein Feind der

Darstellungsweise, welche, wenn auch noch so verstandesscharf, allzuviel in die Dichtung hineinträgt, was auf geradem Wege nicht hineinzutragen ist. Der menschlich wahr und warm empfindende Anfänger galt ihm bei aller Unvollkommenheit mehr, als der grübelnde und „denkende“ Virtuos. „In zehn Jahren werden Sie den Hamlet anders spielen,“ sagte er mir, „verblüffender vielleicht, aber schlechter.“ Wie wahr!

Den Schauspieler beneidete er und hielt dessen Beruf für einen sehr glücklichen. Man könne in einer leidenschaftlichen Rolle alles loswerden, was das Gemüt bedrückt, man könne so recht in Schmerz und Wonne wühlen, sich und die Hörer herausheben aus allen erbärmlichen Stimmungen des Alltagslebens. Die Darstellung einer großen tragischen Rolle müsse die dunstige Atmosphäre der Seele reinigen wie ein Gewitter.

Nach dem Hamlet-Erfolge trat im Lübeckischen Theaterleben eine seltene Erscheinung zu Tage: das klassische Schauspiel stand im Vordergrunde des Interesses, es hatte den Sieg über die Oper und das Lustspiel glänzend davongetragen. Und diese noch nicht dagewesene Zugkraft des höheren Dramas war es, welche Geibel eine unbeschreibliche Herzensfreude und Genugthuung bereitete. Die Hoffnung, welche er bei meinem ersten Besuch ausgesprochen, hatte sich erfüllt; er war stolz auf seine Lübecker.

Fast keine der klassischen Aufführungen versäumte er und war oft „eigenhändig“ der Urheber manches kräftigen Applauses und Hervorrufes. Er freute sich über die guten Einnahmen, welche Othello, Hamlet &c. erzielten, mehr — als der Theaterdirektor.

Die Oper aber, welche mit ihren enormen Unterhaltungskosten Bühnen von der Größe der Lübecker in ihrer Ertragsfähigkeit meist lahm legt und finanziell untergräbt, war ihm ein Greuel und entflammte häufig seinen Zorn. Und er konnte gewaltig zornig werden. Mitten in der ruhigsten Unterhaltung sprang er plötzlich auf und leitete mit einem wuchtigen Schlag auf den Tisch, daß die Gläser tanzten, die orkanartigen Ausbrüche seines göttlichen Zornes ein. Auch mich hat er einmal getroffen.

Ich war nämlich überredet worden, zu meinem Benefiz ein Stück zu geben, welches mit seinen rohen Effekten auf einer sehr niederen Stufe der dramatischen Produktion stand. Geibel hat diese Verirrung geradezu geschmerzt. Er hatte Hamlet erwartet und mir dafür eine große Ehre zugedacht. Nun bekam ich das Gewitter. Aber die Ehre blieb nicht aus. Als ich den Hamlet zum letzten Mal spielte, befand sich unter den Lorbeerkränzen, die ich an diesem Abschiedsabend erhielt, auch einer, der auf weiß-roter Schleife die Widmung trug: Otto Sommerstorff von Emanuel Geibel. Ein Kranz durch des Gebers Namen mir überaus kostbar und doppelt wertvoll, weil der greise Poet, welcher schon keine der voraufgegangenen Hamletvorstellungen versäumt hatte, auch der letzten trotz seiner körperlichen Leiden, die zu dieser Zeit, im März 1883, immer drohender ihn heimzusuchen begannen, fast bis ans Ende beiwohnte.

Anfang April ging ich schweren Herzens von Lübeck. Noch zweimal besuchte ich Geibel: im Februar 1884 gelegentlich eines Gastspieles. Von sieben bis neun Uhr Abends durfte ich bei ihm sein; da bekam ich die letzten Veilchen mit Lorbeer. — Im nächsten Monat gastierte ich wieder und sah ihn zum letzten Mal. Er lag im Lehnstuhl, schweigend, mit geschlossenen Augen, fast teilnahmlos. Das war am 27. März. Zehn Tage später empfing ich die erschütternde Nachricht von seinem Tode." — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Doch ehe Emanuel Geibel seine Augen für immerdar schloß, sollte ihn ein harter Schlag treffen: Cäciliens Heimgang. Schon seit 1882 hatte er ihr nicht mehr eigenhändig zum Geburtstage schreiben können, während ihre munteren und lebhaften Briefe ihm warmherzige Grüße brachten. Da ward ihm aus Berlin die Kunde von ihrer heftigen Erkrankung und Mitte Juni die Trauerbotschaft, daß Cäcilie bald ausgelitten habe. Es schien ihm ganz unmöglich. Noch als er sie zuletzt gesehen, hatte ihre leibliche Gesundheit, die

Frische ihres Geistes, die Wärme ihres Gemüts ihn jugendlich angemutet; sie empfand ja das Alter nur wie die heitere Ruhe eines klaren Herbsttages. Ihr würde, glaubte er immer, ein friedliches Ausklingen des Lebens in Betrachtung und Erinnerung beschieden sein, nach Jahren, ein Glück, dessen ihn sein siecher Körper nicht teilhaftig werden lassen könnte. Und nun sollte sie so plötzlich der Welt Ade sagen und er sie überleben! Wie gern wäre er zu ihr geeilt, wie gern hätte er ihr wenigstens noch einmal geschrieben: er fühlte sich zu schwach dazu. Im Garten aber ließ er die prächtigsten hell- und dunkelroten Rosen abschneiden und mit seinen heißesten Wünschen an Cäcilie senden. Sie trafen Vormittags ein, am 23. Juni 1883. Die Sterbende blickte mit rührender Dankbarkeit auf diesen Blumengruß des fernen Jugendfreundes. Ein seliges Lächeln verklärte ihre Züge; ein paar Stunden darauf war sie sanft hinübergeschlummert. Die Rosen legten treue Hände ihr in den Sarg; und Kruse dichtete tiefbewegt einen Nachruf, der zart und sinnig das Herzensleben des berühmten Liebespaares verherrlicht.

An poteris siccis mea fata reponere ocellis?

Properz.

Wie du so sanft, Cäcilie, ruhst! Bis zur Schwelle des Alters
　　Ließ dich ein holdes Geschick Schönheit bewahren und Reiz.
Noch kein Fältchen entstellte die Wangen, die Rosen der Jugend
　　Prangten, so lange sie noch atmete, blühend darauf.
Und ihr Auge es leuchtete noch sanft glänzend wie damals,
　　Als ihr Dichter daraus Glück und Begeisterung sog.
Für ihn schwärmte die sämtliche Schar der erblühenden Mädchen,
　　Seiner Cäcilie nur gab er, der Jüngling, den Preis.
Keiner noch hatte so innig das Glück der Minne gepriesen,
　　Und sie war es, die ihn alle die Wunder gelehrt!
Flüchtig ist alles auf Erden, das Flüchtigste aber die Liebe;
　　Amor wurden ein paar Flügel umsonst nicht verliehn —,
Und mit dem leisesten Hauch versteht er es, weiter zu schweben.
　　Frage nicht, was ihr das Herz ihres Geliebten geraubt,
Wußt' er selbst es doch kaum. Sie konnte, die Sanfte, nur weinen,

von ihm gelernt, ist aber ein völlig anders gearteter Geist; ihre Verwandtschaft liegt hauptsächlich in der Form, in deren Beherrschung dann freilich der stets ernsthafte, oft starre Deutsche weit hinter der melodischen Virtuosität seines römischen Vorbildes zurückbleibt."

Neben dieser mit glücklicher Stimmung gepflegten Uebersetzung und Ausfeilung strömte auch die eigene Ader in ungewohnter Fülle. Jeden Tag, jede Stunde des schönen Monats genoß er mit vollen Zügen:

Zwischen Hoffnung und Furcht, in wechselndem Zürnen und Bangen,
Denk' an jeglichem Tag, er sei dein letzter, und täglich
Wird dir zum holden Geschenk, die du nicht hofftest, die Stunde.

An Besuchen fehlte es nicht; u. a. erschienen zwei Verehrerinnen vom Harze, Mutter und Tochter. Mit ersterer stand Geibel schon länger in Briefwechsel. Ihre persönlichen Erinnerungen hat die junge Dame mir folgendermaßen erzählt:

„Es war im Sommer 1874, als wir im Seebade Travemünde weilten und einen Abstecher nach Schwartau machten. Der Herr Professor sei nicht zu sprechen, erklärte das Hausmädchen, Fräulein Bertha sei nach Lübeck gefahren. Wir baten, wenigstens unsere Visitenkarten abzugeben. ‚Ich bin nicht!' . . . hörten wir mit einer Donnerstimme rufen, doch gleich darauf kam das Mädchen zurück: wir möchten unten in der Laube etwas rasten, der Arzt habe den Herrn Professor eben verlassen, und letzterer müsse sich erst noch ein wenig erholen. Endlich kam er und lud uns ein, zu Mittag zu bleiben, was wir dankend mit dem Bemerk ablehnten, schon im Riesebusch zur Table d'hote bestellt zu haben. ‚Dann müssen Sie wenigstens um acht Uhr zum Abendbrot kommen!' Meine Mutter bedauerte, dann den Wagen beordert zu haben, da ja Travemünde mehrere Stunden entfernt sei und sie mit mir in später Nacht nicht den weiten, einsamen Weg fahren könne. ‚Habe ich Ihnen denn nicht geschrieben, daß ich meiner Schmerzen

wegen niemand vor acht Uhr empfangen kann? Nun, auf Wiedersehen um fünf!' Geibel entließ uns mit herzlichem Händedruck. Beim Mittagsessen unterhielten wir uns mit einem liebenswürdigen Ehepaar. Der Nachmittag bleibt mir unvergeßlich. Geibel erzählte viel von Travemünde: früher habe er gern dort gewohnt, seitdem aber die Sturmflut die Allee vom Kurhause nach dem Meer fortgerissen, sei ihm der Aufenthalt verleidet, auch bekomme ihm die Waldluft besser. Mit sonorer Stimme las er dann verschiedene seiner Gedichte, u. a. die Distichen vom Strande der See. Bei Tische ging es sehr heiter und ungezwungen zu, als wären wir schon jahrelang befreundet. Da der Tag sich zur Rüste neigte, gab Geibel uns eine Strecke das Geleite und ersuchte uns, doch ja das Hünengrab bei Waldhusen zu besehen, dies sei ihm eine liebe Stätte, wo er oft, wenn er dort beim Förster gewohnt, gesessen und geträumt habe. Im Riesebusch angelangt, rief er plötzlich: ‚Ach, da sind Jensens!' und siehe da, es waren unsere Nachbarn von der Table d'hote: Wilhelm Jensen, der wohlbekannte Schriftsteller, und Gattin. An Aufbruch war unter diesen Umständen nicht zu denken, Erinnerungen wurden ausgetauscht, und die Unterhaltung kam in lebhaftesten Fluß, als Geibel Champagner kommen ließ. Unter Grüßen und Winken fuhren wir erst in der Sommernacht fort. Wie Frau Jensen meiner Mutter nachmals erzählte, habe sie Geibel nie so fröhlich gesehen, er habe sogar noch gesungen. Einige Wochen darauf, bei unserer Abreise von Travemünde, zogen wir nach Schwartau, um dort in der Waldluft kurze Nachkur zu halten. Abends begegneten wir Geibel, welcher uns die Schönheiten ‚seines' Riesebusch zeigte, der ihm über alles ging, der Harz wäre gar nicht damit zu vergleichen; und als wir dies nicht zugaben, ward er ordentlich erregt: solche herrliche alte Buchen hätte der ganze Harz nicht aufzuweisen! Auch über die Lüneburger Haide waren wir verschiedener Meinung; sie hatte auf uns einen trostlosen Eindruck gemacht. ‚O, dann kennen Sie die Haide nicht! Wer so wie ich sie nach allen Seiten durchstreift hat, wird das nicht sagen. Ich weiß nichts Schöneres, als

von ihm gelernt, ist aber ein völlig anders gearteter Geist; ihre Verwandtschaft liegt hauptsächlich in der Form, in deren Beherrschung dann freilich der stets ernsthafte, oft starre Deutsche weit hinter der melodischen Virtuosität seines römischen Vorbildes zurückbleibt."

Neben dieser mit glücklicher Stimmung gepflegten Uebersetzung und Ausfeilung strömte auch die eigene Ader in ungewohnter Fülle. Jeden Tag, jede Stunde des schönen Monats genoß er mit vollen Zügen:

Zwischen Hoffnung und Furcht, in wechselndem Zürnen und Bangen,
Denk' an jeglichem Tag, er sei dein letzter, und täglich
Wird dir zum holden Geschenk, die du nicht hofftest, die Stunde

An Besuchen fehlte es nicht; u. a. erschienen zwei Vereh[illegible]
vom Harze, Mutter und Tochter. Mit ersterer stand Ge[illegible]
länger in Briefwechsel. Ihre persönlichen Erinnerung[illegible]
junge Dame mir folgendermaßen erzählt:

„Es war im Sommer 1874, als wir im [illegible]
münde weilten und einen Abstecher nach Schwar[illegible]
Herr Professor sei nicht zu sprechen, erklärte [illegible]
Fräulein Bertha sei nach Lübeck gefahren. [illegible]
unsere Visitenkarten abzugeben. ‚Ich bin [illegible]
mit einer Donnerstimme rufen, doch gleich [illegible]
zurück: wir möchten unten in der Lau[illegible]
habe den Herrn Professor eben verla[illegible]
erst noch ein wenig erholen. Endlich [illegible]
Mittag zu bleiben, was wir dan[illegible]
schon im Riese[illegible] zur Table [illegible]
müssen Sie [illegible]stens um [illegible]
Meine Mu[illegible] bedauerte, [illegible]
da ja T[illegible] mehr[illegible]
mir in [illegible]t nic[illegible]
‚Habe [illegible]

[illegible] s einen **gewaltigen**
[illegible] ich mich **deutlich, wie**
[illegible] wen er **mit seinem**
[illegible] es ein Stück **aus seiner**
[illegible] rlich auch dem Ganzen
[illegible] n gleich zündenden Vor-
[illegible] uns am nächsten Tage
[illegible] e erwarte. Dann legte
[illegible] h ja recht viel zu besuchen,
[illegible] s gegenüber, abzuschwächen.
[illegible] hatte er früher (1834) besucht
[illegible] er dort furchtbares Zahnweh
[illegible] llte der befreundete Oberpfarrer
[illegible] i, den Zahn zu entfernen, hierbei
[illegible] eration geworden, da das Blut
[illegible] en Tags wäre er von der Pastoren-
[illegible] den, als er auf die Frage, was er
[illegible] sität zu beginnen gedächte, erwiderte:
[illegible] mand!' — Am folgenden Nachmittage
[illegible] oeke nebst Sohn. Geibel hieß beide vor-
[illegible] meiner Mutter einen Separatabdruck des
[illegible] Wir nahmen Abschied, da wir am nächsten
[illegible] n. ‚Morgen schon?' fragte er langgedehnt.
[illegible] ihn in der Frühe am Bahnhof zu finden, um
[illegible] n! — —"

[illegible] f verließ auch Geibel sein Sommerquartier. Be-
[illegible] weiten Woche des August wurde es kalt und regne-
[illegible] ötzliche Stockung der Produktionskraft trat ein, und
[illegible] verschlimmerte sich zugleich so merklich, daß er seine
[illegible] n die Stadt beeilen mußte. Seitdem schlug er sich trotz
[illegible] chen Herbsttage recht mühsam durch; auch der kühne Ver-
[illegible] ner dringenden Einladung der Fürstin nach Carolath zu
[illegible], um dort im Beginn des Oktober den fünfundzwanzigsten
[illegible] stag ihrer nie gestörten Freundschaft gemeinsam zu verleben,

forniers weiß ich zu schätzen, wenn er gleich meiner Natur um vieles ferner liegt, als Deine eigene Weise. . . — Hast Du schon Otto Ludwigs Nachlaßschriften[1]) gelesen? Sie sind leider schlecht redigiert, enthalten aber prachtvolle und hochinteressante Dinge. Was hätte dieser mächtige Geist trotz aller Krankheit schaffen können, wenn er sich eine andere Arbeitsmethode anzueignen ge=

[1]) „Der erste Band", urteilte Geibel, „gestattet einen tiefen Einblick in die geheimste Werkstatt des gewaltigen, rastlos nach dem Höchsten ringenden Dichters, dem es bei kräftigerer Gesundheit und bei einer weniger auf das Detail gerichteten Arbeitsmethode wohl gelungen wäre, sich einen Platz neben den besten Dramatikern aller Zeiten zu erkämpfen. Die Shakespearestudien des zweiten Teils enthalten viel Tiefes und für den schaffenden Künstler Anregendes, sind aber vom Herausgeber schlecht geordnet, der überhaupt hier viel zu viel von seiner eigenen Weisheit hinzugethan hat. — Der „Erbförster" ist ein Meisterstück der Charakteristik, aber düster und trostlos. Das Erdrückende liegt jedoch wohl weniger in der Starrheit der Charaktere, als in der fehlerhaften Führung der Handlung, vor allem darin, daß das furchtbare Verhängnis nicht durch eine freie und bewußte That, sondern durch einen Zufall, durch eine bloße Verwechselung herbeigeführt wird. Der Zufall aber gehört lediglich ins Lustspiel, die Tragödie schließt ihn unerbittlich aus. Wo er sich ihr dennoch als bewegende Macht eindrängt, da erscheint das Gesetz der sittlichen Weltordnung verdunkelt, und das Peinliche tritt an die Stelle des Tragischen. Darum denn auch am Schlusse das bloße Gefühl des Zermalmtseins statt der Erhebung." Interessant ist Geibels Urteil über Ludwigs Maccabäer=Tragödie, die neuerdings wieder in Dresden zur Aufführung gelangte und eine tiefgehende Wirkung ausübte. „So lang' ich las, kam ich gar nicht zur Reflexion, ich hatte nur die unmittelbare Empfindung, daß etwas Uebermächtiges mich anrührte, und mich überkam jener Schauder, welcher ‚der Menschheit bestes Teil ist', und der über alle Theorie hinaus die Gegenwart des Genius offenbart. Seitdem habe ich das Werk vielfach wieder gelesen, leise und laut, und die Wirkung ist für mich und andere stets dieselbe geblieben. Die ganze Handlung ist in eine Sphäre tragischer Hoheit hinaufgeschoben, wie sie selbst bei unseren ersten Meistern nur selten vorkommt, und doch sind nirgends die verknüpfenden Bande durchschnitten zwischen Himmel und Erde; es ist dieser Erhabenheit ein unvergleichliches Maß von jenem Realismus beigesellt, welchen wir an Shakespeare bewundern. Die deutsche Nation mag stolz darauf sein, daß einer ihrer Söhne dieses Werk zu schaffen vermochte; mir selbst ist es ein wahres Stahlbad wider allen litterarischen Pessimismus."

wußt hätte! — Und nun lebe wohl und bewahre mir das teuere Gut Deiner Freundschaft bis ans Ende!“

Einer Verehrerin zu Wernigerode, die ihn über die Feier des 18. Oktober und die Anwesenheit des Kronprinzen Mitteilung gemacht hatte, antwortete er damals: „Die Freudenfeuer auf den Bergen müssen ein herrliches Schauspiel geboten haben. Ich habe, als ein Kind der Ebene, nur einmal ähnliches gesehen, als ich 1852 in Ems zur Kur war und die Kaiserin von Rußland mit König Friedrich Wilhelm IV. den Stolzenfels besuchte. Damals fehlte freilich der Feier für mich der ideale Gehalt, der erhebende Gedanke des Reiches, der jetzt zu uns aus den Flammen redet.“

Im Herbst 1873 hatte Professor Wattenbach in Heidelberg einen Ruf an die Berliner Universität angenommen. Cäcilie zog mit ihm in die Residenz, in deren hastigem Treiben sie wohl anfangs eine leise Sehnsucht nach den grünen Bergen und nach den stilleren, traulicheren Umgangskreisen am Neckar überschlich. Aber dafür saß sie jetzt dicht am sausenden Webstuhl der Zeit, an dem großen, rasch pulsierenden Herzen der Nation, von dem alle Quellen des geistigen Lebens ausströmen, und in das sie zurückfluten. Auch das hat, besonders wenn man mit gesunden Nerven begabt ist, seinen hohen unwiderstehlichen Reiz. Geibel dachte sich gern, daß Cäcilie und noch mehr deren Bruder in dieser bewegten Fülle für so manchen, jetzt in die Ferne gerückten, idyllischen Genuß überreichen Ersatz finden würde. Ihm, dem Poeten, hatte in Berlin immer die Gefahr nahe gelegen, sich zu zersplittern und vor lauter Anregung und Kritik zu nichts Rechtem zu kommen. Aber das ist ja anders bei dem Manne der Wissenschaft, der seine Wurzeln fest in den Boden treibt und schon durch die bestimmte Fachaufgabe sich gezwungen sieht, seine Kräfte nach einer Richtung hin zusammenzuhalten. Noch reisen zu können, war Geibels sehnlichster Wunsch. Er würde dann jährlich zweimal, etwa im spätesten Herbst und um Ostern, auf ein paar Wochen nach Berlin kommen, um dort alte Freunde wiederzusehen und sich, für die spätere Arbeit in der Stille, voll neuer Eindrücke zu saugen. Das

[illegible]

[illegible] „Wäre es doch Berlin statt München!“ Auch Kruse und Curtius waren mittlerweile in der Reichshauptstadt ansässig geworden, dort also jetzt seine ältesten und treuesten Freunde vereinigt. Als ich Ende des vorigen Jahres gelegentlich eines Besuches in Lübeck deren Wunsch an Geibel ausrichtete, doch auf einige Wintermonate nach Berlin zu reisen, lehnte er wehmütig ab und brachte Gründe vor, deren Triftigkeit mir einleuchtete, deren nähere Erörterung hier aber untunlich. Wieviel Schönes und Liebes die Reichshauptstadt ihm auch bieten mochte, er wußte, daß er keiner ihm auferlegten Verpflichtung mehr genügen könnte und an der Hast des dortigen Treibens zu Grunde gehen würde. Er ist denn fortan kaum um Meilenbreite über das Weichbild Lübecks hinausgekommen. Sein Trost war, daß unsere Väter es nicht besser gehabt haben und dabei doch allzeit tüchtige und geistig lebendige Menschen geblieben sind.

Eine große Freude war ihm Anfang Juni 1874 beschieden

durch die Geburt eines zweiten Enkels Kurt, dessen Bruder Emanuel schon in dem reizenden Alter des geistigen Erwachens stand, in allen Ecken umherwirtschaftete und unablässig das artigste Kauderwelsch vor sich hin plauderte. Ein Blick in die stille Welt des Glückes im Hause seiner Tochter erheiterte ihn und richtete ihn oft in trüben und körperlich bedrückten Stunden auf. Da übte auch die Macht der Musik ihren alten Zauber auf ihn aus, indem sein Schwiegersohn, ein gediegener Musikliebhaber, seiner Geige herrliche Töne zu entlocken wußte.

Kurz darauf zog Geibel nach Schwartau, da die guten Travemünder Quartiere nur noch für die großen Kaufleute erschwinglich, und er einer geräumigen und bequemen Wohnung nicht mehr entbehren konnte. Die wohlthuende Bruthitze des Juli brachte ihm leidliche Tage, und, bald am Schreibtische, bald auf den einsamen Waldwegen umherstreifend, lebte er endlich einmal wieder ganz in seinen Arbeiten. Sein Kopf fühlte sich freier. Eine metrische Verdeutschung der besten Horazischen Oden nebst einigen Episteln und Satiren, die er sich längst vorgenommen, ward im ersten Wurfe mit Glück vollendet. Gerade das Uebersetzen erschien ihm als ein gutes Auskunftsmittel, da es den Geist zu straffster Konzentration nötigt, ohne die schöpferische Thätigkeit zu sehr in Anspruch zu nehmen; bei dem fortwährend leidenden Zustand seiner Gesundheit eine würdige und doch nicht allzu anstrengende Beschäftigung. „Horaz ist zwar kein Dichter, der sich neben Homer, Dante und Shakespeare nennen ließe," urteilte Geibel, „kein ursprünglicher Genius von überwältigender Größe, aber der hochbegabte Sohn eines feingebildeten Zeitalters und der liebenswürdigste Begleiter für das Leben; ein frommes Weltkind voll lächelnder Weisheit; immer klar und wahr, heiter und anmutig, in seinen ersten Liedern oft schwungvoll und stets von bezauberndem Wohllaut. Mit den modernen Poeten, welche hier und da an ihn anklingen, wüßte ich ihn doch wieder nicht recht zu vergleichen; er ist um vieles reicher als Platen oder Hölty, geschmackvoller als Rückert, verständiger, aber auch gesünder als Hölderlin. Klopstock hat vieles

von ihm gelernt, ist aber ein völlig anders gearteter Geist; ihre Verwandtschaft liegt hauptsächlich in der Form, in deren Beherrschung dann freilich der stets ernsthafte, oft starre Deutsche weit hinter der melodischen Virtuosität seines römischen Vorbildes zurückbleibt."

Neben dieser mit glücklicher Stimmung gepflegten Uebersetzung und Ausfeilung strömte auch die eigene Ader in ungewohnter Fülle. Jeden Tag, jede Stunde des schönen Monats genoß er mit vollen Zügen:

Zwischen Hoffnung und Furcht, in wechselndem Zürnen und Bangen,
Denk' an jeglichem Tag, er sei dein letzter, und täglich
Wird dir zum holden Geschenk, die du nicht hofftest, die Stunde.

An Besuchen fehlte es nicht; u. a. erschienen zwei Verehrerinnen vom Harze, Mutter und Tochter. Mit ersterer stand Geibel schon länger in Briefwechsel. Ihre persönlichen Erinnerungen hat die junge Dame mir folgendermaßen erzählt:

„Es war im Sommer 1874, als wir im Seebade Travemünde weilten und einen Abstecher nach Schwartau machten. Der Herr Professor sei nicht zu sprechen, erklärte das Hausmädchen, Fräulein Bertha sei nach Lübeck gefahren. Wir baten, wenigstens unsere Visitenkarten abzugeben. ‚Ich bin nicht!' . . . hörten wir mit einer Donnerstimme rufen, doch gleich darauf kam das Mädchen zurück: wir möchten unten in der Laube etwas rasten, der Arzt habe den Herrn Professor eben verlassen, und letzterer müsse sich erst noch ein wenig erholen. Endlich kam er und lud uns ein, zu Mittag zu bleiben, was wir dankend mit dem Bemerk ablehnten, schon im Riesebusch zur Table d'hote bestellt zu haben. ‚Dann müssen Sie wenigstens um acht Uhr zum Abendbrot kommen!' Meine Mutter bedauerte, dann den Wagen beordert zu haben, da ja Travemünde mehrere Stunden entfernt sei und sie mit mir in später Nacht nicht den weiten, einsamen Weg fahren könne. ‚Habe ich Ihnen denn nicht geschrieben, daß ich meiner Schmerzen

wegen niemand vor acht Uhr empfangen kann? Nun, auf Wiedersehen um fünf!‘ Geibel entließ uns mit herzlichem Händedruck. Beim Mittagsessen unterhielten wir uns mit einem liebenswürdigen Ehepaar. Der Nachmittag bleibt mir unvergeßlich. Geibel erzählte viel von Travemünde: früher habe er gern dort gewohnt, seitdem aber die Sturmflut die Allee vom Kurhause nach dem Meer fortgerissen, sei ihm der Aufenthalt verleidet, auch bekomme ihm die Waldluft besser. Mit sonorer Stimme las er dann verschiedene seiner Gedichte, u. a. die Distichen vom Strande der See. Bei Tische ging es sehr heiter und ungezwungen zu, als wären wir schon jahrelang befreundet. Da der Tag sich zur Rüste neigte, gab Geibel uns eine Strecke das Geleite und ersuchte uns, doch ja das Hünengrab bei Waldhusen zu besehen, dies sei ihm eine liebe Stätte, wo er oft, wenn er dort beim Förster gewohnt, gesessen und geträumt habe. Im Riesebusch angelangt, rief er plötzlich: ‚Ach, da sind Jensens!‘ und siehe da, es waren unsere Nachbarn von der Table d'hote: Wilhelm Jensen, der wohlbekannte Schriftsteller, und Gattin. An Aufbruch war unter diesen Umständen nicht zu denken, Erinnerungen wurden ausgetauscht, und die Unterhaltung kam in lebhaftesten Fluß, als Geibel Champagner kommen ließ. Unter Grüßen und Winken fuhren wir erst in der Sommernacht fort. Wie Frau Jensen meiner Mutter nachmals erzählte, habe sie Geibel nie so fröhlich gesehen, er habe sogar noch gesungen. Einige Wochen darauf, bei unserer Abreise von Travemünde, zogen wir nach Schwartau, um dort in der Waldluft kurze Nachkur zu halten. Abends begegneten wir Geibel, welcher uns die Schönheiten ‚seines‘ Riesebusch zeigte, der ihm über alles ging, der Harz wäre gar nicht damit zu vergleichen; und als wir dies nicht zugaben, ward er ordentlich erregt: solche herrliche alte Buchen hätte der ganze Harz nicht aufzuweisen! Auch über die Lüneburger Haide waren wir verschiedener Meinung; sie hatte auf uns einen trostlosen Eindruck gemacht. ‚O, dann kennen Sie die Haide nicht! Wer so wie ich sie nach allen Seiten durchstreift hat, wird das nicht sagen. Ich weiß nichts Schöneres, als

bei Sonnenuntergang durch die Haide zu wandern; wie das blüht und duftet und von den emsigen Bienen belebt wird!' Sehr hoch nahmen wir es auf, als Geibel uns andern Morgens trotz seiner Schmerzen und starker Sonnenhitze besuchte und zu einem Nachmittags-Spaziergang um fünf Uhr aufforderte. Mit dem Glockenschlage erschien er. ‚Das ist ja militärische Pünktlichkeit,' scherzte meine Mutter, ‚Herr Professor, Sie hätten einen vortrefflichen Offizier abgegeben', was Geibel, seinen martialischen Knebelbart streichend, schmunzelnd aufnahm. Unter heiteren Gesprächen kamen wir an eine prachtvolle Buche. ‚Das ist meine Stammbuche, hier sind die Namen meiner Eltern eingeschnitten, meiner Ada, meiner Marie und dort zuletzt meines kleinen Enkels Emanuel.' In seinem Studierzimmer kam dann die Rede auf das Kissinger Attentat; er sagte: ‚Hier an diesem Tische schrieb ich die Ode ‚Verflucht das Blei' rc. Da nun die dichterische Ader nicht mehr so fließt wie in der Jugend, hab' ich mir den Horaz hervorgeholt und übersetzt und jetzt die Freude, ihn bald zum Drucke fertig zu sehen. Wenn ich nur nicht so viele unnütze Schreibereien hätte! Schickt mir da eine Dame ihre Gedichte zur Begutachtung. Was soll ich machen? ihr antworten, daß sie kein Talent zur Poesie habe?' ‚Aber, Herr Professor,' wandte ich schüchtern ein, ‚werfen Sie die Sachen in den Papierkorb!' ‚Ja, wenn ich das könnte, andere in meiner Lage thäten das wohl, ich kann aber nicht so unhöflich sein. So erhielt ich kürzlich von einem Schulmeister eine Komposition von ‚Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus.' Dieses Lied kann man sich doch gar nicht anders denken, als wie es von jedermann gesungen wird. Doch was ist das Ende? Ich muß mich wohl oder übel bedanken; ich besitze schon etwa dreißig Kompositionen des Liedes, aber die eine bleibt und läßt sich von keiner neuen Melodie verdrängen. Das Lied ‚Fern im Süd das schöne Spanien' ist sogar vierzigmal in Musik gesetzt'. Da Geibel gern abends Freunde empfing, war ein Oberlehrer aus Lübeck, Dr. Adolf Holm (der geschätzte Historiker, jetzt Professor in Neapel), sein Gast. Bei Tische ging es wieder ungemein animiert zu. Nachher

las der Dichter sein ‚Mädchen vom Don‘ vor, was einen gewaltigen Eindruck auf mich machte. Noch erinnere ich mich deutlich, wie er unsere Mienen beobachtete; wir ahnten, wen er mit seinem Freunde Gregor gemeint, und merkten, daß es ein Stück aus seiner griechischen Zeit war; dieses Selbsterlebte verlieh auch dem Ganzen die rechte Weihe. Nie habe ich wieder einen gleich zündenden Vortrag gehört. Sehr bedauerte Geibel, sich uns am nächsten Tage nicht widmen zu können, da er Goedeke erwarte. Dann legte er uns nochmals ans Herz, den Riesebusch ja recht viel zu besuchen, wohl um unser Vorurteil, dem Harz gegenüber, abzuschwächen. Auch Wernigerode, wo wir wohnten, hatte er früher (1834) besucht und in bleibendem Gedächtnis, da er dort furchtbares Zahnweh bekommen; um dies zu lindern, hätte der befreundete Oberpfarrer zum ersten besten Barbier geschickt, den Zahn zu entfernen, hierbei wäre er fast ein Opfer der Operation geworden, da das Blut kaum zu stillen gewesen. Andern Tags wäre er von der Pastorenfamilie tüchtig ausgelacht worden, als er auf die Frage, was er nach Absolvierung der Universität zu beginnen gedächte, erwiderte: ‚dann gehe ich nach Griechenland!‘ — Am folgenden Nachmittage sahen wir Geibel und Goedeke nebst Sohn. Geibel hieß beide vorausgehen und überreichte meiner Mutter einen Separatabdruck des ‚Mädchens vom Don.‘ Wir nahmen Abschied, da wir am nächsten Morgen reisen mußten. ‚Morgen schon?‘ fragte er langgedehnt. Wie erstaunten wir, ihn in der Frühe am Bahnhof zu finden, um uns Valet zu sagen! — —“

Bald darauf verließ auch Geibel sein Sommerquartier. Bereits in der zweiten Woche des August wurde es kalt und regnerisch, eine plötzliche Stockung der Produktionskraft trat ein, und sein Zustand verschlimmerte sich zugleich so merklich, daß er seine Rückkehr in die Stadt beeilen mußte. Seitdem schlug er sich trotz der köstlichen Herbsttage recht mühsam durch; auch der kühne Versuch, einer dringenden Einladung der Fürstin nach Carolath zu folgen, um dort im Beginn des Oktober den fünfundzwanzigsten Jahrestag ihrer nie gestörten Freundschaft gemeinsam zu verleben,

scheiterte leider noch im letzten Augenblicke an seinem Befinden. Der schon gepackte Koffer mußte wieder ausgeräumt und es mußte telegraphisch abgesagt werden.

Stilleben in Lübeck.

Ein altes Wort heißt: Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, muß der Prophet zum Berge kommen. So überraschten denn nach und nach den Einsiedler von Lübeck liebe Freunde: Carrière, der ihm viel von München erzählte, Kruse, an dessen prächtiger Gemütsfrische er sich erquickte, Classen, der zur Stiftungsfeier der gemeinnützigen Gesellschaft kam, Marianne Wolff und andere. Der erfreulichste Besuch aber war für ihn Fräulein Wattenbach. Ja, der Jugend-Morgenstern sollte nun doch in völlig reinem Strahle als friedlicher Abendstern über dem Lebensabend des Dichters aufgehen. Häufig hatte er ein erneutes Wiedersehen mit Cäcilie herbeigewünscht, um wieder einmal ungestört unter vier Augen von den Dingen reden zu können, die einst beide so selig und so betrübt bewegten. Das Zusammensein im Mai 1875 beglückte ihn innig. Namentlich blieb von der schönen Abschiedsstunde im sonnigen Gartenzimmer einer gemeinschaftlichen Bekannten, wo sie sich ganz aussprechen konnten, ein ruhiger und nachhaltiger Glanz in seiner Seele zurück. Da überreichte er ihr die zweiundsiebenzigste Auflage seiner ersten Gedichte. Beim Aufschlagen des Buches[1]) fand sie von seiner Hand alle diejenigen Lieder blau angestrichen, welche er vor vielen Jahrzehnten speziell für sie und auf sie gesungen hatte. Es sind die folgenden:

S. 16. Nachtlied. Der Mond kommt still gegangen.
S. 45. König Dichter. Der Dichter steht mit dem Zauberstab.

---

[1]) Leider fehlen in dem Exemplar die Seiten 51—54, die Lieder als Intermezzo III—VI enthaltend.

S. 50. II. Und als ich aufstand früh am Tag.
S. 56. VIII. Die Liebe gleicht dem April.
S. 57. IX. Die stille Wasserrose.
S. 61. XII. Du bist so still, so sanft, so sinnig.
S. 62. XIII. Mein Herz ist wie die dunkle Nacht.
S. 63. XIV. Aus zerrissnen Wolkenmassen.
S. 65. XVI. Vöglein, wohin so schnell?
S. 70. XXI. Nun ist der Tag geschieden.
S. 71. XXII. Wenn still mit seinen letzten Flammen.
S. 72. XXIII. Nun hab' ich alle Seligkeit.
S. 75. XXVI. Goldne Brücken seien.
S. 84. XXXIII. Die Lilien glühn in Düften.
S. 118. Lied. Die Sonne brannte heiß am Tage.
S. 124. Von Dingen, die man nicht antasten soll. Ich hatt' ein Bildnis wunderfein.
S. 129. Auf dem Wasser. Nun wollen Berg und Thale wieder blühn.
S. 133. Wie es geht. Sie redeten ihr zu: Er liebt dich nicht.
S. 135. Siehst du das Meer. Siehst du das Meer? Es glänzt auf seiner Flut.
S. 139. Scheiden, Leiden. Und bist du fern, und bist du weit.
S. 141. Nachruf. In diesen Zimmern hast du jüngst gewohnt.[1])
S. 152. In der Ferne. Sag' an, du wildes oft getäuschtes Herz.
S. 178. Unruhiger Sinn. Es treibt mich stets ein wechselndes Verlangen.
S. 211. Rückerinnerung. Oft, wenn die Sommernacht auf lauen Flügeln.
S. 258. O schöne Zeit. O schöne Zeit, die mich noch jede Stunde.
S. 275. Wenn sich zwei Herzen scheiden.
S. 277. Rühret nicht daran. Wo still ein Herz von Liebe glüht.

Jeder Freund der Geibelschen Muse, vor allem der Biograph und Litterarhistoriker, wird in diesem eigenhändigen Zeugnis des Dichters einen wertvollen Beitrag begrüßen. Bisher sind manche der Lieder, als auf andere Persönlichkeiten verfaßt, gedeutet worden. So erweist sich jetzt z. B. Rodenbergs Annahme als unrichtig, der in seiner Schilderung vom Besuche Geibels beim Freiherrn von der

[1]) Von Geibels Hand überschrieben mit Bleistift: Auf Kirchners Garten.

Spektakel maken deh, is wedder dor! Sall ik em ok herinlaten?“ Geibel soll sich über dies Quiproquo höchlichst amüsiert haben. Er hatte eine besondere Vorliebe für Naturkinder und sah gern, daß auch in seinem Hause solche waren.

Ein dreimonatlicher Sommeraufenthalt in Travemünde brachte ihm nicht die gehoffte und ersehnte Kräftigung, obwohl bis gegen Ende August das schönste Wetter herrschte und ein angenehmer Besuch von Schloß Escheberg ihn überraschte: Adelheid von Baumbach. Ein Wiedersehen nach dreißig Jahren! Mehr als beglückend war der Austausch ihrer Gedanken und Gefühle. Lebendig traten all die Gestalten aus ihrer sonnigen Jugend vor das geistige Auge, die längst zur ewigen Ruhe eingegangen waren, es aber verstanden hatten, Heil und Segen um sich zu verbreiten. „Manch heiterer Scherz, froher Einfall und harmloser Witz, der in Escheberg geboren, floß wieder von unseren Lippen, als läge keine Zeit zwischen damals und jetzt“, erzählte mir die Freundin.

Der September war regnerisch und rauh; es wurde plötzlich so winterlich kalt, daß der „arme baltische Hyperboreer“ Hals über Kopf von der See aufbrechen mußte. Seitdem fühlte er sich fortwährend elend, und, was das Schlimmste, er konnte nicht mehr ordentlich schlafen, und das Gehen fing an ihm schwer zu fallen, so daß er nur noch mühevoll schlich. Zu Hause mit seiner Nichte Bertha lebte er sehr still, den Tag über meist ganz einsam. Erst abends nach acht Uhr kam gewöhnlich ein Bekannter, um noch ein Stündchen zu plaudern oder nach dem Abendbrot gemeinschaftlich zu lesen. Dann ward er gesellig und mitunter recht heiter.

Seine Produktion wurde immer spärlicher; für die eigentliche Lyrik war er allmählich zu alt und zum Drama nicht anhaltend frisch genug. Was er noch leistete, arbeitete er langsam und mit gewissenhaftem Fleiße, zum Teil im bewußten Widerspruch gegen die barbarische Schleuderhaftigkeit der meisten Jüngern. Bisweilen flog ihn wohl eine Stimmung, ein dichterischer Gedanke an, aber wenn er ihn ergreifen und in der Form festhalten wollte, fiel derselbe auseinander, wie eine Blume, die sich entblättert. Am liebsten

hätte er auf dem Gebiete des Dramas weiter geschaffen; oft drängten sich ihm Konflikte und Gestalten auf, die ihn zur Ausführung reizten, aber leider erträgt gerade die dramatische Arbeit am mindesten jene plötzlichen Unterbrechungen der Stimmung, und so sollte denn manches hoffnungsvoll Begonnene Fragment bleiben. Höchstens glückten ihm noch ein paar Verse in einer Mittelgattung. So verfaßte er in der ersten besseren Travemünder Zeit die bekannte Epistel in Hexametern. Sonst schuf er wenig und sah sich hauptsächlich auf Studium und Lektüre beschränkt, und fast nur deren Vielfältigkeit brachte noch einige Abwechselung. Viel beschäftigten ihn Paul Heyses Gedichte, die jetzt in gedruckter Sammlung vorlagen. Sie erschienen ihm zur Zeit fast als die einzigen, die, von einem bedeutenden Talente getragen, sich eines eigentümlichen künstlerischen Gepräges rühmen durften und neben vielem Leichten, Anmutigen und Geistreichen auch manches von großer dichterischer Gewalt enthielten. Die darin ausgesprochenen Lebensanschauungen waren allerdings nicht überall die seinen. Mit tiefer Bewegung las er die damals erst veröffentlichten Kindertotenlieder von Rückert, welche in ihrer Grundstimmung ihn weit sympathischer berührten, als die poetisch allerdings ebenfalls sehr schönen Gedichte, die Heyse nach dem Verluste seiner Kinder schrieb. In Franz Grillparzers nachgelassene Stücke versenkte er sich mit Vergnügen. Es that ihm wohl, nach so viel Schwachem und Halbem einmal wieder einer reichen, groß angelegten Dichternatur voll eigentümlicher Kraft zu begegnen. Manches erschien ihm freilich im ersten Augenblick etwas herb, und Mängel fand er auch; aber die frische Fülle des Ganzen ließ ihn sie willig vergessen. Sein Interesse für Grillparzer war sehr lebhaft. Zur Feier von dessen achtzigstem Geburtstage hatte er in einer Versammlung der Schillerstiftung zu Lübeck sich bei der Vorlesung von „König Ottokars Glück und Ende“ beteiligt; und als die Nachricht vom Heimgange dieses Dramatikers eintraf, da übernahm Geibel trotz seines leidenden Zustandes am 30. Januar 1872 in der Vorlesung des Fragments „Esther“ die Rolle des Königs.

Am 29. April 1873 schrieb Emanuel Geibel sein Testament. Den größten Teil des Sommers brachte er, um sich in frischer Luft einigermaßen zu stärken, und da ihm jede weitere Reise Beschwerden verursachte, im nahe gelegenen, von der prachtvollsten Buchenforstung rings umrahmten Schwartau zu, wo er die Zusammenstellung der ersten Hälfte eines letzten Gedichtbandes vollendete. Neues kam allerdings nicht viel hinzu; allein nach vierzig Jahren lyrischer Produktion glaubte er ohne Schande einmal ausruhen zu dürfen. Der Wald, Riesebusch genannt, war an sonnigen Tagen wunderbar schön, und er lebte sich einmal wieder recht in seinen grünen Zauber hinein. Die günstigen Wirkungen der Luft und einer gelinden Brunnenkur blieben nicht aus, die Hemmungen beim Gehen schwanden fast ganz, und eine klare, heiterberuhigte Stimmung ließ ihn seinen neunundfünfzigsten Geburtstag antreten. In der Frühe überraschte ihn zum ersten Mal sein kleiner Enkel Emanuel mit einem Blumenstrauß. Mittags fuhr er mit Schwester, Tochter und Nichte in die weite, in aller Herbstpracht glühende Waldlandschaft hinaus und genoß den Abend im traulichen Familienkreise. Zu derselben Stunde ging auf dem Hoftheater in Wiesbaden seine „Sophonisbe“ über die Bretter und errang einen vollständigen Sieg. „Das ist ein schönes Zusammentreffen“, schrieb er seinem Freunde Carl Schultes, dem alten ‚Landsknechte‘, der die Aufführung geleitet hatte, „Scipio liebte es bekanntlich, an seinem Geburtstage seine Schlachten zu schlagen.“

Unter den blühenden Rosen, mit denen man seinen Schreibtisch aufgeschmückt hatte, fand Geibel auch einen lieben, teilnehmenden Gruß aus Cannstatt von Freiligrath, mit welchem er einst als leichtgeschürzter fröhlicher Wandersmann und Poet geschwärmt und nun seit dreißig Jahren nicht zusammen geweilt, seit zehn Jahren nicht korrespondiert hatte. Trotz aller Schicksale, die in Freud und Leid über beide dahingegangen, hatten sie einander nicht vergessen und sich dieselbe herzliche, rückhaltlos vertrauende Gesinnung bewahrt, ungeachtet ihrer verschiedenen politischen Anschauungen. Diese waren natürlich in einem so bedeutenden Zeit-

raume auch bei Geibel mannigfach geläutert, aber in den letzten Hauptzügen die alten geblieben. Ohne jemals zu einer der gebräuchlichen Parteifahnen des Augenblickes schwören zu können, war er stets im Herzen Ghibellin. In religiösen Dingen hatte er freier zu denken gelernt, als früher. Denn, wenn er auch des innigen Zusammenhanges mit dem Unendlichen in Andacht und Gebet schlechterdings nicht zu entbehren vermochte, so wußte er sich doch in die gegenwärtige Kirche und in die Dogmen, welche sie täglich schroffer und einseitiger betonte, mit bestem Willen nicht mehr zu finden.[1]) Herrschsüchtiges Priestertum und anmaßliche Unfehlbarkeit, gleichviel ob katholisch oder protestantisch, römisch oder kurhessisch, waren ihm in der Seele verhaßt; im übrigen ließ er gern jeden seines Glaubens leben und hielt sich an den Mann, nicht an das Bekenntnis. Mit diesen Worten hat der Dichter selbst seine religiöse Stellung charakterisiert und zwar im Antwortschreiben an Freiligrath, dem er auch wegen Ablebens seines Sohnes Trost spendet: „Laß Dir die Hand drücken, Alter, ich weiß, daß in solchen Fällen kein Wort frommt. Nur an den reichen Schatz von Liebe möchte ich Dich mahnen, der Dir in aller Nähe und Ferne geblieben ist. Und nach einem fruchtbaren buntbewegten Leben mit dreiundsechzig Jahren noch so gesund und rüstig zu sein, wie Du, ist doch auch kein Geringes und wohl des Dankes wert. Deine Lieder aus der Kriegszeit und die prächtige Widmung an Deutschland habe ich mit freudiger Begeisterung begrüßt; der Wein, den Du im Alter schenkst, ist unter dem Schnee nur klarer und feuriger geworden. Auch den kräftigen Realismus Deines Kali-

[1]) Hier darf vielleicht angemerkt werden, was Geibel über Lavater sagt: „Er ist mir immer als ein freilich weicher und impressionabler, aber durchaus reiner und echt religiöser Mann erschienen, dem es mit seiner Ueberzeugung heiliger Ernst war, und dem bei allem Bekehrungseifer, den ja der Glaube an ein Alleinseligmachendes so leicht mit sich bringt, doch die starre Unduldsamkeit der modernen Orthodoxie völlig fern lag. Daß ihm später beschränkte Verehrer und Verehrerinnen die Rolle des Propheten aufdrängten, war nicht seine Schuld. Gesucht hat er sie gewißlich nie, noch weniger mit Bewußtsein gespielt“.



forniers weiß ich zu schätzen, wenn er gleich meiner Natur um vieles ferner liegt, als Deine eigene Weise. . . — Hast Du schon Otto Ludwigs Nachlaßschriften[1]) gelesen? Sie sind leider schlecht redigiert, enthalten aber prachtvolle und hochinteressante Dinge. Was hätte dieser mächtige Geist trotz aller Krankheit schaffen können, wenn er sich eine andere Arbeitsmethode anzueignen ge-

[1]) „Der erste Band", urteilte Geibel, „gestattet einen tiefen Einblick in die geheimste Werkstatt des gewaltigen, rastlos nach dem Höchsten ringenden Dichters, dem es bei kräftigerer Gesundheit und bei einer weniger auf das Detail gerichteten Arbeitsmethode wohl gelungen wäre, sich einen Platz neben den besten Dramatikern aller Zeiten zu erkämpfen. Die Shakespearestudien des zweiten Teils enthalten viel Tiefes und für den schaffenden Künstler Anregendes, sind aber vom Herausgeber schlecht geordnet, der überhaupt hier viel zu viel von seiner eigenen Weisheit hinzugethan hat. — Der „Erbförster" ist ein Meisterstück der Charakteristik, aber düster und trostlos. Das Erdrückende liegt jedoch wohl weniger in der Starrheit der Charaktere, als in der fehlerhaften Führung der Handlung, vor allem darin, daß das furchtbare Verhängnis nicht durch eine freie und bewußte That, sondern durch einen Zufall, durch eine bloße Verwechselung herbeigeführt wird. Der Zufall aber gehört lediglich ins Lustspiel, die Tragödie schließt ihn unerbittlich aus. Wo er sich ihr dennoch als bewegende Macht eindrängt, da erscheint das Gesetz der sittlichen Weltordnung verdunkelt, und das Peinliche tritt an die Stelle des Tragischen. Darum denn auch am Schlusse das bloße Gefühl des Zermalmtseins statt der Erhebung." Interessant ist Geibels Urteil über Ludwigs Maccabäer-Tragödie, die neuerdings wieder in Dresden zur Aufführung gelangte und eine tiefgehende Wirkung ausübte. „So lang' ich las, kam ich gar nicht zur Reflexion, ich hatte nur die unmittelbare Empfindung, daß etwas Uebermächtiges mich anrührte, und mich überkam jener Schauder, welcher ‚der Menschheit bestes Teil ist', und der über alle Theorie hinaus die Gegenwart des Genius offenbart. Seitdem habe ich das Werk vielfach wieder gelesen, leise und laut, und die Wirkung ist für mich und andere stets dieselbe geblieben. Die ganze Handlung ist in eine Sphäre tragischer Hoheit hinaufgeschoben, wie sie selbst bei unseren ersten Meistern nur selten vorkommt, und doch sind nirgends die verknüpfenden Bande durchschnitten zwischen Himmel und Erde; es ist dieser Erhabenheit ein unvergleichliches Maß von jenem Realismus beigesellt, welchen wir an Shakespeare bewundern. Die deutsche Nation mag stolz darauf sein, daß einer ihrer Söhne dieses Werk zu schaffen vermochte; mir selbst ist es ein wahres Stahlbad wider allen litterarischen Pessimismus."

wußt hätte! — Und nun lebe wohl und bewahre mir das teuere Gut Deiner Freundschaft bis ans Ende!“

Einer Verehrerin zu Wernigerode, die ihn über die Feier des 18. Oktober und die Anwesenheit des Kronprinzen Mitteilung gemacht hatte, antwortete er damals: „Die Freudenfeuer auf den Bergen müssen ein herrliches Schauspiel geboten haben. Ich habe, als ein Kind der Ebene, nur einmal ähnliches gesehen, als ich 1852 in Ems zur Kur war und die Kaiserin von Rußland mit König Friedrich Wilhelm IV. den Stolzenfels besuchte. Damals fehlte freilich der Feier für mich der ideale Gehalt, der erhebende Gedanke des Reiches, der jetzt zu uns aus den Flammen redet.“

Im Herbst 1873 hatte Professor Wattenbach in Heidelberg einen Ruf an die Berliner Universität angenommen. Cäcilie zog mit ihm in die Residenz, in deren hastigem Treiben sie wohl anfangs eine leise Sehnsucht nach den grünen Bergen und nach den stilleren, traulicheren Umgangskreisen am Neckar überschlich. Aber dafür saß sie jetzt dicht am sausenden Webstuhl der Zeit, an dem großen, rasch pulsierenden Herzen der Nation, von dem alle Quellen des geistigen Lebens ausströmen, und in das sie zurückfluten. Auch das hat, besonders wenn man mit gesunden Nerven begabt ist, seinen hohen unwiderstehlichen Reiz. Geibel dachte sich gern, daß Cäcilie und noch mehr deren Bruder in dieser bewegten Fülle für so manchen, jetzt in die Ferne gerückten, idyllischen Genuß überreichen Ersatz finden würde. Ihm, dem Poeten, hatte in Berlin immer die Gefahr nahe gelegen, sich zu zersplittern und vor lauter Anregung und Kritik zu nichts Rechtem zu kommen. Aber das ist ja anders bei dem Manne der Wissenschaft, der seine Wurzeln fest in den Boden treibt und schon durch die bestimmte Fachaufgabe sich gezwungen sieht, seine Kräfte nach einer Richtung hin zusammenzuhalten. Noch reisen zu können, war Geibels sehnlichster Wunsch. Er würde dann jährlich zweimal, etwa im spätesten Herbst und um Ostern, auf ein paar Wochen nach Berlin kommen, um dort alte Freunde wiederzusehen und sich, für die spätere Arbeit in der Stille, voll neuer Eindrücke zu saugen. Das

Bedürfnis darnach fühlte er nur zu schmerzlich, da er in Lübeck, wie er selbst klagt, seit Deeckes Fortgang keine Seele mehr hatte, mit der er über seine eigensten Interessen wirklich austauschen d. h. nicht bloß geben, sondern auch empfangen könnte. Er stand geistig völlig vereinsamt, wie auf einem Isolierschemel, und wenn das auch in gewisser Weise den Blick nach allen Seiten hin frei und offen erhält, so wog doch dieser zweifelhafte Vorzug nimmermehr den Mangel des für den Künstler fast unentbehrlichen wetteifernden Zusammenstrebens auf. Indeß er ertrug diese schwere Entbehrung lieber, als daß er die großen Vorteile aufgeben sollte, welche ihm die Vaterstadt bot: neben dem, was sein Herz fesselte, eine geachtete Stellung bei seinen Mitbürgern, im ganzen noch unverdorbene Zustände und besonders eine vollkommene Abwesenheit aller jener kleinen Gehässigkeiten und Intriguen, die ihm in München sein reicher bewegtes Leben so oft und so bitter verkümmerten.

Bereits vor der politischen Affaire, im Juli 1867, hatte er bei seiner winterlichen Uebersiedelung in die Isarstadt an Kruse geschrieben: „Wäre es doch Berlin statt München!" Auch Kruse und Curtius waren mittlerweile in der Kaiserresidenz ansässig geworden, dort also jetzt seine ältesten und teuersten Freunde vereinigt. Als ich Ende der siebziger Jahre gelegentlich eines Besuches in Lübeck deren Wunsch an Geibel ausrichtete, doch auf einige Wintermonate nach Berlin zu reisen, lehnte er wehmütig ab und brachte Gründe vor, deren Triftigkeit mir einleuchtete, deren nähere Erörterung hier aber unthunlich. Wieviel Schönes und Liebes die Reichshauptstadt ihm auch bieten mochte, er wußte, daß er keiner ihm auferlegten Verpflichtung mehr genügen könnte und an der Hast des dortigen Treibens zu Grunde gehen würde. Er ist denn fortan kaum um Meilenbreite über das Weichbild Lübecks hinausgekommen. Sein Trost war, daß unsere Väter es nicht besser gehabt haben und dabei doch allzeit tüchtige und geistig lebendige Menschen geblieben sind.

Eine große Freude war ihm Anfang Juni 1874 beschieden

durch die Geburt eines zweiten Enkels Kurt, dessen Bruder Emanuel schon in dem reizenden Alter des geistigen Erwachens stand, in allen Ecken umherwirtschaftete und unablässig das artigste Kauderwelsch vor sich hin plauderte. Ein Blick in die stille Welt des Glückes im Hause seiner Tochter erheiterte ihn und richtete ihn oft in trüben und körperlich bedrückten Stunden auf. Da übte auch die Macht der Musik ihren alten Zauber auf ihn aus, indem sein Schwiegersohn, ein gediegener Musikliebhaber, seiner Geige herrliche Töne zu entlocken wußte.

Kurz darauf zog Geibel nach Schwartau, da die guten Travemünder Quartiere nur noch für die großen Kaufleute erschwinglich, und er einer geräumigen und bequemen Wohnung nicht mehr entbehren konnte. Die wohlthuende Bruthitze des Juli brachte ihm leidliche Tage, und, bald am Schreibtische, bald auf den einsamen Waldwegen umherstreifend, lebte er endlich einmal wieder ganz in seinen Arbeiten. Sein Kopf fühlte sich freier. Eine metrische Verdeutschung der besten Horazischen Oden nebst einigen Episteln und Satiren, die er sich längst vorgenommen, ward im ersten Wurfe mit Glück vollendet. Gerade das Uebersetzen erschien ihm als ein gutes Auskunftsmittel, da es den Geist zu straffster Konzentration nötigt, ohne die schöpferische Thätigkeit zu sehr in Anspruch zu nehmen; bei dem fortwährend leidenden Zustand seiner Gesundheit eine würdige und doch nicht allzu anstrengende Beschäftigung. „Horaz ist zwar kein Dichter, der sich neben Homer, Dante und Shakespeare nennen ließe,“ urteilte Geibel, „kein ursprünglicher Genius von überwältigender Größe, aber der hochbegabte Sohn eines feingebildeten Zeitalters und der liebenswürdigste Begleiter für das Leben; ein frommes Weltkind voll lächelnder Weisheit; immer klar und wahr, heiter und anmutig, in seinen ersten Liedern oft schwungvoll und stets von bezauberndem Wohllaut. Mit den modernen Poeten, welche hier und da an ihn anklingen, wüßte ich ihn doch wieder nicht recht zu vergleichen; er ist um vieles reicher als Platen oder Hölty, geschmackvoller als Rückert, verständiger, aber auch gesünder als Hölderlin. Klopstock hat vieles

von ihm gelernt, ist aber ein völlig anders gearteter Geist; ihre Verwandtschaft liegt hauptsächlich in der Form, in deren Beherrschung dann freilich der stets ernsthafte, oft starre Deutsche weit hinter der melodischen Virtuosität seines römischen Vorbildes zurückbleibt."

Neben dieser mit glücklicher Stimmung gepflegten Uebersetzung und Ausfeilung strömte auch die eigene Ader in ungewohnter Fülle. Jeden Tag, jede Stunde des schönen Monats genoß er mit vollen Zügen:

Zwischen Hoffnung und Furcht, in wechselndem Zürnen und Bangen,
Denk' an jeglichem Tag, er sei dein letzter, und täglich
Wird dir zum holden Geschenk, die du nicht hofftest, die Stunde.

An Besuchen fehlte es nicht; u. a. erschienen zwei Verehrerinnen vom Harze, Mutter und Tochter. Mit ersterer stand Geibel schon länger in Briefwechsel. Ihre persönlichen Erinnerungen hat die junge Dame mir folgendermaßen erzählt:

„Es war im Sommer 1874, als wir im Seebade Travemünde weilten und einen Abstecher nach Schwartau machten. Der Herr Professor sei nicht zu sprechen, erklärte das Hausmädchen, Fräulein Bertha sei nach Lübeck gefahren. Wir baten, wenigstens unsere Visitenkarten abzugeben. ‚Ich bin nicht!' . . . hörten wir mit einer Donnerstimme rufen, doch gleich darauf kam das Mädchen zurück: wir möchten unten in der Laube etwas rasten, der Arzt habe den Herrn Professor eben verlassen, und letzterer müsse sich erst noch ein wenig erholen. Endlich kam er und lud uns ein, zu Mittag zu bleiben, was wir dankend mit dem Bemerk ablehnten, schon im Riesebusch zur Table d'hote bestellt zu haben. ‚Dann müssen Sie wenigstens um acht Uhr zum Abendbrot kommen!' Meine Mutter bedauerte, dann den Wagen beordert zu haben, da ja Travemünde mehrere Stunden entfernt sei und sie mit mir in später Nacht nicht den weiten, einsamen Weg fahren könne. ‚Habe ich Ihnen denn nicht geschrieben, daß ich meiner Schmerzen

wegen niemand vor acht Uhr empfangen kann? Nun, auf Wiedersehen um fünf!‘ Geibel entließ uns mit herzlichem Händedruck. Beim Mittagsessen unterhielten wir uns mit einem liebenswürdigen Ehepaar. Der Nachmittag bleibt mir unvergeßlich. Geibel erzählte viel von Travemünde: früher habe er gern dort gewohnt, seitdem aber die Sturmflut die Allee vom Kurhause nach dem Meer fortgerissen, sei ihm der Aufenthalt verleidet, auch bekomme ihm die Waldluft besser. Mit sonorer Stimme las er dann verschiedene seiner Gedichte, u. a. die Distichen vom Strande der See. Bei Tische ging es sehr heiter und ungezwungen zu, als wären wir schon jahrelang befreundet. Da der Tag sich zur Rüste neigte, gab Geibel uns eine Strecke das Geleite und ersuchte uns, doch ja das Hünengrab bei Waldhusen zu besehen, dies sei ihm eine liebe Stätte, wo er oft, wenn er dort beim Förster gewohnt, gesessen und geträumt habe. Im Riesebusch angelangt, rief er plötzlich: ‚Ach, da sind Jensens!‘ und siehe da, es waren unsere Nachbarn von der Table d'hote: Wilhelm Jensen, der wohlbekannte Schriftsteller, und Gattin. An Aufbruch war unter diesen Umständen nicht zu denken, Erinnerungen wurden ausgetauscht, und die Unterhaltung kam in lebhaftesten Fluß, als Geibel Champagner kommen ließ. Unter Grüßen und Winken fuhren wir erst in der Sommernacht fort. Wie Frau Jensen meiner Mutter nachmals erzählte, habe sie Geibel nie so fröhlich gesehen, er habe sogar noch gesungen. Einige Wochen darauf, bei unserer Abreise von Travemünde, zogen wir nach Schwartau, um dort in der Waldluft kurze Nachkur zu halten. Abends begegneten wir Geibel, welcher uns die Schönheiten ‚seines‘ Riesebusch zeigte, der ihm über alles ging, der Harz wäre gar nicht damit zu vergleichen; und als wir dies nicht zugaben, ward er ordentlich erregt: solche herrliche alte Buchen hätte der ganze Harz nicht aufzuweisen! Auch über die Lüneburger Haide waren wir verschiedener Meinung; sie hatte auf uns einen trostlosen Eindruck gemacht. ‚O, dann kennen Sie die Haide nicht! Wer so wie ich sie nach allen Seiten durchstreift hat, wird das nicht sagen. Ich weiß nichts Schöneres, als

bei Sonnenuntergang durch die Haide zu wandern: wie das blüht und duftet und von den emsigen Bienen belebt wird!' Sehr hoch nahmen wir es auf, als Geibel uns andern Morgens trotz seiner Schmerzen und starker Sonnenhitze besuchte und zu einem Nachmittags-Spaziergang um fünf Uhr aufforderte. Mit dem Glockenschlage erschien er. ‚Das ist ja militärische Pünktlichkeit,' scherzte meine Mutter, ‚Herr Professor, Sie hätten einen vortrefflichen Offizier abgegeben', was Geibel, seinen martialischen Knebelbart streichend, schmunzelnd aufnahm. Unter heiteren Gesprächen kamen wir an eine prachtvolle Buche. ‚Das ist meine Stammbuche, hier sind die Namen meiner Eltern eingeschnitten, meiner Ada, meiner Marie und dort zuletzt meines kleinen Enkels Emanuel.' In seinem Studierzimmer kam dann die Rede auf das Kissinger Attentat; er sagte: ‚Hier an diesem Tische schrieb ich die Ode ‚Verflucht das Blei' ꝛc. Da nun die dichterische Ader nicht mehr so fließt wie in der Jugend, hab' ich mir den Horaz hervorgeholt und übersetzt und jetzt die Freude, ihn bald zum Drucke fertig zu sehen. Wenn ich nur nicht so viele unnütze Schreibereien hätte! Schickt mir da eine Dame ihre Gedichte zur Begutachtung. Was soll ich machen? ihr antworten, daß sie kein Talent zur Poesie habe?' ‚Aber, Herr Professor,' wandte ich schüchtern ein, ‚werfen Sie die Sachen in den Papierkorb!' ‚Ja, wenn ich das könnte, andere in meiner Lage thäten das wohl, ich kann aber nicht so unhöflich sein. So erhielt ich kürzlich von einem Schulmeister eine Komposition von ‚Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus.' Dieses Lied kann man sich doch gar nicht anders denken, als wie es von jedermann gesungen wird. Doch was ist das Ende? Ich muß mich wohl oder übel bedanken; ich besitze schon etwa dreißig Kompositionen des Liedes, aber die eine bleibt und läßt sich von keiner neuen Melodie verdrängen. Das Lied ‚Fern im Süd das schöne Spanien' ist sogar vierzigmal in Musik gesetzt'. Da Geibel gern abends Freunde empfing, war ein Oberlehrer aus Lübeck, Dr. Adolf Holm (der geschätzte Historiker, jetzt Professor in Neapel), sein Gast. Bei Tische ging es wieder ungemein animiert zu. Nachher

las der Dichter sein ‚Mädchen vom Don‘ vor, was einen gewaltigen Eindruck auf mich machte. Noch erinnere ich mich deutlich, wie er unsere Mienen beobachtete; wir ahnten, wen er mit seinem Freunde Gregor gemeint, und merkten, daß es ein Stück aus seiner griechischen Zeit war; dieses Selbsterlebte verlieh auch dem Ganzen die rechte Weihe. Nie habe ich wieder einen gleich zündenden Vortrag gehört. Sehr bedauerte Geibel, sich uns am nächsten Tage nicht widmen zu können, da er Goedeke erwarte. Dann legte er uns nochmals ans Herz, den Riesebusch ja recht viel zu besuchen, wohl um unser Vorurteil, dem Harz gegenüber, abzuschwächen. Auch Wernigerode, wo wir wohnten, hatte er früher (1834) besucht und in bleibendem Gedächtnis, da er dort furchtbares Zahnweh bekommen; um dies zu lindern, hätte der befreundete Oberpfarrer zum ersten besten Barbier geschickt, den Zahn zu entfernen, hierbei wäre er fast ein Opfer der Operation geworden, da das Blut kaum zu stillen gewesen. Andern Tags wäre er von der Pastorenfamilie tüchtig ausgelacht worden, als er auf die Frage, was er nach Absolvierung der Universität zu beginnen gedächte, erwiderte: ‚dann gehe ich nach Griechenland!‘ — Am folgenden Nachmittage sahen wir Geibel und Goedeke nebst Sohn. Geibel hieß beide vorausgehen und überreichte meiner Mutter einen Separatabdruck des ‚Mädchens vom Don.‘ Wir nahmen Abschied, da wir am nächsten Morgen reisen mußten. ‚Morgen schon?‘ fragte er langgedehnt. Wie erstaunten wir, ihn in der Frühe am Bahnhof zu finden, um uns Valet zu sagen! — —"

Bald darauf verließ auch Geibel sein Sommerquartier. Bereits in der zweiten Woche des August wurde es kalt und regnerisch, eine plötzliche Stockung der Produktionskraft trat ein, und sein Zustand verschlimmerte sich zugleich so merklich, daß er seine Rückkehr in die Stadt beeilen mußte. Seitdem schlug er sich trotz der köstlichen Herbsttage recht mühsam durch; auch der kühne Versuch, einer dringenden Einladung der Fürstin nach Carolath zu folgen, um dort im Beginn des Oktober den fünfundzwanzigsten Jahrestag ihrer nie gestörten Freundschaft gemeinsam zu verleben,

scheiterte leider noch im letzten Augenblicke an seinem Befinden. Der schon gepackte Koffer mußte wieder ausgeräumt und es mußte telegraphisch abgesagt werden.

Stilleben in Lübeck.

Ein altes Wort heißt: Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, muß der Prophet zum Berge kommen. So überraschten denn nach und nach den Einsiedler von Lübeck liebe Freunde: Carrière, der ihm viel von München erzählte, Kruse, an dessen prächtiger Gemütsfrische er sich erquickte, Classen, der zur Stiftungsfeier der gemeinnützigen Gesellschaft kam, Marianne Wolff und andere. Der erfreulichste Besuch aber war für ihn Fräulein Wattenbach. Ja, der Jugend-Morgenstern sollte nun doch in völlig reinem Strahle als friedlicher Abendstern über dem Lebensabend des Dichters aufgehen. Häufig hatte er ein erneutes Wiedersehen mit Cäcilie herbeigewünscht, um wieder einmal ungestört unter vier Augen von den Dingen reden zu können, die einst beide so selig und so betrübt bewegten. Das Zusammensein im Mai 1875 beglückte ihn innig. Namentlich blieb von der schönen Abschiedsstunde im sonnigen Gartenzimmer einer gemeinschaftlichen Bekannten, wo sie sich ganz aussprechen konnten, ein ruhiger und nachhaltiger Glanz in seiner Seele zurück. Da überreichte er ihr die zweiundsiebenzigste Auflage seiner ersten Gedichte. Beim Aufschlagen des Buches[1]) fand sie von seiner Hand alle diejenigen Lieder blau angestrichen, welche er vor vielen Jahrzehnten speziell für sie und auf sie gesungen hatte. Es sind die folgenden:

S. 46. Nachtlied. Der Mond kommt still gegangen.
S. 45. König Dichter. Der Dichter steht mit dem Zauberstab.

[1]) Leider fehlen in dem Exemplar die Seiten 51—54, die Lieder als Intermezzo III—VI enthaltend.

S. 50. II. Und als ich aufstand früh am Tag.
S. 56. VIII. Die Liebe gleicht dem April.
S. 57. IX. Die stille Wasserrose.
S. 61. XII. Du bist so still, so sanft, so sinnig.
S. 62. XIII. Mein Herz ist wie die dunkle Nacht.
S. 63. XIV. Aus zerrissnen Wolkenmassen.
S. 65. XVI. Vöglein, wohin so schnell?
S. 70. XXI. Nun ist der Tag geschieden.
S. 71. XXII. Wenn still mit seinen letzten Flammen.
S. 72. XXIII. Nun hab' ich alle Seligkeit.
S. 75. XXVI. Goldne Brücken seien.
S. 84. XXXIII. Die Lilien glühn in Düften.
S. 118. Lied. Die Sonne brannte heiß am Tage.
S. 124. Von Dingen, die man nicht antasten soll. Ich hatt' ein Bildnis wunderfein.
S. 129. Auf dem Wasser. Nun wollen Berg und Thale wieder blühn.
S. 133. Wie es geht. Sie redeten ihr zu: Er liebt dich nicht.
S. 135. Siehst du das Meer. Siehst du das Meer? Es glänzt auf seiner Flut.
S. 139. Scheiden, Leiden. Und bist du fern, und bist du weit.
S. 141. Nachruf. In diesen Zimmern hast du jüngst gewohnt.[1])
S. 152. In der Ferne. Sag' an, du wildes oft getäuschtes Herz.
S. 178. Unruhiger Sinn. Es treibt mich stets ein wechselndes Verlangen.
S. 211. Rückerinnerung. Oft, wenn die Sommernacht auf lauen Flügeln.
S. 258. O schöne Zeit. O schöne Zeit, die mich noch jede Stunde.
S. 275. Wenn sich zwei Herzen scheiden.
S. 277. Rühret nicht daran. Wo still ein Herz von Liebe glüht.

Jeder Freund der Geibelschen Muse, vor allem der Biograph und Litterarhistoriker, wird in diesem eigenhändigen Zeugnis des Dichters einen wertvollen Beitrag begrüßen. Bisher sind manche der Lieder, als auf andere Persönlichkeiten verfaßt, gedeutet worden. So erweist sich jetzt z. B. Rodenbergs Annahme als unrichtig, der in seiner Schilderung vom Besuche Geibels beim Freiherrn von der

[1]) Von Geibels Hand überschrieben mit Bleistift: Auf Kirchners Garten.

Malsburg auf Escheberg sagt: „Hier fand Geibel noch mehr. Der Titel des vierten Buches in seinen Jugendgedichten ‚Escheberg und St. Goar‘ erinnert wehmütig an diese Zeit seines Verweilens in dem Schlosse der Malsburg, welches damals noch von einer schönen, jugendlichen Erscheinung belebt ward; und wenigstens zwei von den Gedichten, die dort entstanden sind, — zwei der volkstümlichsten, die Geibel gedichtet: ‚Wenn sich zwei Herzen scheiden‘ und ‚Wo still ein Herz von Liebe glüht‘ — erzählen eine Geschichte, von der wir nur, in des Dichters eigenen Worten, sagen wollen: O rühret, rühret nicht daran!“

Also nicht Henriette von der Malsburg, nachmalige Gräfin Holnstein, gab die Veranlassung zu diesen Liedern, sondern Cäcilie Wattenbach, der auch in den späteren Sammlungen, namentlich in den „Juniusliedern“ und „Neuen Gedichten“, etliche gelten, sowie die Reihe der bisher unveröffentlichten Poesien.

Für Geibel waren die wonnigen Stunden, welche er mit ihr wieder verleben konnte, ein kurzes, aber unbeschreiblich schönes Glück, dessen warmen Sonnenschein er noch lange nachgenoß. „Es war doch köstlich,“ — schrieb er ihr später — „das zehnfach durchgeschmolzene Gold des Gefühls, das wir einst jahrelang im verschwiegenen Herzen tragen mußten, ohne Scheu ausströmen zu dürfen. Und wenn dann für einen Moment die Jugend mit aller Fülle der Empfindung uns wiederkehrte, wenn die Vergangenheit zur leibhaftigen Gegenwart wurde, warum sollten wir uns nicht auch dessen dankbar freuen als eines himmlischen Geschenks und einer späten Entschädigung für so manche trübe Stunde?“

Eine Freude anderer Art sollte ihm gleichfalls im Monat Mai werden. Theodor Souchay,[1]) der sich ein reizendes Heim in

[1]) Souchays Bearbeitung von Geibels Epos „König Sigurds Brautfahrt“ als weltliches Oratorium, komponiert von Arnold Krug, gehört anerkanntermaßen wie sein von demselben Tonkünstler in Musik gesetzter „Fingal“ zu den bedeutendsten, für den Konzertsaal geschaffenen Vokalwerken der neueren Zeit, bei denen Dichtung und Musik auf gleicher Höhe stehen und sich kongenial mit einander verschmelzen. Beide Stücke haben daher in Europa und in

Cannstatt begründet, war schon 1873 mit einem Bändchen „Gedichte“ hervorgetreten, wovon er jetzt erst ein Exemplar an Geibel sandte. Demselben war das Buch als eine Gabe aus des Verfassers Hand doppelt willkommen, übrigens aber keineswegs unbekannt; er hatte es gleich nach Erscheinen für den belletristischen Lesezirkel angeschafft und sich an dem idealen Streben, von dem es Zeugnis giebt, aufrichtig erfreut. Vieles sprach ihn nach Form und Inhalt lebhaft an, besonders da, wo es galt, einfach menschliche Empfindungen auszudrücken oder Stimmungen der Natur wiederzugeben. Hierin lag seines Erachtens der eigentliche Kern aller Lyrik, und so rief er dem Landsmann und Genossen in einem Briefe vom 6. Mai 1875 ein fröhliches „Vorwärts!“ zu. Da beide lange Zeit nicht in der Heimat lebten, so hatten sie sich nur ab und an in flüchtiger Begegnung gesehen und gesprochen, wenn sie sich einmal bei Karl Geibel, welcher in Souchays elterlichem Hause sein Domizil hatte, trafen. Gelegenheit zu näherem Verkehr hätte freilich Theodor Souchays längerer Aufenthalt in Lübeck während des Winters 1870 gegeben; aber damals hatte er noch keine Zeile veröffentlicht, und reines Bescheidenheitsgefühl ließ ihn nicht den stark leidenden Dichter besuchen. „Desto mehr habe ich nachträglich bedauert, Sie damals nicht gesprochen zu haben,“ schrieb Geibel, „wo wir in mündlicher Unterhaltung ungestört mit einander hätten austauschen können. Daß ich im großen und ganzen die hiesige Geselligkeit nicht suche, werden Sie begreifen, da Ihnen die Lübeckischen Kreise und der in ihnen herrschende Mangel an ästhetischer Bildung und Teilnahme nicht unbekannt sind. Um so mehr aber würde es mich erfreut haben, mit jemandem zu verkehren, bei dem ich ein wirkliches Interesse für litterarische Dinge gefunden hätte; und ich bitte Sie daher von Herzen, falls Ihr Stern Sie

---

Amerika bei wiederholten Aufführungen reiche Erfolge errungen. Diese sowie noch viele andere größere Dichtungen für Musik, sehr sangbare Lieder und seine anheimelnde Gedichtsammlung „Frisch vom Herzen“ mit mehreren auf Geibel bezüglichen stimmungsvollen Strophen haben den Namen des liebenswürdigen Poeten schon längst in weitere Kreise getragen.

wieder einmal in die Vaterstadt führen sollte, an meiner Thüre nicht abermals vorüberzugehen.“ Leider haben sich beide Männer, die trefflich zu einander gepaßt und viele gemeinsame geistige Berührungspunkte gehabt hätten, nicht mehr von Angesicht zu Angesicht gesehen, jedoch in Briefwechsel gestanden. Souchay hat in Schwaben rege Propaganda für Geibel gemacht und auch den Impuls gegeben, daß die ausgezeichnete Tragödin Eleonore Wahlmann-Willführ, welche schon als Brunhild große Erfolge erzielte, an die Einstudierung der Sophonisbe ging. Die Vorstellung im Stuttgarter Hoftheater Anfang Dezember 1882 fiel über alle Erwartung glänzend aus. Spät abends auf der Heimfahrt nach Cannstatt schickte Souchay noch einen herzlichen Glückwunsch an den greisen Dichter. Es war richtig die erste Nachricht, welche ihm die frohe Botschaft verkündete.

Im allgemeinen stand es damals mit Geibels Gesundheit nicht besser als früher, aber auch nicht schlechter. Nur die scharfe, trockene Nordostluft des Frühlings that ihm nicht wohl, und er sehnte sich wieder, wie die Knospen an den Bäumen, die nicht recht zum Aufbrechen kommen, nach milder Luft und Regen. Der Sommer 1875 brachte so schönes Wetter, wie seit Jahren nicht. Geibel hätte im Waldesschatten zu Schwartau, wohin er wieder gezogen war, schwelgen können, wäre ihm nicht das Gehen schwer gefallen. Er besorgte während der sechs Wochen, möglichst viel in freier Natur sitzend, die Korrektur seines „klassischen Liederbuches“,[1]) die Frucht kranker Tage, in denen er sich zu freier Pro-

[1]) mit dem Nebentitel: „Griechen und Römer in deutscher Nachbildung.“ Die Wahl eines passenden Titels hatte viel Kopfzerbrechen verursacht. „Ich hätte gern einen Gesamtausdruck,“ bekannte Geibel am 29. Juni 1875, „einen mythologischen Namen oder dergleichen, dem dann das Weitere (drei Bücher klassischer Lyrik) gewissermaßen als Erklärung hinzugefügt werden könnte. Schade, daß wir keine Muse haben, welche die verschiedenen Gebiete der Lyrik zugleich repräsentiert!“ Am 14. Juli teilte er seinem Verleger Wilhelm Hertz folgendes mit: „Ich habe trotz allen Sinnens, Suchens und Beratens den Titel nicht gefunden, der als die unumstößlich richtige Bezeichnung sofort in die Augen spränge. Was ist mir nicht alles durch den Kopf gegangen oder

duktion nicht frisch genug fühlte und doch von der süßen Gewohnheit rhythmischer Arbeit nicht lassen konnte. Im übrigen hoffte er sich ganz dem Genusse des lang entbehrten Müßigganges hinzugeben. Allein es sollte ihm nicht so gut werden. Unvermeidliche Ehrenaufgaben und weitläufige, nicht abzuweisende Korrespondenzen drängten sich von allen Seiten und in solcher Menge heran, daß er kaum einen Augenblick wirklicher Muße fand. So brach er, unerquickt und angegriffener als zuvor, wieder in die Stadt auf.

Sehr interessierte ihn die Enthüllung des Hermannsdenkmals bei Detmold. Im Geiste stieg er auf den prächtigen Teutoburger Waldgipfel, der das Standbild des ersten Befreiers vom römischen Joche fortan trägt. Er vermochte sich vollkommen dorthin zu versetzen, da er vor vierunddreißig Jahren der Legung des Grundsteins beigewohnt hatte. Ein eigentümlicher Vorfall war ihm von damals im Gedächtnis geblieben. Da die Anschaffung von Bannern zu kostspielig geworden wäre, so hatte man, um die verschiedenen deutschen Länder und Ländchen zu kennzeichnen, zwei- oder dreifarbige Stangen, wie die Feldmesser sie zu brauchen pflegen, im Kreise um die Stätte gepflanzt. Plötzlich aber, mitten während der Feier, erhob sich ein heftiger Windstoß und warf ein paar dieser Stangen herunter. Die eine, die ihm bis dicht vor die Füße rollte, war dunkelrot und weiß gestreift (Kurhessen); wäre die andere, worauf er leider nicht achtete, weiß und gelb (Hannover) gewesen: wer wollte uns hindern, in dem wunderlichen Zufall eine Vorbedeutung zu erblicken?

Weihnachten des vergangenen Jahres hatte er schon zwei Enkel in den strahlenden Lichterglanz des Tannenbaums hineinjubeln sehen. Diesmal wurde den prächtigen Burschen ein Brüderchen, Ferdinand, zum Heilchrist bescheert.

---

entgegengebracht worden! Mnemosyne; Stimmen des Altertums; Feriengaben; altes Gold; Leyer und Flöte (was insofern passend wäre, als im Altertum die Leyer das Lied, die Flöte die Elegie repräsentiert und die Sammlung fast gänzlich aus Liedern und Elegien besteht); schließlich auch noch ganz einfach: Klassisches Liederbuch, in deutscher Nachdichtung."

Kindheit und Tod! Einige Monate darauf bewegte der Heimgang Ferdinand Freiligraths ihn aufs tiefste. Er hatte sich mit ihm in letzter Zeit wieder eifriger geschrieben wegen Ergreifung von Maßregeln gegen den holländischen Nachdruck und nie gedacht, daß er den weit rüstigeren Jugendgenossen überleben sollte. Theodor Souchay in Cannstatt machte ihm Mitteilung über die feierliche Bestattung und legte eine Photographie des Dahingeschiedenen bei. „Sie wird mir ein wertes Andenken bleiben", erwiderte Geibel dankend am 6. April 1876. „Sie giebt, vom stark ergreisten Haar abgesehen, noch ganz den Eindruck, wie ich ihn einst im Leben empfangen; nur das schöne, lebhafte Auge, das so begeistert leuchten und so fröhlich lachen konnte, ist auf immer geschlossen. Wie tief mich dieser für mich ganz unerwartete Todesfall betrübte und erschütterte, brauche ich nicht zu sagen. Meine Trauer gilt zugleich dem hochbegabten Dichter, dem Patrioten und dem einstigen teuren Gefährten glücklicher und gesangreicher Tage. Freilich sind es jetzt mehr als dreißig Jahre her, daß wir, noch im vollen Safte der Jugend, einen köstlichen Sommer zusammen am Rheine verschwärmten, allein wir blieben seitdem, trotz aller Verschiedenheit unserer Anschauungen, bis zum letzten Augenblick getreue Freunde. Wußte doch jeder vom anderen, daß es ihm mit seiner Ueberzeugung voller und heiliger Ernst war."

An den hochbetagten ehemaligen Landrat zu St. Goar, Karl Heuberger, schrieb Geibel: „Deutschland hat an Freiligrath einen mächtigen Dichter, ich selbst habe einen teuren, zuverlässigen Freund verloren, dem ich mich selbst in den Tagen, da unsere Wege am weitesten auseinander gingen, innerlich nie entfremdet fühlte, weil ich die Lauterkeit seiner Gesinnung kannte. Wiederbegegnet sind wir uns leider niemals; doch erhielten häufige Grüße durch vermittelnde Freunde und sparsamere Briefe stets das Bewußtsein in uns lebendig, daß wir einander lieb und wert waren. Wenn Sie Frau Ida sehen, so drücken Sie ihr in meinem Namen herzlich die Hand. Ich hätte das so gern selbst gethan, doppelt gern, da mir die Gabe, bei solchem Anlaß mein Gefühl und meine Teil-

nahme brieflich auszusprechen, absolut versagt ist." Ida Freiligraths jugendliches Bild stand noch so klar und edelgeprägt in seiner Seele, als hätte er sie gestern erst verlassen. Deren Schwester, Marie Melos, hatte ihm bald darauf freundliche Zeilen gesandt. Da antwortete er: „Gott tröste die Tiefbetrübte! Daß in solchem Falle mit menschlichem Troste nichts gethan ist, weiß ich aus eigener schwerer Erfahrung. Aber ich weiß auch, daß die Bitterkeit des Schmerzes im ergebenen Gemüte allmählich auslischt und einem treuen, wehmütigen Gedenken Platz macht, das uns in allen guten und schlimmen Stunden ein köstlicher Schatz bleibt."

Seiner alten Freundin Luise Kugler dankte er damals für ihr Spruchbuch: „Als ich es auf gut Glück aufschlug, traf es sich eigen, daß mir zuerst gerade die Zeilen von Kopisch ins Auge fielen. (‚Niemand soll aus der Welt sich sehnen Und sei er noch so hochbetagt, Und siech und matt. Wer weiß, wer sagt, Wozu der droben ihn aufgehoben? Laßt uns den Herrn im Himmel loben!') Darin ist meine ganze Lebensstimmung ausgesprochen. Siech und matt bin ich, aber nicht verzagt und täglich bereit, Gott zu loben. Denn wenn mir auch alles kirchliche Bekenntniswesen völlig fern liegt, so habe ich doch an mir selbst den Segen höherer Führung und Fügung zu oft und zu sichtbar erfahren, als daß ich jemals zum Banner der modernen philosophischen Verneinung schwören könnte."

In diesem Sinne lebte er noch gern, genoß dankbar jeden schmerzfreien Augenblick und hoffte, sich mit Gottes Hilfe auch bis ans Ende jenen trostlosen Pessimismus vom Leibe zu halten, mit dem jetzt unsere jungen Poeten Staat machen, wiewohl sie noch gar keine Ahnung davon haben, was Leiden heißt.

Eine frische, gesunde nordalbingische Natur begegnete ihm in Wilhelm Röseler aus Neumünster in Holstein. Für dessen Buch „Nordische Eichen" folgten als Gegengeschenk die „Heroldsrufe" mit der eigenhändigen Widmung: „Mit herzlichem Danke für Ihre dichterische Chronik empfiehlt sich Ihnen hochachtungsvoll grüßend Ihr alter Kollege." Nach der Lektüre aber hielt Geibel das für

nicht genug; hatte er doch einen sehr talentierten Autor, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, in dem Verfasser erkannt. So schrieb er diese Postkarte:

„Lieber Herr und Landsmann! Schon wieder? denken Sie. Aber ich muß Ihnen noch, wenn auch nur in der Flucht, zu erkennen geben, daß mich Ihr dramatisches Fragment ‚Erich und Abel' in Ihrem vaterländischen Werke ‚Nordische Eichen' ungemein gefesselt hat. Das sind mehr als bloße Jamben; da lodert die Flamme des Lebens, ich höre den Schrei der Möven, das Branden der Schlei und den Wetterschlag, der draußen beginnt und drinnen endet. Die Würfelszene, in der König und Herzog um Schleswig würfeln, ist sogar vortrefflich, man spielt unwillkürlich mit, vor allem aber wird man bei der Lektüre durch die Steigerung selbst mit fortgerissen. Glück auf dem Dramatiker, obwohl man zum Produzieren in dieser Beziehung bei den gegenwärtigen Verhältnissen eigentlich nicht ermuntern dürfte.[1]) Gruß und Handschlag von Ihrem Emanuel Geibel. — Entschuldigen Sie die eilige Bleifederschrift."

---

[1]) Schon als Schüler hatte Röseler, der sich inzwischen durch „Dornröschen", „Brockenteufel", „Die Barbarina" u. s. w. bekannt gemacht hat, für Geibel geschwärmt. In den sechziger Jahren besuchte er, Sekundaner der Rendsburger Gelehrtenschule, Lübeck. „Die weiße Mütze mit goldner Borte auf dem Kopfe, den Tornister auf dem Rücken", so erzählt Röseler, „ging ich mit einem Schulkameraden just über die Puppenbrücke, als uns, wie gerufen, der Mann entgegentrat, den die alte Hansastadt mit Stolz ihren Sohn nennt. Langsam und wie in sich verloren, schritt die untersetzte Gestalt mit dem Knebelbart näher. Es war köstliches Pfingstwetter, aber Geibel sah sehr ernst aus. Er blickte uns scharf an und dachte vielleicht: Das sind Fremdlinge aus Korinth. Wir grüßten ehrfurchtsvoll, und er tippte lächelnd mit dem Finger an den runden Filzhut. Hernach sollten wir ihn noch einmal sehen. Er stand vor einem Laden an der Trave. Am Fenster hing ein durch Sonnenstrahlen vergilbter Bilderbogen von Gustav Kühn aus Neu-Ruppin, auf dem waren kolorierte Holzschnitte mit Bonbonversen. Diese „Bonbons" hatte Geibel ja wohl alle genossen, er verweilte eine Viertelstunde und las sie der Reihe nach; seinen Mienen merkte man es an, daß er sich, wie man in Plattdeutschland sagt, „högte". Schmunzelnd, die Hände über dem Rücken gekreuzt wie Jupiter Goethe, bog er dann in die Fischstraße".

Angeregt durch diesen Stoff, entstand das in den „Spätherbstblättern“ gedruckte Gedicht: König Abels Ende. Schleswigsche Sage.

Ueber Ernst Curtius' „olympisches“ Glück freute er sich damals von Herzen. „Wie muß er sich jetzt gehoben fühlen, nachdem seine unablässigen Bemühungen für Olympia schließlich zu so glänzenden Erfolgen geführt! Er hat sich in der That ein monumentum aere perennius gesetzt, denn alles Schöne, was dort zu Tage kommt, wird mit seinem Namen verknüpft bleiben“, schrieb er an Heinrich Kruse, welcher des gemeinsamen Freundes wissenschaftliche Großthat durch einen Preisgesang verherrlicht hatte, den Geibel vortrefflich, einfach und schön gedacht fand und vollendet im Ausdruck, der nicht zu seinem Nachteil an Schiller erinnerte.

Da das seinem teuren Lehrer und Freunde Johannes Classen in dankbarer Verehrung gewidmete „klassische Liederbuch“, die eigentliche Hauptaufgabe seines Lebensabends, rasch Liebhaber und Käufer gefunden hatte, so wurde jetzt wieder für neue Auflagen fleißig übersetzt. Zuerst ging's an Horaz' große Satire: Hoc erat in votis, ein schön Stück Arbeit und herrlich gelungen. Außerdem übertrug Geibel bloß noch zehn kleinere Oden und kam bald damit zustande, teils weil sich die Motive wiederholen, teils weil die zusammengesetzteren Versmaße dem Deutschen widerstreben. Nur die alkäische, die sapphische und eine der vierzeiligen asklepiadeischen Strophen lassen sich wirklich bei uns einbürgern und werden, wie die Form des Distichons, ein schöner Erwerb für unsere Litteratur bleiben; das übrige läßt sich zwar machen, erscheint aber immer mehr als ein Kunststück denn als Kunstwerk. Auch den Ovid, der neben leichter Ware manches Bedeutende und Charakteristische bietet, gedachte Geibel vorzunehmen. Sehr bezeichnend ist sein eigenes Urteil über seine Leistung: „Der etwas herbe und trockene Ton der ersten Gedichte entspricht dem Original; erst in Theognis und Sappho tritt eine reichere Fülle des eigentlich lyrischen Elements hervor; dagegen sind die Römer schon fast modern, und ich habe mich

bemüht, in ihren Elegien und Oden keine Zeile stehen zu lassen, die ich nicht allenfalls auch in ein eigenes Gedicht gesetzt haben würde." Die zweite Auflage erschien bereits in Jahresfrist. Der Verleger machte nun den Vorschlag, den gesamten Horaz zu verdeutschen. Geibel mußte dankend ablehnen: „Ein wirklicher Lyriker wird niemals den anderen in Bausch und Bogen übersetzen; er kann vielmehr stets nur ausgewählte Stücke wiederzugeben suchen, denen er sich bis zu einem gewissen Grade kongenial fühlt, und die er dem Verständnisse auch des ungelehrten Publikums nahe zu bringen hoffen darf. Alles übrige muß er meines Erachtens solchen überlassen, die bei ihrer Arbeit noch andere, als rein ästhetische Zwecke verfolgen, in unserem Falle den Philologen von Fach. Mit dem, was ich von den Dichtungen des Horaz in der bezeichneten Weise mir anzueignen vermöchte, glaube ich so ziemlich zu Ende zu sein, nachdem ich außer den im klassischen Liederbuch mitgeteilten Stücken noch etwa acht bis zehn Oden und einzelnes aus den Satiren und Episteln übersetzt.[1]) Ich habe diese späteren Verdeutschungen für eine dritte Auflage des Liederbuches bestimmt, auf die ich noch immer zu hoffen wage; ebenso ein paar Ovidische Elegien. Catull bleibt trotz aller Anmahnungen der Kritik ausgeschlossen, nicht etwa, weil mich der reizende Dichter nicht lockte, sondern weil mir hier durch Theodor Heyse das Vortreffliche bereits geleistet scheint."

Die ersehnte dritte Auflage beschäftigte ihn unaufhörlich. Einen höchst interessanten Einblick in Geibels Schaffensfreudigkeit für das ihm am Herzen liegende Buch gewährt noch sein Schreiben vom 8. November 1878: „Für eine Erweiterung des Inhalts habe ich inzwischen meinesteils vorgearbeitet. Zu den griechischen Gedichten sind freilich — da verschiedene Versuche, Pindarische Stücke wirklich zu verdeutschen, d. h. auch für ein nicht gelehrtes Publikum zugänglich zu machen, schlechterdings nicht glücken wollten, und da

[1]) Die siebente Epode des Horaz, andere Uebersetzung als im klassischen Liederbuch, hatte Geibel schon im „Philologus" von Leutsch (Göttingen 1869. S. 373) veröffentlicht.

von Theognis das dichterisch Bedeutendste bereits gegeben ist — nur ein paar kurze Epigramme hinzugekommen. Dagegen habe ich das zweite Buch um eine größere Satire und mehrere Episteln des Horaz, sowie um zwei Stücke des Ovid vermehrt und das dritte von zweiunddreißig Oden auf fünfzig gebracht, so daß es jetzt fast alles Lyrische von Horaz enthält, was mir überhaupt der Uebersetzung wert und durch eine solche erreichbar schien."

Es war ihm beschieden, nicht nur die dritte, sondern auch eine vierte Auflage zu erleben. Mit diesen Uebertragungen hat Geibel als Greis das Versprechen eingelöst, welches er einst als Jüngling in den „klassischen Studien" gelobte, an den Anfang so ein fröhliches Ende fügend. Manche der dargebotenen Stücke erschienen ihm in ihrer einfachen Schönheit und Klarheit noch heute als selten erreichte Muster für den Lyriker. In die Horazischen Odenversmaße würde man sich leicht hineinlesen, hoffte er nicht ohne Grund. Unseren Vätern, die noch unter Klopstockischen Einflüssen aufwuchsen, waren sie vollkommen geläufig; und er hat es immer bedauert, daß unserer Jugend der empfängliche Sinn dafür, und mit diesem zugleich das feine Ohr für den Rhythmus des Wortes überhaupt, mehr und mehr verloren geht. In welchem Umfange freilich der moderne Dichter diese Formen noch benutzen soll, ist eine andere Frage. Doch haben Hölderlin und Platen gezeigt, ein wie reicher Inhalt sich in ihnen niederlegen läßt.

Besondere Anregung verdankte Geibel im Winter dem Stadttheater, das damals durch sein Repertoire manche große Residenzbühne beschämen konnte. Höheres Drama und feines Lustspiel waren ungewöhnlich gut. Der Direktor gehörte der Meininger Schule an, die doch trotz aller Uebertreibungen und Einseitigkeiten, zu denen sie Anlaß gab, im großen und ganzen nach Geibels Ansicht sehr wohlthätig auf das deutsche Schauspiel eingewirkt hat, nicht durch die Betonung unwesentlicher Aeußerlichkeiten, wohl aber durch die strenge Forderung eines fest in einander greifenden Zusammenspiels, das ja wiederum nur möglich ist, wenn jeder einzelne seine Rolle vollkommen beherrscht. In der Faschingswoche

trat sein „Meister Andrea“ wieder einmal vor die Lampen. „Brunhild“ fand eine glänzende Darstellung. Der Eindruck war ein gewaltiger, lautlose Stille wechselte mit stürmischem Beifall, und der Autor selbst fühlte sich den großen Szenen gegenüber mächtig erschüttert. Auch „Sophonisbe“ gelangte jetzt wieder zur Aufführung, Anfang Februar 1877, und die Vorbereitungen dazu nahmen ihn vollständig in Anspruch. Er lebte all die Zeit mehr in Afrika als in Lübeck, und sein Befangensein im eigenen Werke wurde noch dadurch erhöht, daß in denselben Tagen die Korrekturbogen einer dritten Auflage von Cotta eintrafen. Geibel nahm die Sache sehr ernst, studierte fortwährend Rollen ein, wählte Kostüme und Dekorationen aus, hielt Einzel- und Gesamtproben ab, und des Fragens, Ueberlegens und Bescheidgebens war kein Ende. Als das Stück schließlich über die Bretter ging, entsprach der Erfolg der aufgewandten Mühe. Alle Mitwirkenden bis auf den letzten Mann thaten ihr Bestes, das Zusammenspiel war vortrefflich, und sein nun auch heimgegangener Schwager Alexander Michelsen, der die „Sophonisbe“ im Königlichen Schauspielhause zu Berlin gesehen hatte, versicherte, der Gesamteindruck sei trotz der bescheideneren Mittel in Lübeck ein größerer gewesen.

Den Scipio gab der jugendliche Charakterdarsteller Max Grube in einer Auffassung, die, abweichend von derjenigen des Dichters, doch dessen Beifall fand. Grube, gegenwärtig Oberregisseur der Königlichen Schauspiele in Berlin, gehörte der Lübecker Bühne seit dem Herbst 1875 zwei Jahre hindurch an. Seine Erinnerungen an Geibel sind bald nach dem Ableben desselben im „Magazin für Litteratur des In- und Auslandes“ erschienen. Der liebenswürdige Künstler teilte mir dazu u. a. noch folgendes mit: „Geibel zählte, wenigstens in der Zeit, in welcher ich mit ihm verkehren durfte, und in der er viel von Schmerzen geplagt wurde, nicht zu den Autoren, die ihre Erzeugnisse gern und oft vorlesen. Er brauchte dazu besonderer Anregungen. Ihm zuzuhören, war ein großer Genuß. Sein Vortrag war zwar stark pathetisch — hatte doch schon seine gewöhnliche Sprechweise eine Art rhythmischen Schwunges, —

aber dieses Pathos wurde durch die mächtige Innerlichkeit und das gewaltige Feuer völlig aufgewogen und gewann etwas Weihevolles, ich möchte sagen: Hohenpriesterliches. Seine Stimme klang tief wie Meeresgrollen, und er ließ sie mit ihrer nicht geringen Wucht und Kraft ertönen. Außer vielen Gedichten von den gerade damals im Erscheinen begriffenen „Spätherbstblättern“ rezitierte er seine „Sophonisbe“ und Teile aus der „Brunhild“. Ferner erinnere ich mich, einige dramatische Fragmente von ihm gehört zu haben, von denen das eine wohl aus dem Nachlasse herausgegeben zu werden verdiente. Es war das Vorspiel oder der erste Aufzug zu einem „Luther in Rom“, wertvoll für die Beurteilung Geibels, weil es den vielverkannten Backfisch-Lyriker von der männlich-kühnsten Seite zeigt. Der Einzelheiten kann ich mich leider nicht mehr entsinnen; doch unvergeßlich ist mir der Schwung des Ganzen und die Schlußwirkung. Der Akt spielte während eines Gelages bei Leo X. Am Ende vernimmt man das Brausen der Volksmenge, welche den päpstlichen Segen erharrt. Der heilige Vater erhebt sich lächelnd und tritt zum Altan mit den Worten: ‚Mundus vult decipi, ergo decipiatur!‘ . . .“

Dieser Umgang mit dem jugendfrischen, kunstbegeisterten, litterarisch gebildeten Mimen, der ihn ebenfalls durch Darstellung und Inszenierung seines „Meister Andrea“ erfreute, sowie die mit der höchst gelungenen Aufführung seiner beiden Tragödien verbundene Unruhe hatten einen günstigen Einfluß auf Geibels Befinden. Auch der Quell dichterischer Produktion begann plötzlich reicher und mächtiger zu fließen. „Nicht wahr,“ schrieb er seinem lieben alten Schultes, „das Singen verschwört ein echter Dichter nicht!“ Er schuf in den Monaten Januar und Februar 1877 mehr, als in den letzten drei Jahren zusammengenommen. Das dramatische Sprichwort „Echtes Gold wird klar im Feuer“ ward fertig. An eine theatralische Aufführung der Szenen hatte er niemals ernstlich gedacht; sie erschienen ihm allerdings gut und fein, allein für unsere nach heftiger Erregung und starker Bühnenwirkung verlangende Zeit doch nicht bewegt und spannend genug.

Gleichwohl ist das kleine ideale Stück wiederholt mit Beifall gegeben worden.

Außerdem entstanden allerlei Lieder und eine ganze Reihe von Distichen und Elegien, so daß es fast für die „Spätherbstblätter“, welche noch im Laufe des Jahres erscheinen sollten, zu viel wurde. Daß er sich durch diese nicht mehr erwartete Fülle gehoben fühlte, war natürlich, wenn ihn auch dabei die Empfindung, nur auf einer dünnen Eisdecke zu wandeln, nie mehr verließ.

Das bischen Sommerfreude wurde ihm leider durch den ewig trüben und regnerischen Himmel verkümmert. Der einzige Lichtpunkt war der zweite Julisonntag, an dem sein vierter Enkel Wolfgang die Taufe empfing. Nicht einmal kam Geibel nach Travemünde, um Seeluft zu atmen, sondern nur zwei- oder dreimal Nachmittags in den Schwartauer Wald.

In seiner Stadtwohnung besuchten ihn wieder die Damen vom Harze. Sie fanden ihn um vieles gealtert. „Er sah recht leidend aus, wurde jedoch in der Unterhaltung fast jugendlich frisch“, erzählten sie mir. „Begeistert sprach er von dem Besuche der Fürstin Carolath. ‚Ist es dieselbe, von der kürzlich Berliner Blätter berichteten, daß sie bei einer Galavorstellung im Opernhause ihr schwarzes Lockenhaupt auf ihrem schönen Schwanenhals gewiegt?‘ ‚Nein, nein, das ist meine Fürstin nicht!‘ rief er lebhaft im stärksten Ton, ‚ich werde Ihnen ihr Bild zeigen‘. Tags zuvor war Possart aus München bei ihm gewesen. So kam das Gespräch auf das Theater. ‚Ein herrlicher Beruf, der des Schauspielers, ich wäre gern ein solcher geworden, doch mein Vater war Prediger, ich konnte ihm das Leid nicht anthun. Ich werde auch zu den Wölfen gerechnet, aber ich habe wohl beten gelernt. Nun bin ich Dichter geworden‘. Er sprach das mit tiefem Ernst und schwieg, dann fragte er lächelnd: ‚Ist Ihnen schon ein Poet ohne Schulden vorgekommen? Ich habe in meiner Jugend eine heilsame Erfahrung gemacht. In meinem ersten Bonner Semester wurde ich mit einem Studiosus näher bekannt, der mich anpumpte; er brauchte eine größere Summe, doch nur für wenige Tage. Ich gab ihm thörichterweise meinen ganzen,

eben aus Lübeck erhaltenen Wechsel. Kein Bitten, Flehen, Drohen schaffte mir das Geld zurück; hohnlachend versetzte der Leichtsinnige, das Wiedergeben an einen Fuchs sei nicht Sitte. Ich kam in größte Not; da öffnete sich die Thür meiner Bude, herein trat Professor Bleek mit zwei jungen Engländern, die deutschen Unterricht zu haben wünschten, ob ich vielleicht denselben zu erteilen bereit wäre. Natürlich sagte ich mit Freuden zu und fristete so mein Leben. Das ist mir eine gute Lehre gewesen, ich habe fortan nie mehr vergeben, als ich dazu übrig hatte, und mir nie etwas gekauft, was ich nicht bar bezahlen konnte'. — — —"

Trotz alles Zusammennehmens konnte Geibel damals zu keiner recht gedeihlichen Arbeit gelangen. Zur Lyrik fehlte ihm die rechte Stimmung, und ein paar Szenen aus den Albigensern, welche er, durch die Herausgabe des Vorspiels („Nord und Süd". Juniheft 1877) angeregt, noch auszuführen versuchte, wollten nicht glücken. So blieb ihm denn nichts anderes übrig, als wieder zu übersetzen. Das ist immer eine gute Beschäftigung für kranke Tage, da es uns nötigt, alle Gedanken in energischer Anspannung auf einen nicht erst zu suchenden, sondern bereits fest gegebenen Punkt zu richten.

Daneben besorgte er die Schlußredaktion seiner „Spätherbstblätter". Geibel sagt selbst über die neue Sammlung, daß sie einen minder einheitlichen Charakter trägt, als die früheren Bände. „Denn sie enthält nicht, wie diese, die Erzeugnisse einer in sich abgeschlossenen Reihe von Jahren, während deren mich bei allem Wechsel von Freud und Leid doch eine und dieselbe Grundstimmung beherrschte, sondern bringt Gedichte aus den verschiedensten Perioden meines Lebens von der fröhlichen Bonner und Berliner Studentenzeit an bis zu der einsiedlerischen Stille des letzten Winters. Hier und da, wo es mir nötig schien, ist das Entstehungsjahr angegeben; anderes hab' ich absichtlich bunt durch einander gemischt und versteckt und wiederum manchen Stücken durch die Anordnung einen scheinbaren Zusammenhang verliehen, der in der That nicht vorhanden war. Mag das alles denn wirken, wie es kann!"

Das erste Exemplar ging mit folgender Widmung an Cäcilie:

Diese Lieder, die dem Knaben
Wild erblüht im Frühlingsschein,
Mit des Herbstes reichen Gaben,
Nimm sie hin, denn sie sind dein!

Nimm sie hin, wie trüb uns immer
Irrsal und Verhängnis schied,
Dein vergessen konnt' ich nimmer,
Denn du warst mein erstes Lied.

Und mein alterndes Gemüte
Hat's wie Himmelsthau getränkt,
Daß dein Herz in reiner Güte
Wieder nun des Freundes denkt.

Dem Schilderer von Goethes Lilli, Grafen Ferdinand Eckbrecht Dürckheim-Montmartin zu Fröschweiler, jenem hochgemuten elsässischen Edelmann, der, Franzose durch seine Besitzungen, Deutscher von Gesinnung und Bildung, seiner Freude über die endliche Zurückgewinnung von Elsaß-Lothringen als Reichslande lauten Ausdruck verliehen hatte, sandte Geibel ein zweites Exemplar mit der Bemerkung „Windzerriss'nes Laub“ und mit nachstehender poetischer Eintragung:

Ihm, der treu dem alten Stamme,
Deutschen Geistes reine Flamme
Fromm gehütet Jahr um Jahr,

Der auf halbverwälschter Erde
Patriarch an seinem Herde,
Deutscher Sitte Vorbild war,

Der in sturmbewegten Tagen
Hoch des Reichs Panier getragen,
Sammelnd die zerstreute Schar,

Der, ein Priester im Versöhnen
Und ein Held im Dienst des Schönen,
Jüngling blieb im greisen Haar,

Biet' ich, froh des innern Bandes,
Mit dem Dank des Vaterlandes,
Was ich sang, in Liebe dar.

Unseres Dichters Dasein ging in der alten einförmigen Weise fort, nur daß der Kreis seines Verkehrs sich immer enger schloß. Eine erfreuliche Abwechselung bot der Besuch des bekannten Bildhauers Heinrich Pohlmann, eines Hannoveraners, der in Berlin lebt. Derselbe hatte im Herbst 1877 bei Geibel anfragen lassen, ob er geneigt wäre, ihm zu einer Büste zu sitzen; und da nichts entgegen stand, so wurde die Sache sofort ins Werk gesetzt. Der Künstler kam nach Lübeck, richtete sich in einem Dachzimmer über der Wohnung des Poeten sein Atelier ein, und letzterer ging täglich dreimal auf eine halbe Stunde hinauf, um ihn in frischer Anschauung zu erhalten. So wurde binnen Wochenfrist das Thonmodell vollendet, das alle, die es gesehen, für ähnlich und ausdrucksvoll erklärten. Herr Pohlmann erzählte mir die Erlebnisse dieser Tage: „Bei meiner Anmeldung resp. meiner ersten Visite sprach sich der Herr Professor dahin aus, daß er schon lange den Wunsch hege, der Nachwelt eine gute Büste von sich zu hinterlassen, da die beiden früher modellierten ihm durchaus nicht gefielen. Daß sich schon andere an dem imposanten Kopfe versucht hatten, wußte ich noch nicht und schritt deshalb nicht ohne Besorgnis, den großen Mann ganz zu befriedigen, ans Werk. Als Arbeitsraum wurde mir eine Kammer angewiesen mit der Aussicht nach Westen auf die mit vielen Schiffen und Masten belebte Trave und auf die Bäume des Walles. Der Herr Professor und seine Nichte halfen Tische und Kisten zusammenstellen, um Thonbüste und Modell richtig zu plazieren. Meine Sorge für das Gelingen schwand bereits nach der ersten Sitzung, da mein Modell mit hingebender Geduld und in der liebenswürdigsten Art sich opferte. Die Arbeit nahm etwa eine Woche in Anspruch und ist mir wohl die interessanteste und angenehmste Zeit meines Lebens gewesen. Obgleich der Herr Professor oft über heftige Schmerzen klagte, welche besonders morgens in ganz auffallender Weise seine Züge

ermatteten und ihnen einen leidenden Ausdruck gaben, so führte er doch stets eine anregende Unterhaltung. Nachmittags litt er weniger, und sein Gesicht wie sein Gemüt waren heiter. Dann erzählte er allerlei lustige Geschichten von seinen Reisen in Griechenland, von seinem Aufenthalt in München und der Tafelrunde, von manchen Veranlassungen für dieses oder jenes Gedicht. In Betreff der bildenden Kunst stand er auf demselben idealen Boden wie als Poet. Unter großer Aufregung geißelte er die jetzige Kunstrichtung, welche den größten Wert auf realistische Wiedergabe der zufälligen Modelle und Stoffe lege, das Ideale und Geistige ganz außer Acht lasse. Solche Kunst müsse dem Untergange entgegengehen. Als Beispiel nannte er einen der berühmtesten Berliner Bildhauer, von dem er sich nicht modellieren lassen möchte. Abends hatte der Dichter gern einige Freunde bei sich und lud mich öfters dazu ein. Er klagte dann gewöhnlich, während seine Gäste Thee tranken, daß ihm die Roggensuppe so schlecht behage. Trotzdem wurde er meist so gesprächig und fröhlich, ja, wenn er das richtige Thema erfaßt hatte, so erregt, daß seine Nichte ihn zu beschwichtigen suchte: ‚Aber, Onkel, beruhige Dich doch, die Leute draußen bleiben ja stehen!' — Als die Büste ziemlich fertig war, kamen die Verwandten und Bekannten zur Begutachtung und fanden dieselbe ganz vorzüglich. Mein Original war hoch erfreut und machte die Beschauer auf die ideale Auffassung und den geistigen Ausdruck aufmerksam. Beim Abschiede begleitete der Herr Professor mich bis zu meiner Wohnung und drückte mir mit feuchten Augen und herzlichen Dankesworten die Hand. Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Als ich ihm außer einer Abformung in Originalgröße eine gewünschte verkleinerte Kopie der Büste schickte, schrieb er: ‚Ihre Schöpfung scheint mir in dieser neuen durchgearbeiteten Gestalt nicht bloß den früheren Abguß weit zu übertreffen, sondern, soweit mein Laienurteil reicht, absolut tadellos zu sein, sowohl in Hinsicht auf die äußere Aehnlichkeit der Form, als auch auf die charakteristische Wiedergabe des geistigen Ausdrucks. Alle stimmen in ihrem Lobe überein. Indem ich Sie daher bitte, jetzt auch keinen Zug

mehr daran ändern zu wollen, sage ich Ihnen nochmals meinen wärmsten Dank für all die Mühe, Liebe und Sorgfalt, die Sie auf das gelungene Werk so beharrlich verwenden mochten.' ..." [1])

Angenehm überrascht ward Geibel damals bei einem Spaziergange durch die Fischergrube, an dem neuen Hause von Fritz Harms sein Porträt zu bemerken. „Meinen Kopf neben dem Friedrich Overbecks in ein Medaillon malen zu lassen, ist viel Ehre für mich. Mit der Gesellschaft darf ich schon zufrieden sein." Auch machte es ihm Spaß, zu beobachten, wie sich Handel und Industrie seines Namens und Antlitzes bemächtigten. Ein Schiff, das nach ihm getauft worden war, ist leider untergegangen. Er konnte aus Tassen trinken und aus Pfeifen rauchen, welche sein Konterfei trugen; ja sogar Cigarren giebt's, Marke: Geibel. Habana.

In Musik gesetzt waren viele seiner Lieder und Dichtungen, aber nur wenige illustriert und selten derart, daß Geibel beim Anblicke des Bildes den poetischen Zauber wiederempfand, der ihn einst beim Niederschreiben der Verse erfüllt hatte. Gern betrachtete er wohl noch gelegentlich die einst durch Albertine von Hochstätter und Luise Kugler bewirkte Illustration des „Morgenländischen Mythus". Von ihnen im Jahre 1847 dazu aufgefordert, sang er jene sehnsuchtsvolle Liebes-Fabel des traumseligen Orients, schon durch den märchenhaften Schauplatz die künstlerische Phantasie zu anmutigen

[1]) Pohlmann hat auch Geibels Statuette nach dem Leben gefertigt und dessen rechte Hand, die so wundervolle Lieder schrieb, in kararischem Marmor ausgeführt. — Die Berliner Nationalgalerie wird nun wohl endlich die Büste oder ein Bild von Geibel aufstellen, der in so mannigfachen Beziehungen zur Hauptstadt und zum Herrscherhause Preußens und Deutschlands gestanden, der als Poet und Prophet gesungen und gesagt hat, wovon noch Jahrhunderte wiederhallen. Schon seit mehr als einem Decennium habe ich die Verwirklichung dieses meines Wunsches erhofft, den ich öffentlich ausgesprochen, jetzt rege ich die Sache nochmals an: ihm, Emanuel Geibel, gebührt ein Platz in der Nationalgalerie, wie auch im neuen Reichstag, als „Kaiserherold". Der Verein für die Geschichte Berlins dürfte für eine Votivtafel am Enckeplatz Nr. 3, wo der Dichter gewohnt, Sorge zu tragen haben, der Magistrat aber einer Straße Geibels Namen beilegen.

Arabesken verlockend. Das Prachtwerk war 1855 erschienen. Solchen Zusammenklang von Bild und Wort hatte er nie wieder gefunden. Diesen längst entbehrten Reiz übte jetzt eine Kreidezeichnung von Theodor Kutschmann zu dem Gedicht „Nun braut es herbstlich auf den Auen“ mit der Unterschrift auf Goldgrund:

Fahr wohl, mein Wald am Bergeshange!
Und werd' ich grün dich wiedersehn?

Dies trübe Lied hatte den Künstler mit elementarer Gewalt gepackt, er konnte dasselbe nicht aus der Seele loswerden, zumal es auch in der Natur Herbst geworden war, wodurch seine Stimmung um so tiefer herabgedrückt wurde, welche endlich Verkörperung fand, indem ihm fast unbewußt der Wald am Bergeshange unter dem Stifte entstand, rein aus innerster Empfindung hingeworfen. Was lag wohl näher, als das Blatt dem Sänger zu widmen? Nur schien ihm die Zeichnung allein zu einfach, es mußte ein glänzendes Gewand beschafft werden. So malte er Dedikation, Titel- und Textblatt, alles im Stile der mittelalterlichen Miniaturen, eine Kunstäußerung, die ihm, dem Romantiker, nahe lag. Die Gabe, kurz vor Weihnachten 1877 nach Lübeck gesandt, bereitete Geibel eine hohe und reine Freude. Es ergriff ihn ganz eigen, die Stimmung, welche ihn beim Dichten des Oktoberliedes beseelte, nun durch Meisterhand mit den Mitteln einer anderen Kunst so wirksam und verständnisvoll bis ins Kleinste wiedergegeben zu sehen. Denn nicht bloß das schöne, von ernster Wehmut durchhauchte Landschaftsbild selbst mit seinen entlaubten Bäumen und ziehenden Vögeln entsprach vollkommen dem Gefühlsinhalte seines Gedichtes, sondern auch der sinnreiche Schmuck des Titelblattes und der in gedämpften Herbstfarben prangende Text waren dem Künstler zu ausdrucksvollen Symbolen derselben Empfindung geworden. Als Geibel sich in die Betrachtung versenkte, ward es ihm wieder recht klar, wie Landschaftsmalerei und Lyrik schwesterlich Hand in Hand gehen, indem beide der Natur ihr Geheimnis ablauschen und ihre stumme Sprache, jede in ihrer Weise, zu deuten wissen.

Er schrieb dem Maler wärmsten Dank und schickte ihm seinen eben erschienenen letzten Band, durch welchen ja auch ein leiser Hauch spätherbstlicher Trauer hindurchweht.

Kutschmann faßte nun den Plan, eine Anzahl Gedichte von Geibel zu illustrieren und herauszugeben. Derselbe war entzückt von der Idee und lud den Künstler nach Lübeck ein. Es sei mir gestattet, bei diesem Lichtpunkte im Leben unseres Dichters ein wenig zu verweilen.

Noch niemandem war es eingefallen, lyrische Stimmungsbilder zu seinen Liedern zu zeichnen. Vorzüglich geeignet erschienen ihm hierfür:

Oktoberlied. Nun braut es herbstlich auf den Auen.
Am Meer. Nach dem Sturm am Himmelsrande
Schwebt der Mond um Mitternacht.
Auf der Reise. Wie war's im Saal und Garten friedlich dort,
Wie kühl und still der Kreuzgang.
Auf der Haide. Durch die weite wüste Haide
Trägt mein Roß mit meinem Leide.
Hünengrab am Strande. Mächtig getürmt aufs Meer hin schauen
die Mäler der Hünen.

Zu gleichem Zwecke holte er ein in keine der Sammlungen aufgenommenes Gedicht hervor, das etwa dreißig Jahre lang verborgen in einer Mappe lag und so lautet:

Vom Kloster, wo ich Rast hielt, zog ich fort,
Hinauf den Bergpfad unter grünen Buchen.
Wie war's im Saal und Garten friedlich dort,
Wie kühl und still der Kreuzgang, recht ein Ort,
Das Eine, was uns Not ist, fromm zu suchen!
Ich denk' mir's schön, in diesen reinen Hallen,
Das Auge stets gewandt zum ew'gen Licht,
In des Gebets, in der Betrachtung Pflicht
Windstille Bahnen sinnend auszuwallen —
Und doch, und doch! Ich könnt' es nicht.
Fast schauert's mich. Und wie nun fern im Winde
Der Mönche dunkler Frühgesang verhallt
Und nur der Wipfel Brausen rings noch schallt,
Jauchzt wie befreit mein Herz, und ich empfinde
Dich wieder froh, o Herr, im grünen Wald.

Ueber dem Prüfen und Wählen dieser Texte war die Zeit des Abendessens herangekommen, für den Künstler ein unvergeßliches, ernst-heiteres Mahl. „Was trinken Sie? Rotwein oder Rheinwein?“ Der Gast bat sich letzteren aus. „Sehen Sie, das ist das Rechte!“ hieß die Antwort. „Den Rheinwein hat der liebe Gott für die Künstler und Poeten machen lassen, der Rotwein ist Philistergesöff, man kann dabei nicht singen und fröhlich sein.“ Beide sprachen dem Glase wacker zu und gerieten in immer lebhafteres Tempo der Rede. Geibels erst etwas verdunkelte Stimme wurde klarer und tönender und klang bald wie Glocken und Donner. Den Höhepunkt erreichte die Weihe des Abends, als er anfing zu deklamieren:

Durch die weite wüste Haide
Trägt mein Roß mit meinem Leide
Matt mich fort, der Abend graut.

Kutschmann hat später oft gewünscht, diese Klangfülle, den Wohllaut der Verse, die dem Munde des Dichters entquollen, auch nur annähernd zu schildern: er hatte ähnliches nie wieder gehört, war so nie wieder ergriffen worden wie von dieser Unmittelbarkeit des Vortrags. Das war nicht mehr das Organ eines kranken Greises, sondern eines kraftvollen, feurigen Jünglings. Dem Gast erschien's wie eine Erfüllung der Verheißung Mephistos:

Du wirst, mein Freund, für deine Sinnen
In dieser Stunde mehr gewinnen
Als in des Jahres Einerlei —

nur in einer edleren Deutung und nicht in des Jahres, auch in des Lebens Einerlei. — Sie redeten über viele zeitgenössische Poeten; überall lautete Geibels Kritik milde und gerecht, bloß dem Unglauben und dem modernen Materialismus gegenüber war sein Urteil scharf und schneidend. „Sie können die Herzen lenken nach Gefallen; wehe ihnen, wenn sie es zum Bösen thun! Je süßer das Gift und je schöner die Form, um so verderblicher, je höher

die Gabe und je schlechter angewandt, um so größer wird die Verantwortung sein am Tage des Gerichts. Aber sie haben Ohren und wollen nicht hören.“ — In einem Zimmer hing das bekannte Porträt Geibels von der Hand Kaulbachs, eine lebensgroße Kohlenzeichnung. Wie Kutschmann seine Bewunderung über die schöne Arbeit äußerte, bemerkte der Dichter lächelnd: „O ja, die Zeichnung ist sehr schön, nur hat er seinen bekannten Ungarnhäuptling aus mir gemacht.“ — Es war tief in der Nacht, als der Maler sich nach einigen Gläsern Grog verabschiedete.

Nach zwei Jahren, 1879, erschien das der Frau Kronprinzessin von Deutschland und Preußen gewidmete Heft (Zwölf Folioblätter) und war schnell vergriffen. Geibel war stolz auf das Werk. Das mächtig beschattete Hünengrab mit dem Blick auf die langanrollenden Meereswellen und die steilen Uferhöhen glich vollkommen dem Gemälde, das ihm bei der Konzeption der illustrierten Stelle vor der Seele schwebte: ein Stück Ostseestrand, wie es charakteristischer kaum gedacht werden konnte. Auch die Zeichnung „Auf der Reise“ war ganz aus den Intentionen des Dichters heraus entstanden; die ernste Stille, in die sich eine gewisse Dumpfheit mischt, der vorn verschattete und doch nicht zu enge Raum, der einsam buschumwucherte Bogengang, die versinkenden Kreuze, welche an die Ruhe des Grabes mahnen, alles das war echt künstlerisch empfunden, ebenso der Gegensatz des frischen, urwüchsigen, von einem hereinbrechenden Sonnenstrome durchflossenen Waldes. Auf dem Haidebild gab die von Lachen zerrissene Erdformation die Stimmung des Wüsten und Unwirtlichen vortrefflich wieder. Das prächtige Titelblatt mit seiner geschmackvollen Anordnung und glücklichen Farbenwahl erinnerte ihn an den Schmuck mittelalterlicher Handschriften. Er konnte sich nicht satt sehen und faßte sein Urteil dem Künstler gegenüber zusammen in das alte Wort: Finis coronat opus.

Das Ende.

Die letzten Lebensjahre des Dichters sollten noch einmal durch das Wiedersehen mit Cäcilie Wattenbach verklärt werden. Geibel hatte ihr im November 1877 geschrieben: „Wüßten Sie nur, wie innig mich oft darnach verlangt, endlich einmal wieder ein paar Stunden ganz ungestört mit Ihnen zu verplaudern! Wenn im herzlichen Vertrauen ein Wort das andere giebt, läßt sich ja einer verständnisvollen Seele gegenüber so vieles aussprechen, was sich ungern der Feder bequemt; und je älter und einsamer ich werde, und je mehr ich deshalb in der Welt der Erinnerungen lebe, um so schmerzlicher empfinde ich den Mangel, daß ich hier niemand mehr habe, gegen den ich über die sturmvollen, aber schönen Tage einer reichen Vergangenheit mein Herz ausschütten dürfte. Ihnen aber könnte ich jetzt alles sagen, völlig offen und ohne die Furcht, daß Sie mich mißverstehen oder in dem Inhalt meiner Bekenntnisse nur Thorheiten und Verirrungen sehen würden."

In den ersten Tagen des August 1878, gerade als Wattenbachs bei Geibel waren, überbrachte dessen Schwiegersohn die fröhliche Botschaft von der Geburt eines fünften Enkels, der am 15. September in der Taufe den Namen Otto erhielt.

Diese abermalige Begegnung mit der Jugendfreundin that seinem Herzen unendlich wohl. Cäcilie, die mit den Ihrigen von Lübeck aus weiter reiste nach Glücksburg und nach Rundhof in Angeln zu der Familie von Rumohr, sandte ihm von dort Grüße und eine mit frohen und wehmütigen Herbsterinnerungen reizend ausgeschmückte Schale. Als sie ihm kurz darauf zum Geburtstage schrieb, da — hatte er die Nacht von ihr geträumt! „Giebt es einen geheimen Zusammenhang im Seelenleben örtlich getrennter Menschen, ein Hinauswirken des Gedankens in die Ferne, oder war es bloßer Zufall, daß ich, nachdem Sie, liebe Cäcilie, am Abend des sechzehnten an mich geschrieben, in derselben Nacht

lange und lebhaft von Ihnen träumte? Nichts Außerordentliches oder Bedeutungsvolles, aber alles merkwürdig klar und bestimmt. Wir reisten allein miteinander in die Welt hinein und saßen uns im offenen Wagen gegenüber. Die Sonne schien, die Bäume und Büsche blitzten im Tau, und weite in der Ferne verduftende Landschaften flogen in raschem Wechsel an uns vorüber. Ob und was wir während der langen Fahrt geredet, weiß ich nicht mehr, aber ich empfand mich wie von einem Gefühl unaussprechlichen Glücks durchdrungen, wie wir es eben nur im Traume kennen. Endlich hielten wir auf einer Anhöhe vor einem großen Gasthofe still und stiegen aus. In dem Augenblick aber, da ich Ihnen den Arm bot, um Sie die Treppe hinaufzuführen, hörte ich die Marienglocke Vier schlagen und erwachte. — Verzeihen Sie, daß ich Ihnen von so luftigen Dingen schreibe! Traum ist freilich Schaum, aber die freundlichen Bilder, die mich in jener Nacht umgaukelten, haben mich lange begleitet."

Ohnehin hätte Geibel gar wenig Erlebtes zu berichten gehabt, denn seine Tage flossen sehr still und eintönig dahin.

Furchtbar erschütterte ihn im Sommer 1878 der unerhörte Frevel in Berlin, das Nobilingsche Attentat auf Kaiser Wilhelm I. „In welchen Zeiten leben wir? Möge es Gott gefallen, in seiner Gnade das Aeußerste abzuwenden und uns das Leben des geliebten Kaisers zu erhalten!"

Besuche von auswärts brachten noch hin und wieder eine Abwechselung.

Im Oktober 1879, gerade nach Vollendung der Escheberger Elegie, überraschte ihn Henriette Gräfin von Holnstein, seines Mäcens von der Malsburg Tochter. Ihr von Fräulein van der Embde in Kassel gemaltes Jugendbildnis, das lieblichste rosenwangige Gesichtchen mit blonden Ringellocken und schöner Büste, hatte ein Jahr vorher die Besitzerin, Adelheid von Baumbach, für Geibel photographieren lassen. Durch Erfüllung dieses Herzenswunsches war ihm eine große Freude bereitet worden. „Ich finde", schrieb er in seinem Dankbriefe, „das Bild auch in dieser Gestalt

Das erste Exemplar ging mit folgender Widmung an Cäcilie:

Diese Lieder, die dem Knaben
Wild erblüht im Frühlingsschein,
Mit des Herbstes reichen Gaben,
Nimm sie hin, denn sie sind dein!

Nimm sie hin, wie trüb uns immer
Irrsal und Verhängnis schied,
Dein vergessen konnt' ich nimmer,
Denn du warst mein erstes Lied.

Und mein alterndes Gemüte
Hat's wie Himmelsthau getränkt,
Daß dein Herz in reiner Güte
Wieder nun des Freundes denkt.

Dem Schilderer von Goethes Lilli, Grafen Ferdinand Eckbrecht Dürckheim-Montmartin zu Fröschweiler, jenem hochgemuten elsässischen Edelmann, der, Franzose durch seine Besitzungen, Deutscher von Gesinnung und Bildung, seiner Freude über die endliche Zurückgewinnung von Elsaß-Lothringen als Reichslande lauten Ausdruck verliehen hatte, sandte Geibel ein zweites Exemplar mit der Bemerkung „Windzerriss'nes Laub“ und mit nachstehender poetischer Eintragung:

Ihm, der treu dem alten Stamme,
Deutschen Geistes reine Flamme
Fromm gehütet Jahr um Jahr,

Der auf halbverwälschter Erde
Patriarch an seinem Herde,
Deutscher Sitte Vorbild war,

Der in sturmbewegten Tagen
Hoch des Reichs Panier getragen,
Sammelnd die zerstreute Schar,

Der, ein Priester im Versöhnen
Und ein Held im Dienst des Schönen,
Jüngling blieb im greisen Haar,

Biet' ich, froh des innern Bandes,
Mit dem Dank des Vaterlandes,
Was ich sang, in Liebe dar.

Unseres Dichters Dasein ging in der alten einförmigen Weise fort, nur daß der Kreis seines Verkehrs sich immer enger schloß. Eine erfreuliche Abwechselung bot der Besuch des bekannten Bildhauers Heinrich Pohlmann, eines Hannoveraners, der in Berlin lebt. Derselbe hatte im Herbst 1877 bei Geibel anfragen lassen, ob er geneigt wäre, ihm zu einer Büste zu sitzen; und da nichts entgegen stand, so wurde die Sache sofort ins Werk gesetzt. Der Künstler kam nach Lübeck, richtete sich in einem Dachzimmer über der Wohnung des Poeten sein Atelier ein, und letzterer ging täglich dreimal auf eine halbe Stunde hinauf, um ihn in frischer Anschauung zu erhalten. So wurde binnen Wochenfrist das Thonmodell vollendet, das alle, die es gesehen, für ähnlich und ausdrucksvoll erklärten. Herr Pohlmann erzählte mir die Erlebnisse dieser Tage: „Bei meiner Anmeldung resp. meiner ersten Visite sprach sich der Herr Professor dahin aus, daß er schon lange den Wunsch hege, der Nachwelt eine gute Büste von sich zu hinterlassen, da die beiden früher modellierten ihm durchaus nicht gefielen. Daß sich schon andere an dem imposanten Kopfe versucht hatten, wußte ich noch nicht und schritt deshalb nicht ohne Besorgnis, den großen Mann ganz zu befriedigen, ans Werk. Als Arbeitsraum wurde mir eine Kammer angewiesen mit der Aussicht nach Westen auf die mit vielen Schiffen und Masten belebte Trave und auf die Bäume des Walles. Der Herr Professor und seine Nichte halfen Tische und Kisten zusammenstellen, um Thonbüste und Modell richtig zu plazieren. Meine Sorge für das Gelingen schwand bereits nach der ersten Sitzung, da mein Modell mit hingebender Geduld und in der liebenswürdigsten Art sich opferte. Die Arbeit nahm etwa eine Woche in Anspruch und ist mir wohl die interessanteste und angenehmste Zeit meines Lebens gewesen. Obgleich der Herr Professor oft über heftige Schmerzen klagte, welche besonders morgens in ganz auffallender Weise seine Züge

ermatteten und ihnen einen leidenden Ausdruck gaben, so führte er doch stets eine anregende Unterhaltung. Nachmittags litt er weniger, und sein Gesicht wie sein Gemüt waren heiter. Dann erzählte er allerlei lustige Geschichten von seinen Reisen in Griechenland, von seinem Aufenthalt in München und der Tafelrunde, von manchen Veranlassungen für dieses oder jenes Gedicht. In Betreff der bildenden Kunst stand er auf demselben idealen Boden wie als Poet. Unter großer Aufregung geißelte er die jetzige Kunstrichtung, welche den größten Wert auf realistische Wiedergabe der zufälligen Modelle und Stoffe lege, das Ideale und Geistige ganz außer Acht lasse. Solche Kunst müsse dem Untergange entgegengehen. Als Beispiel nannte er einen der berühmtesten Berliner Bildhauer, von dem er sich nicht modellieren lassen möchte. Abends hatte der Dichter gern einige Freunde bei sich und lud mich öfters dazu ein. Er klagte dann gewöhnlich, während seine Gäste Thee tranken, daß ihm die Roggensuppe so schlecht behage. Trotzdem wurde er meist so gesprächig und fröhlich, ja, wenn er das richtige Thema erfaßt hatte, so erregt, daß seine Nichte ihn zu beschwichtigen suchte: ‚Aber, Onkel, beruhige Dich doch, die Leute draußen bleiben ja stehen!‘ — Als die Büste ziemlich fertig war, kamen die Verwandten und Bekannten zur Begutachtung und fanden dieselbe ganz vorzüglich. Mein Original war hoch erfreut und machte die Beschauer auf die ideale Auffassung und den geistigen Ausdruck aufmerksam. Beim Abschiede begleitete der Herr Professor mich bis zu meiner Wohnung und drückte mir mit feuchten Augen und herzlichen Dankesworten die Hand. Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Als ich ihm außer einer Abformung in Originalgröße eine gewünschte verkleinerte Kopie der Büste schickte, schrieb er: ‚Ihre Schöpfung scheint mir in dieser neuen durchgearbeiteten Gestalt nicht bloß den früheren Abguß weit zu übertreffen, sondern, soweit mein Laienurteil reicht, absolut tadellos zu sein, sowohl in Hinsicht auf die äußere Aehnlichkeit der Form, als auch auf die charakteristische Wiedergabe des geistigen Ausdrucks. Alle stimmen in ihrem Lobe überein. Indem ich Sie daher bitte, jetzt auch keinen Zug

mehr daran ändern zu wollen, sage ich Ihnen nochmals meinen wärmsten Dank für all die Mühe, Liebe und Sorgfalt, die Sie auf das gelungene Werk so beharrlich verwenden mochten.' ..."[1])

Angenehm überrascht ward Geibel damals bei einem Spaziergange durch die Fischergrube, an dem neuen Hause von Fritz Harms sein Porträt zu bemerken. „Meinen Kopf neben dem Friedrich Overbecks in ein Medaillon malen zu lassen, ist viel Ehre für mich. Mit der Gesellschaft darf ich schon zufrieden sein." Auch machte es ihm Spaß, zu beobachten, wie sich Handel und Industrie seines Namens und Antlitzes bemächtigten. Ein Schiff, das nach ihm getauft worden war, ist leider untergegangen. Er konnte aus Tassen trinken und aus Pfeifen rauchen, welche sein Konterfei trugen; ja sogar Cigarren giebt's, Marke: Geibel. Habana.

In Musik gesetzt waren viele seiner Lieder und Dichtungen, aber nur wenige illustriert und selten derart, daß Geibel beim Anblicke des Bildes den poetischen Zauber wiederempfand, der ihn einst beim Niederschreiben der Verse erfüllt hatte. Gern betrachtete er wohl noch gelegentlich die einst durch Albertine von Hochstätter und Luise Kugler bewirkte Illustration des „Morgenländischen Mythus". Von ihnen im Jahre 1847 dazu aufgefordert, sang er jene sehnsuchtsvolle Liebes-Fabel des traumseligen Orients, schon durch den märchenhaften Schauplatz die künstlerische Phantasie zu anmutigen

[1]) Pohlmann hat auch Geibels Statuette nach dem Leben gefertigt und dessen rechte Hand, die so wundervolle Lieder schrieb, in kararischem Marmor ausgeführt. — Die Berliner Nationalgalerie wird nun wohl endlich die Büste oder ein Bild von Geibel aufstellen, der in so mannigfachen Beziehungen zur Hauptstadt und zum Herrscherhause Preußens und Deutschlands gestanden, der als Poet und Prophet gesungen und gesagt hat, wovon noch Jahrhunderte wiederhallen. Schon seit mehr als einem Decennium habe ich die Verwirklichung dieses meines Wunsches erhofft, den ich öffentlich ausgesprochen, jetzt rege ich die Sache nochmals an: ihm, Emanuel Geibel, gebührt ein Platz in der Nationalgalerie, wie auch im neuen Reichstag, als „Kaiserherold". Der Verein für die Geschichte Berlins dürfte für eine Votivtafel am Enckeplatz Nr. 3, wo der Dichter gewohnt, Sorge zu tragen haben, der Magistrat aber einer Straße Geibels Namen beilegen.

Arabesken verlockend. Das Prachtwerk war 1855 erschienen. Solchen Zusammenklang von Bild und Wort hatte er nie wieder gefunden. Diesen längst entbehrten Reiz übte jetzt eine Kreidezeichnung von Theodor Kutschmann zu dem Gedicht „Nun braut es herbstlich auf den Auen“ mit der Unterschrift auf Goldgrund:

Fahr wohl, mein Wald am Bergeshange!
Und werd' ich grün dich wiedersehn?

Dies trübe Lied hatte den Künstler mit elementarer Gewalt gepackt, er konnte dasselbe nicht aus der Seele loswerden, zumal es auch in der Natur Herbst geworden war, wodurch seine Stimmung um so tiefer herabgedrückt wurde, welche endlich Verkörperung fand, indem ihm fast unbewußt der Wald am Bergeshange unter dem Stifte entstand, rein aus innerster Empfindung hingeworfen. Was lag wohl näher, als das Blatt dem Sänger zu widmen? Nur schien ihm die Zeichnung allein zu einfach, es mußte ein glänzendes Gewand beschafft werden. So malte er Dedikation, Titel- und Textblatt, alles im Stile der mittelalterlichen Miniaturen, eine Kunstäußerung, die ihm, dem Romantiker, nahe lag. Die Gabe, kurz vor Weihnachten 1877 nach Lübeck gesandt, bereitete Geibel eine hohe und reine Freude. Es ergriff ihn ganz eigen, die Stimmung, welche ihn beim Dichten des Oktoberliedes beseelte, nun durch Meisterhand mit den Mitteln einer anderen Kunst so wirksam und verständnisvoll bis ins Kleinste wiedergegeben zu sehen. Denn nicht bloß das schöne, von ernster Wehmut durchhauchte Landschaftsbild selbst mit seinen entlaubten Bäumen und ziehenden Vögeln entsprach vollkommen dem Gefühlsinhalte seines Gedichtes, sondern auch der sinnreiche Schmuck des Titelblattes und der in gedämpften Herbstfarben prangende Text waren dem Künstler zu ausdrucksvollen Symbolen derselben Empfindung geworden. Als Geibel sich in die Betrachtung versenkte, ward es ihm wieder recht klar, wie Landschaftsmalerei und Lyrik schwesterlich Hand in Hand gehen, indem beide der Natur ihr Geheimnis ablauschen und ihre stumme Sprache, jede in ihrer Weise, zu deuten wissen.

Er schrieb dem Maler wärmsten Dank und schickte ihm seinen eben erschienenen letzten Band, durch welchen ja auch ein leiser Hauch spätherbstlicher Trauer hindurchweht.

Kutschmann faßte nun den Plan, eine Anzahl Gedichte von Geibel zu illustrieren und herauszugeben. Derselbe war entzückt von der Idee und lud den Künstler nach Lübeck ein. Es sei mir gestattet, bei diesem Lichtpunkte im Leben unseres Dichters ein wenig zu verweilen.

Noch niemandem war es eingefallen, lyrische Stimmungsbilder zu seinen Liedern zu zeichnen. Vorzüglich geeignet erschienen ihm hierfür:

Oktoberlied. Nun braut es herbstlich auf den Auen.
Am Meer. Nach dem Sturm am Himmelsrande
Schwebt der Mond um Mitternacht.
Auf der Reise. Wie war's im Saal und Garten friedlich dort,
Wie kühl und still der Kreuzgang.
Auf der Haide. Durch die weite wüste Haide
Trägt mein Roß mit meinem Leide.
Hünengrab am Strande. Mächtig getürmt aufs Meer hin schauen
die Mäler der Hünen.

Zu gleichem Zwecke holte er ein in keine der Sammlungen aufgenommenes Gedicht hervor, das etwa dreißig Jahre lang verborgen in einer Mappe lag und so lautet:

Vom Kloster, wo ich Rast hielt, zog ich fort,
Hinauf den Bergpfad unter grünen Buchen.
Wie war's im Saal und Garten friedlich dort,
Wie kühl und still der Kreuzgang, recht ein Ort,
Das Eine, was uns Not ist, fromm zu suchen!
Ich denk' mir's schön, in diesen reinen Hallen,
Das Auge stets gewandt zum ew'gen Licht,
In des Gebets, in der Betrachtung Pflicht
Windstille Bahnen sinnend auszuwallen —
Und doch, und doch! Ich könnt' es nicht.
Fast schauert's mich. Und wie nun fern im Winde
Der Mönche dunkler Frühgesang verhallt
Und nur der Wipfel Brausen rings noch schallt,
Jauchzt wie befreit mein Herz, und ich empfinde
Dich wieder froh, o Herr, im grünen Wald.

Ueber dem Prüfen und Wählen dieser Texte war die Zeit des Abendessens herangekommen, für den Künstler ein unvergeßliches, ernst-heiteres Mahl. „Was trinken Sie? Rotwein oder Rheinwein?“ Der Gast bat sich letzteren aus. „Sehen Sie, das ist das Rechte!“ hieß die Antwort. „Den Rheinwein hat der liebe Gott für die Künstler und Poeten wachsen lassen, der Rotwein ist Philistergesöff, man kann dabei nicht singen und fröhlich sein.“ Beide sprachen dem Glase wacker zu und gerieten in immer lebhafteres Tempo der Rede. Geibels erst etwas verdunkelte Stimme wurde klarer und tönender und klang bald wie Glocken und Donner. Den Höhepunkt erreichte die Weihe des Abends, als er anfing zu deklamieren:

Durch die weite wüste Haide
Trägt mein Roß mit meinem Leibe
Matt mich fort, der Abend graut.

Kutschmann hat später oft gewünscht, diese Klangfülle, den Wohllaut der Verse, die dem Munde des Dichters entquollen, auch nur annähernd zu schildern; er hatte ähnliches nie wieder gehört, war so nie wieder ergriffen worden wie von dieser Unmittelbarkeit des Vortrags. Das war nicht mehr das Organ eines kranken Greises, sondern eines kraftvollen, feurigen Jünglings. Dem Gast erschien's wie eine Erfüllung der Verheißung Mephistos:

Du wirst, mein Freund, für deine Sinnen
In dieser Stunde mehr gewinnen
Als in des Jahres Einerlei —

nur in einer edleren Deutung und nicht in des Jahres, auch in des Lebens Einerlei. — Sie redeten über viele zeitgenössische Poeten; überall lautete Geibels Kritik milde und gerecht, bloß dem Unglauben und dem modernen Materialismus gegenüber war sein Urteil scharf und schneidend. „Sie können die Herzen lenken nach Gefallen; wehe ihnen, wenn sie es zum Bösen thun! Je süßer das Gift und je schöner die Form, um so verderblicher, je höher

die Gabe und je schlechter angewandt, um so größer wird die Verantwortung sein am Tage des Gerichts. Aber sie haben Ohren und wollen nicht hören.“ — In einem Zimmer hing das bekannte Porträt Geibels von der Hand Kaulbachs, eine lebensgroße Kohlenzeichnung. Wie Kutschmann seine Bewunderung über die schöne Arbeit äußerte, bemerkte der Dichter lächelnd: „O ja, die Zeichnung ist sehr schön, nur hat er seinen bekannten Ungarnhäuptling aus mir gemacht.“ — Es war tief in der Nacht, als der Maler sich nach einigen Gläsern Grog verabschiedete.

Nach zwei Jahren, 1879, erschien das der Frau Kronprinzessin von Deutschland und Preußen gewidmete Heft (Zwölf Folioblätter) und war schnell vergriffen. Geibel war stolz auf das Werk. Das mächtig beschattete Hünengrab mit dem Blick auf die langanrollenden Meereswellen und die steilen Uferhöhen glich vollkommen dem Gemälde, das ihm bei der Konzeption der illustrierten Stelle vor der Seele schwebte: ein Stück Ostseestrand, wie es charakteristischer kaum gedacht werden konnte. Auch die Zeichnung „Auf der Reise“ war ganz aus den Intentionen des Dichters heraus entstanden; die ernste Stille, in die sich eine gewisse Dumpfheit mischt, der vorn verschattete und doch nicht zu enge Raum, der einsam buschumwucherte Bogengang, die versinkenden Kreuze, welche an die Ruhe des Grabes mahnen, alles das war echt künstlerisch empfunden, ebenso der Gegensatz des frischen, urwüchsigen, von einem hereinbrechenden Sonnenstrome durchflossenen Waldes. Auf dem Haidebild gab die von Lachen zerrissene Erdformation die Stimmung des Wüsten und Unwirtlichen vortrefflich wieder. Das prächtige Titelblatt mit seiner geschmackvollen Anordnung und glücklichen Farbenwahl erinnerte ihn an den Schmuck mittelalterlicher Handschriften. Er konnte sich nicht satt sehen und faßte sein Urteil dem Künstler gegenüber zusammen in das alte Wort: Finis coronat opus.

Das Ende.

Die letzten Lebensjahre des Dichters sollten noch einmal durch das Wiedersehen mit Cäcilie Wattenbach verklärt werden. Geibel hatte ihr im November 1877 geschrieben: „Wüßten Sie nur, wie innig mich oft darnach verlangt, endlich einmal wieder ein paar Stunden ganz ungestört mit Ihnen zu verplaudern! Wenn im herzlichen Vertrauen ein Wort das andere giebt, läßt sich ja einer verständnisvollen Seele gegenüber so vieles aussprechen, was sich ungern der Feder bequemt; und je älter und einsamer ich werde, und je mehr ich deshalb in der Welt der Erinnerungen lebe, um so schmerzlicher empfinde ich den Mangel, daß ich hier niemand mehr habe, gegen den ich über die sturmvollen, aber schönen Tage einer reichen Vergangenheit mein Herz ausschütten dürfte. Ihnen aber könnte ich jetzt alles sagen, völlig offen und ohne die Furcht, daß Sie mich mißverstehen oder in dem Inhalt meiner Bekenntnisse nur Thorheiten und Verirrungen sehen würden."

In den ersten Tagen des August 1878, gerade als Wattenbachs bei Geibel waren, überbrachte dessen Schwiegersohn die fröhliche Botschaft von der Geburt eines fünften Enkels, der am 15. September in der Taufe den Namen Otto erhielt.

Diese abermalige Begegnung mit der Jugendfreundin that seinem Herzen unendlich wohl. Cäcilie, die mit den Ihrigen von Lübeck aus weiter reiste nach Glücksburg und nach Rundhof in Angeln zu der Familie von Rumohr, sandte ihm von dort Grüße und eine mit frohen und wehmütigen Herbsterinnerungen reizend ausgeschmückte Schale. Als sie ihm kurz darauf zum Geburtstage schrieb, da — hatte er die Nacht von ihr geträumt! „Giebt es einen geheimen Zusammenhang im Seelenleben örtlich getrennter Menschen, ein Hinauswirken des Gedankens in die Ferne, oder war es bloßer Zufall, daß ich, nachdem Sie, liebe Cäcilie, am Abend des sechzehnten an mich geschrieben, in derselben Nacht

lange und lebhaft von Ihnen träumte? Nichts Außerordentliches oder Bedeutungsvolles, aber alles merkwürdig klar und bestimmt. Wir reisten allein miteinander in die Welt hinein und saßen uns im offenen Wagen gegenüber. Die Sonne schien, die Bäume und Büsche blitzten im Tau, und weite in der Ferne verduftende Landschaften flogen in raschem Wechsel an uns vorüber. Ob und was wir während der langen Fahrt geredet, weiß ich nicht mehr, aber ich empfand mich wie von einem Gefühl unaussprechlichen Glücks durchdrungen, wie wir es eben nur im Traume kennen. Endlich hielten wir auf einer Anhöhe vor einem großen Gasthofe still und stiegen aus. In dem Augenblick aber, da ich Ihnen den Arm bot, um Sie die Treppe hinaufzuführen, hörte ich die Marienglocke Vier schlagen und erwachte. — Verzeihen Sie, daß ich Ihnen von so luftigen Dingen schreibe! Traum ist freilich Schaum, aber die freundlichen Bilder, die mich in jener Nacht umgaukelten, haben mich lange begleitet."

Ohnehin hätte Geibel gar wenig Erlebtes zu berichten gehabt, denn seine Tage flossen sehr still und eintönig dahin.

Furchtbar erschütterte ihn im Sommer 1878 der unerhörte Frevel in Berlin, das Nobilingsche Attentat auf Kaiser Wilhelm I. „In welchen Zeiten leben wir? Möge es Gott gefallen, in seiner Gnade das Aeußerste abzuwenden und uns das Leben des geliebten Kaisers zu erhalten!"

Besuche von auswärts brachten noch hin und wieder eine Abwechselung.

Im Oktober 1879, gerade nach Vollendung der Escheberger Elegie, überraschte ihn Henriette Gräfin von Holnstein, seines Mäcens von der Malsburg Tochter. Ihr von Fräulein van der Embde in Kassel gemaltes Jugendbildnis, das lieblichste rosenwangige Gesichtchen mit blonden Ringellocken und schöner Büste, hatte ein Jahr vorher die Besitzerin, Adelheid von Baumbach, für Geibel photographieren lassen. Durch Erfüllung dieses Herzenswunsches war ihm eine große Freude bereitet worden. „Ich finde", schrieb er in seinem Dankbriefe, „das Bild auch in dieser Gestalt

vortrefflich und vermisse die Farben kaum. Zuerst konnte ich mich gar nicht daran satt sehen: ich fühlte mich wie durch Zauberschlag in die köstliche Escheberger Zeit zurückversetzt, und es kam wie ein warmer Strahl von Jugendglück über mich. Ach, das Alter hofft ja auf keine irdische Zukunft mehr, seine Gegenwart wird von Tage zu Tage einsamer, und fast alle seine besten Schätze liegen in der Erinnerung. — Darf ich Sie bitten, sich das beifolgende Buch als bescheidene Gegengabe freundlich gefallen zu lassen? Es ist die jüngste Sammlung meiner Gedichte und wird auch wohl die letzte bleiben, da mein Zustand sich leider fortwährend verschlimmert und das schadhafte Instrument keinen reinen Ton mehr giebt. — Den Escheberger meinen herzlichsten Glückwunsch zum eröffneten Ausblick in die Zukunft!“ Jetzt stand das Original des Porträts vor ihm, und sie durchsprachen beide die unvergleichlich schönen Tage aus der Jugendzeit.

Einmal kam auch sein alter Freund Wilhelm Hemsen, weiland Hofbibliothekar des Königs von Württemberg, aus Stuttgart, ein gründlicher Kenner aller Litteraturen und der gesprächigste Mensch seines Jahrhunderts, einmal Professor Scherer aus Berlin, mit dem er sich ein paar Abendstunden vortrefflich unterhielt. Sie hatten sich bald in Goethe vertieft und redeten namentlich über die Nausikaa und über das schöne Fragment der Achilleis, diesen viel zu wenig beachteten Schatz. Da konnte Geibel beim Weine noch ebenso schwärmen und fröhlich sein, wie vor Zeiten.

Das Theater gewährte ihm leider diesen Winter, wie auch schon im vorigen, wenig Freude und Anregung. Man gab fast nur Opern und mittelmäßige Lustspiele. In der letzten Saison hatte die Vorführung klassischer Stücke geradezu einen peinlichen Eindruck auf ihn gemacht, der durch die glückliche Belebung einzelner Rollen nicht aufgehoben wurde. Aus Carlos und Egmont war er recht verstimmt nach Hause gekommen. Auch Lindners Bluthochzeit hatte ihm einen widerwärtigen Nachgeschmack hinterlassen, an dem freilich wohl der Dichter den größeren Teil der Schuld trug. Mit Recht klagte Geibel, daß es mit unserem modernen Drama

übel aussähe und ihm kein neues Stück der Auszeichnung des wieder zur Verteilung gelangenden Schillerpreises wert schiene.

Der Lübeckische Stadttheater-Direktor besaß wenigstens die Klugheit, sich an das höhere Drama nur ganz selten zu wagen. Dennoch ging der Dichter gewohnheitsmäßig in den Musentempel, nicht sowohl um des Kunstgenusses als um des bequemen Ausruhens willen. Man kann eben nicht immer allein sein und über den Büchern brüten.

Lektüre wurde mehr und mehr seine Hauptbeschäftigung; er folgte eifrig der schönen Litteratur. Von den Wissenschaften interessierte ihn ausschließlich Geschichte. Vielfache Anregung, Belehrung und Ermutigung schöpfte er, wie er schon 1872 bekannte, aus Treitschkes historischen Schriften. Treitschke war fast der einzige politische Autor, mit dem Geibel sich vollständig zu befreunden wußte, da er, frei von allem doktrinären Vorurteil und Phrasentum, die deutschen Dinge wieder in ihrem tiefsten Kern und Wesen erfaßt und sie nicht nach einer geistreich ersonnenen Formel zugeschnitten, sondern in freiem und lebendigem Wachstum entwickelt sehen will. — Mit großem Vergnügen vertiefte er sich auch in Wilhelm Wattenbachs Buch über das römische Papsttum, woraus er willkommene Begründung alter Ueberzeugungen gewann. „Vortrefflich ist es," schrieb er der Schwester am 3. November 1876, „wie Wilhelm einerseits die Berechtigung, ja die Notwendigkeit und den Segen eines starken geistigen und geistlichen Mittelpunktes für die Zeiten versinkender Kultur und einbrechender Barbarei nachweist und doch wieder von vornherein die historische Richtigkeit aller jener Voraussetzungen darthut, auf welchen die heutige Kirche das Gebäude ihrer willkürlichen und maßlosen Ansprüche aufführt." — Die Goethelitteratur verfolgte Geibel mit Aufmerksamkeit. Die neu erschienenen Briefe der „Frau Rath" sagten ihm durch ihre köstliche Lebensfrische und den gesunden Humor sehr zu; aus diesen ursprünglichen Blättern müsse man, erklärte er, Goethes Mutter kennen und lieben lernen, nicht aus Bettinas vielfach mit willkürlicher Zuthat versetzten Berichten. Als Hermann Grimms

Buch über Goethe ihm 1876 von dem Verleger zuging, dankte er letzterem: „Ich verspreche mir vielen Genuß. An geistvollen Aus- und Umblicken, an überraschenden Beleuchtungen und feinen Bemerkungen ist kaum ein anderer Schriftsteller so reich, und seine bis ins einzelne gehende, aus schriftlichen und mündlichen Quellen geschöpfte Kenntnis der Goetheschen Verhältnisse setzt ihn in den Stand, oft auch da noch neues zu bieten, wo der Gegenstand bereits durch andere erledigt schien.“ Nach geschehener Lektüre äußerte er: „Wie viele überraschende Ausblicke von den altvertrauten Pfaden eröffnet es nach allen Seiten, wie neu erscheint so vieles Bekannte durch diese Zusammenstellung und Beleuchtung! Lavaters befangender Einfluß und die Beziehungen zu Lotte Kestner, Maximilian Brentano, Lilli und Charlotte Vulpius sind mir nie so lebendig entgegengetreten. Am dankbarsten aber bin ich für die Darstellung des Verhältnisses zwischen Goethe und Schiller: mir däucht, die grundverschiedenen und eben darum sich ergänzenden Naturen unserer beiden großen Dichter sind noch niemals in ihrer tiefsten Eigentümlichkeit so klar erfaßt und geschildert worden: hier Schiller, der rastlos strebende, nie sich genugthuende Geist, der, stets das Publikum im Auge haltend, mit dem Bedürfnisse raschen Erfolgs seine Stoffe draußen sucht, sie mit dem vulkanischen Feuer seiner Begeisterung bewältigt und, wo ihm augenblicklich einmal die poetische Fülle ausgeht, diese, ohne sich dadurch aufhalten zu lassen, durch energische Gedankenarbeit zu ersetzen sucht; dort Goethe, der unbekümmert um das Urteil der Welt nur in sich wachsen läßt, was seiner Natur gemäß ist und mit der Ruhe des Genius geduldig wartet, bis sich ein Stück seines inneren Lebens, zur Dichtung geworden, leise von ihm ablöst; hier der unermüdlich nach dem höchsten Preise ringende Dramatiker, dort der große Lyriker, der auch dann Lyriker bleibt, d. h. das eigene Subjekt künstlerisch darstellt, wenn er einmal die dramatische Form wählt. Denn Faust und Mephisto, Tasso und Antonio, Clavigo und Carlos, ja Egmont und Alba sprechen nur die verschiedenen Seiten seines Wesens in gesonderten Gestalten aus.“ Creizenachs Publikation über Marianne

von Willemer fesselte ihn trotz der trockenen Behandlung nicht minder: „Um ihr Verhältnis zu Goethe schwebt ein wundervoller Duft; wir sehen hier die innigste Herzensneigung, der gewiß ursprünglich ein leidenschaftlicher Beisatz nicht fehlte, schließlich im zartesten Feuer der dichterischen Phantasie zu reinster Idealität verklärt. Die Briefe sind fast so reizend wie die Suleikalieder.“ Außerordentliche Teilnahme bekundete er für Lillis Bild, das wesentlich auf sein Betreiben Graf Eckbrecht Dürckheim, dessen Gemahlin eine Enkelin von Goethes Braut Lilli Schönemann war, entwarf. „Vor diesem reinen und würdigen Bilde muß alles voreingenommene Gerede verstummen. Wer in seiner Entwickelung eine so ungewöhnliche Charakterstärke und bei solcher weiblichen Anmut und Liebenswürdigkeit ein solches Maß von Opfermut und Pflichttreue zu entfalten vermochte, wie es Lilli gethan hat, in dem kann auch von Anfang her keine Ader von leichtfertig spielender Koketterie gewesen sein.“

In der modernen Belletristik stellte Geibel Theodor Fontanes Roman „Vor dem Sturm“ am höchsten, sowohl in Bezug auf die lebendige Zeit- und Charakterschilderung, als auch wegen der schönen und ernsten Gesinnung, von der das Ganze getragen erscheint. „Unsere neueste erzählende Litteratur hat uns Aufregenderes und geistreicher Zugespitztes, vielleicht auch im einzelnen Glänzenderes gebracht, aber ich wüßte kaum ein Werk zu nennen, das mir einen so wohlthuenden Gesamteindruck hinterlassen hätte.“ Nur bedingt lautete sein Lob über die Arbeit eines unserer berühmtesten Schriftsteller der Gegenwart. Ungestörter erfreute er sich an manchem, was die durch Heyse herausgegebenen Schriften von Hermann Kurz enthalten; seine Schilderungen aus dem altbürgerlichen Kleinleben erschienen ihm zum Teil meisterhaft. Von den neuen schönwissenschaftlichen Büchern wollte ihn sonst wenig recht ansprechen. „Bin ich älter und unempfänglicher geworden?“ fragte er, „oder geht es mit unserer Litteratur wirklich abwärts?“

Gedichtet hat Geibel in der letzten Zeit gar nichts mehr. Die Ruhepausen, die sein Uebel ihm noch gönnte, waren zu kurz, als

daß eine volle und reine Stimmung darin reif werden konnte. Doch suchte er bisweilen in seinen Mappen nach und holte dies oder jenes Manuskript hervor, um es auszufeilen. Beim Durchblättern der Papiere fand er eine kleine Elegie „Sechster November", welche Cäcilie gehörte, und wovon er ihr deshalb eine Abschrift schickte. Sie stammt aus der Zeit des Wintertagebuches und sollte einem Cyklus von „Jugenderinnerungen" eingereiht werden, der leider unvollendet blieb. Diese Distichen brachten ihr einen freundlichen Klang aus der Jugend, schilderu sie doch den süßen Moment ihrer ersten Bekanntschaft:

Ach, schnell rann uns die Zeit, schon drängte die Sitte zum Aufbruch.
Stumm nur bot sie mir noch leisesten Druckes die Hand,
Aber ein zärtlicher Blick sprach: Komm bald wieder! Und wortlos
Jauchzend, trunken von Glück stürmt' ich ins Freie hinaus. — —

Wie weit lag diese köstliche Stunde hinter ihm, hinter ihr! Cäcilie sandte als Gegengabe ihrem Emanuel ein altes, grünes Büchlein, Tagebuchblätter, welche sie im August 1836 angelegt und fortgeführt hatte. Er las diese Bekenntnisse mit tiefer Rührung und hätte um das, was ihm unbewußt verloren gegangen, heiße Thränen weinen mögen. „Aber wie schwer haben wir uns damals selbst das Leben gemacht! Wie viel unschuldiges Glück uns dadurch verkümmert, daß wir uns in jugendlicher Befangenheit nicht ganz offen zu geben wußten! Glauben Sie mir, daß auch mich das Unausgesprochene oft tief beklemmte, und daß ich nicht ohne innere Kämpfe durch jene Zeit gegangen bin. Es trifft sich eigen, daß ich gerade aus denselben August- und Septembertagen 1836 die Bruchstücke eines alten Liederheftes besitze. Ich lege sie Ihnen bei, als treues Spiegelbild meiner damaligen Stimmungen."

Im April 1880 sahen sich beide zum letztenmal.

Doch zurück zur Gegenwart! Den ganzen kommenden Sommer blieb Geibel an die engste Scholle geschmiedet und brachte es nicht einmal zu einem bescheidenen Ausflug nach Travemünde. Es war eine doppelt sorgenvolle Zeit, da seine Nichte schwer erkrankt dar-

niederlag. Nach ihrer Genesung konnte er noch lange nicht die heftigen Gemütserschütterungen verwinden, und seiner guten Stunden wurden immer weniger. Abends kamen wohl sein Schwiegersohn und seine Tochter oder irgend ein Freund, oder er ging auf ein paar Akte ins Theater, um Musik zu hören oder ein neues Stück zu sehen. Allein die mittelmäßige Darstellung mittelmäßiger Dramen behagte ihm wenig, und jener häusliche Verkehr befriedigte zwar seine gemütlichen, indes auf die Dauer nicht seine geistigen Bedürfnisse. Die Freude eines reicheren Gedankenaustausches ward ihm gar selten und eigentlich nur, wenn ein günstiger Wind einmal einen fremden Zugvogel in sein stilles Heim verschlug. So besuchte ihn Classen vor seinem Aufbruche nach Italien, unverwüstlich frisch und lebhaft wie immer und sichtlich gehoben durch die ihm bei seinem Jubiläum von allen Seiten entgegengebrachte Teilnahme. Geibel freute sich, daß dessen vielbewegte, oft mühevolle Laufbahn nun in dieser lebenslang ersehnten römisch-griechischen Reise einen schönen und glänzenden Abschluß finden sollte. Auch überraschte ihn wieder Professor Scherer, mit dem er nach Herzenslust über litterarische Dinge redete. Vor allem nahm dessen geistvolle Ergänzung des Goetheschen Nausikaafragments sein Interesse gefangen. Die in einem Aufsatze der „deutschen Monatshefte" darüber niedergelegten Ansichten las Geibel nachmals mit Vergnügen. In allen Hauptsachen schien ihm hier das Richtige getroffen zu sein und so der annähernde Genuß eines Werkes ermöglicht, von dem wir nicht genug beklagen können, daß es nicht vollendet ward. Denn der Stoff entsprach, wie kaum ein anderer, Goethes innerster Natur, und Geibel gesteht, daß er es nicht begreifen würde, wie Goethe ihn später fallen lassen konnte, wenn ihm nicht mit seinen Albigensern ganz Aehnliches geschehen wäre. Auch hier lag eine Aufgabe vor, an der er alle seine besten Kräfte hätte entfalten können. Aber er wurde durch seine Berufung nach München in der Arbeit unterbrochen, und als er sie nach Jahren wieder aufzunehmen versuchte, war es zu spät; der Guß war kalt geworden, und er fand den Ton für das so glücklich begonnene Stück nicht wieder.

Innig beglückte ihn der wiederholte Besuch von Ferdinande Freiin von Brackel auf Schloß Welda, deren dichterische Kraft und ernste Gesinnung er schätzte. Sie gehörte auch zu den Persönlichkeiten aus seiner Escheberger Epoche, damals zwar noch als Kind, eines Nachbarn Töchterlein: aber Geibel hatte das stille Wesen der Kleinen gern. Als sie ihm 1873 die Erstlinge ihrer Muse, darunter einige wie der „Buchenwald im Hessenland" ihrem Lieblingssänger gewidmet, einschickte, empfing sie aus Schwartau sein „Klassisches Liederbuch" mit der Inschrift:

Form ist jegliches Bekenntnis,
Aber zwischen Geist und Geist
Giebt's ein höh'res Einverständnis,
Welches keine Form zerreißt.

Dabei lag ein lieber Brief, worin der Ausflüge zu ihren Eltern auf Schloß Welda, wo er oft bei der Punschbowle improvisiert hatte, gedacht und die Verfasserin als kleines, blasses, dunkelhaariges Mädchen mit langen Zöpfen beschrieben ward. Sein Gedächtnis hatte ihn nicht im Stiche gelassen. Eine Begegnung in Lübeck schildert mir Ferdinande von Brackel also: „Professor Geibel sah schon recht leidend aus, hatte aber viel geistige Frische und Regsamkeit. Es waren prächtige Stunden. Ich bewunderte sehr seine innere Bescheidenheit, die ihm von vielen abgestritten wird, so daß ich sie ausdrücklich erwähne. Ich hatte ihm einiges über seine Dichtungen gesagt, wie reiz- und klangvoll seine Sprache, wie edel und rein seine Gedanken. ‚Aber ich habe nichts Großes und viel Unbedeutendes geschrieben', gab er als Antwort, so einfach, so ungeschminkt, daß es mich rührte. — Im Herbst 1881 brachte ich noch einmal den Abend bei ihm zu. Er war gealtert und kränker geworden, indes ungemein gesprächig und angeregt. Wir unterhielten uns erst längere Zeit allein in seinem Arbeitszimmer. Er sprach von den neuesten dramatischen Schöpfungen, stellte Wilbrandt hoch und wollte mich auch zu dramatischen Versuchen ermuntern, zu denen er Talent in meinen Erzählungen zu entdecken glaubte. Ich er-

widerte ihm, daß es ein Gebiet sei, das für die Frauen gefährlich und meist ihrer Veranlagung zu fern liege, da uns die festen Regeln und der architektonische Bau des Dramas nie in Fleisch und Blut übergingen. Er äußerte sich dann noch freundlich über meine Novellen. Später bat er mich zum Souper. Da wurde er immer animierter, brachte Toaste aus und wies jede Ermahnung seiner Verwandten mit den Worten zurück: ‚Laßt mir doch die gute Stunde, ich fühle mich wieder einmal jung und froh!‘ Anschließend an eine frühere Unterhaltung über religiöse Anschauungen, wo wir sehr verschiedener Meinung gewesen, wandte er sich zu mir und sagte: ‚Mein Leiden ist ein schweres Kreuz; aber ich will nicht klagen, da Gott es geschickt.‘ . . .“

Geibels körperliche Schwäche wuchs mehr und mehr, und das Gehen, zumal das Treppensteigen — zwei Etagen hoch — wurde ihm immer beschwerlicher. So bezog er denn im September 1880 das ehemals Martysche Haus in der Königstraße Jakobi=Quartier 696 (jetzige Nummer 12), welches sein Schwiegersohn gekauft hatte. Er dankte Gott, als der Umzug glücklich von statten ging. Eine breite, bequeme Treppe führt zum ersten Stock, wo des Dichters Studier=stube und Schlafzimmer nach vorn heraus lagen. Durch erstere gelangte er in den nebenan befindlichen Speisesaal.

Ob die neuen Räume ihm noch zur Heimat werden sollten? Der Gedanke beschäftigte die Seinen, welche nur mit den ernstesten Befürchtungen in die nächste Zukunft blickten.

Ein Sonnenstrahl war für ihn die Geburt eines sechsten Enkels, Walter mit Namen, und nach Jahresfrist einer Enkelin, welche der verstorbenen Großmutter zu Ehren Ada heißt.

Jede geistige Anstrengung blieb ihm bei den anhaltenden Körperschmerzen versagt. Die einzig besseren Stunden kamen spät Abends, die er nur zur Zerstreuung oder zum Vergessen der Leiden und zum Ausruhen von denselben gebrauchen durfte. Noch zweimal, im Sommer 1881 und 1882, verweilte er in Travemünde, wo er schon lange nicht gewesen. Hatte der Wechsel der Luft in ersterem

Jahr keinen vorteilhaften Einfluß, so gestaltete sich der nächste Sommer günstiger. Vom Wetter außerordentlich bevorzugt, genoß Geibel See und Strand nach Möglichkeit. Anfangs that der Aufenthalt ihm sehr gut; aber plötzlich trat, durch einen nervösen Zufall hervorgerufen, der alte Zustand wieder ein. Erst zum Winter wurde es erträglicher, und besonders hob das jetzt ganz vorzügliche Theater seine Kräfte wundersam.

Vor allem sollte Otto Sommerstorff, nachmals Mitglied des deutschen und gegenwärtig des Berliner Theaters in der Reichshauptstadt, ihm lieb werden und seinen Lebensabend verschönen. Als dieser junge Schauspieler Ende September 1882 nach Lübeck reiste, hatte er eine sogenannte Empfehlung an Geibel in der Tasche. Er war indes nie im stande, mit einem solchen Schreiben in ein friedliches Haus einzudringen und den Herrn desselben einfach zu zwingen, ihm sofort ein freundlich Gesicht zu machen, bloß als der Bekannte eines Bekannten eines seiner Bekannten. Zu dem greisen Dichter hätte er sich mit einem derartigen Papier schon gar nicht gewagt, auch wenn er nicht — während eines Spazierganges, wo es ihn trieb, einen Blick in das Poetenheim zu werfen — die steinernen Stufen emporgestiegen wäre und im Vorflur rechts auf einer kleinen Tafel die Worte gelesen hätte: „Professor Geibel ist nicht zu sprechen.“

Ein paar Tage später kam ein glücklicher Zufall. In der Königstraße begegnete ihm sein Direktor, welcher seine Aufwartung bei Geibel gemacht hatte.

„Eben sprach ich von Ihnen beim Herrn Professor. Besuchen Sie ihn gleich, er wird sich freuen!“

Der jugendliche Mime sah ihn zweifelnd an.

„Nein, nein, gehen Sie nur sofort hin; es ist jetzt der günstigste Moment!“

Den weiteren Verlauf hat mir Otto Sommerstorff anschaulich geschildert, daß ich ihn selbst reden lassen will: „Und ich ging und wurde angenommen! Als der Dichter mir die Hand reichte, da begann mein Glück, das mir treu blieb, so lange ich in der Trave-

stadt weilen durfte. Ich war direkt aus meiner grünen Heimat, der Steiermark, nach dem Norden gefahren voll von Heimweh nach dem Süden; aber da Emanuel Geibel mich willkommen geheißen, zog mein Sehnen vorwärts in die Zukunft, voll heißen Ehrgeizes dem schönen Ziel entgegen, mir unter seinen Augen die ersten Sporen zu verdienen, seinen Beifall zu erringen. Unverwischt lebt die Erinnerung an jene erste Viertelstunde in meinem Herzen. Noch hatten die schweren Leiden, welche wenige Monate später ihren verheerenden Einfluß auszuüben begannen, keine sichtliche Gewalt über den Dichter.

Wie tiefer, voller Glockenton klang seine Stimme, als er mir von der Ostsee, die ich nie gesehen, erzählte, wie sie bei ruhiger Luft einer großen Pfütze vergleichbar, bei stürmischem Wetter aber „übergewaltig“ sei; — hier ließ er den Ton voll und mächtig anschwellen, als wollte er mit dem einen Worte die ganze Stimmung des Meeres vor meine Seele zaubern.

Ueber das Theater, welches unter einer neuen Direktion eröffnet werden sollte, sprach er lebhaft und mit Interesse, und meine Mitteilung, daß das klassische Repertoire voraussichtlich besonders begünstigt würde, nahm er mit großer Freude auf. Ich selbst setzte meine ganzen Hoffnungen auf die Erfüllung dieser „klassischen“ Vorsätze. Der Dichter wünschte mir Glück zu meinem ersten Auftreten, er freute sich darauf; — mir bebte das Herz. Stolz und glücklich ging ich davon. Die Lübecker Straßen sahen mir nun ganz anders aus, als vorher, in meinem Innern war's auch mit einemmal heiterer und sonniger geworden. Fort mit Heimweh und Sehnsuchtspein! rief ich mir zu. Frisch in die Zukunft geblickt und — in den Wilhelm Tell! Denn das war meine erste Rolle. Meine ganze Kraft wollte ich daran setzen, ich mußte gefallen, und ich gefiel.

Geibel war im Theater, er hatte applaudiert; und von nun an stand ich jeden Abend, an dem ich beschäftigt war, vor Beginn der Vorstellung am Guckloch des Vorhangs und durchforschte die Parkettreihe, in der er zu sitzen pflegte. Wenn ich ihn sah,

schlug mein Herz höher und begeisterter; ich spielte eigentlich nur für ihn.

Im November errang ich mit dem Hamlet einen ungewöhnlichen Erfolg. Mein Glück erreichte seinen Gipfel, als ich hörte, auch Geibel sei voll Lobes über meine Leistung. Bald darauf erhielt ich eine Einladung zum Thee. Es war einer jener Donnerstag-Abende, an denen er Freunde bei sich sah, für mich die erste jener unvergeßlichen Stunden. Wie rührend wußte der Dichter auszuzeichnen, wen er lieb hatte! Bei Tisch mußte ich stets an seiner Seite sitzen, und manchmal im Laufe des Winters fand ich auf meinem Teller einen Strauß aus Lorbeer und Veilchen, eine Aufmerksamkeit, welche er selbst für mich erdacht hatte. Doch erwies er auch materielle Aufmerksamkeiten. So empfing ich wiederholt Porter-Sendungen von ihm. Ich trank den braunen Stoff mit Wonne, so schlecht er mir auch schmeckte; denn Geibel meinte, er wäre für mich gesund und kräftigend bei der großen Anstrengung meines Berufes.

Der kleine Kreis der Donnerstag-Gesellschaft genoß in jenem Winter bisweilen das Glück, ihn aus seinen Dichtungen vorlesen zu hören. Er verstand es in wunderbar ergreifender Weise. Er las, als ob er wieder dichtete, träumte, — als ob er unmittelbar aus dem Buche seiner Seele läse. In vollen Klängen flossen die Worte von seinen Lippen, bald mächtig dröhnend wie Donnergrollen, bald weich-wehmütig in Molltönen verklingend. Er hatte die Augen fast geschlossen und agierte — unter dem Tische — mit der Faust, freilich nur für den Nebensitzenden bemerkbar. Und diese an sich unbedeutende Aktion, welche, dem Vortragenden ganz unbewußt, so beredt in ihrer Verborgenheit die Rezitation begleitete, hat mich, als ich sie zum erstenmal beobachtete, zu Thränen gerührt. Das waren Stunden edelster Erhebung für Herz und Geist.

Die Einfachheit der Darstellung (im Jahre 1882[1]), das Vermeiden jeder Effekthascherei hatte meinem jugendlichen Hamlet Geibels Beifall erworben; war er doch durchaus ein Feind der

Darstellungsweise, welche, wenn auch noch so verstandesscharf, allzuviel in die Dichtung hineinträgt, was auf geradem Wege nicht hineinzutragen ist. Der menschlich wahr und warm empfindende Anfänger galt ihm bei aller Unvollkommenheit mehr, als der grübelnde und „denkende" Virtuos. „In zehn Jahren werden Sie den Hamlet anders spielen," sagte er mir, „verblüffender vielleicht, aber schlechter." Wie wahr!

Den Schauspieler beneidete er und hielt dessen Beruf für einen sehr glücklichen. Man könne in einer leidenschaftlichen Rolle alles loswerden, was das Gemüt bedrückt, man könne so recht in Schmerz und Wonne wühlen, sich und die Hörer herausheben aus allen erbärmlichen Stimmungen des Alltagslebens. Die Darstellung einer großen tragischen Rolle müsse die dunstige Atmosphäre der Seele reinigen wie ein Gewitter.

Nach dem Hamlet-Erfolge trat im Lübeckischen Theaterleben eine seltene Erscheinung zu Tage: das klassische Schauspiel stand im Vordergrunde des Interesses, es hatte den Sieg über die Oper und das Lustspiel glänzend davongetragen. Und diese noch nicht dagewesene Zugkraft des höheren Dramas war es, welche Geibel eine unbeschreibliche Herzensfreude und Genugthuung bereitete. Die Hoffnung, welche er bei meinem ersten Besuch ausgesprochen, hatte sich erfüllt; er war stolz auf seine Lübecker.

Fast keine der klassischen Aufführungen versäumte er und war oft „eigenhändig" der Urheber manches kräftigen Applauses und Hervorrufes. Er freute sich über die guten Einnahmen, welche Othello, Hamlet ꝛc. erzielten, mehr — als der Theaterdirektor.

Die Oper aber, welche mit ihren enormen Unterhaltungskosten Bühnen von der Größe der Lübecker in ihrer Ertragsfähigkeit meist lahm legt und finanziell untergräbt, war ihm ein Greuel und entflammte häufig seinen Zorn. Und er konnte gewaltig zornig werden. Mitten in der ruhigsten Unterhaltung sprang er plötzlich auf und leitete mit einem wuchtigen Schlag auf den Tisch, daß die Gläser tanzten, die orkanartigen Ausbrüche seines göttlichen Zornes ein. Auch mich hat er einmal getroffen.

Ich war [illegible] davon, [illegible] meinem Besuch, ein [illegible] zu [illegible], welches mir [illegible] auf einer sehr [illegible] Stufe der [illegible] stand. [illegible] Geibel [illegible] diese [illegible] gewidmet. [illegible] eine große [illegible] [illegible] in das [illegible]. Aber die Uhr [illegible] nicht [illegible]. Als ich den Kranken zum letzten Mal [illegible], [illegible] eine der [illegible], die ich in diesem [illegible] [illegible] auf [illegible] Schärpe die [illegible] „Die Sommerflur" von Emanuel Geibel. Ein [illegible], [illegible] des Dichters [illegible] [illegible], [illegible] der [illegible], welcher ihm [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible], und der letzten [illegible] [illegible] [illegible], die zu dieser Zeit, im März 188[illegible], immer [illegible] [illegible], [illegible] bis ans Ende [illegible].

Anfang März ging ich [illegible] von Lübeck. Noch einmal besuchte ich Geibel im Februar 1884 gelegentlich eines [illegible]. Von sieben bis neun Uhr Abends durfte ich bei ihm sein; da bekam ich die letzten Zeilen mit [illegible]. — Im nächsten Monat [illegible] ich wieder und sah ihn zum letzten Mal. Er lag im Lehnstuhl, schlummernd, mit geschlossenen Augen, fast athemlos. Das war am 27. März. Zehn Tage später empfing ich die erschütternde Nachricht von seinem Tode." — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Noch ehe Emanuel Geibel seine Augen für immerdar schloß, sollte ihn ein harter Schlag treffen: Cäciliens Heimgang. Schon seit 1882 hatte er ihr nicht mehr eigenhändig zum Geburtstage schreiben können, während ihre munteren und lebhaften Briefe ihm warmherzige Grüße brachten. Da ward ihm aus Berlin die Kunde von ihrer heftigen Erkrankung und Mitte Juni die Trauerbotschaft, daß Cäcilie bald ausgelitten habe. Es schien ihm ganz unmöglich. Noch als er sie zuletzt gesehen, hatte ihre leibliche Gesundheit, die

Frische ihres Geistes, die Wärme ihres Gemüts ihn jugendlich angemutet; sie empfand ja das Alter nur wie die heitere Ruhe eines klaren Herbsttages. Ihr würde, glaubte er immer, ein friedliches Ausklingen des Lebens in Betrachtung und Erinnerung beschieden sein, nach Jahren, ein Glück, dessen ihn sein siecher Körper nicht teilhaftig werden lassen könnte. Und nun sollte sie so plötzlich der Welt Ade sagen und er sie überleben! Wie gern wäre er zu ihr geeilt, wie gern hätte er ihr wenigstens noch einmal geschrieben: er fühlte sich zu schwach dazu. Im Garten aber ließ er die prächtigsten hell- und dunkelroten Rosen abschneiden und mit seinen heißesten Wünschen an Cäcilie senden. Sie trafen Vormittags ein, am 23. Juni 1883. Die Sterbende blickte mit rührender Dankbarkeit auf diesen Blumengruß des fernen Jugendfreundes. Ein seliges Lächeln verklärte ihre Züge; ein paar Stunden darauf war sie sanft hinübergeschlummert. Die Rosen legten treue Hände ihr in den Sarg; und Kruse dichtete tiefbewegt einen Nachruf, der zart und sinnig das Herzensleben des berühmten Liebespaares verherrlicht.

An poteris siccis mea fata reponere ocellis?

Properz.

Wie du so sanft, Cäcilie, ruhst! Bis zur Schwelle des Alters
Ließ dich ein holdes Geschick Schönheit bewahren und Reiz.
Noch kein Fältchen entstellte die Wangen, die Rosen der Jugend
Prangten, so lange sie noch atmete, blühend darauf.
Und ihr Auge es leuchtete noch sanft glänzend wie damals,
Als ihr Dichter daraus Glück und Begeisterung sog.
Für ihn schwärmte die sämtliche Schar der erblühenden Mädchen,
Seiner Cäcilie nur gab er, der Jüngling, den Preis.
Keiner noch hatte so innig das Glück der Minne gepriesen,
Und sie war es, die ihn alle die Wunder gelehrt!
Flüchtig ist alles auf Erden, das Flüchtigste aber die Liebe;
Amor wurden ein paar Flügel umsonst nicht verliehn —,
Und mit dem leisesten Hauch versteht er es, weiter zu schweben.
Frage nicht, was ihr das Herz ihres Geliebten geraubt,
Wußt' er selbst es doch kaum. Sie konnte, die Sanfte, nur weinen,

Konnt' ihm nicht grollen, und längst hatte dem Freund sie verziehn.
Oft, wenn ein Lied, empfunden für sie, im Munde der Sänger
Tausend Herzen entzückt, leuchtete heller ihr Blick.
Und treu hat sie die Freundschaft bewahrt dem Gefährten der Jugend,
Und sein wachsender Ruhm war wie ein Heiligtum ihr,
Das ihr zu hüten vertraut, — bis der Genius senkte die Fackel
Und mit der Flamme zugleich jegliche Farbe erlosch.
Siehe, nun lieget sie da wie die Königin ruht auf dem Grabmal,
Eng in die Decken gehüllt zeigt sie die volle Gestalt;
Wie aus dem nämlichen Marmor geformt, in schimmernder Weiße,
Sieht man das Faltengewand, Busen und Arm und Gesicht.
Ueber sie ausgegossen ist dennoch die Fülle des Lebens,
Und in Farben erglänzt dennoch das rührende Bild:
Prächtige Rosen in Fülle vom lichtesten Rot bis zum dunkeln,
Und die Schönste ist fast schwarz wie in Trauer gehüllt.
Denn von der Kunde erschreckt, Cäcilie liege im Sterben,
Hat er, noch eh' er ein Wort fand, ihr die Rosen geschickt.
Sind sie nicht auch ein Lied ohne Worte, die Rosen des Dichters?
„Süßes der Süßen!" so tönt leise der Trauergesang.
Ja, er hat ihr als Freund die Treue bewahrt bis zum Tode,
Und den Kranz, der nicht welkt, flocht er ihr längst schon ums Haupt.
„Gern, gern lebt' ich noch lange!" so sprachst du, Cäcilie, sterbend,
Denn ein heiteres Fest schien dir das Leben zu sein.
Doch jetzt liegen dir schon, wie der Heiligen, Geigen und Flöten
Und was der irdischen Lust dient, zu den Füßen verschmäht.

Auf dem Friedhofe zu Heidelberg hat die Muse Emanuel Geibels, hat Cäcilie Wattenbach ihre Ruhestätte gefunden. Have pia anima!

Auch dem Sänger blieb nur noch eine kurze Spanne Zeit auf Erden zu wallen vergönnt. Draußen vorm Burgthore Lübecks in der Luisenstraße Nr. 29 liegt das idyllische Gartenhaus, in welchem er den letzten Lenz, Sommer und Herbst genießen sollte. Es ist ein altertümliches, mit Spalier bewachsenes Gebäude, weit zurück von der Lindenallee. Riesentannen verdecken es fast den Blicken des Wanderers. Vor der Thür befindet sich die Veranda auf ebener Erde ohne hinaufsteigende Stufen; dann senkt sich plötzlich der Garten, und das Haus liegt nach hinten ein ganzes Stockwerk tiefer. Ueber dem

Eingang erhebt sich ein Balkon. In den Anlagen winden sich Wege, die teils zu einladenden Ruheplätzen, teils zu einem in der Mitte sich ausbreitenden, von Bäumen umgebenen Teiche führen, welcher sich, nach der einen Seite schmäler werdend, bis ans Ende des Gartens hinschlängelt, und über den eine zierliche Brücke in eine herrliche Allee führt bis nach den Wiesen und der Trave hinab. Da läßt es sich wundervoll wandern; man hat vor sich den durch Schiffe belebten Fluß, und die Eisenbahn braust vorbei nach Travemünde. Vom Balkon aus genoß der Dichter den schönen Blick. Sehnsuchtsgedanken flogen den Schiffen und dem Dampfrosse nach. Wie schwer ward es ihm, der Einladung zum Niederwaldfest als Ehrengast nicht folgen zu können! zu verzichten auf alles, was einst ihn beglückt! Später saß er oft in der Veranda im Lehnstuhl; immer seltener ging er, von seiner treuen Nichte gestützt, langsam im Garten umher und bisweilen durch die schattige Luisenstraße zum Tannenholz, am Kirchhof vorüber.

Dort sollte er bald gebettet werden:

Ein Wandervogel voll Begehr nach Ruh,
Ein Weltkind, das sich sehnt dem Himmel zu.

Als im Spätherbste das gelbe Laub welk von den Bäumen fiel, siedelte Emanuel Geibel wieder ins Stadthaus über und that hier — in der Frühe des heiligen Palmsonntagmorgens, am 6. April 1884 — den letzten Atemzug. Sein Ende war poetisch und weihevoll wie sein ganzes Wesen. Der Tod kam ihm als erlösender Freund, sanft und schmerzlos; und wer die sterbliche Hülle, umstrahlt von himmlischer Verklärung, scheinbar verjüngt, in Hoheit und Frieden ruhen sah, konnte nicht klagen.

Ein harmonisches Menschendasein hatte seinen Abschluß gefunden; entschlafen war der Dichter, wie er es selbst einst in der Jugend gewünscht:

Wenn das letzte Lied verhallt,
Und wenn der Quell der Liebe leiser wallt,
Daß dann der Tod mich schnell mit sanfter Hand

Hinüberführ' in jenes beſſ're Land,
Wo ewig ungetrübt die Liebe quillt,
Und wo das Lied als einz'ge Sprache gilt.

Ja, es war Geibel beſchieden, was er von dem „Genius“ erflehte:

Gieb Leben, Leben bis ans Ziel!

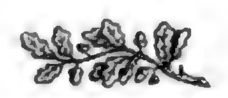
und erfüllen ſollte ſich auch ſeine Bitte:

Daß ich dort unten Ruhe finde,
Und Troſtes voll der Kranz ſich winde
Um mein verſtummend Saitenſpiel!

Im Leben hat er nicht gewußt, wie viel er ſeinem Volke galt, wie er geliebt ward, und wie zahlreiche Freunde er beſaß. Bei ſeinem Heimgange trauerte die alte Hanſeſtadt, welche ihren großen Sohn auf Staatskoſten beſtattete, trauerte das ganze Vaterland.

Wie ein Held war unſer deutſcher Minneſänger und Reichsherold gelaufen eine glänzende Bahn, begleitet von der ſchwärmeriſchen Bewunderung holder Frauen, von der wachſenden Anerkennung ernſter Männer. Die weltgeſchichtliche Verwirklichung ſeines frühen Traumes von Barbaroſſa und Germania verſchönte ſein Alter. Unter den Strahlen der goldenen Kaiſerſonne ſchloſſen ſich die Augen des Greiſes; ſie hatten geſchaut, ein Jahrzehnt und länger, was ſchon des Jünglings Blick zu erſpähen ſuchte: Deutſchland einig vom Fels zum Meer.

So lange keuſche Frauenminne blüht, ſo lange patriotiſche Männerherzen ſchlagen, bleibt unvergeſſen Emanuel Geibel.



Anhang.

Innig beglückte ihn der wiederholte Besuch von Ferdinande Freiin von Brackel auf Schloß Welda, deren dichterische Kraft und ernste Gesinnung er schätzte. Sie gehörte auch zu den Persönlichkeiten aus seiner Escheberger Epoche, damals zwar noch als Kind, eines Nachbarn Töchterlein; aber Geibel hatte das stille Wesen der Kleinen gern. Als sie ihm 1873 die Erstlinge ihrer Muse, darunter einige wie der „Buchenwald im Hessenland" ihrem Lieblingssänger gewidmet, einschickte, empfing sie aus Schwartau sein „Klassisches Liederbuch" mit der Inschrift:

Form ist jegliches Bekenntnis,
Aber zwischen Geist und Geist
Giebt's ein höh'res Einverständnis,
Welches keine Form zerreißt.

Dabei lag ein lieber Brief, worin der Ausflüge zu ihren Eltern auf Schloß Welda, wo er oft bei der Punschbowle improvisiert hatte, gedacht und die Verfasserin als kleines, blasses, dunkelhaariges Mädchen mit langen Zöpfen beschrieben ward. Sein Gedächtnis hatte ihn nicht im Stiche gelassen. Eine Begegnung in Lübeck schildert mir Ferdinande von Brackel also: „Professor Geibel sah schon recht leidend aus, hatte aber viel geistige Frische und Regsamkeit. Es waren prächtige Stunden. Ich bewunderte sehr seine innere Bescheidenheit, die ihm von vielen abgestritten wird, so daß ich sie ausdrücklich erwähne. Ich hatte ihm einiges über seine Dichtungen gesagt, wie reiz- und klangvoll seine Sprache, wie edel und rein seine Gedanken. ‚Aber ich habe nichts Großes und viel Unbedeutendes geschrieben', gab er als Antwort, so einfach, so ungeschminkt, daß es mich rührte. — Im Herbst 1881 brachte ich noch einmal den Abend bei ihm zu. Er war gealtert und kränker geworden, indes ungemein gesprächig und angeregt. Wir unterhielten uns erst längere Zeit allein in seinem Arbeitszimmer. Er sprach von den neuesten dramatischen Schöpfungen, stellte Wilbrandt hoch und wollte mich auch zu dramatischen Versuchen ermuntern, zu denen er Talent in meinen Erzählungen zu entdecken glaubte. Ich er-

widerte ihm, daß es ein Gebiet sei, das für die Frauen gefährlich und meist ihrer Veranlagung zu fern liege, da uns die festen Regeln und der architektonische Bau des Dramas nie in Fleisch und Blut übergingen. Er äußerte sich dann noch freundlich über meine Novellen. Später bat er mich zum Souper. Da wurde er immer animierter, brachte Toaste aus und wies jede Ermahnung seiner Verwandten mit den Worten zurück: ‚Laßt mir doch die gute Stunde, ich fühle mich wieder einmal jung und froh!‘ Anschließend an eine frühere Unterhaltung über religiöse Anschauungen, wo wir sehr verschiedener Meinung gewesen, wandte er sich zu mir und sagte: ‚Mein Leiden ist ein schweres Kreuz; aber ich will nicht klagen, da Gott es geschickt.‘ . . .“

Geibels körperliche Schwäche wuchs mehr und mehr, und das Gehen, zumal das Treppensteigen — zwei Etagen hoch — wurde ihm immer beschwerlicher. So bezog er denn im September 1880 das ehemals Martysche Haus in der Königstraße Jakobi-Quartier 696 (jetzige Nummer 12), welches sein Schwiegersohn gekauft hatte. Er dankte Gott, als der Umzug glücklich von statten ging. Eine breite, bequeme Treppe führt zum ersten Stock, wo des Dichters Studierstube und Schlafzimmer nach vorn heraus lagen. Durch erstere gelangte er in den nebenan befindlichen Speisesaal.

Ob die neuen Räume ihm noch zur Heimat werden sollten? Der Gedanke beschäftigte die Seinen, welche nur mit den ernstesten Befürchtungen in die nächste Zukunft blickten.

Ein Sonnenstrahl war für ihn die Geburt eines sechsten Enkels, Walter mit Namen, und nach Jahresfrist einer Enkelin, welche der verstorbenen Großmutter zu Ehren Ada heißt.

Jede geistige Anstrengung blieb ihm bei den anhaltenden Körperschmerzen versagt. Die einzig besseren Stunden kamen spät Abends, die er nur zur Zerstreuung oder zum Vergessen der Leiden und zum Ausruhen von denselben gebrauchen durfte. Noch zweimal, im Sommer 1881 und 1882, verweilte er in Travemünde, wo er schon lange nicht gewesen. Hatte der Wechsel der Luft in ersterem

Arabesken verlockend. Das Prachtwerk war 1855 erschienen. Solchen Zusammenklang von Bild und Wort hatte er nie wieder gefunden. Diesen längst entbehrten Reiz übte jetzt eine Kreidezeichnung von Theodor Kutschmann zu dem Gedicht „Nun braut es herbstlich auf den Auen“ mit der Unterschrift auf Goldgrund:

Fahr wohl, mein Wald am Bergeshange!
Und werd' ich grün dich wiedersehn?

Dies trübe Lied hatte den Künstler mit elementarer Gewalt gepackt, er konnte dasselbe nicht aus der Seele loswerden, zumal es auch in der Natur Herbst geworden war, wodurch seine Stimmung um so tiefer herabgedrückt wurde, welche endlich Verkörperung fand, indem ihm fast unbewußt der Wald am Bergeshange unter dem Stifte entstand, rein aus innerster Empfindung hingeworfen. Was lag wohl näher, als das Blatt dem Sänger zu widmen? Nur schien ihm die Zeichnung allein zu einfach, es mußte ein glänzendes Gewand beschafft werden. So malte er Dedikation, Titel- und Textblatt, alles im Stile der mittelalterlichen Miniaturen, eine Kunstäußerung, die ihm, dem Romantiker, nahe lag. Die Gabe, kurz vor Weihnachten 1877 nach Lübeck gesandt, bereitete Geibel eine hohe und reine Freude. Es ergriff ihn ganz eigen, die Stimmung, welche ihn beim Dichten des Oktoberliedes beseelte, nun durch Meisterhand mit den Mitteln einer anderen Kunst so wirksam und verständnisvoll bis ins Kleinste wiedergegeben zu sehen. Denn nicht bloß das schöne, von ernster Wehmut durchhauchte Landschaftsbild selbst mit seinen entlaubten Bäumen und ziehenden Vögeln entsprach vollkommen dem Gefühlsinhalte seines Gedichtes, sondern auch der sinnreiche Schmuck des Titelblattes und der in gedämpften Herbstfarben prangende Text waren dem Künstler zu ausdrucksvollen Symbolen derselben Empfindung geworden. Als Geibel sich in die Betrachtung versenkte, ward es ihm wieder recht klar, wie Landschaftsmalerei und Lyrik schwesterlich Hand in Hand gehen, indem beide der Natur ihr Geheimnis ablauschen und ihre stumme Sprache, jede in ihrer Weise, zu deuten wissen.

Er schrieb dem Maler wärmsten Dank und schickte ihm seinen eben erschienenen letzten Band, durch welchen ja auch ein leiser Hauch spätherbstlicher Trauer hindurchweht.

Kutschmann faßte nun den Plan, eine Anzahl Gedichte von Geibel zu illustrieren und herauszugeben. Derselbe war entzückt von der Idee und lud den Künstler nach Lübeck ein. Es sei mir gestattet, bei diesem Lichtpunkte im Leben unseres Dichters ein wenig zu verweilen.

Noch niemandem war es eingefallen, lyrische Stimmungsbilder zu seinen Liedern zu zeichnen. Vorzüglich geeignet erschienen ihm hierfür:

Oktoberlied. Nun braut es herbstlich auf den Auen.
Am Meer. Nach dem Sturm am Himmelsrande
Schwebt der Mond um Mitternacht.
Auf der Reise. Wie war's im Saal und Garten friedlich dort,
Wie kühl und still der Kreuzgang.
Auf der Haide. Durch die weite wüste Haide
Trägt mein Roß mit meinem Leide.
Hünengrab am Strande. Mächtig getürmt aufs Meer hin schauen
die Mäler der Hünen.

Zu gleichem Zwecke holte er ein in keine der Sammlungen aufgenommenes Gedicht hervor, das etwa dreißig Jahre lang verborgen in einer Mappe lag und so lautet:

Vom Kloster, wo ich Rast hielt, zog ich fort,
Hinauf den Bergpfad unter grünen Buchen.
Wie war's im Saal und Garten friedlich dort,
Wie kühl und still der Kreuzgang, recht ein Ort,
Das Eine, was uns Not ist, fromm zu suchen!
Ich denk' mir's schön, in diesen reinen Hallen,
Das Auge stets gewandt zum ew'gen Licht,
In des Gebets, in der Betrachtung Pflicht
Windstille Bahnen sinnend auszuwallen —
Und doch, und doch! Ich könnt' es nicht.
Fast schauert's mich. Und wie nun fern im Winde
Der Mönche dunkler Frühgesang verhallt
Und nur der Wipfel Brausen rings noch schallt,
Jauchzt wie befreit mein Herz, und ich empfinde
Dich wieder froh, o Herr, im grünen Wald.

Ueber dem Prüfen und Wählen dieser Texte war die Zeit des Abendessens herangekommen, für den Künstler ein unvergeßliches, ernst-heiteres Mahl. „Was trinken Sie? Rotwein oder Rheinwein?“ Der Gast bat sich letzteren aus. „Sehen Sie, das ist das Rechte!“ hieß die Antwort. „Den Rheinwein hat der liebe Gott für die Künstler und Poeten wachsen lassen, der Rotwein ist Philistergesöff, man kann dabei nicht singen und fröhlich sein.“ Beide sprachen dem Glase wacker zu und gerieten in immer lebhafteres Tempo der Rede. Geibels erst etwas verdunkelte Stimme wurde klarer und tönender und klang bald wie Glocken und Donner. Den Höhepunkt erreichte die Weihe des Abends, als er anfing zu deklamieren:

Durch die weite wüste Haide
Trägt mein Roß mit meinem Leide
Matt mich fort, der Abend graut.

Kutschmann hat später oft gewünscht, diese Klangfülle, den Wohllaut der Verse, die dem Munde des Dichters entquollen, auch nur annähernd zu schildern; er hatte ähnliches nie wieder gehört, war so nie wieder ergriffen worden wie von dieser Unmittelbarkeit des Vortrags. Das war nicht mehr das Organ eines kranken Greises, sondern eines kraftvollen, feurigen Jünglings. Dem Gast erschien's wie eine Erfüllung der Verheißung Mephistos:

Du wirst, mein Freund, für deine Sinnen
In dieser Stunde mehr gewinnen
Als in des Jahres Einerlei —

nur in einer edleren Deutung und nicht in des Jahres, auch in des Lebens Einerlei. — Sie redeten über viele zeitgenössische Poeten; überall lautete Geibels Kritik milde und gerecht, bloß dem Unglauben und dem modernen Materialismus gegenüber war sein Urteil scharf und schneidend. „Sie können die Herzen lenken nach Gefallen; wehe ihnen, wenn sie es zum Bösen thun! Je süßer das Gift und je schöner die Form, um so verderblicher, je höher

die Gabe und je schlechter angewandt, um so größer wird die Verantwortung sein am Tage des Gerichts. Aber sie haben Ohren und wollen nicht hören.“ — In einem Zimmer hing das bekannte Porträt Geibels von der Hand Kaulbachs, eine lebensgroße Kohlenzeichnung. Wie Kutschmann seine Bewunderung über die schöne Arbeit äußerte, bemerkte der Dichter lächelnd: „O ja, die Zeichnung ist sehr schön, nur hat er seinen bekannten Ungarnhäuptling aus mir gemacht.“ — Es war tief in der Nacht, als der Maler sich nach einigen Gläsern Grog verabschiedete.

Nach zwei Jahren, 1879, erschien das der Frau Kronprinzessin von Deutschland und Preußen gewidmete Heft (Zwölf Folioblätter) und war schnell vergriffen. Geibel war stolz auf das Werk. Das mächtig beschattete Hünengrab mit dem Blick auf die langanrollenden Meereswellen und die steilen Uferhöhen glich vollkommen dem Gemälde, das ihm bei der Konzeption der illustrierten Stelle vor der Seele schwebte: ein Stück Ostseestrand, wie es charakteristischer kaum gedacht werden konnte. Auch die Zeichnung „Auf der Reise“ war ganz aus den Intentionen des Dichters heraus entstanden; die ernste Stille, in die sich eine gewisse Dumpfheit mischt, der vorn verschattete und doch nicht zu enge Raum, der einsam buschumwucherte Bogengang, die versinkenden Kreuze, welche an die Ruhe des Grabes mahnen, alles das war echt künstlerisch empfunden, ebenso der Gegensatz des frischen, urwüchsigen, von einem hereinbrechenden Sonnenstrome durchflossenen Waldes. Auf dem Haidebild gab die von Lachen zerrissene Erdformation die Stimmung des Wüsten und Unwirtlichen vortrefflich wieder. Das prächtige Titelblatt mit seiner geschmackvollen Anordnung und glücklichen Farbenwahl erinnerte ihn an den Schmuck mittelalterlicher Handschriften. Er konnte sich nicht satt sehen und faßte sein Urteil dem Künstler gegenüber zusammen in das alte Wort: Finis coronat opus.

Das Ende.

Die letzten Lebensjahre des Dichters sollten noch einmal durch das Wiedersehen mit Cäcilie Wattenbach verklärt werden. Geibel hatte ihr im November 1877 geschrieben: „Wüßten Sie nur, wie innig mich oft darnach verlangt, endlich einmal wieder ein paar Stunden ganz ungestört mit Ihnen zu verplaudern! Wenn im herzlichen Vertrauen ein Wort das andere giebt, läßt sich ja einer verständnisvollen Seele gegenüber so vieles aussprechen, was sich ungern der Feder bequemt; und je älter und einsamer ich werde, und je mehr ich deshalb in der Welt der Erinnerungen lebe, um so schmerzlicher empfinde ich den Mangel, daß ich hier niemand mehr habe, gegen den ich über die sturmvollen, aber schönen Tage einer reichen Vergangenheit mein Herz ausschütten dürfte. Ihnen aber könnte ich jetzt alles sagen, völlig offen und ohne die Furcht, daß Sie mich mißverstehen oder in dem Inhalt meiner Bekenntnisse nur Thorheiten und Verirrungen sehen würden.“

In den ersten Tagen des August 1878, gerade als Wattenbachs bei Geibel waren, überbrachte dessen Schwiegersohn die fröhliche Botschaft von der Geburt eines fünften Enkels, der am 15. September in der Taufe den Namen Otto erhielt.

Diese abermalige Begegnung mit der Jugendfreundin that seinem Herzen unendlich wohl. Cäcilie, die mit den Ihrigen von Lübeck aus weiter reiste nach Glücksburg und nach Rundhof in Angeln zu der Familie von Rumohr, sandte ihm von dort Grüße und eine mit frohen und wehmütigen Herbsterinnerungen reizend ausgeschmückte Schale. Als sie ihm kurz darauf zum Geburtstage schrieb, da — hatte er die Nacht von ihr geträumt! „Giebt es einen geheimen Zusammenhang im Seelenleben örtlich getrennter Menschen, ein Hinauswirken des Gedankens in die Ferne, oder war es bloßer Zufall, daß ich, nachdem Sie, liebe Cäcilie, am Abend des sechzehnten an mich geschrieben, in derselben Nacht

lange und lebhaft von Ihnen träumte? Nichts Außerordentliches oder Bedeutungsvolles, aber alles merkwürdig klar und bestimmt. Wir reisten allein miteinander in die Welt hinein und saßen uns im offenen Wagen gegenüber. Die Sonne schien, die Bäume und Büsche blitzten im Tau, und weite in der Ferne verduftende Landschaften flogen in raschem Wechsel an uns vorüber. Ob und was wir während der langen Fahrt geredet, weiß ich nicht mehr, aber ich empfand mich wie von einem Gefühl unaussprechlichen Glücks durchdrungen, wie wir es eben nur im Traume kennen. Endlich hielten wir auf einer Anhöhe vor einem großen Gasthofe still und stiegen aus. In dem Augenblick aber, da ich Ihnen den Arm bot, um Sie die Treppe hinaufzuführen, hörte ich die Marienglocke Vier schlagen und erwachte. — Verzeihen Sie, daß ich Ihnen von so lustigen Dingen schreibe! Traum ist freilich Schaum, aber die freundlichen Bilder, die mich in jener Nacht umgaukelten, haben mich lange begleitet."

Ohnehin hätte Geibel gar wenig Erlebtes zu berichten gehabt, denn seine Tage flossen sehr still und eintönig dahin.

Furchtbar erschütterte ihn im Sommer 1878 der unerhörte Frevel in Berlin, das Nobilingsche Attentat auf Kaiser Wilhelm I. „In welchen Zeiten leben wir? Möge es Gott gefallen, in seiner Gnade das Aeußerste abzuwenden und uns das Leben des geliebten Kaisers zu erhalten!"

Besuche von auswärts brachten noch hin und wieder eine Abwechselung.

Im Oktober 1879, gerade nach Vollendung der Escheberger Elegie, überraschte ihn Henriette Gräfin von Holnstein, seines Mäcens von der Malsburg Tochter. Ihr von Fräulein van der Embde in Kassel gemaltes Jugendbildnis, das lieblichste rosenwangige Gesichtchen mit blonden Ringellocken und schöner Büste, hatte ein Jahr vorher die Besitzerin, Adelheid von Baumbach, für Geibel photographieren lassen. Durch Erfüllung dieses Herzenswunsches war ihm eine große Freude bereitet worden. „Ich finde", schrieb er in seinem Dankbriefe, „das Bild auch in dieser Gestalt

vortrefflich und vermisse die Farben kaum. Zuerst konnte ich mich gar nicht daran satt sehen: ich fühlte mich wie durch Zauberschlag in die köstliche Escheberger Zeit zurückversetzt, und es kam wie ein warmer Strahl von Jugendglück über mich. Ach, das Alter hofft ja auf keine irdische Zukunft mehr, seine Gegenwart wird von Tage zu Tage einsamer, und fast alle seine besten Schätze liegen in der Erinnerung. — Darf ich Sie bitten, sich das beifolgende Buch als bescheidene Gegengabe freundlich gefallen zu lassen? Es ist die jüngste Sammlung meiner Gedichte und wird auch wohl die letzte bleiben, da mein Zustand sich leider fortwährend verschlimmert und das schadhafte Instrument keinen reinen Ton mehr giebt. — Den Escheberger meinen herzlichsten Glückwunsch zum eröffneten Ausblick in die Zukunft!" Jetzt stand das Original des Porträts vor ihm, und sie durchsprachen beide die unvergleichlich schönen Tage aus der Jugendzeit.

Einmal kam auch sein alter Freund Wilhelm Hemsen, weiland Hofbibliothekar des Königs von Württemberg, aus Stuttgart, ein gründlicher Kenner aller Litteraturen und der gesprächigste Mensch seines Jahrhunderts, einmal Professor Scherer aus Berlin, mit dem er sich ein paar Abendstunden vortrefflich unterhielt. Sie hatten sich bald in Goethe vertieft und redeten namentlich über die Nausikaa und über das schöne Fragment der Achilleis, diesen viel zu wenig beachteten Schatz. Da konnte Geibel beim Weine noch ebenso schwärmen und fröhlich sein, wie vor Zeiten.

Das Theater gewährte ihm leider diesen Winter, wie auch schon im vorigen, wenig Freude und Anregung. Man gab fast nur Opern und mittelmäßige Lustspiele. In der letzten Saison hatte die Vorführung klassischer Stücke geradezu einen peinlichen Eindruck auf ihn gemacht, der durch die glückliche Belebung einzelner Rollen nicht aufgehoben wurde. Aus Carlos und Egmont war er recht verstimmt nach Hause gekommen. Auch Lindners Bluthochzeit hatte ihm einen widerwärtigen Nachgeschmack hinterlassen, an dem freilich wohl der Dichter den größeren Teil der Schuld trug. Mit Recht klagte Geibel, daß es mit unserem modernen Drama

übel aussähe und ihm kein neues Stück der Auszeichnung des wieder zur Verteilung gelangenden Schillerpreises wert schiene.

Der Lübeckische Stadttheater-Direktor besaß wenigstens die Klugheit, sich an das höhere Drama nur ganz selten zu wagen. Dennoch ging der Dichter gewohnheitsmäßig in den Musentempel, nicht sowohl um des Kunstgenusses als um des bequemen Ausruhens willen. Man kann eben nicht immer allein sein und über den Büchern brüten.

Lektüre wurde mehr und mehr seine Hauptbeschäftigung; er folgte eifrig der schönen Litteratur. Von den Wissenschaften interessierte ihn ausschließlich Geschichte. Vielfache Anregung, Belehrung und Ermutigung schöpfte er, wie er schon 1872 bekannte, aus Treitschkes historischen Schriften. Treitschke war fast der einzige politische Autor, mit dem Geibel sich vollständig zu befreunden wußte, da er, frei von allem doktrinären Vorurteil und Phrasentum, die deutschen Dinge wieder in ihrem tiefsten Kern und Wesen erfaßt und sie nicht nach einer geistreich ersonnenen Formel zugeschnitten, sondern in freiem und lebendigem Wachstum entwickelt sehen will. — Mit großem Vergnügen vertiefte er sich auch in Wilhelm Wattenbachs Buch über das römische Papsttum, woraus er willkommene Begründung alter Ueberzeugungen gewann. „Vortrefflich ist es," schrieb er der Schwester am 3. November 1876, „wie Wilhelm einerseits die Berechtigung, ja die Notwendigkeit und den Segen eines starken geistigen und geistlichen Mittelpunktes für die Zeiten versinkender Kultur und einbrechender Barbarei nachweist und doch wieder von vornherein die historische Richtigkeit aller jener Voraussetzungen darthut, auf welchen die heutige Kirche das Gebäude ihrer willkürlichen und maßlosen Ansprüche aufführt." — Die Goethelitteratur verfolgte Geibel mit Aufmerksamkeit. Die neu erschienenen Briefe der „Frau Rath" sagten ihm durch ihre köstliche Lebensfrische und den gesunden Humor sehr zu; aus diesen ursprünglichen Blättern müsse man, erklärte er, Goethes Mutter kennen und lieben lernen, nicht aus Bettinas vielfach mit willkürlicher Zuthat versetzten Berichten. Als Hermann Grimms

Buch über Goethe ihm 1876 von dem Verleger zuging, dankte er letzterem: „Ich verspreche mir vielen Genuß. An geistvollen Aus- und Umblicken, an überraschenden Beleuchtungen und feinen Bemerkungen ist kaum ein anderer Schriftsteller so reich, und seine bis ins einzelne gehende, aus schriftlichen und mündlichen Quellen geschöpfte Kenntnis der Goetheschen Verhältnisse setzt ihn in den Stand, oft auch da noch neues zu bieten, wo der Gegenstand bereits durch andere erledigt schien.“ Nach geschehener Lektüre äußerte er: „Wie viele überraschende Ausblicke von den altvertrauten Pfaden eröffnet es nach allen Seiten, wie neu erscheint so vieles Bekannte durch diese Zusammenstellung und Beleuchtung! Lavaters befangender Einfluß und die Beziehungen zu Lotte Kestner, Maximilian Brentano, Lilli und Charlotte Vulpius sind mir nie so lebendig entgegengetreten. Am dankbarsten aber bin ich für die Darstellung des Verhältnisses zwischen Goethe und Schiller; mir däucht, die grundverschiedenen und eben darum sich ergänzenden Naturen unserer beiden großen Dichter sind noch niemals in ihrer tiefsten Eigentümlichkeit so klar erfaßt und geschildert worden: hier Schiller, der rastlos strebende, nie sich genugthuende Geist, der, stets das Publikum im Auge haltend, mit dem Bedürfnisse raschen Erfolgs seine Stoffe draußen sucht, sie mit dem vulkanischen Feuer seiner Begeisterung bewältigt und, wo ihm augenblicklich einmal die poetische Fülle ausgeht, diese, ohne sich dadurch aufhalten zu lassen, durch energische Gedankenarbeit zu ersetzen sucht; dort Goethe, der unbekümmert um das Urteil der Welt nur in sich wachsen läßt, was seiner Natur gemäß ist und mit der Ruhe des Genius geduldig wartet, bis sich ein Stück seines inneren Lebens, zur Dichtung geworden, leise von ihm ablöst; hier der unermüdlich nach dem höchsten Preise ringende Dramatiker, dort der große Lyriker, der auch dann Lyriker bleibt, d. h. das eigene Subjekt künstlerisch darstellt, wenn er einmal die dramatische Form wählt. Denn Faust und Mephisto, Tasso und Antonio, Clavigo und Carlos, ja Egmont und Alba sprechen nur die verschiedenen Seiten seines Wesens in gesonderten Gestalten aus.“ Creizenachs Publikation über Marianne

von Willemer fesselte ihn trotz der trockenen Behandlung nicht minder: „Um ihr Verhältnis zu Goethe schwebt ein wundervoller Duft; wir sehen hier die innigste Herzensneigung, der gewiß ursprünglich ein leidenschaftlicher Beisatz nicht fehlte, schließlich im zartesten Feuer der dichterischen Phantasie zu reinster Idealität verklärt. Die Briefe sind fast so reizend wie die Suleikalieder." Außerordentliche Teilnahme bekundete er für Lillis Bild, das wesentlich auf sein Betreiben Graf Eckbrecht Dürckheim, dessen Gemahlin eine Enkelin von Goethes Braut Lilli Schönemann war, entwarf. „Vor diesem reinen und würdigen Bilde muß alles voreingenommene Gerede verstummen. Wer in seiner Entwickelung eine so ungewöhnliche Charakterstärke und bei solcher weiblichen Anmut und Liebenswürdigkeit ein solches Maß von Opfermut und Pflichttreue zu entfalten vermochte, wie es Lilli gethan hat, in dem kann auch von Anfang her keine Ader von leichtfertig spielender Koketterie gewesen sein."

In der modernen Belletristik stellte Geibel Theodor Fontanes Roman „Vor dem Sturm" am höchsten, sowohl in Bezug auf die lebendige Zeit- und Charakterschilderung, als auch wegen der schönen und ernsten Gesinnung, von der das Ganze getragen erscheint. „Unsere neueste erzählende Litteratur hat uns Aufregenderes und geistreicher Zugespitztes, vielleicht auch im einzelnen Glänzenderes gebracht, aber ich wüßte kaum ein Werk zu nennen, das mir einen so wohlthuenden Gesamteindruck hinterlassen hätte." Nur bedingt lautete sein Lob über die Arbeit eines unserer berühmtesten Schriftsteller der Gegenwart. Ungestörter erfreute er sich an manchem, was die durch Heyse herausgegebenen Schriften von Hermann Kurz enthalten; seine Schilderungen aus dem altbürgerlichen Kleinleben erschienen ihm zum Teil meisterhaft. Von den neuen schönwissenschaftlichen Büchern wollte ihn sonst wenig recht ansprechen. „Bin ich älter und unempfänglicher geworden?" fragte er, „oder geht es mit unserer Litteratur wirklich abwärts?"

Gedichtet hat Geibel in der letzten Zeit gar nichts mehr. Die Ruhepausen, die sein Uebel ihm noch gönnte, waren zu kurz, als

daß eine volle und reine Stimmung darin reif werden konnte. Doch suchte er bisweilen in seinen Mappen nach und holte dies oder jenes Manuskript hervor, um es auszufeilen. Beim Durchblättern der Papiere fand er eine kleine Elegie „Sechster November", welche Cäcilie gehörte, und wovon er ihr deshalb eine Abschrift schickte. Sie stammt aus der Zeit des Wintertagebuches und sollte einem Cyklus von „Jugenderinnerungen" eingereiht werden, der leider unvollendet blieb. Diese Distichen brachten ihr einen freundlichen Klang aus der Jugend, schildern sie doch den süßen Moment ihrer ersten Bekanntschaft:

Ach, schnell rann uns die Zeit, schon drängte die Sitte zum Aufbruch.
Stumm nur bot sie mir noch leisesten Druckes die Hand,
Aber ein zärtlicher Blick sprach: Komm bald wieder! Und wortlos
Jauchzend, trunken von Glück stürmt' ich ins Freie hinaus. — —

Wie weit lag diese köstliche Stunde hinter ihm, hinter ihr! Cäcilie sandte als Gegengabe ihrem Emanuel ein altes, grünes Büchlein, Tagebuchblätter, welche sie im August 1836 angelegt und fortgeführt hatte. Er las diese Bekenntnisse mit tiefer Rührung und hätte um das, was ihm unbewußt verloren gegangen, heiße Thränen weinen mögen. „Aber wie schwer haben wir uns damals selbst das Leben gemacht! Wie viel unschuldiges Glück uns dadurch verkümmert, daß wir uns in jugendlicher Befangenheit nicht ganz offen zu geben wußten! Glauben Sie mir, daß auch mich das Unausgesprochene oft tief beklemmte, und daß ich nicht ohne innere Kämpfe durch jene Zeit gegangen bin. Es trifft sich eigen, daß ich gerade aus denselben August- und Septembertagen 1836 die Bruchstücke eines alten Liederheftes besitze. Ich lege sie Ihnen bei, als treues Spiegelbild meiner damaligen Stimmungen."

Im April 1880 sahen sich beide zum letztenmal.

Doch zurück zur Gegenwart! Den ganzen kommenden Sommer blieb Geibel an die engste Scholle geschmiedet und brachte es nicht einmal zu einem bescheidenen Ausflug nach Travemünde. Es war eine doppelt sorgenvolle Zeit, da seine Nichte schwer erkrankt dar-

niederlag. Nach ihrer Genesung konnte er noch lange nicht die heftigen Gemütserschütterungen verwinden, und seiner guten Stunden wurden immer weniger. Abends kamen wohl sein Schwiegersohn und seine Tochter oder irgend ein Freund, oder er ging auf ein paar Akte ins Theater, um Musik zu hören oder ein neues Stück zu sehen. Allein die mittelmäßige Darstellung mittelmäßiger Dramen behagte ihm wenig, und jener häusliche Verkehr befriedigte zwar seine gemütlichen, indes auf die Dauer nicht seine geistigen Bedürfnisse. Die Freude eines reicheren Gedankenaustausches ward ihm gar selten und eigentlich nur, wenn ein günstiger Wind einmal einen fremden Zugvogel in sein stilles Heim verschlug. So besuchte ihn Classen vor seinem Aufbruche nach Italien, unverwüstlich frisch und lebhaft wie immer und sichtlich gehoben durch die ihm bei seinem Jubiläum von allen Seiten entgegengebrachte Teilnahme. Geibel freute sich, daß dessen vielbewegte, oft mühevolle Laufbahn nun in dieser lebenslang ersehnten römisch-griechischen Reise einen schönen und glänzenden Abschluß finden sollte. Auch überraschte ihn wieder Professor Scherer, mit dem er nach Herzenslust über litterarische Dinge redete. Vor allem nahm dessen geistvolle Ergänzung des Goetheschen Nausikaafragments sein Interesse gefangen. Die in einem Aufsatze der „deutschen Monatshefte" darüber niedergelegten Ansichten las Geibel nachmals mit Vergnügen. In allen Hauptsachen schien ihm hier das Richtige getroffen zu sein und so der annähernde Genuß eines Werkes ermöglicht, von dem wir nicht genug beklagen können, daß es nicht vollendet ward. Denn der Stoff entsprach, wie kaum ein anderer, Goethes innerster Natur, und Geibel gesteht, daß er es nicht begreifen würde, wie Goethe ihn später fallen lassen konnte, wenn ihm nicht mit seinen Albigensern ganz Aehnliches geschehen wäre. Auch hier lag eine Aufgabe vor, an der er alle seine besten Kräfte hätte entfalten können. Aber er wurde durch seine Berufung nach München in der Arbeit unterbrochen, und als er sie nach Jahren wieder aufzunehmen versuchte, war es zu spät; der Guß war kalt geworden, und er fand den Ton für das so glücklich begonnene Stück nicht wieder.

Innig beglückte ihn der wiederholte Besuch von Ferdinande Freiin von Brackel auf Schloß Welda, deren dichterische Kraft und ernste Gesinnung er schätzte. Sie gehörte auch zu den Persönlichkeiten aus seiner Escheberger Epoche, damals zwar noch als Kind, eines Nachbarn Töchterlein; aber Geibel hatte das stille Wesen der Kleinen gern. Als sie ihm 1873 die Erstlinge ihrer Muse, darunter einige wie der „Buchenwald im Hessenland" ihrem Lieblingssänger gewidmet, einschickte, empfing sie aus Schwartau sein „Klassisches Liederbuch" mit der Inschrift:

Form ist jegliches Bekenntnis,
Aber zwischen Geist und Geist
Giebt's ein höh'res Einverständnis,
Welches keine Form zerreißt.

Dabei lag ein lieber Brief, worin der Ausflüge zu ihren Eltern auf Schloß Welda, wo er oft bei der Punschbowle improvisiert hatte, gedacht und die Verfasserin als kleines, blasses, dunkelhaariges Mädchen mit langen Zöpfen beschrieben ward. Sein Gedächtnis hatte ihn nicht im Stiche gelassen. Eine Begegnung in Lübeck schildert mir Ferdinande von Brackel also: „Professor Geibel sah schon recht leidend aus, hatte aber viel geistige Frische und Regsamkeit. Es waren prächtige Stunden. Ich bewunderte sehr seine innere Bescheidenheit, die ihm von vielen abgestritten wird, so daß ich sie ausdrücklich erwähne. Ich hatte ihm einiges über seine Dichtungen gesagt, wie reiz- und klangvoll seine Sprache, wie edel und rein seine Gedanken. ‚Aber ich habe nichts Großes und viel Unbedeutendes geschrieben', gab er als Antwort, so einfach, so ungeschminkt, daß es mich rührte. — Im Herbst 1881 brachte ich noch einmal den Abend bei ihm zu. Er war gealtert und kränker geworden, indes ungemein gesprächig und angeregt. Wir unterhielten uns erst längere Zeit allein in seinem Arbeitszimmer. Er sprach von den neuesten dramatischen Schöpfungen, stellte Wilbrandt hoch und wollte mich auch zu dramatischen Versuchen ermuntern, zu denen er Talent in meinen Erzählungen zu entdecken glaubte. Ich er-

widerte ihm, daß es ein Gebiet sei, das für die Frauen gefährlich und meist ihrer Veranlagung zu fern liege, da uns die festen Regeln und der architektonische Bau des Dramas nie in Fleisch und Blut übergingen. Er äußerte sich dann noch freundlich über meine Novellen. Später bat er mich zum Souper. Da wurde er immer animierter, brachte Toaste aus und wies jede Ermahnung seiner Verwandten mit den Worten zurück: ‚Laßt mir doch die gute Stunde, ich fühle mich wieder einmal jung und froh!‘ Anschließend an eine frühere Unterhaltung über religiöse Anschauungen, wo wir sehr verschiedener Meinung gewesen, wandte er sich zu mir und sagte: ‚Mein Leiden ist ein schweres Kreuz; aber ich will nicht klagen, da Gott es geschickt.‘ . . .“

Geibels körperliche Schwäche wuchs mehr und mehr, und das Gehen, zumal das Treppensteigen — zwei Etagen hoch — wurde ihm immer beschwerlicher. So bezog er denn im September 1880 das ehemals Martysche Haus in der Königstraße Jakobi-Quartier 696 (jetzige Nummer 12), welches sein Schwiegersohn gekauft hatte. Er dankte Gott, als der Umzug glücklich von statten ging. Eine breite, bequeme Treppe führt zum ersten Stock, wo des Dichters Studierstube und Schlafzimmer nach vorn heraus lagen. Durch erstere gelangte er in den nebenan befindlichen Speisesaal.

Ob die neuen Räume ihm noch zur Heimat werden sollten? Der Gedanke beschäftigte die Seinen, welche nur mit den ernstesten Befürchtungen in die nächste Zukunft blickten.

Ein Sonnenstrahl war für ihn die Geburt eines sechsten Enkels, Walter mit Namen, und nach Jahresfrist einer Enkelin, welche der verstorbenen Großmutter zu Ehren Ada heißt.

Jede geistige Anstrengung blieb ihm bei den anhaltenden Körperschmerzen versagt. Die einzig besseren Stunden kamen spät Abends, die er nur zur Zerstreuung oder zum Vergessen der Leiden und zum Ausruhen von denselben gebrauchen durfte. Noch zweimal, im Sommer 1881 und 1882, verweilte er in Travemünde, wo er schon lange nicht gewesen. Hatte der Wechsel der Luft in ersterem

Jahr keinen vorteilhaften Einfluß, so gestaltete sich der nächste Sommer günstiger. Vom Wetter außerordentlich bevorzugt, genoß Geibel See und Strand nach Möglichkeit. Anfangs that der Aufenthalt ihm sehr gut; aber plötzlich trat, durch einen nervösen Zufall hervorgerufen, der alte Zustand wieder ein. Erst zum Winter wurde es erträglicher, und besonders hob das jetzt ganz vorzügliche Theater seine Kräfte wundersam.

Vor allem sollte Otto Sommerstorff, nachmals Mitglied des deutschen und gegenwärtig des Berliner Theaters in der Reichshauptstadt, ihm lieb werden und seinen Lebensabend verschönen. Als dieser junge Schauspieler Ende September 1882 nach Lübeck reiste, hatte er eine sogenannte Empfehlung an Geibel in der Tasche. Er war indes nie im stande, mit einem solchen Schreiben in ein friedliches Haus einzudringen und den Herrn desselben einfach zu zwingen, ihm sofort ein freundlich Gesicht zu machen, bloß als der Bekannte eines Bekannten eines seiner Bekannten. Zu dem greisen Dichter hätte er sich mit einem derartigen Papier schon gar nicht gewagt, auch wenn er nicht — während eines Spazierganges, wo es ihn trieb, einen Blick in das Poetenheim zu werfen — die steinernen Stufen emporgestiegen wäre und im Vorflur rechts auf einer kleinen Tafel die Worte gelesen hätte: „Professor Geibel ist nicht zu sprechen."

Ein paar Tage später kam ein glücklicher Zufall. In der Königstraße begegnete ihm sein Direktor, welcher seine Aufwartung bei Geibel gemacht hatte.

„Eben sprach ich von Ihnen beim Herrn Professor. Besuchen Sie ihn gleich, er wird sich freuen!"

Der jugendliche Mime sah ihn zweifelnd an.

„Nein, nein, gehen Sie nur sofort hin; es ist jetzt der günstigste Moment!"

Den weiteren Verlauf hat mir Otto Sommerstorff anschaulich geschildert, daß ich ihn selbst reden lassen will: „Und ich ging und wurde angenommen! Als der Dichter mir die Hand reichte, da begann mein Glück, das mir treu blieb, so lange ich in der Trave-

stadt weilen durfte. Ich war direkt aus meiner grünen Heimat, der Steiermark, nach dem Norden gefahren voll von Heimweh nach dem Süden; aber da Emanuel Geibel mich willkommen geheißen, zog mein Sehnen vorwärts in die Zukunft, voll heißen Ehrgeizes dem schönen Ziel entgegen, mir unter seinen Augen die ersten Sporen zu verdienen, seinen Beifall zu erringen. Unverwischt lebt die Erinnerung an jene erste Viertelstunde in meinem Herzen. Noch hatten die schweren Leiden, welche wenige Monate später ihren verheerenden Einfluß auszuüben begannen, keine sichtliche Gewalt über den Dichter.

Wie tiefer, voller Glockenton klang seine Stimme, als er mir von der Ostsee, die ich nie gesehen, erzählte, wie sie bei ruhiger Luft einer großen Pfütze vergleichbar, bei stürmischem Wetter aber „übergewaltig“ sei; — hier ließ er den Ton voll und mächtig anschwellen, als wollte er mit dem einen Worte die ganze Stimmung des Meeres vor meine Seele zaubern.

Ueber das Theater, welches unter einer neuen Direktion eröffnet werden sollte, sprach er lebhaft und mit Interesse, und meine Mitteilung, daß das klassische Repertoire voraussichtlich besonders begünstigt würde, nahm er mit großer Freude auf. Ich selbst setzte meine ganzen Hoffnungen auf die Erfüllung dieser „klassischen“ Vorsätze. Der Dichter wünschte mir Glück zu meinem ersten Auftreten, er freute sich darauf; — mir bebte das Herz. Stolz und glücklich ging ich davon. Die Lübecker Straßen sahen mir nun ganz anders aus, als vorher, in meinem Innern war's auch mit einemmal heiterer und sonniger geworden. Fort mit Heimweh und Sehnsuchtspein! rief ich mir zu. Frisch in die Zukunft geblickt und — in den Wilhelm Tell! Denn das war meine erste Rolle. Meine ganze Kraft wollte ich daran setzen, ich mußte gefallen, und ich gefiel.

Geibel war im Theater, er hatte applaudiert; und von nun an stand ich jeden Abend, an dem ich beschäftigt war, vor Beginn der Vorstellung am Guckloch des Vorhangs und durchforschte die Parkettreihe, in der er zu sitzen pflegte. Wenn ich ihn sah,

schlug mein Herz höher und begeisterter: ich spielte eigentlich nur für ihn.

Im November errang ich mit dem Hamlet einen ungewöhnlichen Erfolg. Mein Glück erreichte seinen Gipfel, als ich hörte, auch Geibel sei voll Lobes über meine Leistung. Bald darauf erhielt ich eine Einladung zum Thee. Es war einer jener Donnerstag-Abende, an denen er Freunde bei sich sah, für mich die erste jener unvergeßlichen Stunden. Wie rührend wußte der Dichter auszuzeichnen, wen er lieb hatte! Bei Tisch mußte ich stets an seiner Seite sitzen, und manchmal im Laufe des Winters fand ich auf meinem Teller einen Strauß aus Lorbeer und Veilchen, eine Aufmerksamkeit, welche er selbst für mich erdacht hatte. Doch erwies er auch materielle Aufmerksamkeiten. So empfing ich wiederholt Porter-Sendungen von ihm. Ich trank den braunen Stoff mit Wonne, so schlecht er mir auch schmeckte; denn Geibel meinte, er wäre für mich gesund und kräftigend bei der großen Anstrengung meines Berufes.

Der kleine Kreis der Donnerstag-Gesellschaft genoß in jenem Winter bisweilen das Glück, ihn aus seinen Dichtungen vorlesen zu hören. Er verstand es in wunderbar ergreifender Weise. Er las, als ob er wieder dichtete, träumte, — als ob er unmittelbar aus dem Buche seiner Seele läse. In vollen Klängen flossen die Worte von seinen Lippen, bald mächtig dröhnend wie Donnergrollen, bald weich-wehmütig in Molltönen verklingend. Er hatte die Augen fast geschlossen und agierte — unter dem Tische — mit der Faust, freilich nur für den Nebensitzenden bemerkbar. Und diese an sich unbedeutende Aktion, welche, dem Vortragenden ganz unbewußt, so beredt in ihrer Verborgenheit die Rezitation begleitete, hat mich, als ich sie zum erstenmal beobachtete, zu Thränen gerührt. Das waren Stunden edelster Erhebung für Herz und Geist.

Die Einfachheit der Darstellung (im Jahre 1882!), das Vermeiden jeder Effekthascherei hatte meinem jugendlichen Hamlet Geibels Beifall erworben; war er doch durchaus ein Feind der

Darstellungsweise, welche, wenn auch noch so verstandesscharf, allzuviel in die Dichtung hineinträgt, was auf geradem Wege nicht hineinzutragen ist. Der menschlich wahr und warm empfindende Anfänger galt ihm bei aller Unvollkommenheit mehr, als der grübelnde und „denkende“ Virtuos. „In zehn Jahren werden Sie den Hamlet anders spielen,“ sagte er mir, „verblüffender vielleicht, aber schlechter.“ Wie wahr!

Den Schauspieler beneidete er und hielt dessen Beruf für einen sehr glücklichen. Man könne in einer leidenschaftlichen Rolle alles loswerden, was das Gemüt bedrückt, man könne so recht in Schmerz und Wonne wühlen, sich und die Hörer herausheben aus allen erbärmlichen Stimmungen des Alltagslebens. Die Darstellung einer großen tragischen Rolle müsse die dunstige Atmosphäre der Seele reinigen wie ein Gewitter.

Nach dem Hamlet-Erfolge trat im Lübeckischen Theaterleben eine seltene Erscheinung zu Tage: das klassische Schauspiel stand im Vordergrunde des Interesses, es hatte den Sieg über die Oper und das Lustspiel glänzend davongetragen. Und diese noch nicht dagewesene Zugkraft des höheren Dramas war es, welche Geibel eine unbeschreibliche Herzensfreude und Genugthuung bereitete. Die Hoffnung, welche er bei meinem ersten Besuch ausgesprochen, hatte sich erfüllt; er war stolz auf seine Lübecker.

Fast keine der klassischen Aufführungen versäumte er und war oft „eigenhändig“ der Urheber manches kräftigen Applauses und Hervorrufes. Er freute sich über die guten Einnahmen, welche Othello, Hamlet ꝛc. erzielten, mehr — als der Theaterdirektor.

Die Oper aber, welche mit ihren enormen Unterhaltungskosten Bühnen von der Größe der Lübecker in ihrer Ertragsfähigkeit meist lahm legt und finanziell untergräbt, war ihm ein Greuel und entflammte häufig seinen Zorn. Und er konnte gewaltig zornig werden. Mitten in der ruhigsten Unterhaltung sprang er plötzlich auf und leitete mit einem wuchtigen Schlag auf den Tisch, daß die Gläser tanzten, die orkanartigen Ausbrüche seines göttlichen Zornes ein. Auch mich hat er einmal getroffen.

Ich war nämlich überredet worden, zu meinem Benefiz ein Stück zu geben, welches mit seinen rohen Effekten auf einer sehr niederen Stufe der dramatischen Produktion stand. Geibel hat diese Verirrung geradezu geschmerzt. Er hatte Hamlet erwartet und mir dafür eine große Ehre zugedacht. Nun bekam ich das Gewitter. Aber die Ehre blieb nicht aus. Als ich den Hamlet zum letzten Mal spielte, befand sich unter den Lorbeerkränzen, die ich an diesem Abschiedsabend erhielt, auch einer, der auf weiß-roter Schleife die Widmung trug: Otto Sommerstorff von Emanuel Geibel. Ein Kranz durch des Gebers Namen mir überaus kostbar und doppelt wertvoll, weil der greise Poet, welcher schon keine der voraufgegangenen Hamletvorstellungen versäumt hatte, auch der letzten trotz seiner körperlichen Leiden, die zu dieser Zeit, im März 1883, immer drohender ihn heimzusuchen begannen, fast bis ans Ende beiwohnte.

Anfang April ging ich schweren Herzens von Lübeck. Noch zweimal besuchte ich Geibel: im Februar 1884 gelegentlich eines Gastspieles. Von sieben bis neun Uhr Abends durfte ich bei ihm sein; da bekam ich die letzten Veilchen mit Lorbeer. — Im nächsten Monat gastierte ich wieder und sah ihn zum letzten Mal. Er lag im Lehnstuhl, schweigend, mit geschlossenen Augen, fast teilnahmlos. Das war am 27. März. Zehn Tage später empfing ich die erschütternde Nachricht von seinem Tode.“ — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Doch ehe Emanuel Geibel seine Augen für immerdar schloß, sollte ihn ein harter Schlag treffen: Cäciliens Heimgang. Schon seit 1882 hatte er ihr nicht mehr eigenhändig zum Geburtstage schreiben können, während ihre munteren und lebhaften Briefe ihm warmherzige Grüße brachten. Da ward ihm aus Berlin die Kunde von ihrer heftigen Erkrankung und Mitte Juni die Trauerbotschaft, daß Cäcilie bald ausgelitten habe. Es schien ihm ganz unmöglich. Noch als er sie zuletzt gesehen, hatte ihre leibliche Gesundheit, die

Frische ihres Geistes, die Wärme ihres Gemüts ihn jugendlich angemutet; sie empfand ja das Alter nur wie die heitere Ruhe eines klaren Herbsttages. Ihr würde, glaubte er immer, ein friedliches Ausklingen des Lebens in Betrachtung und Erinnerung beschieden sein, nach Jahren, ein Glück, dessen ihn sein siecher Körper nicht teilhaftig werden lassen könnte. Und nun sollte *sie* so plötzlich der Welt Ade sagen und *er* sie überleben! Wie gern wäre er zu ihr geeilt, wie gern hätte er ihr wenigstens noch einmal geschrieben: er fühlte sich zu schwach dazu. Im Garten aber ließ er die prächtigsten hell- und dunkelroten Rosen abschneiden und mit seinen heißesten Wünschen an Cäcilie senden. Sie trafen Vormittags ein, am 23. Juni 1883. Die Sterbende blickte mit rührender Dankbarkeit auf diesen Blumengruß des fernen Jugendfreundes. Ein seliges Lächeln verklärte ihre Züge; ein paar Stunden darauf war sie sanft hinübergeschlummert. Die Rosen legten treue Hände ihr in den Sarg; und Kruse dichtete tiefbewegt einen Nachruf, der zart und sinnig das Herzensleben des berühmten Liebespaares verherrlicht.

An poteris siccis mea fata reponere ocellis?

Properz.

Wie du so sanft, Cäcilie, ruhst! Bis zur Schwelle des Alters
　　Ließ dich ein holdes Geschick Schönheit bewahren und Reiz.
Noch kein Fältchen entstellte die Wangen, die Rosen der Jugend
　　Prangten, so lange sie noch atmete, blühend darauf.
Und ihr Auge es leuchtete noch sanft glänzend wie damals,
　　Als ihr Dichter daraus Glück und Begeisterung sog.
Für ihn schwärmte die sämtliche Schar der erblühenden Mädchen,
　　Seiner Cäcilie nur gab er, der Jüngling, den Preis.
Keiner noch hatte so innig das Glück der Minne gepriesen,
　　Und sie war es, die ihn alle die Wunder gelehrt!
Flüchtig ist alles auf Erden, das Flüchtigste aber die Liebe;
　　Amor wurden ein paar Flügel umsonst nicht verliehn —,
Und mit dem leisesten Hauch versteht er es, weiter zu schweben.
　　Frage nicht, was ihr das Herz ihres Geliebten geraubt,
Wußt' er selbst es doch kaum. Sie konnte, die Sanfte, nur weinen,

Konnt' ihm nicht grollen, und längst hatte dem Freund sie verziehn.
Oft, wenn ein Lied, empfunden für sie, im Munde der Sänger
Tausend Herzen entzückt, leuchtete heller ihr Blick.
Und treu hat sie die Freundschaft bewahrt dem Gefährten der Jugend,
Und sein wachsender Ruhm war wie ein Heiligtum ihr,
Das ihr zu hüten vertraut, — bis der Genius senkte die Fackel
Und mit der Flamme zugleich jegliche Farbe erlosch.
Siehe, nun lieget sie da wie die Königin ruht auf dem Grabmal,
Eng in die Decken gehüllt zeigt sie die volle Gestalt;
Wie aus dem nämlichen Marmor geformt, in schimmernder Weiße,
Sieht man das Faltengewand, Busen und Arm und Gesicht.
Ueber sie ausgegossen ist dennoch die Fülle des Lebens,
Und in Farben erglänzt dennoch das rührende Bild:
Prächtige Rosen in Fülle vom lichtesten Rot bis zum dunkeln,
Und die Schönste ist fast schwarz wie in Trauer gehüllt.
Denn von der Kunde erschreckt, Cäcilie liege im Sterben,
Hat er, noch eh' er ein Wort fand, ihr die Rosen geschickt.
Sind sie nicht auch ein Lied ohne Worte, die Rosen des Dichters?
„Süßes der Süßen!" so tönt leise der Trauergesang.
Ja, er hat ihr als Freund die Treue bewahrt bis zum Tode,
Und den Kranz, der nicht welkt, flocht er ihr längst schon ums Haupt.
„Gern, gern lebt' ich noch lange!" so sprachst du, Cäcilie, sterbend,
Denn ein heiteres Fest schien dir das Leben zu sein.
Doch jetzt liegen dir schon, wie der Heiligen, Geigen und Flöten
Und was der irdischen Lust dient, zu den Füßen verschmäht.

Auf dem Friedhofe zu Heidelberg hat die Muse Emanuel Geibels, hat Cäcilie Wattenbach ihre Ruhestätte gefunden. Have pia anima!

Auch dem Sänger blieb nur noch eine kurze Spanne Zeit auf Erden zu wallen vergönnt. Draußen vorm Burgthore Lübecks in der Luisenstraße Nr. 29 liegt das idyllische Gartenhaus, in welchem er den letzten Lenz, Sommer und Herbst genießen sollte. Es ist ein altertümliches, mit Spalier bewachsenes Gebäude, weit zurück von der Lindenallee. Riesentannen verdecken es fast den Blicken des Wanderers. Vor der Thür befindet sich die Veranda auf ebener Erde ohne hinaufsteigende Stufen; dann senkt sich plötzlich der Garten, und das Haus liegt nach hinten ein ganzes Stockwerk tiefer. Ueber dem

Eingang erhebt sich ein Balkon. In den Anlagen winden sich Wege, die teils zu einladenden Ruheplätzen, teils zu einem in der Mitte sich ausbreitenden, von Bäumen umgebenen Teiche führen, welcher sich, nach der einen Seite schmäler werdend, bis ans Ende des Gartens hinschlängelt, und über den eine zierliche Brücke in eine herrliche Allee führt bis nach den Wiesen und der Trave hinab. Da läßt es sich wundervoll wandern: man hat vor sich den durch Schiffe belebten Fluß, und die Eisenbahn braust vorbei nach Travemünde. Vom Balkon aus genoß der Dichter den schönen Blick. Sehnsuchtsgedanken flogen den Schiffen und dem Dampfrosse nach. Wie schwer ward es ihm, der Einladung zum Niederwaldfest als Ehrengast nicht folgen zu können! zu verzichten auf alles, was einst ihn beglückt! Später saß er oft in der Veranda im Lehnstuhl; immer seltener ging er, von seiner treuen Nichte gestützt, langsam im Garten umher und bisweilen durch die schattige Luisenstraße zum Tannenholz, am Kirchhof vorüber.

Dort sollte er bald gebettet werden:

Ein Wandervogel voll Begehr nach Ruh,
Ein Weltkind, das sich sehnt dem Himmel zu.

Als im Spätherbste das gelbe Laub welk von den Bäumen fiel, siedelte Emanuel Geibel wieder ins Stadthaus über und that hier — in der Frühe des heiligen Palmsonntagmorgens, am 6. April 1884 — den letzten Atemzug. Sein Ende war poetisch und weihevoll wie sein ganzes Wesen. Der Tod kam ihm als erlösender Freund, sanft und schmerzlos: und wer die sterbliche Hülle, umstrahlt von himmlischer Verklärung, scheinbar verjüngt, in Hoheit und Frieden ruhen sah, konnte nicht klagen.

Ein harmonisches Menschendasein hatte seinen Abschluß gefunden; entschlafen war der Dichter, wie er es selbst einst in der Jugend gewünscht:

Wenn das letzte Lied verhallt,
Und wenn der Quell der Liebe leiser wallt,
Daß dann der Tod mich schnell mit sanfter Hand

Hinüberführt in jenes bess're Land,
Wo rein unsterblich die Liebe wallt,
Und wo das Lied als ewige Sonne glüht.

Ja, es war Geibel beschieden, was er von dem „Genius" erflehte:

Viel Leben, Lieben und ein Ziel!

und erfüllen sollte sich auch seine Bitte:

Laß mich dort unten Ruhe finden,
Und Trostes voll der Kranz sich winde
Um mein verstummend Saitenspiel!

Im Leben hat er nicht gewußt, wie viel er seinem Volke galt, wie er geliebt ward, und wie zahlreiche Freunde er besaß. Bei seinem Heimgange trauerte die alte Hansestadt, welche ihren großen Sohn auf Staatskosten bestattete, trauerte das ganze Vaterland.

Wie ein Held war unser deutscher Minnesinger und Reichsherold geschritten eine glänzende Bahn, begleitet von der schwärmerischen Bewunderung holder Frauen, von der wachsenden Anerkennung ernster Männer. Die weltgeschichtliche Verwirklichung seines frühen Traumes von Barbarossa und Germania verschönte sein Alter. Unter den Strahlen der goldenen Kaiserkrone schlossen sich die Augen des Greises: sie hatten geschaut, ein Jahrzehnt und länger, was schon des Jünglings Blick zu erspähen suchte: Deutschland einig vom Fels zum Meer.

So lange deutsche Frauenminne blüht, so lange patriotische Männerherzen schlagen, bleibt unvergessen Emanuel Geibel.

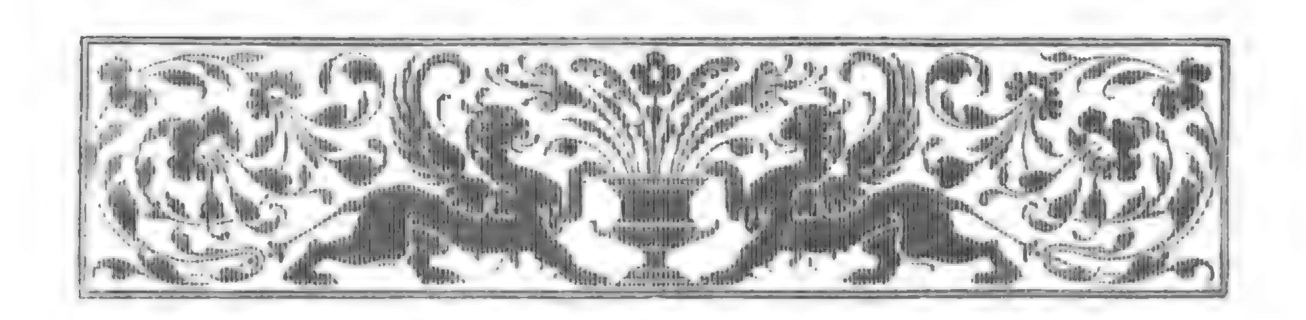


Anhang.



Das Geibel-Denkmal in Lübeck.
(Nach einer Photographie von Joh. Nöhring in Lübeck.)

Aus: Gaedertz, Emanuel Geibel. Leipzig, Georg Wigand.



Die Lübecker Geibel-Feier

am 17. und 18. Oktober 1889.

„Wat is de lang dod, de vör'n Jahr storben is" — dieses altniedersächsische Sprichwort ist eine ernste Mahnung, wie schnell die Wellen des Lebens dahinrauschen über das Gedächtnis an die Toten. Eine Ausnahme soll vor allem der gottbegnadete Poet machen, in seinen Liedern soll ihm Unsterblichkeit blühen. Aber lebt darum seine Persönlichkeit weiter? Doch nur dann, wenn sie festgehalten wird in einem treuen biographischen Bilde; sonst wird auch sie zurückgedrängt von neuen Erscheinungen, die mit dem Recht, das der Lebende nun einmal voraus hat, unser Interesse naturgemäß noch mehr fesseln.

Wie deutlich tritt in diesen Tagen, da unsere gemeinsame Vaterstadt Lübeck sich rüstet zu den Denkmals-Enthüllungsfeierlichkeiten, die Gestalt des verehrten Menschen und Meisters vor mein geistiges Auge! Mein leibliches wird ja bald die von Künstlerhand

Anmerkung: Dieser Bericht, geschrieben unter dem frischen Eindruck der Denkmalsweihe, erschien in der „National-Zeitung" (Sonntag, den 20. Oktober 1889. Morgen-Ausgabe) und erfreute sich des besonderen Beifalles von Geibels Tochter. Etwas erweitert, möge er hier einen Platz finden zur Erinnerung für die Teilnehmer.

modellierte Statue erblicken. Zwar ist dieselbe schon auf dem Koberg, welchem, laut Senatsbeschluß, fortan die Bezeichnung „Geibelplatz“ beigelegt wurde, aufgestellt, aber noch verborgen durch viereckige Leinwand-Vorhänge, worauf der Lübeckische Doppeladler und der deutsche Reichsaar gemalt sind. Mächtige Tribünen erheben sich, stolz ragen rot-weiße Flaggenstangen mit Blumenfestons, Bannern, Wappenschilden und Sinnsprüchen in die Lüfte auf dem durch die Jakobikirche und das Heilige Geist-Hospital besonders schön flankierten Platze. Ringsum legen die Gebäude ein festliches Kleid an von Laubgewinden, Fahnen und Wimpeln, dort das zackige alte Giebelhaus der „Schiffergesellschaft,“ von dessen dunkelroten Ziegelsteinen sich das frische Grün der Guirlanden prächtig abhebt, wo Geibel gern in erhöhtem Erker saß, und da ein paar Schritte weiter das stattliche Heim, in welchem er nach der Rückkunft aus München 1865 bis 1880 wohnte, mit Kränzen, Wappen und einer Inschrift verziert.

Mich treibt es durch die Straßen der lieben alten Stadt, die ich selten oder nie in gleich herrlichem und harmonischem Schmuck gesehen zu haben meine. Stellenweise schreite ich völlig unter einem Dache von Tannenzweigen und Eichenblättern, denn bei der verhältnismäßig geringen Straßenbreite ließen sich die Guirlanden bequem von einer Seite zur anderen hinüberziehen.

Der Leser wolle mich begleiten auf meiner Wanderung zum Geburts- und Sterbehause. Das letztere liegt unweit vom nunmehrigen „Geibelplatz“ in der einmündenden Königstraße Nr. 12. Der moderne Bau ohne architektonischen Charakter ist mit außerordentlicher Pracht dekoriert. Aus roter und weißer, ins gelblich spielender, golddurchwirkter Seide ist, von schwebenden Engeln gehalten, ein Thronbaldachin über dem Balkon der ersten Etage errichtet, wo Geibels Studier- und Sterbestube neben einander liegen: in der Mitte zwischen Topfgewächsen prangt seine Büste, durch pittoreske Faltenwürfe wird auch die Hausthüre drapiert, aus der, die wenigen Stufen hinunter, man den Sarg mit der Leiche des großen Toten im April 1884 hinaustrug.

Gehen wir die Königstraße entlang, so stoßen wir auf das Gymnasium zu St. Katharinen, wo Geibel einst die Schulbank drückte, und biegen dann in die Breitestraße ein, in die Hauptverkehrsader mit den vornehmsten Kaufläden. Dort lenken die Schaufenster der Buch- und Kunsthandlungen unsere Aufmerksamkeit auf sich: hier sieht man Geibels gesammelte Werke, alle Bücher über ihn, seine Büsten und Bilder, darunter eine Sr. Majestät Kaiser Wilhelm I. gewidmete Foliotafel mit sieben Porträts in Kupferstich, die vom Dichter selbst ausgewählt und mit eigenhändigen Unterschriften (Faksimiles), zu jeder Lebensperiode passend, versehen sind, ferner ein Jugendbildnis, den Kommilitonen Ernst Curtius, Theodor Gaedertz und Heinrich Kruse mit sinnigen Versen zugeeignet, sowie die Photographie von Emanuel und seiner Ada als Brautleute.

An der Kirche von St. Marien vorbei führt uns der Weg in die zur Trave absteigende Fischstraße, wo linker Hand das Geburtshaus liegt, Nr. 25. Dasselbe ist mit dem nämlichen weißroten Goldstoffe dekoriert. Arbeiter waren eben noch beschäftigt, verschiedene Embleme anzubringen. Derweilen führte mich der freundliche Eigentümer, Herr Möller, im Innern umher. Der Flügel des Erdgeschosses enthält einen Saal mit schöner Stuckdecke, wo des Dichters Vater, Pastor Johannes Geibel, seinen Konfirmanden-Unterricht zu erteilen pflegte: das kleine Gemach dahinter soll Emanuels Geburtszimmer gewesen sein. Vorn, im ersten Mittel-Stock, befindet sich ein etwas niedriges, doch sehr trauliches Stübchen, das er als Schüler und Student bewohnte. Im „Buch der Elegien" steht eine Schilderung dieses Jugendparadieses, da er als träumerisches Kind dämmernde Jahre des Glückes genoß. Wir stiegen „von Boden zu Boden" bis zur Rinne, wo der Knabe gern saß; dort oben scholl volltöniger das Glockengeläut, dort besuchte ihn zuerst die Muse. Die alte Wanduhr unten auf der hohen „Diele" ist verschwunden, aber noch blüht, wenn auch nur spärliche Trauben spendend, derselbe Weinstock im Hofe.

Bei meinem Heraustreten wurden just an der Front zwei vergoldete Scheiben angenagelt, mit den Distichen:

Kein kostbarerer Schatz als Vater und Mutter zu haben,
Welche dem heiligen Recht immer die Treue bewahrt.

Also wuchsen wir auf vom Ernst umwaltet des Vaters,
Während der Mutter Gemüt heiter die Welt uns erschloß.

Ich verweilte einige Minuten in Betrachtung der kunstvollen Steinmetzarbeit des Rundbogens an der Hausthür aus dem Jahre 1613. Die Nachbarhäuser zeigen noch schönere Portale, zumal das Eckhaus, einst bewohnt von Geibels Schwiegermutter und deren Tochter Ada. Jetzt sieht's im übrigen verwahrlost, verwittert, ja verfallen aus, als ob es zum Speicher dient; die Parterre-Fenster durch Läden verschlossen, die oberen gänzlich ohne Rahmen und „Ruten," eine wehmütige Illustration des Schillerschen Verses: „In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen." [1]) Welcher Abstand mit dem pietätvoll erhaltenen Geburtshause! Das Gebäude gegenüber trägt die Jahreszahl 1592 und die lateinische Inschrift: Ora labora deus adest sine mora. Wie bedeutsam erscheint doch diese Devise, auf welche Emanuels Auge täglich fiel! Ja, da haben wir seinen Wahlspruch: „Bete, arbeite, Gott ist allgegenwärtig" — die Worte waren Begleiter ihm von der Wiege bis zum Grabe:

Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir!
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir!
Dein Segen ist wie Tau der Reben; nichts kann ich selbst,
Doch daß ich kühn das Höchste wage, sei du mit mir!
O du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht,
Bis an das Ende meiner Tage sei du mit mir!

Beim Vorwärtsschlendern belauschte ich das Gespräch zweier Schulknaben. Einer rief: „Du, Geibel ist ja längst tot!" Darauf

---

[1]) Bei meinem nächsten Besuche in Lübeck bemerkte ich mit Freuden das alte Haus äußerlich wieder in Stand gesetzt.

der andere: „Nein! Er lebt, aber im Himmel.“ In der That, Kindesmund thut die Wahrheit kund. Unser Dichter beschließt eins seiner Jugendlieder:

> Tonlos werd' ich hinübergeh'n,
> Man wird mich stumm zu Grabe tragen,
> Und wenn die Feier ist gescheh'n,
> Wird niemand weiter nach mir fragen.

Sonst war Geibel ein guter Prophet, doch nicht hier. Denn wie ganz anders ist es gekommen! Nachdem in der Frühe des Palmsonntags 1884 ein sanfter Tod seine langen Leiden geendet hatte, geschah am 12. April auf Staatskosten die Bestattung des Sängers der Liebe, des Reichsheroldes, unter Sympathiebeweisen Deutschlands, voran die erlauchtesten Geister: das Kaiserpaar, Kronprinz Friedrich Wilhelm, Reichskanzler Fürst Bismarck. Aus öffentlichen Mitteln erhob sich bald über Geibels Gruft ein Marmorstein mit vergoldeter Lyra, am Kopfe die Stele mit goldenen Palmzweigen. Der Aufruf zur Errichtung eines Nationaldenkmals fand begeisterten Wiederhall. Die erste Gabe kam von der Kaiserin und Königin Augusta. Kaiser Wilhelm I. spendete zweimal namhafte Beiträge. Das Kabinettschreiben lautet: „Seine Majestät haben dieses Unternehmen mit Freuden begrüßt. Wie Allerhöchstdieselben dem Dichter im Leben ein hohes persönliches Interesse widmeten und in ihm den echt deutschen Sänger schätzten, dessen Lieder, aus tiefem Gemüt geschöpft, dem Edlen, Wahren und Schönen zugewandt sind, so bewahren Seine Majestät dem nun Dahingeschiedenen auch noch im Tode ein treues Gedenken.“ Kronprinz Friedrich Wilhelm ließ seine besten Wünsche für gedeihlichen Erfolg der Sammlung mit einer Zuschrift begleiten, worin es heißt: „Je wärmer die persönliche Verehrung ist, welche Seine Kaiserliche Hoheit diesem hochbegabten, echt deutschen Dichter von jeher gewidmet hat, um so freudiger wird die Anregung, das Andenken des Verstorbenen in einer seine hohen Verdienste um die deutsche Dichtkunst würdigen Weise zu ehren, Höchsterseits begrüßt.“

Die Gelder flossen reichlich. Unter den vierzig eingesandten Modellen wurde der Entwurf von Volz preisgekrönt.

Jetzt, nach fünf Jahren, soll die Hülle von dem aus allgemeinen Beiträgen gestifteten Monument fallen, das des Gefeierten körperliche Erscheinung uns und späteren Geschlechtern vorführen wird. Wieder haben sich in der Freien und Hansestadt die fernen Freunde Geibels versammelt, Senat und Bürgerschaft haben auch diesmal ihr reges Interesse bekundet.

Die ganze Woche steht, sozusagen, unter dem Stern Immanuel. Auch die Industrie hat sich dessen bemächtigt: Geibel-Medaillen, Marzipan, Puddings und Sekt werden in den Zeitungen angepriesen. In idealer Weise hatte das Stadttheater eine Aufführung der kleinen dramatischen Schöpfungen des Dichters im voraus veranstaltet: „Die Jagd von Beziers“ (Vorspiel der unvollendeten Albigensertragödie), das Sprichwort „Echtes Gold wird klar im Feuer“ und den heiteren Maskenschwank „Meister Andrea.“

Die eigentlichen Feierlichkeiten leitete die Lübeckische Schillerstiftung am 17. Oktober abends 6½ Uhr durch eine Festversammlung im großen Kasinosaal würdig ein. Beethovens Ouverture: Op. 124, C-dur kam unter Stiehls bewährter Direktion zu Gehör. Die Rede auf Geibel hielt Herr Dr. Benda. Ausgehend von dem 1859 hierorts stattgefundenen Gedenktage an Schiller und dessen ebenfalls auf dem Koberg — allerdings nicht dauernd — aufgestellte Büste und in Berücksichtigung der von Geibel dazu verfaßten Strophen verglich Redner beide Dichter, die gleichermaßen ein Spiegel des geistigen Lebens und Empfindens des deutschen Volkes gewesen, ihre Muse genährt vom Weine der Alten. Damals konnte der vaterstädtische Poet, gefesselt in München, nicht persönlich teilnehmen; aber neun Jahre später geschah eine ähnliche Huldigung, die jetzt ihm galt, dem wegen des Kaisergrußes für den König von Preußen aus Bayern Verbannten und für immer in die Heimat Zurückkehrenden. Da hieß die Stadt den berühmten Sohn in ihren Mauern willkommen und ernannte ihn zum Ehrenbürger. Nun naht der Enthüllungstag seines Standbildes auf demselben

Platze, wo einst Schillers Büste sich erhob. Wird Geibel gleich Schiller ewig leben? Ist dies nur ein Herzenswunsch seiner Landsleute, die ihn auch als Menschen kannten und liebten? Wie wird die Nachwelt urteilen und richten? Die Erörterung dieser Frage veranlaßte eine Charakteristik seiner Erzeugnisse, in denen Gott, Natur und Liebe die drei Ideale sind. Geibel war stets Prophet und Priester seiner Nation; er sang nicht bloß von einem neuen deutschen Frühling, einem neuen deutschen Reich, sondern sah und erlebte beides. Die Griechen waren ihm Lehrer der Schönheit, zumal in der Tragödie, doch auch durch Beschäftigung mit den romanischen Sprachen wuchs sein Form- und Sprachtalent. Als Kennzeichen seines ureignen Wesens in Wahrheit und Dichtung kann der Vers gelten: „Eins sind Leben, Lieb' und Leiden." Ja, eine symbolische Bedeutung gewinnt der Zufall, daß Geibel mit denselben Gedanken in der Zueignung seines ersten Gedichtbuches an Klara Kugler auch das letzte Lied der „Spätherbstblätter" ausklingen läßt: sein Lebenlang blieb er derselbe, nur gereifter, vollkommener. Die Litteraturgeschichte wird ihn zu den Edelsten des Parnasses zählen. — Dem Vortrage folgte Mendelssohn-Bartholdys Finale des ersten Aktes aus dem Opernfragment „Loreley."

In weihevoller Stimmung begab sich das Publikum nach dem vorm Mühlenthor belegenen Kolosseum zum Festkommers. Die drei Säle, die geräumigsten in Lübeck, waren mit Fahnen, Kränzen und aus Geibels Werken gewählten Sprüchen geziert: seine lorbeergeschmückte Büste stand auf der in einen herrlichen Hain umgewandelten Bühne. Unter den etwa 2500 Personen bemerkte man nun auch die an reservierte Tische geleiteten Ehrengäste. Sogenannte Berühmtheiten waren wenig zahlreich; als namhafte Vertreter von Kunst und Wissenschaft seien Wilhelm Jensen, Hermann Allmers und Karl Leimbach genannt; auch waren die beiden Schöpfer des Denkmals, Professor Volz aus Karlsruhe und Gießer Gladenbeck aus Berlin, zugegen. Ernst Curtius hatte leider in letzter Stunde absagen müssen, desgleichen Paul Heyse und Heinrich Kruse.

Der Kommers wurde um 9 Uhr eröffnet und währte bis

Mitternacht. Sämtliche Texteswortc der gesungenen Lieder waren von Geibel: „Bundeslied“, „Bei der Heimkehr des Lübecker Bataillons aus Frankreich 1871“, „Der Ritter vom Rhein,“ „Hanseatisches Festlied“, „Wanderschaft“, „Leichter Sinn“ und „Ein lust'ger Musikante spazierte einst am Nil“. Das Hoch auf den Kaiser brachte Herr Dr. Prieß aus, Herr Professor Sartori beleuchtete die Bedeutung der bevorstehenden Denkmalsenthüllung und ließ in einer zweiten Rede den Bildhauer und Gießer leben. Mit warmem Gefühl betonte Herr Dr. Ferdinand Fehling, der Gemahl von Geibels Tochter Marie, was und wieviel ihrem gefeierten Sohne und Sänger die Vaterstadt Lübeck gewesen, der sein Hoch galt. Die innigen Worte riefen ein tausendfaches Echo wach, waren sie doch mit beredtem Munde aus aller Herzen gesprochen.

Ein Weckruf durchzog frühmorgens am 18. Oktober die Hauptstraßen, welche in dichtem Nebel lagen. Die Nacht hindurch hatte es geregnet, und die Sonne wollte nicht zum Vorschein kommen: erst gegen Mittag, als der Festzug von der „Parade“ aus sich in Bewegung setzte, hellte es sich auf. Mit Bannern und Musikchören trafen die Vereine, Innungen, Schüler, Turner 2c. um 2½ Uhr auf dem Koberg, rectius Geibelplatz ein, der einen imposanten Anblick bot. Die hier versammelten Menschenmassen zählten nach vielen Tausenden, sogar in den hohen Turmluken der Jakobikirche hatten Schaulustige Posto gefaßt. Vorn, vor dem Monument, saßen die Familienmitglieder, die Herren vom Komitee, die Ratsverwandten und geladenen Gäste. Die vereinigten Liedertafeln sangen das „Gebet“ von Goldermann, worauf Herr Dr. Adolf Brehmer die Weihrede hielt: „Ein Denkmal ist errichtet an dieser Stätte, geschmückt von Künstlers Hand mit dem Erzbilde des Mannes, dessen Namen fortan wird führen dieser Platz. . . . Es gilt zu ehren das Gedächtnis eines Sohnes unserer Stadt, der Treuesten und Edelsten einer! Haben doch die mächtigen Eindrücke, welche die Heimat tief in des Jünglings Brust gegraben, den Mann hinausbegleitet in die Weite und immer wieder zu dichterischer Begeisterung entflammt, ja in des Lebens Abend zurück

ihn geführt und nicht verlassen, bis das Glockenspiel von St. Marien ihm das letzte Geläut gab, vor fünf Jahren um die Osterzeit. Die damals dem Sarge gefolgt und die vergängliche Hülle zum Grabe geleitet, sie haben sich vereint und mit ihnen Freunde und Verehrer nah und fern, um auch den kommenden Geschlechtern sein Bild zu überliefern aus dauerhaftem Material. — Emanuel Geibel, dein Angedenken soll unauslöschlich sein! . . . Unvergänglicher aber noch als Erz und Stein werden deine Dichtungen deinen Ruhm verkünden überall, wo deutsches Wort erschallt und deutsche Herzen schlagen: in deinen Werken wirst du unsterblich sein! Hat doch des Dichters mahnend Wort in tief bewegter Zeit, als nach langer dunkler Nacht zum erstenmale im Vaterlande ein frischer Geist sich regte und, der Freiheit wie der Einheit ungewohnt, somit auch vielfach ungestüm und unbesonnen, nach anderer Gestaltung des Bundes und der Staaten rang, echt vaterländischen Sinn belebet, zur Sammlung und Einigkeit geredet und hingewiesen auf die Nordmark, wo es galt einzulösen Deutschlands verpfändete Ehre! Und als es wieder gährte, als Waffengeklirr ringsum erscholl und dann der Kriegslärm ertönte, da erklang auch sein Heroldsruf und kündete des Vaterlandes Macht und Größe. Der Kaiser und das Reich sie sind erstanden! Was vorahnend der Seher geschaut, in ungewohntem hellem Glanze zur Wahrheit ist's geworden. Erfüllte ihn auch des Reiches Wohl und Wehe, und nahm er Stellung auch zu allem, was die Zeit bewegte, und suchte dichterischen Ausdruck ihm zu leihen, so blieb er fern doch allem kleinlichen Gezänke des Tages und dem Streite der Parteien. Sein dichterisch Gemüt versenkte lieber sich in Friedlichkeit und Stille und schöpfte aus dem ewig klaren Quell des Edlen und des Schönen. Und was sein hoher Sinn erfaßte und gestaltete, in vollendet schöner Form, gepaart mit seltenem Wohllaut, bot er es dar. In einer Zeit, wo alles nach dem Scheine und dem eigenen Vorteile drängte, blieb treu er seinen Idealen, verschmähte äußern Glanz, schuf ruhig weiter in schlichter Einfachheit. Jedwedem, wess' Alters und wess' Standes, der kommt zu trinken aus der Dicht-

kunst Born, Geibel bot reiche Gabe ihm und seltne Labung. Dem Jüngling gab er Lieder so heiter und so froh, der Jungfrau Verse so herzig und so minnig. Der Mann, ermüdet in des Lebens Kampf und Arbeit, greift zu seinen Werken, er nimmt aus ihnen rechte Sammlung und frischen Lebensmut. Die Frau, die von des Tages Sorgen sich Erholung sucht, sie holt aus seinen reinen, keuschen Worten Erquickung sich und inneren Frieden. So lang' vor allem Schönheit noch und Reinheit, so lange Tiefe des Gemüts und zart Empfinden, Fülle der Gedanken und markige Gestaltungskraft des Dichters Wert bestimmen, so lang', Emanuel Geibel, wird deine Poesie ein Schatz für Deutschlands Söhne und Töchter sein. Drum nennen stolz und freudig wir dich den unsern und schätzen's hoch, daß vereint mit uns ganz Deutschland dir ein Denkmal setzt an dieser Stelle. Wir wollen es hegen und pflegen wie ein köstlich Gut. Doch auch dein Geist, Emanuel Geibel, mög' ewig uns umschweben und stets aufs neue uns erheben zu edler Begeisterung. — So falle denn die Hülle und offenbar' uns Gestalt und Züge des gottbegnadeten Dichters!"

Die Hülle fiel. Aller Augen schauten das eherne Standbild, und sämtliche Kirchenglocken der Stadt öffneten ihren metallenen Mund zu volltönendem harmonischem Geläute; von Turm zu Turm einfallend scholl ihr Chorgesang, aus dem die besonders mächtig erschallenden Glocken von St. Marien hell hindurch drangen. Wie liebte Geibel diese Klänge! Als er weiland auf Naxos mit Ernst Curtius war und die Glocken gingen, „da dachten wir an Lübecks Glockenklang, der Vaterstadt, und an den Wimpern hingen uns plötzlich Thränen, und wir schwiegen lang."

Auch hier schwieg ernst und überwältigt von erhebenden Empfindungen die ganze große Zuschauermenge. Herr Senator Dr. Behn übergab das Denkmal mit kurzen Worten der Stadt, deren Bürgermeister, Herr Dr. Kulenkamp, es mit dem Ausdruck des Dankes, mit Anerkennung für den Künstler entgegennahm.

Reiche Kranzspenden wurden nunmehr am Fuße des Monumentes niedergelegt, u. a. von der Schillerstiftung, dem nieder-

sächsischen Sängerbund, dem Kyffhäuser-Verband, Verein deutscher Studenten, und namentlich ein aus Lorbeerblättern vom Grabe Virgils gewundener Kranz, den Professor Adolf Holm in Palermo mit folgender Widmung gesandt hatte:

Lorbeerzweige, dem Hügel entsprossen, in welchem Virgil ruht,
Als er von Hellas gekehrt, send' ich dem Dichter zur Ehr',
Der wie Virgil unsterbliche Lieder im griechischem Geist schuf,
Der seines Vaterlands Ruhm fühlt' und besang wie Virgil.

Die vereinigten Sänger intonierten Geibels „Hanseatisches Festlied," und langsam löste sich darnach die festliche Versammlung auf.

Das Denkmal zeigt den Dichter nicht in stehender Figur, er sitzt auf einem Felsblock, gleichsam rastend, in der rechten Hand Buch und Griffel, die linke brustwärts gehoben. Sinnend schauen die Augen drein, gerichtet auf sein einstiges Wohnhaus in der Breiten Straße. Ein weiter Mantel um die Schulter geworfen, das rechte Bein vorwärts gestreckt, die Körperhaltung bequem und natürlich, der Kopf von frappantester Aehnlichkeit: ja, das ist Emanuel Geibel, wie er leibt und lebt. Goethe schrieb am 1. Juni 1822 an Boisserée: „Wenn von einer Statue die Rede ist, würde ich mich für eine stehende erklären, die sitzenden, wenn nicht mit großem Geschmack gedacht, mit liebendswürdiger Zierlichkeit ausgeführt, behalten etwas schweres." Nun, hier hat der Meister seine Aufgabe mit Geschick und Glück gelöst und unser Vorurteil gegen sitzende Statuen von Dichtern (von Gelehrten ist nicht die Rede) beseitigt. Nur eins stört mich, die verhältnismäßig großen Füße; Geibel hatte kleine und war in jungen Jahren stolz darauf.

Der am Postament schlummernde Genius ist von idealer Schönheit. Geibels ganze Gestalt ist aus Bronze, der Sockel besteht aus poliertem nordischen Granit.

Im Ratskeller fand um vier Uhr ein Festmahl statt. Das altehrwürdige Bauwerk ruft lebhaft die Erinnerung an unsern Sänger wach. Hier ist der Schauplatz seines „Eine Septembernacht" betitelten Zeitgedichtes mit dem Anfang:

Zu Lübeck im Ratskeller saßen spät
Wir Freunde noch beim Wein und tranken,
Wo tief gebräunt die Eichentafel steht
Aus unsers letzten Kriegsschiffs Planken.

Hier hatte er, im hallenden Gewölb der „Rose," die bekannte mitternächtige Vision von Marx Meier und Jürgen Wullenweber.

Heute nun wurde gegessen, pokuliert und getoastet seinem Andenken zu Ehren in den neu hergestellten, uralten Räumen. Abends um sieben Uhr versammelte man sich sodann im Stadttheater, um Geibels „Brunhild" zu sehen.

Völlig in seinem Sinn und Geist war diese Vorstellung. Seine Dramen sind in Wahrheit seine Herzens- und Schmerzenskinder gewesen; gerade weil ihnen die Welt so selten und wenig Gunst zuwandte, liebte er sie desto mehr: er hätte willig seinen ganzen Ruhm als Lyriker hingegeben, würde er dafür einen Platz unter den ersten Dramatikern sich haben erkaufen können. Bekannt ist seine hohe Meinung von dem Beruf eines Schauspielers, bekannt, mit welchem Verständnis er in München und Lübeck seine Stücke in Szene setzen half, die Proben leitete, Kostüme und Dekorationen aussuchte, wie unermüdlich er den Hauptdarstellern ihre Rollen vordeklamierte und einstudierte. Die Technik des Dramas bildete sein Lieblingsstudium. Aus dem Sagenstoffe der Nibelungen schuf er, noch vor Hebbel, seine „Brunhild" mit entschiedenem Glück nicht nur bezüglich des dichterischen Gehaltes, sondern auch der dramatischen Gliederung: eine große, glühende Leidenschaft zieht wie ein roter Faden durch das Ganze, in einer Kraft und Kühnheit, die sogar über das bedenkliche Brautnachtsmotiv hinwegzutäuschen vermag. Besser als Hebbel in seiner vornehmlich durch die männlichen Giganten-Gestalten mächtig packenden Nibelungen-Trilogie gelang es Geibel, die Charaktere uns menschlich nahe zu rücken. Jedenfalls steht er hier auf der Höhe seines Könnens und Vermögens als Dramatiker; seine mit dem Schillerpreis gekrönte, elf Jahre später erschienene „Sophonisbe"

reicht nicht an diese Vorgängerin seiner tragischen Muse heran. Darum ist die Wahl der Aufführung gerade von „Brunhild“ eine glückliche zu nennen. Das Heldenweib spielte Klara Ziegler. Immer noch imponiert ihre hünenhafte Figur, ihr edles Gesicht, ihr feuriges Auge, ihre sonore Stimme, ihr vollendetes Spiel. Die Gastin wie auch die heimischen Kräfte thaten ihr bestes, die Schönheit der Geibelschen Diktion zur vollsten Geltung zu bringen. Das festliche Haus erlebte eine für Lübecker Verhältnisse durchaus rühmenswerte Vorstellung.

In alter Lüb'scher Gastfreundschaft hatten unseres gefeierten Dichters Kinder, Herr und Frau Dr. Fehling, die ihnen näherstehenden Festgenossen zu einem Nachtmahl geladen. Bei denselben, ja bei der ganzen Bevölkerung, werden die Tage des 17. und 18. Oktober in Lübeck unvergeßlich fortwirken. Wie sehr und wie tief Emanuel Geibel, der geborene und erkorene Sänger, im Herzen des deutschen Volkes wurzelt, haben die Enthüllungsfeierlichkeiten seines Denkmals wieder einmal aller Welt offenbart.

Die Nachlaßgedichte und bleibende Bedeutung Geibels.

Zwölf Jahre nach dem Tode des Dichters, fast zwei Decennien nach dem Erscheinen seiner letzten Spende „Spätherbstblätter,“ noch ein Liedergruß: „Gedichte von Emanuel Geibel. Aus dem Nachlaß,“ zusammengestellt von den nächsten Angehörigen, dankbar willkommen geheißen in weiten Kreisen. Binnen wenigen Wochen erlebte diese doppelt erfreuliche, weil ganz unerwartete Gabe vier Auflagen, ein Beweis, daß die Richtung des nackten Naturalismus und der lüsternen Erotik in der Dichtung unserer Tage doch nicht die Sinne allgewaltig beherrscht, doch nicht jedes feinere, zartere Empfinden verdrängt hat, daß vielmehr sanft-sentimentale Lyrik, reine keusche Minnepoesie immer noch verstanden wird.

Denn vornehmlich ist sie es, welche hier erklingt mit jenem berückenden Wohllaut, der Geibel eigen, süßen Erinnerns, weicher Sehnsucht voll. Als Sänger der Liebe tritt er, der Kenner des Menschenherzens in Lust und Leid, aufs neue vor uns hin, nicht minder aber als Herold des Reiches, mannhaft, hohen Mutes und Schwunges, ein begeisterter Vaterlandsfreund, ein kühner Rufer im Streit, ein jubelnder Verkünder deutscher Siege und Ehren.

Diese beiden hervorragenden Seiten seines Wesens und Wirkens, seines Empfindungs- und Gedankenlebens, seiner Persönlichkeit und Poesie bilden des Liederbuches Hauptbestandteil und eigentlichen Kern.

Als Geibel seine Dichtungen zur Gesamtausgabe vereinigte, sah er von der Einfügung ungedruckter Gedichte ab. Bereits damals gab er der Hoffnung Ausdruck, daß noch ein stattlicher Band dereinst aus seinem Nachlaß herausgegeben werden möchte.

Der köstlichste Blütenkranz darin ist seiner Jugendliebe, Cäcilie Wattenbach, gewunden.

Im „Vorfrühling“ fragt er die Wolken, Sonne und Wind: „Ob du mich lieb hast, liebes Kind.“

O sage, sage —
Was ich im Auge
Dir glänzen sah,
War's eitel Täuschung?
Ach — oder war es
Der Morgenstern
Vom Tag der Liebe?

Da fleht er:

Sei mir hold, du Wunderholde,
Meines Lebens Parze du,
Aus der Liebe lautrem Golde
Spinne mir den Faden zu!

Sie möge ob seiner Ruh' wachen, über ihn Flügel breiten, im Traum von ihrem ewig grünen Baum ihn goldene Wunderfrüchte brechen lassen und am Morgen zum schönen Liede gestalten.

Wie er, der junge Bruder Studio, die erste Wanderschaft antritt, zur Universität Bonn, da winken ein paar dunkle Augen:

Ach, und nun ich grüßend scheide,
Wird das Scheiden selbst Gewinn,
Fühl' ich doch am sanften Leide
Heut erst ganz, wie reich ich bin.

Wohl entzücken ihn am Rheine die Rebenhügel und Burgruinen, der Natur reizendes Lächeln, der Menschen heiteres Treiben; doch das verlangende Herz sehnte zur Heimat sich fort:

Denn ein Mädchen bekränzt hier nimmer das braune Gelock mir,
Wenn mir im scherzenden Spiel glücklich ein Liedchen gelang.

Während der Ferien in der Vaterstadt fühlt er wieder warm und innig den Strom des Lebens in sich und weiß kaum, wie's geschehn:

O Liebe, die mich auserlesen,
Wie dringst du mächtig auf mich her!
Schon bist du worden all mein Wesen,
Kein eigen Leben hab' ich mehr.

Du schaffst das Werk, das ich vollbringe,
Den Traum, der meinen Schlaf bewegt,
Du bist die leichte, goldne Schwinge,
Die mich im Lied nach oben trägt.

Doch Liebe lohnt auch ihn mit Leide; vorahnend sein Schicksal, sein Scheitern, fragt und klagt er:

Und was ist Lieb'? Ein Schifflein, das zersplittert,
Sobald's aus sichrer Bucht hinausgeschwunden,
Ein blasses Heil'genbild, das rasch verwittert,
Wie schön es auch mit Rosen war umwunden,

Ein Flötenhall, der in der Luft verzittert,
Wenn er getönt zwei selige Sekunden,
Ein goldner Stern aus Wolkendämmerungen,
Schnell aufgestrahlt, doch schneller noch verschlungen.

Und ist sie hin, so folgt dem flücht'gen Schimmer
Ein Meer von Qualen, breit und unermessen;
Die einz'ge Tröstung selbst erscheint dir nimmer,
Den kurzen Traum der Freude zu vergessen.

Ein seltener und doch natürlicher Zwiespalt bemächtigt sich seiner; hold, aber unnahbar ist Cäcilie, getaucht in Glorienschein, so daß der Jüngling mit Recht wünscht, sie möchte minder Engel, mehr Menschenkind sein.

Ich bin der Erde Sohn. Der Erde Spur
Trägt auch mein Lieben. Einmal möcht' ich hängen
An deinen Lippen selig, einmal nur —
Doch weißt du sanft mich stets zurückzudrängen,
Als könnte meine lodernde Natur
Der Seele weißen Fittich dir versengen,
Wenn sie gelöst und ganz dahingegeben
Im Kuß durchschauerte dein tiefstes Leben.

Dereinst möge sie nie ein Gefühl von Reue beschleichen, weil sie versagt, was in Ehren niemand wehren solle, weil sie sich selbst des Süßesten beraubt. Geibel war damals noch nicht der Erfahrene, den Goethe sprechen läßt:

Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie, auf mein Wort;
Und wer rasch ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort.

Nein:

Errötend folgt' er ihren Spuren
Und war von ihrem Gruß beglückt.

Er scheint ob seines Ungestüms sich entschuldigt zu haben, denn unmittelbar darauf dichtete er den Hymnus:

Ich hab' dich lieb und hab' dir weh gethan —
Doch wenn ich's that, nur Liebe reizte mich;
O, was die Liebe fehlte, sieh nicht an,
Sieh nur die Liebe, die nichts will als dich.

Sieh dieses Herz, dem jeder Augenblick
Dünkt ein verlorner, der von dir es trennt,
Das kaum ein ander Glück und Mißgeschick
Als bei dir weilen, von dir fern sein kennt. — —

Doch weil's ein Traum nur, o verstoße mich
Nicht vor der Zeit aus seines Edens Bann!
Vergieb, was Liebe fehlte gegen dich —
Ach, nur zu frühe bricht das Dunkel an.

Und es brach an; wie in der Schöpfung die Blumen plötzlich Schnee deckt, hatte gleiches Los ihn betroffen:

kaum erwacht,
Ward sein Lieben, ward sein Hoffen
So verschüttet über Nacht.

Er verläßt sein Vaterland, ohne ihr Bild in seiner Brust zu verlieren; denn im sonnigen Hellas singt er:

Heimwärts mich träumend im Platanengrunde
Reit' ich allein;
Und du, mein fernes Lieb, zu dieser Stunde
Gedenkst du mein?

Zurückgekehrt nach der Stätte seiner Jugend — sieben Jahre waren inzwischen vergangen, seitdem er Cäcilie dort zum erstenmal gesehen — kam die Katastrophe:

O schönste Nacht des schönen Mais,
Voll Vogelsang und Blumenduft!
Des Gartens Wipfel rauschten leis,
Und lau und würzig war die Luft;
Am Himmel dämmerte der Mond,
Da sah sie mich, da sah ich sie,
Mir ward so scheu, so ungewohnt,
Und doch, so selig war ich nie.
Ins Auge schauten wir uns froh
Und wußten wohl, die Liebe sei's,
Und glaubten, ewig blieb' es so —
O schönste Nacht des schönen Mais.

Und siebenmal seit jenem Tag
Erblühten Veilchen, Klee und Dorn,
Und sieb'nmal hing die Ros' am Hag
Und zog der Schnitter aus ins Korn.
Und siebenmal beschaute tief
Die braune Traube sich im See,
Und sieb'nmal starb das Laub und schlief
Der Wald den Winterschlaf im Schnee.
Wir gingen auseinander weit,
Wir thaten manchen bangen Schritt,
Doch immer ging in Lust und Leid,
In Lenz und Herbst die Liebe mit.

Und kühl kam die Dezembernacht,
Der Schnee war tief, der Nebel trüb,
Die sieben Jahr uns froh gemacht,
Da brach entzwei die alte Lieb'.
Wir sagten uns kein Abschiedswort,
Wir sahn uns kaum ins Angesicht;
Und trüb und stumm ging jeder fort,
Und ob sie weinte, weiß ich nicht;
Weiß nur das ein' in meinem Sinn,
Das eine, das mich drückt so schwer:
Die Freud' ist aus, die Lieb' ist hin,
Und kommen beide nimmermehr.

Keinen Gruß, keinen Kuß hat dein roter, roter Mund
Mir gegönnt, als auf immer wir schieden,
Was du fühltest, kein Wort, keine Thräne that es kund,
Und dahin ist, dahin ist mein Frieden.

Daß du nie, daß du nie mein gedenken wirst fortan,
O wie soll ich das Bitterste fassen!
Ueber Land, über Meer werd' ich schweifen die Bahn,
Von dem Stern, der mich führte, verlassen.

Was verrauscht, was versinkt nicht im Wogenschlag der Zeit?
Aber dein werd' ich nimmer vergessen;
Lebewohl! Es bleibt all mein Glück und all mein Leid,
Daß ich einmal dein Herz doch besessen.

Dieselbe Resignation, derselbe Trost kommt noch in mehreren Gedichten zu wehmütigem, ergreifendem Ausdruck. Schmerzensreich krankt lange seine Brust, heiße Thränen dringen ihm oft ins Auge, wenn die Gedanken wiederkehren aus alter Zeit:

Doch ob auch nichts aus dieser Zeit sonst bliebe,
Eins soll mir ewig wandellos bestehen:
Der süße Traum von meiner jungen Liebe.

Im Laufe der Jahre begegnete ihm, dem mit Frauengunst überschütteten Minnesänger, zwar manche Maid, die es ihm anthat, in Hellas, im hessischen Habichtswalde, in Heinrichslust; doch zur Heirat entschloß er sich erst spät und dann schnell.

Wieder einmal weilte er, des Wanderns müde, daheim:

Siehe, da stand auf der Schwelle des Nachbarhauses ein Mädchen,
An des Pfortengewölbs steinerne Bilder gelehnt.
Kindlicher Liebreiz floß um die holde Gestalt, und die Sonne
Wob ihr scheidenden Blicks rötlichen Schimmer ins Haar.

Es war Amanda Trummer, seine „Ada,“ um die er warb, deren Jawort er empfing. Er, um vieles älter, nannte sie sein Kind.

Körperlich krank, suchte Geibel vor der Hochzeit Heilung in Badeorten. Damals entrang sich seiner Seele das Gebet zu Gott:

Gieb mich meinem Kind zurück,
Meinem Kind und seiner Liebe!
Ach, so spät erst ging mir auf
Dieser Stern im Weltgetriebe.

Genesen, führte er sie heim als Frau Professor nach München, beglückwünschte sich selbst:

Ja, mit seligem Neigen,
Als dein Sommer verblüht,
Ward in Liebe dein eigen
Noch das reinste Gemüt.

und besang sein jugendfrisches Weib:

Du sprichst zu mir; o rede fort und fort,
Die Kraft des Frühlings ist in deinem Wort;
Du siehst mich an so still und himmelsklar,
Da glänzt dies Herz, drin nichts als Dunkel war.

Ein junges Feuer strömt auf mich herein;
So mag es sein dem kalten Edelstein,
Der, plötzlich aus dem Schacht emporgewühlt,
Vom Sonnenglanz sich warm durchleuchtet fühlt.

Doch leider nicht lange. Nach kurzem Eheglück ward ihm das Teuerste entrissen. Nicht weniger rührend, als die allbekannte Totenklage auf Ada, sind die von frommer Ergebung getragenen Klänge in den Nachlaßgedichten:

Durch die Schatten des Grams wie ein Strahl bricht tröstlich der Glaube,
Der im Schwersten den Schluß waltender Liebe noch ahnt.

Treu im Herzensgrunde wahrte Emanuel Geibel, was einst er geliebt, und lieh diesem Empfinden Töne, wie solche nur einem Poeten von Gottes Gnaden zu Gebote stehen. Seine Liebeslieder sind rein persönlich, durchlebt in Wonne und Weh, und wirken allgemein menschlich, unmittelbar auf jedes Gemüt. Mehr wiegt ein Tropfen Liebe als alle Weisheit Salomos, sagt er einmal; sie sucht nach Symbolen, sie fließt zwischen Ewigkeit und Zeit, sie schließt des Himmels Herrlichkeit sanft an der Erde trübes Dunkel. Die Liebe hat er nie vergessen, wohl aber ihren Schmerz. Denn er war ein ganzer Mann, ein deutscher Mann.

Mutig vorwärts! lautete seine Losung. Schon in seiner ersten Sammlung lesen wir:

Tritt auf in blanken Waffen,
Mein Geist, und werde frei!
Es gilt noch mehr zu schaffen,
Als einen Liebesmai.

Die ernsten, verworrenen, gefährlichen Zeitverhältnisse und Ereignisse riefen ihn, den wahrhaftigen Vaterlandsfreund, auf den vom revolutionären Parteigeist und Pöbel umtobten Plan. Der Lyriker wurde politischer Dichter, mit positivem Programm, in der preußischen Konfliktszeit. Gegen die Dänen schleuderte er sein „Protestlied," schrieb die „Sonette für Schleswig-Holstein." Jahrzehntelang erklang seine Muse kraft- und weihevoll für die deutsche Sache und Einheit, für Kaiser und Reich, ein Sänger und Seher zugleich. In diesem Sinne ist das Wort des Kronprinzen Friedrich Wilhelm aufzufassen: „Geibel war kein Poet, nein ein Prophet." Mit Recht hat er selbst seine politischen Gedichte „Heroldsrufe" genannt. Zur Kriegslitteratur von 1870 und 1871 spendete er einige Lieder, die Wiederhall fanden in Schloß und Hütte, beim Volk und im Heer.

Auch der Nachlaßband beweist, wie sehr Emanuel Geibel sein Vaterland liebte, und daß er von Jugend auf Verkünder des nationalen Gedankens war und bis zum letzten Hauch blieb. „Des Auswanderers Heimweh" mit dem sehnsüchtigen Refrain „O Deutschland, Deutschland, wie liegst du so weit!" rührt uns, uns erhebt sein „Deutsches Lied" mit der Strophe: „Deutschland ist das Losungswort, Deutschland, das einige Deutschland." Anno 1859 singt er: „Kein Nord und Süd, kein Für und Gegen, ein einig Deutschland allerwärts." Das „Vorwärts" überschriebene Gedicht enthält die herrliche Mahnung:

Zu der Zukunft, die wir ahnen,
Gilt's die gold'ne Brücke bau'n.
Aber nicht des Tages Fahnen,
Deutschlands Sternen müßt ihr trau'n!

„Das Lied vom Reiche," wohl eine der köstlichsten Perlen der gesamten national-patriotischen Poesie, beginnt:

Grüßt den Tag, den morgenroten,
Der da naht mit Wetterstreich:
Auferstanden von den Toten
Ist das heil'ge deutsche Reich.

In der deutschen Männer Herzen
Ward's erneut in Herrlichkeit,
Und in Heil und Todesschmerzen,
Soll's bestehn für alle Zeit.

Brausend kommt der Geist gefahren
Wie ein Sturm vom Himmelszelt,
Und Propheten gehn in Scharen
Und verkünden ihn der Welt.
Von der Ostsee Wogenbrande,
Von dem Traubenfels des Rheins
Rauscht das Wort zum Donaustrande:
Wir sind Brüder, wir sind eins.

Keiner, der dem Gruß entweiche,
Wohnt im großen deutschen Haus;
Unsre tausendjähr'ge Eiche
Schlägt in junge Sprossen aus.
Brüder, füllet die Pokale,
Prüft das Wunder froh am Herd,
Doch gegürtet steht am Mahle
Und in Myrten tragt das Schwert!

Nach Besiegung der Franzosen und Wiederaufrichtung des Kaiserthrones preist er den Hort und Hüter Bismarck, wehklagt beim meuchlerischen Anschlag auf den greisen Heldenkaiser Wilhelm, kämpft gegen den inneren Feind, weist auf Schäden und Gefahren hin in der ruhigen Entwickelung des geeinten Vaterlandes, warnt und wacht, ein treuer Eckhart.

Unter den Sprüchen und Tagebuchblättern finden sich die höchst charakteristischen Distichen, worin er sich selbst trefflich kennzeichnet, mit wohlberechtigtem Stolz:

Als er von Kaiser und Reich einst sang, wie habt ihr den Dichter,
Weil er gegen den Strom ruderte, häufig verlacht;
Aber es trog ihn nicht in der Brust die begeisterte Hoffnung,
Und nur herrlicher hat, was er geahnt, sich erfüllt.

Ein ähnliches Selbstbewußtsein beseelte bereits den jugendlichen Poeten, der den Leuten, die ihm das Singen verleiden wollten, zurief:

Was blühen soll, blüht dennoch fort!

Es ist nicht uninteressant, Geibel als Kritiker über seine eigenen Schöpfungen zu hören.

„Ich habe das zweifelhafte Glück gehabt," so äußerte er sich zu Heinrich von Treitschke im Januar 1872, „mit einer frühen Sammlung sehr jugendlicher Gedichte einen Erfolg zu erringen, der zu ihrem Wert in gar keinem Verhältnisse steht; was ich dagegen als Mann bei größerer Reife und unter ernster künstlerischer Arbeit geschaffen, das ist, wohl eben infolge der vorhergegangenen, für jeden Verständigen zu Tage liegenden Ueberschätzung, verhältnismäßig wenig in diejenigen Kreise gedrungen, bei denen ich am liebsten Anklang gefunden hätte."

Also dieselbe Klage, wie sie sich in den „Sprüchen" und „Als Epilog" poetisch ausgedrückt findet.

Eingehender schrieb Geibel einer befreundeten Frau im Jahre 1873: „Der erste Band enthält, trotz des außerordentlichen Glückes, das er beim Publikum gemacht, noch recht viel jugendlich Schwaches, und ich würde ihn, wenn ich ihn heute herauszugeben hätte, wohl auf die Hälfte beschränken. Die ‚Juniuslieder‘ sind schon um vieles reifer; sie stammen aus meinen frischesten und kräftigsten Jahren; mit besonderer Vorliebe hänge ich an den ‚Neuen Gedichten‘ und an den ‚Gedenkblättern,‘ vielleicht auch darum, weil die darin ausgesprochenen Gedanken und Stimmungen mich noch heute bewegen. Unter meinen dramatischen Arbeiten ist mir ‚Brunhild‘ die liebste; ich schrieb sie, um mich in schwerer Zeit an einem strengen Werke aufzurichten. ‚Sophonisbe‘ steht uns menschlich näher, ist farbenreicher ausgeführt, scheint mir aber an tragischer Macht zurückzubleiben". Sehr bezeichnend ist Geibels Ablehnung, mit Goethe als Lyriker zusammengestellt zu werden: „Ich bin anspruchsvoll genug, hinter keinem der lebenden Dichter zurückstehen zu wollen, aber das

ist eine Stelle, die mir nicht zukommt. Goethe stand als bahnbrechender Genius am Anfang einer glänzenden Epoche, in frischester Ursprünglichkeit und die verschiedensten Tonarten lediglich aus eigener Fülle schöpfend: ich bin der letzte einer langen Reihe bedeutender Lyriker, der, wenn auch bei eigentümlich gefärbter Individualität, doch nur die Töne seiner Vorgänger noch einmal in gediegenster und durchgebildetster Form zusammenfaßt. Zu unseren großen Meistern verhalte ich mich nicht anders, wie etwa Mendelssohn zu Mozart und Beethoven, und darf daher zufrieden sein, wenn mir gleich jenem nur dies und das gelungen ist, was auch neben und nach den Werken der Heroen ein unbefangenes Gemüt noch anzusprechen vermag."

Diesem Urteil, das von bemerkenswerter Unbefangenheit zeugt, dürfen wir im ganzen und großen beistimmen. In einem Distichon hat er den Gedanken ausgesprochen, daß, wo die Kritik aufhöre und der innere Schauer beginne, ein Markstein aufgerichtet wäre, welcher das Talent vom Genie trenne. Wir können dies an ihm selbst erproben. Der Dichter läßt uns kaum Zeit dazu übrig, an der Sonne die Sonnenflecke zu sehen; er reißt uns mit sich fort, wir werden nach den ersten Zeilen uns bewußt: das ist wahr empfunden. Bei wie vielen Pseudolyrikern ruft man schon nach der ersten Strophe, die meistens als Kriterium der Ursprünglichkeit gelten kann: das ist nicht echt!

Die Freude des Verstandes ist nicht die Freude des Herzens; man darf bei dem Herzen nicht das Herz vermissen. Niemals ertappt man Geibel bei einer solchen Schwäche. Deshalb ist er uns Deutschen so teuer, weil nicht ein Gran von Verlogenheit in ihm steckt, weil er die personifizierte Wahrheit ist. Wir haben goldene Worte in silbernen Schalen vor uns, wenn wir zu seinen Werken greifen. Er empfängt uns in brüderlicher Treue; und wenn wir seine gastliche Schwelle, bildlich gesprochen, verlassen, ist es uns, als habe er uns zum Abschied warm die Hand gedrückt. Nicht von jedem neueren Dichter des deutschen Sängerwaldes läßt sich das sagen, auch nicht von jedem älteren. Oft begegnet uns bei aller

Größe und Bewunderung derselben so etwas von Unnahbarkeit und verschlossener Thür; bei Geibel steht die Thür zum Eintritt in sein Daheim immer offen. Er ist naiv und kindlich wie Claudius. Und wenn er von Uhland in dem unvergleichlich schönen Nachruf aussagt, der Dichter von „Des Sängers Fluch“ wäre so rein wie Walther von der Vogelweide gewesen, ein Spiegel vaterländischer Sitte, ein Herold deutscher Ehren, dann muß man, nun sein Leben und Schaffen abgeschlossen vor uns liegt, mit vollem Recht dasselbe auch Geibel nachrühmen.

Bei ihm ist es uns stets, wenn wir uns in seine Lieder versenken, als ob die Mutter ihre Hand uns auf das Haupt gelegt habe. Von Herzen kann man mit ihm trauern und weinen, von Herzen mit ihm jubeln und fröhlich sein. Und giebt es in Deutschland ein Pfingstfest, an welchem nicht sein Lied erklingt: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus?“

Wo immer Geibel weilte, er hat die Stätten durch seine Anwesenheit in die unsichtbar-sichtbare Sphäre höherer Bedeutung gerückt, gleichsam verklärt. Wer würde Lübeck betreten, ohne an ihn zu denken? Wer dächte beim Eingang in den Eremitengarten des Weltweisen zu Sanssouci nicht an die ersten Worte in Geibels prachtvollem Gedicht: „Dies ist der Königspark!“ Wie oft nicht schon sind sie citiert worden von Menschen, die vor der hohen Terrasse standen und auf Friedrich des Großen „Sorgenfrei“ blickten, in dem er der Sorgen schwerste erdulden mußte!

Geibels Poesie hat bei aller Volkstümlichkeit etwas Vornehmes. In seinen Werken ist keine Zeile, die nicht ein Kind lesen könnte. Er ist von griechischer Heiterkeit, aber nie frivol. Er sagte manches, was sich von selbst versteht, zum erstenmal, mit melodischer Sprache, in denkbar schönster Form.

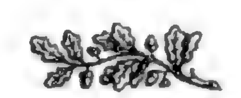
Seine Dichtungen sind ein weltliches Gesangbuch, das den Leser wieder gesund macht, wenn er sich an dem heutigen Geschmack, an den Naturalisten Ausgangs des neunzehnten Jahrhunderts den Magen verdorben hat.

Geibel wußte ebensowohl weiche wie kraftvolle Töne anzu-

schlagen; so vermochte er Mädchen und Frauen, Knaben und Männer in gleicher Weise zu rühren und zu entzücken, zu ergreifen und zu erschüttern. Von der Kriegslyrik der siebenziger Jahre wird sein Sedan-Hymnus stets lebendig bleiben; welch' ein Weltorgelsturm erbraust, wie fluten mit der Begeisterung eines Psalmisten die Worte dahin: „Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelsturm!" Hätte er nur dies einzige gewaltige Glöcknerlied gesungen, sein Name wäre schon unserer Bewunderung wert.

„Meinem Geschmack nach haben wenige gleich ihm es verstanden," so bekennt kein Geringerer als Kronprinz Friedrich Wilhelm, unser Kaiser Friedrich, „das Harren, die sehnliche Erwartung dessen, was 1870/71 uns brachte, in dichterische Weisen zu fassen; vollends aber gebührt ihm der Ruhm, als echter Herold des Reiches die Wiederherstellung desselben und des Kaisertums würdig besungen zu haben. Geibels Dichtungen waren stets meine Begleiter."

Ja, als sicheren Besitz empfinden wir diesen Musenschatz, von den Gedichten erster Periode an bis auf den Nachlaßband. Geibels ganze Erscheinung, sein poetisches Gestaltungsvermögen, sittlicher Wert, seine tiefe Religiosität, sein patriotisches Feuer und politischer Seherblick bleiben unsterblich und wirken erhebend, belebend, tröstend, veredelnd und mahnend fort von Geschlecht zu Geschlecht. Rosen streuen dem Sänger der Liebe Deutschlands Mädchen, die Männer Eichenkronen dem Herold des Reiches: Emanuel Geibel.



Berlin 25ten April 1884

Mein lieber Gaedertz

Den [illegible] an wel-
chem Sie Berlin verließen
sind mir Ihre Absicht, durch
einen freundlichen Brief
mitzutheilen, zur [illegible]

Aus: Gaedertz, Emanuel Geibel. Leipzig, Georg Wigand.

besten Wünsche für einen guten
Erfolg Ihrer Arbeiten [illegible]
[illegible]

Ihr

aufrichtig wohlgeneigter

Friedrich Wilhelm [illegible]

Von **Dr. Karl Theodor Gaedertz** erschienen ferner und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Eigene Werke.

Goethes Minchen. Mit dem bisher unbekannten Porträt von Wilhelmine Herzlieb. 2. Aufl. Brosch. 3 M., geb. 4 M. 20 Pf.

Goethe und Maler Kolbe. Eine kunsthistorische Skizze. Brosch. 1. M.

Zur Kenntnis der altenglischen Bühne nebst anderen Beiträgen zur Shakespeare-Litteratur. Mit Abbildungen. Brosch. 2 M. 40. Pf.

Archivalische Nachrichten über die Theaterzustände von Hildesheim, Lübeck und Lüneburg im 16. u. 17. Jahrhundert. Brosch. 4 M.

Briefwechsel von Jakob Grimm und Hoffmann-Fallersleben mit **Hendrik van Wyn.** Brosch. 1 M. 80 Pf.

Friedrich der Große und General Chasot. Brosch. 2 M.

Abwehr betr. Friedrich der Große und Chasot. Brosch. 50 Pf.

Gabriel Rollenhagen. Sein Leben und seine Werke. Brosch. 2 M. 80 Pf.

Gebrüder Stern und Ristens Depositionsspiel. Brosch. 2 M. 50 Pf.

Eine Komödie. Plattdeutsches Singspiel. Mit Musikbeilagen. 2. Aufl. Brosch. 1 M. 50 Pf., geb. 2 M. 40 Pf.

Das niederdeutsche Schauspiel. Bd. I: Das niederdeutsche Drama bis zur Franzosenzeit. II. Die plattdeutsche Komödie im 19. Jahrhundert. 2. Aufl. Brosch. 8 M.

Julklapp! Leeder un Läuschen. 2. Aufl. Brosch. 3 M., geb. 4 M.

Fritz Reuter-Galerie. Mit Bildern von Beckmann. 2. Aufl. Geb. 20 M.

Fritz Reuter-Reliquien. Brosch. 3 M., geb. 4 M.

Fritz Reuter-Studien. Brosch. 3 M., geb. 4 M.

Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Mit drei Selbstporträts Reuters, einem Farbendruck „Entspekter Bräsig", sowie zahlreichen Skizzen, Bildnissen, Ansichten und Faksimiles, meist nach Originalen von Ludwig Pietsch, Theodor Schloepke und Fritz Reuter. (Im Ganzen ca. 150 Bilder auf 100 Tafeln.) 2 Bände. Teil I 2. Aufl. Teil II eben erschienen. Jeder Band brosch. 3 M., geb. 4 M.

Uebersetzungen.

Die Horatier, Tragödie von Corneille. Brosch. 20 Pf.

Esther, Tragödie von Racine. Brosch. 20 Pf.

Britannicus, Tragödie von Racine. Brosch. 20 Pf.

Washington Irvings Skizzenbuch. Mit Biographie und Anmerkungen. Geb. 1 M. 20 Pf.

Ausgaben.

Harten Leina. Plattdeutscher Roman von Heinrich Burmester. Mit Einleitung. 2 Bände. Brosch. 6 M., geb. 8 M.

Lustig un trurig. Plattdeutsche Gedichte von Georg Berling. Neue Aufl. Brosch. 1 M. 80 Pf., geb. 2 M. 40 Pf.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Marie von Moltke.

Ein Lebens- und Charakterbild von F. v. B.

Mit einem Porträt in Heliogravüre.

Preis eleg. geb. 3 Mk.

Ein für weitere Kreise bestimmtes und geeignetes Lebensbild der vor 25 Jahren am Weihnachtsabend heimgegangenen, von ihrem Gemahl innig-geliebten und unvergessenen Gattin des großen Feldmarschalls Moltke fehlte bisher in der Litteratur. In durchaus würdiger und sinniger Weise ist diese Lücke nunmehr ausgefüllt. Der Verfasser, durch nahe verwandtschaftliche Beziehungen dazu in den Stand gesetzt, konnte aus dem Vollen schöpfen und aus persönlicher Kenntnis und eigener Anschauung urteilen. Mit lebendiger Frische und warmer Empfindung schildert er das innere und äußere Werden des herrlichen Weibes, das innige Miteinander- und Ineinanderleben der gleichgesinnten Gatten, die Zartheit und Tiefe ihres Seelenlebens. Er weiß die liebenswürdige edle Gesamtpersönlichkeit der Frühgeschiedenen so scharf und treu zu zeichnen, daß sie wie lebendig vor uns steht, obwohl die Farben durch den milden Schein der Erinnerung leise abgetönt sind. Einige beigegebenene Briefe des Feldmarschalls und zwei recht hübsche Gedichte seiner Gattin lassen einen tiefen Blick thun in die wahrhaft erwärmende Herzlichkeit ihres Gemeinschaftslebens. Das Buch gehört in seiner schlicht-vornehmen Ausstattung zu denen, die man auf den ersten Blick liebgewinnt. Je tiefer man sich aber hineinliest, desto mehr wächst es ans Herz. Die Heliogravüre der lieblichen Frau, die das Buch schmückt, ist vortrefflich.

Dr. G. Oe.
im Oktober 1893.

Fürst Bismarck.

Eine historische Biographie

von

Charles Lowe.

Autorisierte Uebersetzung von Dr. E. A. Witte.

Geheftet: 4 Mk. 50 Pf. Gebunden: 5 Mk. 50 Pf.

Von den zahlreichen, durchweg anerkennenden Besprechungen über das Buch seien nur nachstehende hervorgehoben.

Das **litterarische Centralblatt** 1894 Nr. 38 beginnt eine längere Würdigung mit den Worten:

„Vortrefflich wie das Bild, das es ziert. Eine knappe Darstellung, aber mit glücklicher Auswahl, ruhigem Urteil und jener echt historischen Stimmung, die sich mit der Größe des Gegenstandes erfüllt, aber nicht in Ueberschwenglichkeiten verliert . . . .“

In **Seemann's litterar. Jahresbericht** 1894 heißt es:

„Von sonstigen Erscheinungen auf dem Gebiete der immer mächtiger anschwellenden Bismarcklitteratur verdient zuerst die köstliche Monographie von Charles Lowe, Fürst Bismarck, übersetzt von Dr. E. Alb. Witte, Erwähnung. ‚So endigte die amtliche Laufbahn Bismarcks, deren herrliche unvergängliche Ergebnisse immer der Gegenstand der Bewunderung bleiben werden, wenn die Erinnerung an unbedeutende, persönliche Schwächen, die immer mit den höchsten Formen menschlicher Größe verbunden sind, verschwunden sein werden, und diese größte Figur der modernen Zeit sich in dem mildernden und verklärenden Licht der Geschichte in ihrem wahren Verhältnis abheben wird‘ — das ist der Ton, auf welchen diese meisterhafte Biographie gestimmt ist.“

Westermanns Monatshefte 1895, März, vergleichen das Buch hinsichtlich seines Wertes mit Lewes Goethes Leben und meinen, Lowes Arbeit müßte solange als die beste betrachtet werden, als nicht ein deutscher Autor unter Benutzung neuen Materials den Engländer durch geistvolle Anschauung überbiete.